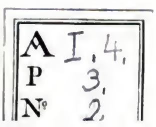



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


A I, 4,
P 3,
N° 2,

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

8. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1849.

Inhalt.

Preußische Briefe.

Fünfter Brief.

Berlin, den 23. März 1849.

Die erste Kammer.

Das Gebäude, in welchem die erste Kammer ihre Sitzungen hält, ist das Miniaturbild der zweiten. Der eigentliche Raum ist halb so groß, dem Zahlenverhältniß der beiden Kammern entsprechend, und so sind auch die Tribunen. Dennoch stehen aus leicht begreiflichen Gründen die Einlaßkarten für die erste Kammer bedeutend niedriger im Cours, bei welcher Gelegenheit ich indeß die frivole Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß hier die Tribunen reicher sind an schönen Frauen. Was Gott mit der einen Hand nimmt, gibt er mit der andern wieder. Die Kleinheit des Locals macht eine sehr elegante Einrichtung möglich: das Licht fällt nämlich ganz von Oben durch eine Glasdecke hinein.

Die meisten Reden beginnen mit der Versicherung, man finde sich hier eben so gut in einer Volkskammer, als an einem andern Orte. Qui s'excuse, s'accuse. Es glaubt keiner recht daran, und die Minister selbst, obgleich sie ziemlich alle Mitglieder der Kammer sind, und obgleich es in ihrem Interesse liegt, auf dies Institut das möglichste Gewicht zu legen, zeigen bei jeder Gelegenheit unwillkürlich, daß ihnen die diesseitigen Verhandlungen weniger bedeutend sind.

Die erste Kammer ist keine Volkskammer, darüber ist gar kein Streit möglich. Ich würde darauf nicht so viel geben, daß durch den Census die Zahl der Urwähler ziemlich beschränkt ist; aber auch die Selbstständigkeit dieser Urwähler ist eine prekäre, das hat sich bei den Nachwahlen gezeigt, wo man nach Belieben diesen oder jenen Minister und hohen Staatsbeamten, der anderwärts kein Unterkommen gefunden hatte, einschob. Die Kammer kann ihrem Zweck, die conservative Sache zu stützen, nicht entsprechen, denn sie wird weder von der Meinung getragen, noch hat sie Kraft und Bedeutung in sich selbst, trotz der vielen Notabilitäten, die in ihr sitzen: ihr Urtheil im Einzelnen wird man respectiren, aber als Ganzes haben sie kein Schick. Es ist hier der Ort, einmal wieder einen Blick auf das Zweikammersystem zu werfen. Wir haben es schon einige Male gethan, da man aber noch in keinem der deutschen Staaten auf das allein ver-

nünftige System gekommen ist, und da übrigens unsere ganze constitutionelle Entwickelung noch im Werden ist, so ist ein verständiges Wort darüber nicht verloren, auch wenn es eine Wiederholung enthält.

Ich erlaube mir, eine Bemerkung vorauszuschicken. In England, wenn die beiden Häuser in einer Lebensfrage verschiedner Ansicht sind, und man sich durch Auflösung und Neuwahl der zweiten überzeugt hat, daß sie wirklich die Stimme des Volks vertritt, so gibt das Oberhaus entweder freiwillig nach, oder man zwingt es dazu, indem die Regierung droht, erforderlichen Falls so viel neue Pairs zu creiren, daß die Ansicht des Unterhauses durchgeht. Bei uns dagegen geht man von der Fiction zweier Volkskammern aus, auf deren Zusammensetzung der Regierung kein Einfluß zustehn soll. Gesetzt nun, in einer Lebensfrage — also z. B. in Beziehung auf das Steuersystem — differiren beide Häuser; man löst sie einmal auf, zweimal, dreimal; die Differenz bleibt — ein Fall, dessen Möglichkeit doch Jeder zugeben wird, namentlich so lange die erste Kammer zum großen Theil aus dem höhern Grundbesitz, der Bureaukratie und dem reichen Bürgerstand zusammengesetzt ist — so frage ich, was soll nun geschehn? Gesetzt, die Krone überträgt der bisherigen Opposition die Verwaltung, Hansemann, Rodbertus oder Waldeck — sie kann ja nichts durchsetzen, so lange das Oberhaus in seinem Widerstand beharrt. Es ist freilich möglich, daß äußere Gründe es zum Nachgeben treiben, aber von einer im Gesetz vorgesehenen Ausgleichung ist keine Rede. Und wenn wir nun den neuen Staat gründen, dessen einheitliche Entwickelung voraussichtlich auf Illusionen beruht?

Das Zweikammersystem hat seinen natürlichen Ursprung entweder in dem Bestehen einer mächtigen und selbstständigen Aristokratie, oder in der föderativen Einrichtung des Staats. Das erste ist der Fall in England, das zweite in Amerika. In der Herrencurie des vereinigten Landtags hat die Krone das erstere System zu verfolgen gesucht; sie nahm die mediatisirten Fürsten und die Standesherren in dieselbe auf, vielleicht mit der leisen Hoffnung, für künftige Mediatisirungen einen angemessenen Ersatz in der edlen Körperschaft der preußischen Aristokratie zu bieten. Der Versuch scheiterte aus zwei Gründen. Einmal ist der Geist des preußischen Volkes, so wie seine geschichtliche Entwickelung entschieden demokratisch; er erträgt wohl sociale Vorzüge, aber keine Exclusivität. Sodann hatte unser hohe Adel keine politische Berechtigung. Er hatte bis dahin dem preußischen Staatsleben fern gestanden; er war kosmopolitisch, deutsch oder was man will, aber er gehörte nicht organisch zum wirklichen Staat. Der englische Lord ist mit tausend Fasern in die Realität des Staatslebens verwachsen; seine Reisen ins Ausland sind nur Episoden. Mit seiner Betheiligung am Staatsleben erlangt er auch die höhere politische Bildung, von der bei unserer Aristokratie keine Rede war. Einen wie kläglichen Eindruck machten damals die Verhandlungen des improvisirten Oberhauses, wenn man sie mit denen der Dreiständecurie ver-

gleicht — die drei oder vier Männer ausgenommen, die staatsmännische Bildung hatten, nicht weil, sondern obgleich.

Dem Entwurf der Constituante unter dem Ministerium Auerswald schwebte das Föderativsystem vor. Die erste Kammer sollte aus den Vertretern der Provinzen und Bezirke bestehn. Es war das eigentlich ein bloßes Aushilfmittel, weil man keine andere Modalität des Zweikammersystems fand, und das Zweikammersystem einmal wollte, um der möglichen Leidenschaftlichkeit einer einzigen souveränen Kammer Schranken zu setzen. Daß aber alle wesentlichen Bedingungen einer föderativen Verfassung, namentlich die politische Selbstständigkeit der einzelnen Bezirke, fehlten, darf ich wohl kaum in Erinnerung bringen.

Die Nothwendigkeit, übereilten Entschließungen einen Damm zu setzen, und der Krone diese sehr mißliche Verpflichtung so viel als irgend möglich zu ersparen, unterliegt keinem Zweifel. Aber wenn in der ersten Kammer das Gefühl eine eben so große Rolle spielt, als in der zweiten, wenn man sich hier in eben der Sphäre unmittelbarer Stimmungen, Wünsche und Vorstellungen bewegt, so haben wir nichts weiter, als ein Spiel entgegengesetzter Kräfte der nämlichen Gattung, und von einer Bürgschaft, daß in zweiter Instanz das Urtheil politisch correcter ausfallen werde, ist keine Rede. Weder das höhere Alter, noch der größere Reichthum geben eine solche Garantie. Man vergleiche unbefangen die Sitzungen beider Kammern, und frage sich, in welcher über die verwickelten Fragen des Rechts- und Staatsleben vorurtheilsfreier und gründlicher verhandelt wird. In der einen läßt man seinen Sympathien freien Zug wie in der andern, nur nach verschiedenen Seiten hin; es fehlt überall die technische Sicherheit, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf. Diese Sicherheit gibt nur die Erfahrung aus bestimmten Lebenskreisen; ein noch so eingeschulter Bureaukrat, wenn er sich als Mensch, als Volksvertreter oder dergleichen gerirt, wird eben solche Sprünge machen, als der Student, der noch frisch und übermüthig ins Leben greift.

Wenn die erste Kammer ihren Beruf erfüllen soll, so muß sie ein bestimmt vorgezeichnetes Geschäft haben. Sie muß eine technische Commission zur Revision der von der zweiten Kammer ausgehenden Gesetzentwürfe sein; ein Staatsrath, um die historische Form beizubehalten. In dem Stadium der Geheimeräthe durfte die Krone diese Commission nach eignem Ermessen zusammensetzen, in unserm neuen öffentlichen Leben dagegen muß sie eine solidere Grundlage haben. Sie muß in sich vereinigen, was bestimmte politische Bildung in selbstständig abgeschloßnen Kreisen erworben hat. Der ritterschaftliche und bäuerliche Grundbesitz hat sich in seinen Creditinstituten, der Kaufmannsstand in den Handelskammern zusammengeschlossen; das bürgerliche Interesse ist in den Städteordnungen vertreten, die Gewerbe werden folgen. Nehmen wir dazu die Domänen-Verwaltung, die Gerichte, denen man ein sehr eigenthümliches Leben nicht absprechen wird, und den Stab

der Armee, so haben wir ziemlich alle Sphären des unmittelbaren politischen Verstandes zusammen.

Ein solcher Staatsrath ist keine Volksvertretung und soll sie auch nicht vorstellen; darum kann er mit der Volksvertretung auch nicht gleiche Rechte haben. Wenn wir aber für jedes Gesetz, das in der zweiten Kammer berathen wird, nach der Analogie Englands eine dreimalige Lesung bestimmen, und dem Staatsrath die Aufgabe stellen, zweimal diese Entwürfe zu revidiren, nach Maßgabe der ihm geschäftlich näher bekannten materiellen Vorlagen; wenn wir ferner die Verwaltungsmaßregeln, die der ständischen Controle unterliegen, in beiden Häusern zur Berathung bringen, so ist eine ebenso segensreiche als neidlose Stellung des Staatsraths die unmittelbare Folge; seine Gründe werden in den meisten Fällen entscheidend wirken, und von einem Competenzconflict ist keine Rede.

Wie die Sachen jetzt stehn, läßt sich freilich voraussetzen, daß ein solcher Vorschlag von beiden Parteien verworfen werden würde. Wir kehren zu der Realität zurück.

Die Kammer besteht aus drei Hauptbestandtheilen; dem großen Grundbesitz, dem Beamtenthum und der Bourgeoisie. Die specifisch sogenannte Intelligenz ist wenig vertreten, eine Professorenversammlung, wie man die Paulskirche bezeichnet hat, wird man diese Kammer nicht nennen können. Es sind fünf ganze oder halbe Geistliche vorhanden, darunter der Consistorialrath Nitsch, dem eine eigne Charakteristik bestimmt ist, und vier Professoren (Dahlmann zähle ich nicht mit, weil sein Erscheinen überhaupt fraglich ist): Walter, Baumstark, Rosenkranz und Stahl. Von den beiden ersten, welche der alten Constituante angehörten, haben Sie schon Portraits; Rosenkranz und Stahl, wohl die bedeutendsten Redner der Versammlung, sind in ihrem parlamentarischen Leben noch jung. Ich werde sie am besten schildern, wenn ich eine der Sitzungen herausgreife, in denen der für diese Kammer wichtigste Gegenstand verhandelt wurde, die deutsche Frage. In ihr sollte sich das alte Preußen, als dessen Vertreter man sie anzusehn doch einmal geneigt ist, über eine neue Phase der Geschichte aussprechen.

Das einzige wesentliche Amendement, welches zu dem Commissionsentwurf gestellt war, rührte vom Major Vincke her, dem Bruder oder Vetter des berühmten Freiherrn. Es unterschied sich dadurch, daß es einerseits die Idee von Deutschlands Einheit mit größerer Wärme auffaßte, und außerdem bestimmter auf die nicht in der Thronrede, wohl aber in den preußischen Noten ausgesprochene Ansicht von dem engern Bundesstaat unter Preußens Hegemonie einging. Einen Tag vorher hatte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Arnim, der Kammer die telegraphische Depesche über den Welcker'schen Antrag mitgetheilt, und man war im ersten Eifer der Ansicht gewesen, die Berathung über diesen Paragraphen der Adresse müsse ausgesetzt bleiben, bis man nähere Nachricht aus Frankfurt erhalten. Man ging nunmehr davon ab, der Präsident der Kammer,

Hr. v. Auerswald, erklärte, die Würde der Kammer erfordere es, den Schein einer Abhängigkeit von einer fremdartigen Einwirkung zu vermeiden, und die Debatte wurde fortgesetzt.

Es fällt mir ein, daß es Ihnen bei diesen Berichten vorzüglich auf Schilderung der Persönlichkeiten ankommt. Rudolf v. Auerswald ist der zweite der drei Brüder, welche in der neuesten constitutionellen Entwickelung Preußens eine so bedeutende Rolle gespielt haben. Der Vater war Oberpräsident von Preußen vor Schön, die Söhne gehörten zum liberalen Adel der Provinz, und dominirten in den Provinciallandtagen und den übrigen ständischen Einrichtungen. Der älteste, Hans, war General, und fiel als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung mit Lichnowski gemeinsam unter den Streichen der republikanischen Meuchelmörder. Rudolf ging in die Verwaltung; er wurde als noch ziemlich junger Mann zum Oberbürgermeister von Königsberg erwählt, dann Regierungspräsident in Trier; unter Camphausen erhielt er das Oberpräsidium von Preußen, und wurde nach dem Fall dieses Ministeriums mit der Bildung eines neuen beauftragt, welches er mit dem Wunsche einleitete, man möge auf seinem Grabstein lesen: Er lebte im Jahr 1848 und war ein Sohn seiner Zeit. Der jüngste Bruder, Alfred, Generallandschaftsrath in Plauthen, commandirte die preußischen Deputirten auf dem Centrallandtag mit ziemlich absoluter Machtvollkommenheit, und spielte im Uebrigen stets die Rolle eines Vermittlers, auch wo es sich um Gegensätze handelte, die einander ausschlossen. Er ist gegenwärtig Vicepräsident der zweiten Kammer.

Rudolf von Auerswald ist ein schlanker, stattlicher Mann, mit feinem aristokratischem Gesicht, der im Ruf steht, unter all den liberalen Edelleuten der alten dynastischen Opposition am meisten courfähig zu sein. Er sieht wie ein Gentleman aus, und behauptet sich in seinem Präsidentenstuhl, im blauen Frack mit gelben Knöpfen, mit vielem Anstand. Die erste Kammer gibt dem Präsidenten freilich keine besondere Gelegenheit, einen übermäßigen Aufwand von Kraftfülle zu entwickeln, doch bin ich geneigt, ihn seiner Haltung wegen dem Präsidenten der zweiten Kammer, Herrn Oberbürgermeister Grabow aus Prenzlow sehr wesentlich vorzuziehn. Woher dieser Mann in der vorigen Constituante seinen Ruf als Präsident erlangt hat, kann ich in der That nicht begreifen. Für die zweite Kammer, deren leidenschaftliche Erregtheit mit der in der Paulskirche wetteifert, müßte ein Mann an der Spitze stehn, dessen Gestalt, Stimme, Auge, dessen Ernst und Würde imposant genug wären, in jedem Augenblick der anschwellenden Brandung Halt zu gebieten: ein Gagern, der nöthigenfalls wie ein Jupiter die Augenbrauen zusammenzieht, oder wenn man prosaischer sein will, der wie ein gefürchteter Schulmonarch zuweilen die Ruthe in die Hand zu nehmen versteht. Grabow ist stets der freundliche, wohlwollende, bescheidne, etwas unbedeutende Mann, der wenn er Jemand wegen unparlamentarischen Betragens zur Ordnung verweist, in seinen Mienen hinzuzusetzen scheint: aber bitte, nehmen Sie es mir ja nicht übel! Was

soll dieses sanfte Regiment in einer so störrigen, trotzköpfigen Versammlung! In der letzten Sitzung wurde er, sehr wider seinen Willen, zu unausgesetzten Ordnungsrufen veranlaßt; es ging wie ein Kreuzfeuer, nach rechts und links, aber es zündete nicht. Zuerst meinte Herr v. Kirchmann, die Tugenden der Minister wären nichts als glänzende Laster. Der Ministerpräsident, der in diesen Dingen wie seine übrigen Collegen, eine sehr übelangebrachte Empfindlichkeit zeigt — was müssen die englischen Minister alles mit anhören! — verlangte den Schutz des Präsidenten gegen persönliche Angriffe. Grabow ließ sich zum schüchternen Ordnungsruf bestimmen. Darauf erfolgte ein fürchterliches Geschrei von Seiten der Linken, worauf Bismark-Schönhausen — dem ich beiläufig die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, daß er in der letzten Zeit mit nicht immer parlamentarischen, aber köstlichen Impromptus um sich geworfen hat — von „Grobheiten" sprach, die sich die Minister nicht gefallen lassen dürften; wieder Ordnungsruf gegen Bismark-Schönhausen, und so geht es eine Weile fort, bis endlich Vincke gegen Jung, seinen früheren Herausforderer und jetzigen Collegen, der ihn eben angegriffen hatte, sich die Bemerkung erlaubt, er solle vor den Cavallerieofficieren, über die er sich mit großer Rührung beschwert hatte, keine Besorgniß hegen, sie würden die Freiheit in seiner Person ehren; zur Ordnung! brüllt die Linke; der Präsident meint, er müsse doch abwarten, wie der Redner fortfahren würde, ehe er sich erlauben könnte, seine Meinung darüber abzugeben; ach nein! erwidert Vincke, geben Sie dieselbe nur gleich ab! Und nun spricht Grabow seine Mißbilligung aus, worauf der Redner ruhig fortfährt. — Kann eine solche Art des Regiments einen moralischen Eindruck machen?

Doch zurück zur Sache, zur deutschen Frage in der ersten Kammer.

Der erste Redner war Conrad Graf Dyhrn, in der alten Herrencurie ein Held der liberalen Opposition, die, wenn ich nicht irre, aus sechs Personen bestand. Der edle Graf ist der fetteste Mann in der Versammlung, aber noch behende und von patriotischer Wärme beseelt. Er sprach langsam, stockend, aber nachdrücklich. Daß von den Freiheitskriegen, der Ehre Preußens, der wissenschaftlichen Cultur des deutschen Volks, dessen Biederkeit, den Vorzügen einer einheitlichen Regierung u. s. w. die Rede sein würde, sah ich voraus; als der Redner aber auch auf das Herz Europas zu sprechen kam, von dessen Gesundheit und Stärke die des übrigen Welttheils abhängig sei, gerieth ich doch etwas außer Fassung. Diese Rede, in der jede Sylbe vaterländische Begeisterung athmete, in der ich aber sonst keinen Inhalt fand, als daß Preußen keine Schuld daran habe, daß nicht das gesammte Deutschland zu freiem Reich vereinigt wurde, sondern Jemand anders, dem Gott vergeben möge, wurde von beiden Seiten des Hauses durch fortdauernde Acclamationen begrüßt. Nur auf der diplomatischen Tribüne bemerkte ich Anwandlungen von Verdruß und ironischem Lächeln. Als der Redner geschlossen, stürmten seine Freunde auf ihn zu, ihm anerkennend die Hand

zu schütteln. — Wie ich später gehört habe, soll die Rede weniger auf die Kammern, als auf den König berechnet gewesen sein, der in seinem Gewissen noch immer schwankt, ob er auch ohne Oestreich den Pfad der Einigung Deutschlands betreten darf. Wie dem auch sei, von einem Mitglied der ersten Kammer wären mir doch Gründe angenehmer gewesen, als Appellationen, als diese beständigen, unbestimmten Appellationen an das Gefühl.

Der zweite Redner war der Oberregierungsrath Triest, ein kleiner, behender Mann; der mit großer Lebhaftigkeit und der Regelmäßigkeit eines Perpendikels den Kopf von links nach rechts, von rechts nach links warf. Er sprach schnell, mit angestrengter aber dürrer Stimme, von der Wichtigkeit der Sache, seiner Freude, über eine so wichtige Sache zu reden u. s. w., eine Bank nach der andern wurde leer; ich konnte den Worten nicht folgen, ich beobachtete nur mit Staunen das Spiel seiner Gesichtsfalten, die in tausend mäandrischen Krümmungen durch einander vibrirten und die immer wachsende Schnelligkeit seiner perpendikularischen Schwingungen. Als er etwa eine Stunde gesprochen, hielt er einen Augenblick inne und sagte dann: „nach dieser allgemeinen Einleitung“ — Ein tiefer Stoßseufzer entfuhr der Brust der wenigen Deputirten, die noch zugegen waren, aber der Schluß ließ nicht lange auf sich warten.

Ihm folgte Karl Rosenkranz, Hegelianer, Professor der Philosophie in Königsberg, zu Auerswald's Zeit vortragender Rath im Cultusministerium. Ein hagerer Mann mit der angemessenen Professorenhaltung und geistvollem Gesicht; in den acht Jahren, daß ich ihn nicht gesehen habe, ist er doch bedeutend gealtert; er kann höchstens 41—42 Jahre alt sein, aber er sieht älter aus. Er bewegt sich auf der Rednerbühne mit derselben Ungenirtheit wie auf dem Katheder, und spricht leicht, fließend und anziehend. Man hört ihm an, daß er frei spricht, die meisten übrigen Redner machen den Eindruck des Prävarirten. Ueber den §. 1. der Adresse — die Anerkennung der octroyirten Verfassung — hatte er einen trefflichen Vortrag gehalten; was er hier sprach, genügte mir nicht. Während die beiden vorigen Redner über der Masse von Gefühlen, Betrachtungen und historischen Reminiscenzen, die sie überströmten, die Sache, um die es sich eigentlich handelte, aus den Augen verloren, hielt sich Rosenkranz mit allzu formeller Energie lediglich an die Sache, d. h. die Fassung der Adresse, und machte den Eindruck, als handle es hier sich blos um einen stylistischen Controvers. Er kam mir vor, wie ein Professor, der den in's Gefühlsgenre verirrten Bureaukraten zeigen will, wie man staatsmännisch spricht. Daß er Oestreich gegen die Angriffe des ersten Redners vom Gesichtspunkt historischer Nothwendigkeit aus in Schutz nahm, war recht und billig; nur ging die Rechtfertigung nicht tief genug auf die Sache ein, und die Versicherung, daß die Podolischen Ochsen, die Lombardische Seide, die Cremnitzer Dukaten und die ungarischen Zigeuner ein organisches Ganze bildeten, hatte doch einen mehr belletristischen als politischen

Anstrich. Zuletzt sprach er aus, daß Preußen den Beruf habe, die socialen Fragen mit den politischen gemeinsam zu behandeln und dadurch den übrigen Staaten voranzugehen.

Auf Rosenkranz folgte Vincke zur Vertheidigung seines Amendements. Ein feiner, schlanker Mann, von mehr diplomatischem als militärischem Anstrich. Seine Rede verrieth Bildung und Geist; er ging näher darauf ein, was wir schon so viel gepredigt haben, daß in der ganzen deutschen Geschichte eine Trennung des alten heiligen Römischen Reichs, und das Aufblühen eines neuen lebensvollen Staatswesens im Norden bedingt sei; daß also die historische Nothwendigkeit Preußen die Rolle zuweise, von welcher es sich durch romantische Pietät nicht zurückschrecken lassen dürfe. Dieses und andere interessante Gesichtspunkte gingen aber verloren durch den Mangel an eigenthümlichem Rednertalent; die ganze Weise des Vortrags war zu weich, zu fließend, zu wenig prägnant. Der Redner muß entweder durch logische Energie zwingen oder durch geistige Sprühfunken unterhalten, sonst wird man zerstreut.

Geheimrath Dr. Brüggemann, ein Mann von festem Knochenbau, sehr großem Mund und biederer, tonreicher und ungelenker Stimme, hielt sich als Katholik für berufen, gegen die Einmischung confessioneller Rücksichten in eine lediglich nationale Frage, wie es in Frankfurt geschehn, zu protestiren. Er wiederholte diesen Protest mehrmals, in verschiedenen Wendungen und erregte dadurch großen Beifall.

Es folgt v. Forkenbeck, Präsident des Glogauer Oberlandesgerichts, in der ersten Kammer Chef der äußersten Linken. Eine untersetzte Figur, in deren starkem Gesicht die Neigung, bei jeder Gelegenheit auf eine gelinde Weise zu räsonniren, deutlich ausgesprochen ist. Er hatte zuerst ein eigenes Amendement gestellt, nahm dasselbe zu Gunsten des Vink'schen zurück, stellte darauf wieder ein neues, und nahm es wieder zurück. Mit großer Lebhaftigkeit nahm er in einer so wichtigen Frage, der kalten Deduction des Professor Rosenkranz gegenüber, für die Adresse das Recht in Anspruch, gefühl- und gesinnungsvoll zu sein. Er erklärte übrigens, daß in dieser allgemeinen Frage alle Parteien Hand in Hand gehen müßten. Was es übrigens mit der äußersten Linken in dieser Kammer für eine Bewandniß hat, davon später.

Der Glanzpunkt der Sitzung war die Rede des Professor und Geheimrath Stahl, des Sprechers der äußersten Rechten. Ein kleiner, schwächlicher Mann, mit gelbem, aber distinguirtem Gesicht, schwarzem Haar und dunkeln brennenden Augen; etwas jüdischem Anstrich. Seine Rede ist nicht eigentlich musterhaft; er muß die Deutlichkeit durch Anstrengung erreichen, weil ihm die Zähne fehlen, und es fehlt ihm der natürliche logische Fluß, weil jeder Satz mit einer gewissen zornigen Hastigkeit ausgestoßen wird. Aber die Rede ist durchsichtig, scharf, herausfordernd und um so effectvoller, je paradoxer sie aussieht. Stahl — der

übrigens, was bei dieser Partei von Wichtigkeit ist, die Unmöglichkeit anerkannten? nach den neuesten Ereignissen an einen engeren Bund mit Oestreich zu denken — griff das Frankfurter Project aus zwei Gründen an; in materieller Hinsicht, weil es die einzelnen Fürsten zu erblichen Präfecten herabsetzt, indem es ihnen die Theilnahme an der Gesetzgebung entzieht; im Formalen, weil es für die Entscheidungen der Nationalversammlung diejenige Souveränität in Anspruch nimmt, die nur den Fürsten zukäme. Dies gab dem Redner Veranlassung, sich mit leidenschaftlicher Bitterkeit gegen den Begriff der Volkssouveränität überhaupt auszusprechen, durch welchen, ganz wider die Natur, der Staat von Unten aufgebaut werden sollte. Ein anhaltendes Zischen von der Linken begleitete jeden Satz dieser Rede und wurde durch ein eben so lebhaftes Bravo von der entgegengesetzten Seite erwidert.

Nach Beendigung dieser Rede fand sich Professor Baumstark aus Greifswald veranlaßt, von seinem Standpunkt aus zu repliciren. Nachdem ich diesen Mann gehört habe, der während der ganzen vorigen Session die rechte Seite geführt, bin ich geneigt, den Radicalen Vieles zu verzeihen. Wie vollständig, gründlich und schwammig sieht er schon aus! Die Sätze verfließen so einfach, harmlos, so dünn und dabei so regelmäßig! Er versicherte, er könne die Stahlschen Ansichten ganz und gar nicht loben, er habe vielmehr ganz andere. — Donnerndes Bravo von der Linken. — Er halte sehr viel von der Volkssouveränität — donnerndes Bravo — obgleich er gegen die Uebertreibungen derselben entschieden sich aussprechen müsse. Er glaube an die sittliche Kraft des Volks — Bravo — und sei für die constitutionelle Monarchie — Bravo — die sich auf sittliche Interessen stütze. Die Nationalversammlung habe zwei Füße: mit dem einen stehe sie auf der sittlichen Kraft des Volkes, mit dem andern auf dem Sittlichkeitsgefühl der Fürsten. Und die sittliche Kraft und das Sittlichkeitsgefühl zu schwächen, das scheine ihm ein Verrath. So ungefähr ging es weiter; von der sittlichen Befriedigung, welche diese Rede erregt, haben Sie keinen Begriff. Vor Allen bewunderte ich den ehemaligen Minister Grafen Schwerin, der auf einer der Zuhörer-Tribunen saß. Sein dickes, gutmüthiges Gesicht leuchtete vor inniger Verklärung; bei jedem neuen Sittlichkeits-Stichwort schlug er auf das Pult, und sah um sich als wollte er sagen: das ist ein Mann! der hat's ihm gut gegeben.

Nach Baumstarks Abtritt stürmte eins der Häupter der äußersten Linken, Oberlandesgerichtsrath Maurach aus Insterburg, auf die Tribüne. Nicht mit sittlicher Würde, wie Baumstark, sondern mit dem Ingrimm eines inspirirten Gemüths. Er versicherte, daß nur die im Vorparlament sich aussprechende Volkssouveränität Deutschland gerettet habe. Die Versammlung hatte des Unerhörten bereits so viel über sich ergehen lassen, daß selbst diese Ansicht keine Verwunderung erregte. Das Bravo der Linken galt weniger dem Inhalt der Rede als der Energie, mit welcher sie gesprochen wurde. Nachher verlangte man namentliche

Abstimmung über das Stahlsche Amendement, damit das Volk seine Freunde kennen lerne. Graf Dyhrn warnte vor dieser zu frühzeitigen Spaltung, weil in der deutschen Sache die möglich größeste Einigkeit erzielt werden müsse, worauf Milde in seiner bekannten Fistelstimme mit großer Heftigkeit bemerkte, er habe unter allen Umständen den Muth seiner Meinung, worauf der Advocat Fischer, ein Radicaler in schwarzwallendem Haupthaar, als thatsächliche Berichtigung hinzufügte, er habe auch den Muth seiner Meinung, was noch einige andere Herren zu ähnlichen factischen Bemerkungen veranlaßte, worauf Alles friedlich ausgeglichen wurde.

Wenn wir einen geistvollen Redner der alten historischen Schule, wie Stahl es unzweifelhaft ist, mit Aufmerksamkeit verfolgen, so wird uns der Gegensatz gegen uns, die wir einen ähnlichen Kampf gegen die „hohlen Theorien" des modernen Radicalismus zu bestehen haben, so recht klar. Ich würde mich — wenn auch nicht bei dieser Gelegenheit, wo der ganze Discours bei den Haaren herbeigezogen wurde, gegen die widersinnige Idee der Volkssouveränität eben so scharf ausgesprochen haben, als Stahl, würde mit eben so großem inneren Behagen das Zischen der „Volksmänner" provocirt haben. Und doch stehen wir diesen alten Doctrinen wenigstens ebenso fern als dem Radicalismus.

Die Volkssouveränität ist, theoretisch genommen, ein nonsens, praktisch eine verderbliche Theorie, aus zwei Gründen. Einmal geht sie von der Idee der Souveränität, d. h. der unbedingten Macht aus, die nur in der Form der Willkür erscheinen kann. Souverän ist der türkische Kaiser, so lange seine Janitscharen ihn nicht stranguliren, souverän ist der Räuberhauptmann, bis er an den Galgen kömmt, souverän der tolle Hund, bis man ihn erschlägt. Im echten Staatsleben gibt es nur bedingte Gewalt. Jeder Nationalconvent provocirt einen Dictator, jeder Tyrann eine Revolution. Wenn also ein politischer Körper sich weißmacht, er sei souverän, d. h. seine Gewalt sei unbedingt, so wird er entweder tyrannisch, wenn seine Gegner zu schwach sind, und ruft dadurch eine Reaction hervor, oder er geht mit seinen Forderungen über seine Kräfte hinaus, und erreicht gar nichts. So ist es der Paulskirche ergangen; sie erklärte sich selber — wenigstens in Beziehung auf die deutsche Verfassungsfrage — für souverän, d. h., wie ein Ultramontaner ganz richtig bemerkte, die Herren sahen sich untereinander voll Ehrfurcht an, und äußerten sich im freundschaftlichen Gespräche: wir sind doch eigentlich sehr mächtig! In dieser gegenseitigen Versicherung wiegte man sich so lange, bis die herbe Realität den schönen Traum verscheuchte, und so ging am Uebermaß eine Fülle der edelsten Volkskraft fruchtlos zu Grunde. Mit der preußischen Constituante war es ganz derselbe Fall, sie erklärte sich für unauflöslich, d. h., wie Berg das ganz richtig näher erörterte, sie rief der Gewalt zu: probire es, uns aufzulösen! Es geschah, und damit war die souveräne Constituante im Unrecht. Nicht jeder Besiegte ist im Unrecht, wie das die abstracte Revolutionstheorie gern aufstellen möchte, sondern nur jeder besiegte Souverän, denn das einzige Recht der un-

bedingten Gewalt ist — ihre Geltung. — „Keine Macht der Erde soll jemals u. s. w.“ Es ist auf beiden Seiten das nämliche.

Zweitens. Die Souveränität, d. h. die schrankenlose Gewalt, wird hier einem Begriff vindicirt, der sich auf Erden gar nicht darstellen läßt. Es gibt wohl sehr viel Volk, aber das Volk als moralische Person, eines Willens und einer Machtäußerung fähig, ist nur ein Gedankending. Darum ist an sich die Idee der Volkssouveränität illusorisch, denn sie läßt sich nicht darstellen; sie ist aber gefährlich, denn eben darum verbindet jeder Einzelne eine Vorstellung damit, die gerade in seine Absichten paßt. „Das Volk will es!“ rief die Linke im Berliner Schauspielhaus, als der aufgeregte Pöbel auf dem Gensdarmenmarkt heulte; „das Volk will es!“ rief der König von Neapel, als er mit Hilfe der souveränen Lazaroni die Liberalen niedermetzeln ließ. Die rohste Auffassung der Volkssouveränität ist auch die consequenteste: — das Recht der Fäuste, wobei es denn freilich curios klingt, wenn jetzt noch Hr. v. Kirchmann auf das Recht der Revolution pocht, nachdem sie besiegt worden. Das Recht der Revolution heißt gerade soviel, als wenn ein Junge, der einen andern früher häufig geprügelt hat, weil er ihm überlegen war, später, nachdem sich das Verhältniß der Kräfte gewechselt hat, als Recht beansprucht, ihn noch weiter zu prügeln. Als das sogenannte Vorparlament zusammenkam — Süddeutsche und Rheinische boni homines, von denen jeder Einzelne versicherte, er fühle in sich den Beruf, die Stimmen des gesammten deutschen Volkes auszudrücken — und für seine Beschlüsse souveräne Geltung verlangte, so war das zwar frech, denn es trat alle staatliche und sittliche Ordnung mit Füßen — aber da wenigstens dem Anschein nach alle sonstige Gewalt unter der Wucht der Ereignisse zusammengebrochen war, so hätte es möglich sein können, auf diesem unregelmäßigen Wege zu einer vernünftigen Gestaltung der Dinge zu kommen. Jetzt aber, nachdem es sich gezeigt hat, daß diese Gewalten noch bestehn, jetzt auf die Erklärung jenes Parlaments, daß sie und die daraus entsprungene Versammlung souverän sei, als auf ein Recht pochen, ist das Uebermaß der Absurdität.

Eine andere Wendung hat unsere äußerste Linke, die Waldeck'sche Partei, in dieser Souveränitätsfrage genommen. Es handelte sich um die Anerkennung der Verfassung vom 5. December. Die Rechte fragt: wenn ihr diese Verfassung, kraft deren allein ihr seid, was ihr seid, Abgeordnete des Volks, nicht anerkennt, in welcher Eigenschaft befindet ihr euch eigentlich hier? Darauf replicirte jene Partei: was die Danaer uns geschenkt haben, wollen wir nicht, wir brauchen es aber auch nicht; von jener Verfassung hat nur Eines für uns Giltigkeit, die Urwahlen; diese sind uns aber nicht von der Regierung octroyirt, sie sind ein angebornes Menschenrecht, verkümmert von Tyrannenhänden, wieder erobert in dem heiligen Kampf der Barrikaden. Wir sind hier, kraft der Urwahlen, als Vertreter der Souveränität des Volks, und kraft derselben haben wir allein zu entscheiden, was für Vollmachten wir uns beilegen wollen. — Die Verwechselung der natur-

wüchsigen und der menschlich geordneten Aeußerung der Volksstimme ist hier so evident, daß man sie nur durch die gedankenlose Geltung fertiger Phrasen erklären kann. Barrikaden brauchen freilich von der Regierung nicht octroyirt zu werden, aber sie sind auch eben so unproductiv als naturwüchsig; man möge sie durch übereinandergeworfene Omnibusse, durch Schulbänke und Quadersteine über die Häuser hinaus aufthürmen, so hoch als den Thurm zu Babel, es wird doch nimmermehr ein Gebäude daraus, in welchem der Staat sich wohnlich einrichten läßt. Aber das Wahlrecht muß octroyirt werden von der bestehenden Gewalt; denn die Bestimmung, wer zu den Urwählern gehört (z. B. ob nur die Säuglinge oder ob auch reifere Lebensalter davon ausgeschlossen sein sollen); wie die Wahl stattfinden soll, wie viele Urwähler einen Deputirten stellen und was dieser Deputirte der bestehenden Gewalt gegenüber für ein Recht hat — diese Bestimmungen sprießen nicht naturwüchsig aus den Straßen auf, wie die Barrikaden, sondern sie können nur durch den leitenden Verstand gegeben werden, der die Gesammtverhältnisse übersieht. Sie vom Volke herzuleiten, setzt die politische Ordnung, die erst durch sie geschaffen werden soll, bereits als bestehend voraus. Es ist möglich, daß im Lauf der Ereignisse der auf diese Weise octroyirte Staatskörper durch einen Vertrag mit der bestehenden Gewalt (ein Vertrag schließt einen vorhergehenden Streit nicht aus) seine Befugnisse erweitert; der Ausgang derselben ist aber die ihm von den Danaern verliehene, octroyirte, geschenkte Berechtigung.

Eine Revolution hat nur dann einen relativ verständigen Verlauf, wenn sie von bereits bestehenden Parteien ausgebeutet wird. So die Julirevolution von den Orleanisten, die Februarrevolution von den socialistischen geheimen Gesellschaften, aber das ist nicht von Dauer. In dem bureaukratischen Staatsmechanismus Frankreichs ist das überhaupt eher möglich, als bei uns, wo selbst in der Bureaukratie eine gewisse Selbstständigkeit herrscht. Unsere Demokraten pochen darauf, daß die Ereignisse vom 17. und 18. März sich ganz von selbst machten, ohne irgend einen Plan oder Zweck; sie thun sich auf die Naturwüchsigkeit ihrer Revolutionen etwas zu Gute. Um so schlimmer! denn um so weniger Verstand war darin. Gerade die merkwürdige Wendung unserer Tage sollte sie belehren, sich einer Kraft nicht blindlings anzuvertrauen, die man weder in ihrer Extension, noch in ihrer Richtung im Voraus berechnen kann. Vis consili expers mole ruit sua; zu deutsch: Das Volk wird durch seine eigene Souveränität ruinirt.

Mit dieser ganzen Deduction werden wir, so sehr sie im Resultat übereinstimmt, der Stahl'schen Doctrin nicht weniger ketzerisch erscheinen, als selbst die Demokraten. Denn was ist die Idee der Volkssouveränität in ihrem ersten Ursprung anders, als ein Protest gegen die frechste Usurpation der neuern Zeit, den Gedanken des fürstlichen Absolutismus? Wenn uns jene Schule zur Zeit des l'état c'est moi zurückzuführen strebt, so müssen wir diese Souveränität, die sich zu Zeiten in den Strickbeutel einer Pompadour versteckt oder unter den Pantoffel

einer Dubarry beugt, wenigstens eben so entschieden zurückweisen, als die unbedingte Geltung dessen, was die Menge will. Es hilft uns nicht, wenn die modernen Legitimisten fromm genug sind, das Recht, dem sie abgöttisch huldigen, von dem Schöpfer Himmels und der Erden herzuleiten; eine Firma gibt die andere, die Demokraten berufen sich auf die Natur, und es werden sich lichtfreundliche Pastoren genug unter ihnen finden, welche diese Natur ins Transcendente hinüberschillern lassen. So lange die Herleitung der fürstlichen Souveränität von dem unmittelbaren Willen Gottes eine bloße Versicherung bleibt, können wir sie dahingestellt sein lassen, da uns über das Detail nichts Näheres bekannt ist. Wir halten uns an das Menschliche; uns ist das Recht kein überirdisches Gut, kein Granitfels, an dem die Brandung der Revolution sich bricht, denn es steht gar nicht außerhalb der übrigen Geistesfunctionen. Es ist die Form und das Maaß, welche den menschlichen Geist vom Thier unterscheiden. Schon wenn die Kinder mit einander spielen, finden sie für ihr Spiel eine Form und ein Gesetz; die Willkür sträubt sich dagegen, und das Gesetz findet bessere Geltung, wenn es ihnen durch die Tradition älterer Knaben octroyirt ist. Die Gewalt der Fürsten ging aus der physischen Ueberlegenheit hervor; sie wurde ihnen nicht vom Volk octroyirt, wie es Hobbes und die ganze Schule der Naturrechtslehrer behauptet haben, und was Gott betrifft, so ist seine Hand wenigstens nicht überall darin sichtbar gewesen. Aber die fürstliche Gewalt gab dem menschlichen Sinn für Ordnung, Form und Consistenz einen bestimmten Halt; sie befestigte sich, indem sie sich beschränkte; sie erhielt einen sittlichen Inhalt, indem sie aufhörte, mit der Wucht einer eisernen Naturnothwendigkeit auf dem Nacken der Menschen zu lasten. Wir sind Royalisten, nicht aus Verehrung vor dem göttlichen Recht der Könige, sondern weil wir in der Monarchie einen sichern Leitfaden für die politische Entwickelung der Völker sehen. Wir sind nicht Royalisten à tout prix, wir schwärmen z. B. nicht mit Stahl für die deutschen Duodezmonarchien, wir würden sie sammt und sonders mediatisiren, ohne nach ihrem göttlichen Ursprung zu fragen, zu Gunsten einer mächtigen Centralgewalt, wenn es möglich wird, ohne die natürliche Entwickelung des Volks auf eine gefährliche Weise zu unterbrechen. Da wir aber einen solchen Weg noch nicht sehen, ziehn wir die „Vereinbarung" dem Decretiren vor, und glauben, daß die Gemeinsamkeit der Interessen endlich die Spaltung der Leidenschaften überwinden wird, ohne daß man zu Donner und Blitz greifen darf.

Sie aber, lieber Freund, mögen bei Ihren Lesern die Kühnheit entschuldigen, mit welcher ich ihnen mitten unter den Portraits der ersten Kammer, über welche wir uns vereinbart hatten, einen Excurs über die Volkssouveränität octroyire; ich verspreche dafür in den nächsten Briefen, welche die Statistik unserer Pairs vollenden sollen, den gesetzlichen Weg strenger einzuhalten. Leben Sie wohl.

Sechster Brief.

Berlin, den 25. März 1849.

Frankfurt und Berlin.

In der deutschen Frage haben sich die Parteien so fest in bestimmte Voraussetzungen verrannt, daß es ihnen schwer wird, einander auch nur zu verstehn. Am schlimmsten geht es darin der radicalen Partei, welche in dem Jubel darüber, die Ideen ihrer Gegner zu vereiteln, ganz und gar zu vergessen scheint, daß es sich doch auch bei ihr um bestimmte Wünsche handelt, und daß die Wendung, in welche sie durch ihr Verhalten die Verhältnisse treibt, ganz geeignet ist, sie selber zu verderben. Die Blasirtheit hat allenthalben schon wieder so überhand genommen, daß man kurzweg resignirt, es sei ja doch nichts mehr zu erreichen, und sich nun gleichsam an seiner eignen Niederträchtigkeit weidet. Die Sache liegt aber so, daß allerdings etwas geschehen muß, entweder Schlimmes oder Gutes. In demselben Augenblicke, wo man zu den ernsthaftesten Zweifeln berechtigt ist, ob von einem Reich überhaupt die Rede sein könne, beginnt der Reichskrieg gegen Dänemark, und wenn man zu träge und zu unentschlossen ist, irgend einen bestimmten Plan zu fassen, so ist das der allergefährlichste Zustand, denn man ist in dem besten Zuge, einen Abgrund herabzurollen, der noch vorläufig gar nicht zu ermessen ist.

Unter diesen Umständen ist es nothwendig, sich wenigstens deutlich zu machen, worauf die Ideen der verschiedenen Parteien hinausgehn und über welche Mittel sie zu disponiren haben. Ich unterscheide in der deutschen Frage vier Richtungen, die Demokraten, die Gagern'sche Partei, die des östreichischen und die des preußischen Cabinets.

Von den Demokraten ist im Allgemeinen zu sagen, daß sie sich aus der Sphäre der Barrikaden in die der gesetzlichen Entwickelung begeben haben, und wenn sie hin und wieder sich noch auf eine zweite Revolution berufen, so ist doch die Macht vollendeter Thatsachen auch über die Politiker der Zukunft zu groß, als daß ein erhebliches Gewicht darauf zu legen wäre. In Beziehung auf die deutsche Frage sind sie in einem Punkte einig: sie verlangen von den einzelnen Regierungen die Publication der in der Paulskirche festgesetzten Grundrechte des Volks. Fast in allen deutschen Ländern hat sich die Majorität der Kammern entschieden dafür ausgesprochen, und ich halte bei der großen Sympathie, die mehr die allgemeine Idee dieser Grundrechte als eine bestimmte Vorstellung von dem Detail derselben im Volke gefunden hat, einen hartnäckigen Widerstand der Regierungen für fruchtlos und gefährlich. Es scheint hierbei mehr auf die feierliche Proclamation eines Princips, als auf eine augenblickliche Veränderung in der Gesetzgebung anzukommen, und so sehr ich die Bedenken theile, welche man in der Verwaltung und

selbst in der Justiz gegen einzelne Bestimmungen derselben hegt, so scheint mir doch ein Nachgeben rathsam, wenn man der Publication nur die Erklärung hinzufügt: die zur Einführung der Grundrechte nothwendigen Veränderungen in der bisherigen Gesetzgebung werden mit den Kammern vereinbart werden. Folgt auf diese Erklärung ein nicht blos scheinbares, sondern aufrichtiges Eingehen in die Ansichten des Volks, so werden durch Verständigung manche bedenkliche Punkte beseitigt werden, und es wird dem Radicalismus eine gefährliche Waffe aus den Händen gewunden. Sollte auch im Materiellen dadurch nicht so sehr viel gebessert werden, so ist allerdings doch die Idee dieser gemeinsamen organischen Gesetzgebung ein mächtiger Grundstein zum künftigen Bau des einigen Deutschland.

Ueber einen zweiten Punkt — das Verhältniß der Einzelstaalen zu Frankfurt — ist die Demokratie sehr verschiedener Ansicht. Ein Theil derselben denkt consequent genug, der Nationalversammlung, so sehr sie seinen Wünschen widerspricht, noch immer die souveräne Entscheidung über die künftige Gestaltung beizumessen. Der bei weitem größere Theil dagegen läßt sich durch sein materielles Interesse bestimmen, diesen eigentlich doch nur fremden Gesichtspunkt aufzugeben, und die einzelnen Staaten gegen die reactionäre Centralgewalt zu empören. Beides läßt sich wohl vereinigen, wenn man sich über den eigentlichen Herzenswunsch dieser Partei Rechenschaft ablegt: die Auflösung der beiden Großstaaten Oestreich und Preußen, in welchen, wie auch die constitutionelle Entwickelung sich gestalten möge, der Regierung doch immer noch mächtige Mittel genug in der Hand bleiben, um der souveränen Demokratie den ernsthaftesten Widerstand zu leisten. Sie wäre für eine Centralgewalt, sobald diese nur nicht aus den beiden Großstaaten hervorgeht, sobald man sie dazu gebrauchen kann, gegen Oestreich und Preußen zu agitiren; sie ist für die Erhaltung der kleinen Staaten, weil hier die Regierung ganz und gar vom Volke abhängt, wenn sie nicht von den Großstaaten gestützt wird. Sie ist allenfalls für die gemeinsame Betheiligung Oestreichs und Preußens bei der Centralgewalt, weil sie hofft, die Eifersucht beider Mächte gegen einander werde hinreichen, den schädlichen Einfluß ihrer gemeinsamen Einwirkung zu paralysiren. Darum — nicht etwa wegen des Refrains im Arndtschen Vaterlandslied — setzt sie alles daran, die Idee des preußischen Erbkaiserthums zu hintertreiben.

Nur daraus ist die Coalition mit den Oestreichern, die Verwerfung des Welckerschen Antrags, die Streichung des §. 2 erklärlich, obgleich der Inhalt desselben in die neue Modification des §. 3 wieder eingeschwärzt ist. Die Demokratie will es darauf ankommen lassen, allenfalls für den Augenblick das östreichische Project durchgehn zu lassen, da sie an die Dauer dieses Staates nicht glaubt, um nur die preußische Hegemonie zu hintertreiben.

Nur Eines wundert mich in der Berechnung dieser Partei — zu der übrigens in Berlin nicht nur die äußerste Linke gehört, sondern auch die Ministercandidaten

im linken Centrum. Wie nun, wenn die preußische Regierung diese entente cordiale, welche die Demokratie mit Oestreich verbrüdert, ihrerseits zur Wahrheit macht? Mir scheint, die Liebe und Verehrung gegen den edlen Stamm der Oestreicher und sein altehrwürdiges Kaiserhaus macht sich bei den preußischen Absolutisten natürlicher, als bei Herrn Berger und Consorten. Wie nun, wenn Preußen, in dem Bewußtsein, daß es für sich selbst nichts erreichen kann, ernsthaft auf das östreichische Project eingeht, bei dem es nach meiner Ueberzeugung immer noch mehr seine Rechnung findet, als selbst bei dem Gagern'schen Kaiserproject! Wie nun, wenn aus der Wiederherstellung der heiligen Allianz bitterer Ernst wird? Wenn man sich die Schleswig-Holsteinsche Verwickelung durch einen raschen Frieden vom Halse schafft, und dann seine gesammte Kraft nach Innen wendet? Eine noch immer sehr mächtige Partei in Preußen arbeitet mit großer Ausdauer darauf hin.

Mir scheint, die demokratischen Politiker sind allzu schlau gewesen. Hätten sie in der Paulskirche für den Welcker'schen Antrag gestimmt, so war das für Preußen eine große Verlockung, das Panier der Revolution zu ergreifen. Die Kaiserkrone blendet zu sehr, als daß man nicht in einem solchen Moment das Princip aus den Augen verlieren sollte.

Was den Gagern'schen Entwurf betrifft, so muß ich aufrichtig bekennen, daß ich ihn nicht ganz verstehe; daß ich ihn noch weniger verstehe, seitdem Heinrich v. Gagern in seiner letzten Rede unumwunden erklärt hat, der Schwerpunkt des neuen Reichs müsse außerhalb Preußens fallen; daß ich zweifle, ob der größte Theil der Partei sich klar gemacht hat, um was es sich eigentlich handelt. Wenn Oestreich und Preußen gemeinsam dem neuen Bundesstaat beitreten, so war es natürlich, daß man Wien und Berlin in Frankfurt neutralisirte, wie es eigentlich, wenn auch sehr unvollkommen, schon zur Zeit des alten Bundestages geschehen ist. Um so mehr konnte man derartige Gedanken hegen, da es im Anfang den Anschein hatte, als solle die in Frankfurt centralisirte deutsche Volkskraft den Nerv der bisherigen Staatenbildungen in sich absorbiren. Seitdem sich aber Oestreich zusammengeschlossen und diesem deutschen Mittelpunkt entzogen hat, verliert Frankfurt alles Gewicht. Das eigentlich deutsche Leben hat sich in Berlin krystallisirt, und wenn man auch damit unzufrieden ist, eine dreihundertjährige Geschichte wird man nicht im Augenblick aufheben können. Der Enthusiasmus vereinigt zwar im Rausch des Augenblicks das Widersprechende, aber über die Thatsachen hat er keine Macht, und wenn man sich das Project der Erbkaiserlichen Partei analysirt, so bleibt immer das Dilemma: entweder bleibt Preußen mit seiner Constitution, seinen Centralständen, seinem Regierungsmechanismus und seinen militärischen Kräften innerhalb des Reiches bestehen, und dann lassen sich die seltsamsten Conflicte zwischen den beiden Staatskörpern auf keine Weise vermeiden, die Regierung ist theoretisch in Frankfurt, praktisch in Berlin, und das künftige Uebergewicht,

das man den süddeutschen Staaten im Staatenhause zu geben gedenkt, gleicht das Mißverhältniß nicht aus, weil es ohne natürliche Grundlage und daher ohne Berechtigung ist; oder man will, wie es nach den neuesten Erklärungen den Anschein hat, Preußen in seine Bestandtheile auflösen, und dann bleibt immer die Frage, warum stellt man es denn an die Spitze? Der König von Preußen wird Kaiser, weil er der mächtigste Fürst ist, und dann nimmt man ihm diese Macht. Das ist doch ein sonderbarer Cirkel, ganz abgesehen davon, daß es denn doch immer seine Bedenken hat, einen bereits bestehenden Organismus zu Gunsten eines erst werdenden, von dem man noch keinen rechten Begriff hat, zu zerschlagen. Auch findet dieser Plan selbst bei den Berliner Demokraten keinen großen Beifall.

Ein zweiter Umstand, den die erbkaiserliche Partei zu übersehen scheint, ist die Schleswig-Holsteinsche Angelegenheit. Welche Rechtsansprüche das neue Reich gegen Dänemark erheben kann, ist doch auf alle Fälle sehr fraglich. Und dabei bleiben die Verpflichtungen, die man einmal von Seite des Reichs gegen die Herzogthümer übernommen hat, in ihrem vollen, drückenden Gewicht bestehn.

Endlich ist das Recht der Nationalversammlung, dem deutlich ausgesprochenen Willen der bairischen, würtemberger, sächsischen und hannöverschen Stände entgegen, die darin mit ihren Regierungen ganz einig sind, die deutsche Krone an Preußen zu übertragen, mehr als fraglich. Sie hat Recht, so lange sie mit der öffentlichen Meinung Hand in Hand geht, ohne sie ist ihre Macht eine Illusion. Ich glaube, daß die Annahme des Welkerschen Antrags das Preußische Gouvernement in die größte Verlegenheit gesetzt haben würde. Denn Preußen hätte sich an die Spitze der Revolution stellen und ziemlich dem ganzen Europa zum zweiten mal die Spitze bieten müssen, während es sehr zu bezweifeln ist, ob die Parteien soviel Patriotismus gehabt hätten, sich im entschiedenen Augenblick mit einander zu versöhnen.

Ich darf aber nicht verschweigen, daß innerhalb der preußischen Kammern selbst das Project einen bedeutenden Anhang zählt. Die Partei Vincke wie die Partei Rodbertus kommen, jede auf ihre besondere Weise, darauf hinaus. Es ist lehrreich, die Stellung dieser Parteien zum Gouvernement näher in's Auge zu fassen.

Vincke hat das große Verdienst, die rechte Seite disciplinirt zu haben. Er hält die widerstrebenden Elemente, ich möchte sagen, mehr mit militärischer als parlamentarischer Strenge zusammen und wird mehr gefürchtet als geliebt. Mit der Linken, auch in ihren gemäßigten Fractionen, hat er sich durch kleine Reibungen, durch Persönlichkeiten, die ein Staatsmann von seiner Bedeutung billiger Weise vermeiden sollte, so überworfen, daß an eine Aussöhnung schwer zu denken ist; die rechte Seite hat er durch sein bruskes Wesen beständig verletzt. Es ist

kaum zu sagen, wo ein Ministerium Vincke die nothwendige parlamentarische Majorität hernehmen sollte. Und doch, wenn man die Nothwendigkeit einsieht, an die Spitze der preußischen Verwaltung einen Mann von eisernem Willen, unerschütterlicher Energie und großartiger Haltung zu stellen, so ist Vincke nicht zu vermeiden. Den Ehrgeiz dazu hat er. Wenn er bisher das Ministerium — das eigentlich in der Kammer keine Partei hat — unterstützte, so geschah es lediglich, um die Verfassung zu consolidiren. In der deutschen Frage hat er ihm den Fehdehandschuh bereits hingeworfen.

Ich bemerke beiläufig, daß trotz des übeln Rufes, in den ihn seine Stellung in Frankfurt bei unsern radicalen Berlinern gebracht hat, Vincke's Name noch immer ein sehr populärer ist. Ich ging den Morgen nach der gewaltigen Rede, in der er mit der ganzen Macht seines Zorns auf Arnim einstürzte, in einen Cigarrenladen; der Kaufmann stürzte mir, die Zeitung in der Hand und die elegante Morgenmütze so tief als möglich aufgedrückt, in ungestümer Begeisterung entgegen: Unser Fink hat wieder geschlagen! nun ist Alles wieder gut! er hat den schändlichen Menschen, durch welchen Preußens Ehre verscherzt ist, schön die Wahrheit gesagt!" u. s. w. Preußens Ehre ist ein Köder, der auch unter unsern Demokraten so manchen locken möchte.

Vincke hat in Frankfurt gegen die kühnen Griffe Gagerns unausgesetzt Protest eingelegt; das Verhältniß beider Männer zu einander ist wenigstens nicht ein freundschaftliches gewesen. In der letzten Zeit ist Vincke aber vollständig auf diese Ideen eingegangen und ist gegenwärtig in Preußen als Haupt der kaiserlichen Partei anzusehen. In der rechten Seite der zweiten Kammer dürfte in dieser Frage nur der kleinere Theil mit ihm Hand in Hand gehen; von den Whigs ist wohl nur Alfred von Auerswald entschieden auf seiner Seite. Mit Schwerin ist es zweifelhaft; er scheint sich mehr der äußersten Rechten zuzuneigen, die sich gegen den revolutionären Ursprung der neuen Würde entschieden verwahrt und die alte traditionelle Politik, das alte Verhältniß zu Oestreich geehrt wissen will. Arnim-Boitzenburg steht an ihrer Spitze, Griesheim gehört natürlich auch dazu; die Pietisten Stiehl und Elwanger; Bismark-Schönhausen und die ihm zunächst stehenden Kleist-Retzow u. s. w., die in Beziehung auf die Verfassungsrevision, die Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts, viel bestimmter rechts sind, haben sich in dieser Frage gemäßigter ausgesprochen. In der ersten Kammer hat die kaiserliche Partei — Graf Dyhrn und Major Vincke habe ich schon geschildert — entschieden das Uebergewicht, so stark auch die äußerste Rechte daselbst vertreten ist; der bei weitem größere Theil der sogenannten Radicalen würde sich ihr anschließen. Auf der linken Seite opponirt Hansemann, der seine alte Triasidee noch nicht aufgegeben hat, aus allen Kräften dagegen;

wie sich aber bei seinem desfallsigen Antrag ergeben hat, ist seine Partei nicht groß.

Wenn man sich über die Zusammensetzung eines kaiserlichen, whigistischen oder bestimmter, anti-östreichischen Ministeriums eine Vorstellung macht, so fungiren jedesmal die bisherigen Reichsminister darin — Peuker, Beckerath; ferner der bisherige preußische Bevollmächtigte in Frankfurt, Camphausen; der Vertreter der deutschen Interessen in London, Bunsen: aus den Kammern Auerswald, und als Ministerpräsidenten nennt man Heinrich v. Gagern. Eine Combination, die natürlich vorläufig noch in der Luft schwebt, so lange man überhaupt nicht weiß, welche Wendung die Dinge in Frankfurt nehmen.

Wie sich ein solches Ministerium zu den Kammern stellen würde, ist freilich schwer zu sagen. Außer jener äußersten Rechten, würde auch die unentschiedne Rechte. — Blömer, Osterrath, die Immermann u. s. w. — dagegen Opposition machen, die in den letzten Abstimmungen eine wunderliche Hinneigung zu Oestreich verrathen haben. Was die Partei Rodbertus betrifft, so hat der Chef derselben in früherer Zeit entschieden für die deutsche Sache sich ausgesprochen; wenn seine letzte politische Vergangenheit, seine allzu genaue Berührung mit der Rechten nicht hindernd in den Weg träten, so wäre eine Coalition — die einzige Art, wie unsere parlamentarischen Verwickelungen sich lösen können, gar wohl denkbar. Doch muß ich bemerken, daß er in der dänischen Frage, die mit der deutschen enge zusammenhängt, weil die Art der Friedensunterhandlungen von der Stellung bedingt wird, die Preußen im Reich einnimmt, ein Amendement von friedlichem Charakter eingebracht hat. Was die äußerste Linke betrifft, so trägt sie freilich jetzt wieder die deutschen Farben zur Schau, besonders seitdem Wesendonk sich an ihre Spitze gestellt hat; sie wäre jetzt, während sie früher die Souveränität der preußischen Nationalversammlung der Centralgewalt gegenüber verfocht, allenfalls geneigt, Preußen zu Gunsten des Erzherzogs Johann zu mediatisiren. Da aber vorauszusetzen ist, daß diese Fraction gegen jede Art der Regierung Opposition machen wird, so ist der augenblickliche Inhalt ihrer Forderungen von keiner erheblichen Bedeutung.

Die Sache wird einfacher, wenn man die eigenthümliche Stellung ins Auge faßt, welche Oestreich in der deutschen Frage Preußen gegenüber eingenommen hat. Auch die torystische Partei der preußischen Kammern ist nämlich bei aller Abneigung gegen das revolutionäre Frankfurt und bei allen Legitimitätswünschen preußisch gesinnt, und wird auf ein Aufgeben der weltgeschichtlichen Bedeutung des preußischen Staats eben so wenig eingehn, als ihre politischen Nebenbuhler. Um ein solches handelt es sich aber, wenn man die Schritte des Wiener Cabi-

3*

nets von der ersten Note an die preußische Regierung an bis zu der Depesche Schwarzenbergs an Schmerling verfolgt.

In jener Note war des vorgeschlagene Directorium die Nebensache; das Wesentliche war die factische Mediatisirung der kleinen deutschen Fürsten zu Gunsten der Königreiche. Oestreich war großmüthig genug, für sich wie für Preußen jede Vergrößerung auszuschlagen, was ihm sehr vortheilhaft wurde, denn Oestreich ist arrondirt und kann nicht wachsen; Preußen aber ist in seiner jetzigen Lage ein problematischer Staat, und muß sich entweder erweitern oder untergehn. Die Existenz der kleinen Fürsten machte die Einheit Deutschlands möglich; durch eine Mediatisirung derselben zu Gunsten der mittleren wird sie auf ewig — oder bis auf einen allgemeinen Krieg — hinausgeschoben. Recht artig war der Plan, Hessen zu Hannover zu schlagen, und so zwischen die östlichen und westlichen Provinzen Preußens einen Keil zu schieben, der nothwendig zu einer factischen Trennung führen müßte.

Preußen antwortete durch die Coalition mit den kleinen Staaten — der einzig richtige Weg, dessen consequente Verfolgung zum Ziele führen muß, vorausgesetzt, daß es gelingt, auch Hannover dafür zu gewinnen und so den Boden einer natürlichen Staatsorganisation zu schaffen. Oestreichs Politik bestand seitdem darin, in Frankfurt einen Bund der Königreiche unter östreichischem Protectorat zu gründen, die Wirkung der Nationalversammlung zu paralysiren — an den Cynismus jener Depesche von Schmerling will ich hier nicht erinnern, der Gegenstand ist zu widerwärtig — und wo möglich, jene Coalition zu sprengen. Der Sturz des Reichsministeriums und der Plan, ein neues aus bairischen, würtemberger und hannoverschen Notabilitäten zu bilden, waren die ersten Erfolge dieser Anstrengungen.

Die alte Metternich'sche Politik ist also nicht ausgestorben. Das Cabinet von Ollmütz vergißt aber, daß es ein sehr gefährliches Spiel eingeht. Gelingt es Preußen, die alte faule Politik, die sich in der Note vom 10. März auf eine so ekelhafte Weise geltend gemacht hat, wieder von sich zu werfen, gelingt es, zunächst das eigene Volk, dann jene befreundeten Staaten durch weise Schonung ihrer vernünftigen Interessen zu gewinnen, so wird nicht nur der neue deutsche Bund zu Stande kommen, sondern es werden auch Oestreichs Völker sich erinnern, daß sie mit ihrer Regierung nicht identisch sind. Für den äußersten Fall — aber auch nur für diesen — wird Preußen, wenn es sich um seine Existenz handelt, seine Existenz in die Schranken setzen, und es wird sich dann zeigen, nach welcher Seite hin der Sturm der Revolution seine Wirkungen ausüben wird, an einem natürlichen, in seinem Kern noch immer gesunden Staatswesen, oder an dem Gewebe machiavellistischer Politik.

Sehen aber die Männer, denen die Leitung Preußens anvertraut ist, aus Trägheit und Unentschlossenheit müssig zu, wie die Geschicke sich erfüllen; stellen ihnen die Volksvertreter nicht ein bestimmtes Prinzip, sondern nur kleinliche Mäckeleien entgegen — dann haben wir uns in Preußens welthistorischem Beruf geirrt, dann gehe unter, was nicht werth ist zu existiren.

Bilder und Stimmen aus Oestreich.

Klagen aus Wien.

Die Leipziger Buchhändler sollten unsrem Ministerium eine Dankadresse einsenden, einen größeren Liebesdienst konnte es ihnen nicht erweisen als mit dem neuen Gesetz gegen den Mißbrauch der Presse. Der Minister Bach, der ehemalige Democrat, meint, dieses Gesetz sei zum Schutze der Freiheit der Presse! Welchen Schutz aber die Presse genießt, beweist so eben, daß der Ministercollege Bachs, der Redacteur Schwarzer vor's Kriegsgericht gezogen wurde, und sogar seine sämmtlichen Mitarbeiter und Correspondenten namhaft machen mußte, gegen die wahrscheinlich ebenfalls ein Standrechtsproceß eingeleitet wird. Wenn Pillersdorf nicht zufällig Baron wäre, der Gouverneur Welden hätte ihn gewiß auch schon vor seinen Säbel schleppen lassen, denn Pillersdorf schrieb sowohl in die ostdeutsche Post, wie in die allgemeine östreichische Zeitung Artikel, welche beide Organe bereits verboten wurden; ja man behauptet sogar, daß grade die Pillersdorf'schen Aufsätze, als am tiefsten und kräftigsten eingehend in die Gebrechen der jetzigen Verwaltung, das Ministerium und die Militärgewalt am meisten verletzten. Vielleicht hat man nur noch einige Scheu, den Premierminister Pillersdorf Nachts mit Soldaten aus dem Bette zu holen; das geschieht später auch; für jetzt schickt man um Mitternacht die Soldateska zu Kuranda und Frankl; die Commissare dulden nicht, daß die Dienerschaft diese weckt, sondern stürzen mit Hast in die Schlafgemächer der Verheiratheten und zerren sie aus den Betten zu ihren Kästen und Schreibtischen, wo Alles durchstöbert ward. Von einem richterlichen Befehl, von Angabe eines Grundes, ist natürlich keine Rede. Welden scheert sich weder ums Ministerium noch um dessen Reichsverfassung. Die Soldaten hatten aber doch einen Befehl in der Hand. Er soll gelautet haben: falls Etwas zum Aufruhr Anregendes (?!) oder Hochverrätherisches (??) gefunden würde, die Inculpirten sogleich zu arretiren und vor's Kriegsgericht zu stellen." — Wie unschuldig müssen die Papiere gewesen sein, daß ein

Sendling der Militärcommandantur nichts Hochverrätherisches fand!? Wurde doch die Ankündigung des Preßgesetzes an der Ladenthüre der Expedition der ostdeutschen Post confiscirt; auf schwarzem Papiere stand mit ernsten Lettern: hier ist das neue Preßgesetz für 2 kr. zu haben. Das wurde natürlich alsogleich denuncirt, und die Militärcommandantur verordnete, den Zettel sogleich abzureißen. Der beauftragte Municipalgardist ging in seinem patriotischen Eifer so weit, nicht blos den Zettel, sondern auch die nietfeste Tafel der Expedition herabzureißen. Dieser Vorgang ist nur ein Präambulum zum zweitmaligen Verbot der Kuranda'schen Zeitung, deren Opposition, obwohl voll Honig und Milch, dennoch nicht geduldet wird. Nur aus Rücksicht gegen den einflußreichen Bürger Gerold ist bis jetzt die gänzliche Unterdrückung unterblieben. — Die mitternächtliche Untersuchung bei Frankl scheint mehr wegen seiner Freundschaft mit mehren Deputirten stattgefunden zu haben; er ist ein College Fischhofs, der noch immer nicht einmal den Grund seiner Verhaftung und Abführung ins Criminale kennt. Fischhof hatte mehre Verhöre, die aber nur das „Nationale" betrafen. Uebrigens wird er sehr anständig behandelt, ja er wird sogar mit Lecture versehen; jede mündliche und schriftliche Communication, außer mit den Beamten, ist abgeschnitten. Man nahm erst die Person in Haft, und dann sucht man ihr Verbrechen anzuheften. Wenn man die akademische Legion einsperren könnte, so wäre sie jetzt schon am Galgen, denn die Militärcommandantur und Welden sagen in ihrem Urtheile über die Mörder Latours: „Der Mord sei von der Aula gemiethet gewesen und zwar für 30 fl." Wenn es nicht gar so erbärmlich wäre, wäre es zum Lachen. Nicht etwa blos Studenten, sondern Tausende der Einwohner sind bereit augenblicklich den Eid abzulegen, daß diese Angabe eine Lüge ist, und daß sie nicht durch das mindeste Anzeichen gerechtfertigt wird. Ein argumentum ad hominem sei angeführt. Der unglückliche Latour war den Studenten noch weniger als den Agitatoren ein Gegenstand des Hasses; er war ein Ehrenmann, aber, wie sein eigener College Bach sich äußerte, keine Capacität. Das Volk war nicht gegen Latour erbittert, sondern — — gegen Bach. Der Justizknabe war mit seinem ganzen Mephistowesen alsobald erkannt; er gerirte sich als Democrat, er besuchte die demokratischen Clubs, er drückte den radicalsten Journalführern vertraulich die Hand und besprach mit ihnen die Regierungsmaßregeln. Gegen Bach war die Wuth des Volkes gerichtet, die sich unaufhaltbar im Kriegsgebäude am 6. October in schändlicher Unthat kund gab. Bach floh in einem Fiaker, aber nicht zum Kaiser, wie es die Schuldigkeit des Kronbeamten gewesen wäre, um den etwa gefährdeten Monarchen zu schützen; der Kaiser war diese Nacht und die folgenden Tage ohne Kronrath, und vieles Unheil ist dem Umstande zuzuschreiben, daß in diesen Stunden der Angst und Gefahr kein Minister an der Seite des Kaisers war. Dies sei nur im Vorbeigehen erwähnt, um ein Licht auf die Verleumdung gegen die Aula, deren Unreife wohl Anderes verschuldete, deren Edelsinn und jugendliche Begeisterung aber jedem solchen Verbrechen fern blieb, zu werfen. Die Studenten aber müssen grundsätzlich herabgewürdigt werden, und so verdächtigt man sie, indem man gleichzeitig die „angeblichen" Mörder Latours an den Galgen hing. Die Verbrecher mußten bestraft werden, aber nach Recht und Gesetz, nicht nach Willkür. Das Verbrechen wurde am 6. October begangen, die Inculpirten wurden aber vor's Ausnahmgericht gestellt und vermöge der Proclamation vom 23. October verurtheilt! Das Militärgericht scheint gefürchtet zu haben, das Civilgericht werde die Verbrecher nicht verurtheilen, und hat zum Theil damit Recht, denn nach dem Wortlaut des Gesetzes und nach Ermittlung

des Thatbestandes sind die 3 Gehängten keine Mörder, sondern Todtschläger, und selbst dies nur im niedern Grade, da der Verletzte, nach ärztlicher Angabe, noch lebte als er diese Streiche erhielt.

Aus diesen Angaben ist leicht zu ersehen, in welchem Zustande der Gesetzlosigkeit sich Wien befindet. Die „Charte" ist eine Lüge, und die folgenden organischen Gesetze können daher keine Wahrheit sein. Mit dem Erscheinen des Vereinsgesetzes haben alle Vereine aufgehört und sich aufgelöst, was jedoch gar nicht bedauert wird. Wien richtet überhaupt seine Hauptsorge nur auf die Rückkehr des Kaisers; die „Gutgesinnten" meinen, daß dann das Silber, welches bereits 13 pCt. Agio, und das Gold, das bereits 26 pCt. Agio erhielt, reichlich fließen werde. Einige sehr gut gesinnte Gemeinderäthe frugen bereits voll Schrecken beim Ministerpräsidenten an, ob bei der Rückkehr des Kaisers etwa der Belagerungszustand aufhören werde. Fürst Schwarzenberg beruhigte die Gutgesinnten indem er sagte: „Das ist ein seltsames Vorurtheil der Wiener. Der König von Preußen sitzt prächtig in Berlin und die Kammern berathen, trotz der Belagerung." — Daß aber der König von Preußen keine Galgen inmitten seiner Residenz hat und dort keine Begnadigungen zu Pulver und Blei stattfinden, hat der Ministerpräsident den Gutgesinnten nicht gesagt. Ueberhaupt weiß man, daß unser Ministerium im „Nichtssagen" ein Meister ist. Frankfurt liefert den Beweis. Die Stimmung über die Abstimmung in der Kaiserfrage, ist hier ganz gegen unsere Deputirten, die nicht mehr als Vertreter des östreichischen Volkes, sondern als Handlanger und Werkzeuge des Ministeriums betrachtet werden. Die Czechen versagen diesem Ministerium ihre Dienste, von allen gerufenen Exdeputirten kam blos Placzek; Schuselka wollte man gewinnen, der ehrliche Mann trumpfte sie ab, aber die Herren Neumann und Neuwall sind die allezeit getreuen Diener. Nicht eine Capacität, nicht eine Autorität geht mit diesem Ministerium, dessen Pläne von den östreichischen Deputirten Frankfurts, freiwillig oder unfreiwillig, gestützt werden.

Für uns Oestreicher gibt es gegenwärtig keine bessere Hilfe gegen den Druck, unter dem wir leiden, gegen die Willkür des Soldatenregiments, als eine schnelle und glückliche Vereinigung der Bruderstämme zu einem Einheitsstaat. Ein solcher Bundesstaat würde unserer liberalen Partei Kraft und eine feste Stütze geben gegen die Politik unserer Machthaber. Das Ministerium sieht das sehr wohl ein; es hat das größte Interesse, auch die anderen Völker Deutschlands zu nichts kommen zu lassen, um der Hydra der Revolution alle Köpfe abzuschneiden und die alte heimliche Politik der Cabinette an die Stelle zu setzen. Das mußten unsere Deputirten in Frankfurt wissen. Sie mußten die Hochherzigkeit haben zu erklären: Wenn wir auch nicht sogleich Nutzen ziehn von dem Bundesstaat, der hier geschaffen wird, so wollen wir doch nicht hindern, was durch das Volk geschaffen wird, wir wissen, es wird auch uns zu gut kommen. Was aber thaten sie statt dessen? Sie erkennen in großer Mehrzahl die octroyirte Verfassung für Oestreich an, und haben doch noch die Taktlosigkeit, im Frankfurter Parlament sitzen zu bleiben, und mitzustimmen und durch ihre Stimmen die Gestaltung Deutschlands zu vernichten. Wir fürchten die Nachwelt wird richten über diese Männer, sie haben die Deutschen sowohl, als auch uns Oestreicher tief gedemüthigt. Es gab für Alle, welche die östreichische Verfassung für giltig, also bindend für sie selbst, erklärten,

keine Wahl, sie mußten augenblicklich austreten, wie z. B. Rößler und Arneth gethan haben. — Auch das Mittel, durch welches die Männer der Linken sich zu reinigen glaubten, das Nichtanerkennen der Verfassung durch die Einzelnen ist mehr abenteuerlich, als ehrlich. Ehrlich wäre gewesen: der Nationalversammlung die Frage zu stellen: Erklärt ihr die octroyirte Verfassung für giltig und maßgebend für die Beschlüsse der Nationalversammlung. Und erst wenn die Nationalversammlung durch Majorität mit Nein! antwortete, durften sie bleiben, antwortete sie mit Ja, so mußten sämmtliche Oestreicher austreten; das wäre ehrlich und klug gewesen. Das bloße Protestiren von einzelnen Staatsbürgern gegen eine Verfassung, gleichviel ob diese Einzelnen Mitglieder der Nationalversammlung sind oder nicht, ist für ihr politisches Handeln ohne jede Bedeutung. — Wir schämen uns jetzt unserer Deputirten und es wäre gut gewesen, wenn sie uns diese Empfindung erspart hätten, wir haben ohnedies so sehr vieles Andere, was unser Selbstgefühl niederdrückt.

In Ungarn stehen die Sachen nicht günstig für Oestreich. Die polnischen Führer regeln die ungarischen Heerhaufen, und dann steht eine Macht von 100,000 Kämpfern entgegen. Schlimmer für den Moment ist, daß das fruchtbare Land unbebaut bleibt, und die Kornkammer Oestreichs eine Wüste ist. Zudem wollen die ungarischen Geldbesitzer weder gegen ungarische noch gegen östreichische Banknoten etwas verkaufen, sondern blos gegen baares Geld.

Zum Schluß noch zwei Notizen. Der ehemalige Censor, dann Polizeimann im Ministerium des Innern, und endlich Deputirte Umlaufft wurde mit Beibehaltung seines Gehaltes von 800 Fl. nach Inspruck versetzt — als Polizeibeamter.

Ein Bild erschien: der Kaiser umgeben von Radetzky, Windischgrätz, Jellachich und Welden. Darunter die Devise: „viribus unitis.“

Von der Freyung.

Das neue Preßgesetz.

Von der Ferdinandsbrücke.

Wir sind so weit ins Elend gekommen durch die Verhältnisse, d. h. durch unsere Schuld, daß die ganze Geschichte anfängt einen gewissen teuflischen Humor zu bekommen. Was Teufel wollt ihr dort draußen mit euren Parlamenten, Reformen, Gesetzvorschlägen und all den weitläufigen und mühsamen Wegen ein freies Volksleben durch Recht und Gesetz zu ordnen; wir in Oestreich machen die Schwierigkeiten kürzer ab; das Ministerium macht Gesetze und Welden hängt und erschießt die, welche dagegen raisonniren; die Theorie der Minister und die Praxis der Generäle taugen gleichviel. Da ist uns jetzt wieder so eine allerliebste Taube mit dem Oelzweig des Friedens ins Haus geflogen, ein neues Preßgesetz. — Haben Sie das Gesetz gelesen? Die Heiligen mögen mich davor bewahren, den Verfasser desselben für unsinnig zu erklären, aber ich will mich von Welden hängen lassen, wenn er nicht zur Hälfte Narr, zur Hälfte Schelm ist. Sagen Sie mir, gab es nicht einst eine Zeit, wo ein Mann, Namens Metternich, weggejagt wurde? Es muß lange her sein, mein Gedächtniß hat im letzten Jahr etwas gelitten, es hat sehr Vieles zu vergessen versucht. Aber es ist vor alten Zeiten Einer weggejagt worden; das war ein Ehrenmann, ein freisinniger, braver Mann! wie würde der sich wundern, wenn er die jetzige Wirthschaft sähe; denn im Vertrauen gesagt, unsere Minister und Generäle, oder unsere Generäle und Minister — man weiß nicht, wer von Beiden eigentlich regiert — sind ein wenig reactionär. Man würde ihnen Unrecht thun, wenn man diese Eigenthümlichkeit für eine Folge feiner diplomatischen Bildung hielte, im Gegentheil, es ist reine, kindliche Naivetät. Sie verstehens nicht besser, sie handeln im guten Glauben, sie sind keine Lügner, sie sind nichts, als — gute Leute. Aber ihr Freunde an der Grenze, ihr wißt nicht, wie viel besser es ist, durch einen klugen Schurken regiert zu werden, als durch einen Haufen biederer Strohköpfe; der Schuft vermeidet es euch zu belästigen, wo es nicht unumgänglich nöthig ist, der Dummkopf drängt sich euch überall auf und fordert Dankbarkeit und Anerkennung. — Unser Ministerium hat also ein Gesetz gegen Mißbrauch der Presse erlassen. Wißt ihr, wie bei uns ein Gesetz gemacht wird? Es wird von den Herren Helfert, oder Warrens oder einem anderen Vertrauten Stadions eine Gesetzesvorlage aus den entsprechenden belgischen, preußischen 2c. Gesetzen zusammengeschrieben, das dauert nicht lange, dann kommt Stadion und macht seine persönlichen Ansichten herein, die wirklich die Ansichten eines ehrlichen Mannes sind, aber sehr wunderliche und beschränkte, dann nickt der Ministerrath sein Ja, dann wird von den erwähnten Vertrauten eine zweite

Stylübung dazu gemacht: die Empfehlung des Gesetzes für den jungen Kaiser, worin Vieles vertuscht und Vieles gelobt wird. Dies ist der schwierigste Act der Gesetzgebung, denn wir hören mit Freude, daß der Herr hier und da Funken von josephinischem Feuer zu sprühen wagt — und dann wird das contrasignirte Gesetz frischweg ins Publikum herausgeschoben, wie warmes Brot aus dem Backofen, und seine Fabrikation hat ungefähr eben so viel Witz gekostet, als Brotbacken. Meint ihr, ich übertreibe? Was z. B. im Preßgesetz aus deutschen und anderen Preßordnungen abgeschrieben ist, könnt ihr selbst sehen. Es ist dies auch ganz Recht und wäre unter Umständen ein Glück für uns. Was aber Stadion dazu gemacht hat, wahrscheinlich eigenhändig, das könnte ich euch fast Wort für Wort anführen; es sind die Dummheiten des Gesetzes, die er — was ich nicht leugne — in sehr väterlicher Sorge für das Land, ausstudirt hat. Ich behaupte, er hat in §. 10 die Höhe der Cautionen eingesetzt und die §§. 23, 26, u. 28 corrigirt und die §§. 32 u. 33 selbst zugeschrieben. Nehmt das Gesetz zur Hand und schlagt nach: Ihr habt von mir eine Charakteristik Stadions verlangt, ihr mögt sie in dieser Bemerkung finden. Ein guter Mann, der durch polizeiliche Aufsicht alles Uebel, alles Unglück verhindern möchte; ein ehrlicher Beamter, eigensinnig und doch unselbstständig, unklar und unfrei, ein unfähiger Reformator, der zuerst zum Tyrannen und endlich zum Spielzeug für fremde Einflüsse wird.

Ich hebe Ihnen einzelne Punkte des ungeschickten Gesetzes hervor.

Der Paragraph 9 macht die Berechtigung zur Herausgabe einer periodischen Druckschrift, welche mit Politik in irgend einer Weise zu thun hat und häufiger als einmal im Monat erscheint, von dem Erlage einer Caution abhängig. Diese Caution beträgt im Umkreise großer Städte von mehr als 60,000 Einwohnern, 10—30,000 Fl. C.-M., je nachdem die Zeitschrift täglich oder weniger oft erscheint, in kleinern Orten ist sie halb so groß, also 5000 Gulden, wenn das Blatt in jeder Woche mehr als dreimal, 2500 Gulden wenn es nur dreimal erscheint; 1500 Gulden wenn es wöchentlich zweimal, einmal oder auch nur alle 14 Tage ausgegeben wird.

Ueber Nutzen und Schaden der Caution ist hinlänglich verhandelt worden; sie ist ein sehr unsicheres Mittel, unberechtigte Meinungen des Einzelnen von der Oeffentlichkeit abzuhalten. Die Nation hat zwar das Recht zu verlangen, daß der biegsamste und abhängigste Theil des Volkes nicht durch abgeschmackte und unvernünftige Ansichten verführt und in seiner Entwickelung aufgehalten werde, aber eben so sicher ist, daß eine freie Nation derartige Beschränkung der individuellen Ansichten, trotz der Gefahr, welche das Gegentheil möglicherweise bringen kann, nicht fordern wird. In einem Lande, wo das politische Leben ausgebildet ist und die Zeitungen Organe staatlicher Parteien sind, auf welche sie sich stützen, von denen sie getragen werden, hat es in der Praxis mit der Caution nicht so viel auf sich, in unserm Lande, wo es noch keine Parteibildung gibt, ist sie ein

unerträglicher Druck, weniger für große Zeitungen, am meisten für die kleinen Blätter der Provinzen. Es ist nothwendig, daß die Interessen der Gemeinden und Kreise in Kreisblättern ihre Vertretung finden; solche Blätter haben sämmtlich mit Politik zu thun. Wie ist es möglich, daß diese 2500 oder auch nur 1500 Gulden Caution stellen, da ihr Leserkreis eben so beschränkt sein wird, als ihre Wirksamkeit für Bildung des Volkes bedeutend sein kann? Wahrscheinlich hat die Regierung die väterliche Absicht, diese Blätter selbst in die Hände zu nehmen, oder durch Vorschießen der Caution in zweckmäßige Abhängigkeit von sich zu bringen.

Diese Caution haftet für alle Geldbußen, sie kann wegen Uebertretung der Preßvorschriften ganz oder zum Theil verfallen und muß in beiden Fällen binnen drei Tagen ergänzt werden. Dieser Verfall der Caution findet selbst dann statt, wenn der Erleger der Caution für seine Person nicht strafbar befunden wurde. Diese letzte Bestimmung ist, so allgemein gefaßt, Unsinn. Da nämlich nach späteren Paragraphen zunächst der Verfasser eines Artikels, nach diesem der Herausgeber oder Redacteur, dann der Verleger, der Drucker und sogar der Verbreiter verantwortlich sind, so wird das Gesetz in allen Fällen Personen finden, an welchen die Strafe an Geld und Gefängniß vollzogen werden kann; es wird also in allen Fällen die Caution höchstens als Unterpfand für die zu zahlende Strafe betrachtet werden können, wie sie aber verfallen soll, wenn der Erleger für unschuldig befunden wird, ist nicht abzusehen. Der Sinn dieser drakonischen Bestimmung ist offenbar der, daß die Zeitschrift als solche strafbar bleibt, auch wenn der Verfasser eines einzelnen Artikels oder Inserats besonders verurtheilt worden ist. In diesem Sinne gibt es aber keinen unschuldigen Erleger der Caution, denn wer die Caution eingeschossen hat, ist gleichgiltig, die Zeitschrift wird als Cautionshaber betrachtet. Der §. 12 ist eben so schülerhaft stylisirt, als sein Inhalt barbarisch ist.

Der §. 17 enthält das bekannte Curiosum: Berichtigungen von Thatsachen von Seite der Angegriffenen ist der Herausgeber einer periodischen Zeitschrift insofern unentgeltlich aufzunehmen schuldig, als der Umfang der Entgegnung, den Umfang des Artikels nicht übersteigt, auf welchen sich die Entgegnung bezieht. — Gesetzt, ein Blatt, z. B. Ihre Grenzboten, enthält in einem Artikel über Wien die humoristische Lüge, daß der Theaterdirektor Carl in der Octoberrevolution aus einer ungeheuren Blunderbüchse dreilöthige Kugeln vom Stephansthurm heruntergeschossen habe, und der Artikel, in welchem solche Notiz vorkommt, wäre 16 Seiten lang, so würden Sie nach östreichischem Recht verpflichtet sein, in der nächsten Nummer einen Bogen für Herrn Theaterdirector Carl bereit zu halten, in welchem er dem Publicum auf 16 Seiten versichern könnte, daß es ihm nicht eingefallen sei, von einer Donnerbüchse so schändlichen Gebrauch zu machen. Ernsthaft betrachtet aber ist die gesetzliche Bestimmung, daß Berichtigung von Thatsachen dem

Angegriffenen unentgeltlich freistehen soll, in der Praxis eine unausführbare Sache. Wir können bei allen Parlamentsverhandlungen hören, wie allgemein das Capitel der factischen Berichtigungen gefaßt wird, wie zuletzt jeder über alles eine factische Berichtigung beizubringen hat. Wenn ich in einem Artikel sage, die Studenten von Wien haben sich an dem und dem Tage bei dem und dem Commers einen tüchtigen Rausch getrunken, so werde ich mir eine große Anzahl von Berichtigungen müssen gefallen lassen, in welchen die einzelnen Studenten versichern, daß sie sich keinen Rausch getrunken haben. Wo ist bei so allgemeinen, so unklaren Bestimmungen für die Presse Gehorsam möglich, und wenn der Gehorsam erzwungen werden kann, wie ist eine Presse möglich?

§. 19 verbietet das Hausiren mit Druckschriften, das Ausrufen, Vertheilen, Feilbieten und Anschlagen auf offener Straße gänzlich. Eine harte Bestimmung, der Tod aller Betheiligung des Volkes bei Tagesfragen, ein unerträglicher Zwang auch für den Vermögenden, welcher eine Wohnung hat, in welche ihm die Zeitungen gebracht werden können! Das Ausgeben von Extrablättern, die schnelle Verbreitung von Nachrichten höchster Wichtigkeit wird dadurch unmöglich gemacht, falls nicht die Regierung die Huld hat, das väterlich selbst zu thun. Auch das unschuldige Verkaufen von Bänkelsängerliedern, dem Leben der schönen Magelone, der Historie vom gehörnten Siegfried u. s. w. hat der Zorn des Ministeriums getroffen, die armen Guckkastenerklärer und Drehorgelträger werden das Ministerium eben so sehr verwünschen, als andere Leute.

Das aber, was durch unser Preßgesetz für straffällig erklärt wird, ist unerhört und ungerecht in empörendem Grade. Wer durch Druckschriften zum Widerstande gegen Verfügungen der öffentlichen Behörde, gegen Gesetze, Verordnungen und Erläſſe der Gerichte oder zu Feindseligkeiten wider die verschiedenen Nationalitäten, Religionsgenossenschaften, einzelner Classen oder Stände der bürgerlichen Gesellschaft oder wider gesetzlich anerkannte Körperschaften auffordert, aneifert oder zu verleiten sucht, wird mit Kerker bis zu 2 Jahren bestraft. Wenn ich heut ein Buch gegen die östreichische Bank oder den Lloyd schreibe, worin ich die Uebelstände dieses Instituts auseinandersetze und alle Patrioten zu einer Geld-Association auffordere, welche im Stande ist, dem Institut entgegen zu wirken, so werde ich auf 2 Jahre ins Gefängniß gesteckt; wenn ich in irgend einer Zukunft erkläre, daß der Gemeinderath von Wien seiner radicalen Gesinnungen wegen keine Garantie für das Wohl der Stadt biete, und daß es wünschenswerth wäre, andere Männer an seine Stelle zu setzen, so verleite ich zu Feindseligkeiten gegen eine anerkannte Körperschaft und werde wieder auf 2 Jahre in den Kerker gesteckt. Wenn ich als Deutsch-Böhme dem Einfluß der Slovanska-Lipa in Druckschriften entgegenarbeite und gegen unhaltbare czechische Nationalitätsgelüste zu einer Oppositionsverbindung auffordere, so verleite ich zu Feindseligkeiten gegen die czechische Nationalität und werde auf zwei Jahre in den Kerker gesteckt. — Aber es kömmt noch

ärger. Wer in Druckschriften wider Einzelne, wider Familien, öffentliche Behörden, einzelne Organe der Regierung mit Beziehung auf ihre amtliche Wirksamkeit, wider gesetzlich anerkannte Körperschaften, Nationalitäten, Religionsgenossenschaften, einzelne Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, Thatsachen erdichtet oder entstellt, um dieselben in der öffentlichen Meinung verächtlich zu machen; wer dieselben ohne Anführung bestimmter Thatsachen schmäht, beschimpft oder verächtlicher Eigenschaften und Gesinnungen zeiht, oder auch nur ehrenrührige, wenn auch wahre Thatsachen anführt, welche das öffentliche Interesse nicht berühren, ist mit Arrest, im ersten Fall bis zu 6 Monat, im zweiten und dritten bis zu 3 Monaten zu bestrafen. Bei Zeitschriften geht überdies ein Theil der Caution verloren. Die angeführte Bestimmung umfaßt die §§. 31—33. Nie hat eine tyrannische Regierung ärgere Beschränkungen erfunden: auch wahre Thatsachen dürfen, wenn sie den erwähnten Kategorien, also irgend Jemandem im Staate nachtheilig sein könnten, nicht erwähnt werden.

Schon die Fassung der §§ ist seltsam; wenigstens ist nicht einzusehen, wie es Angriffe auf „einzelne Organe der Regierung auf ihre amtliche Wirksamkeit" geben kann, (§ 33) welche sich auf Thatsachen stützen, die das öffentliche Interesse nicht berühren (§. 32); es ist im Gesetz nämlich unlogisch §. 33 an §. 32 angelehnt. Aus dem unklaren Inhalt geht aber jedenfalls hervor, daß auch wahre Thatsachen den Behörden und Regierungsorganen gegenüber nicht besprochen werden dürfen, wenn sie ehrenrührig sind, beschimpfen oder verächtliche Eigenschaften voraussetzen. — Es wird hier die Frage erlaubt sein, was darf der Publicist jetzt noch tadeln? Er behauptet, ein Beamter habe seine Schuldigkeit nicht gethan, oder er sei seiner Stellung nicht gewachsen. Es ist zwar wahr, es wird bewiesen, aber es ist ehrenrührig, kostet also einige Monate Arrest. Ein anderer Beamter hat vielleicht ein sehr schlechtes Gesetz verfaßt, hat darauf ein juristisches Buch als Commentar darüber geschrieben, alle betreffenden Beamten mußten es kaufen, um das Gesetz handhaben zu können, von dem Erlös des Buches kauft er sich eine Villa bei Wien. Ist bereits da gewesen. Diese Thatsache in einem Blatt erwähnen, kostet drei Monat Arrest. Und nun gar dem Ministerium gegenüber. Es ist fortan in Oestreich unthunlich, Thatsachen vor die Oeffentlichkeit zu bringen, durch welche die Unfähigkeit der Minister bewiesen wird, denn allerdings können solche Thatsachen leicht für ehrenrührig gehalten werden. Beim gegenwärtigen Ministerium wird das Publikum freilich nicht begehren, solche Thatsachen in den Zeitungen zu finden; die Gesetze und Verfügungen des Ministeriums schreien selbst lauter, als die Presse vermöchte.

Die Schlußbestimmungen des Gesetzes krönen das Werk. „Jedem zweiten Strafurtheil kann bei einer Zeitschrift unter besonders erschwerenden Umständen eine dreimonatliche Suspension folgen. Das bedeutet in der Wirklichkeit Vernichtung der Zeitschrift. — Für den Inhalt einer Zeitschrift haftet der Verfasser des

Artikels solidarisch mit dem Redacteur. Ist nicht ganz verständlich. Werden beide Theile oder, wenn mehrere Redacteure, sind alle zusammen jeder mit der vollen Höhe der Strafe belegt, oder wird sie zu gleichen Theilen unter die Schuldigen vertheilt? Die Haftung der Redaction dürfte nur eine eventuelle sein. — Den Drucker und Verbreiter (Colporteur) einer Zeitschrift aber ebenfalls für den Inhalt verantwortlich zu machen, wenn Verfasser oder Verleger auf ihr angegeben sind, ist ein bitteres Unrecht, das aus allen ältern Gesetzbüchern ausgemerzt werden muß, in einem neuen aber eine Abgeschmacktheit ist.

Ich behaupte, das Gesetz ist schlecht, unklar, unvernünftig; daß das Ministerium aber in seiner Weise ehrlich sein will, beweist der Nachtrag über die Bildung von Geschwornengerichten, von denen Preßvergehen beurtheilt werden sollen. Dies zweite Gesetz ist besser, auch in seinem Detail. Nur sind für Oestreich zwei bedenkliche Uebelstände dabei. Zunächst die Bestimmung, daß der Staatsanwalt erst dann seinen Antrag auf das Strafmaaß stellt, wenn die Geschworenen ihr Schuldig bereits gesprochen haben, dies Strafmaaß wird von dem Richtercollegium in geheimer Sitzung bestimmt. Da das neue Preßgesetz in dem harten Strafmaaß den Richtern einen ungeheuern Spielraum gelassen hat, der theilweise Verfall der Caution und die zeitweise Suspension der Zeitschrift auch von ihrem subjectiven Ermessen abhängen, so wird die Wohlthat des Geschwornengerichts schon dadurch ziemlich illusorisch. Ferner aber sind die Geschworenen noch nicht vorhanden, das Gesetz aber bereits in Kraft getreten. Ich bin neugierig, ob das Gesetz die Geschworenen unnöthig machen wird, oder die Geschworenen das Gesetz. — Wem diese Antithese unverständlich ist, der habe die Güte, noch einige Wochen zu warten, die Erklärung wird nicht ausbleiben.

Die Einheit des großen Kaiserstaats, welche in der neuen Verfassung noch so träumerisch idealisirt würde, erscheint in dem Preßgesetz bereits aufgegeben; bemerkt, ihr Freunde, daß es für Ungarn und die Südslaven nicht gegeben ist. — Wir Wiener klagen nicht mehr, Mehrere sind ruhig und werden feist, Andere werden hager und pressen die Zähne zusammen. Es riecht nach Leichen durch ganz Wien, wer an einen Gott glaubt, betet ängstlich zu ihm: Herr erhalte mir meine fünf Sinne! — O es ist abscheulich. —

Physiognomie von Prag.

Es war am 8. März, an einem trüben und unfreundlichen Regentage, als der große Papierdrache, den man am 4. März in Olmütz zur Beglückung der Völker Oestreichs aufsteigen ließ, in die Straßen Prags niederfiel und die oc-

trovirte Charte nebst dem Auflösungspatent des Reichstags an allen Ecken zu lesen war. Wer das Glück hatte, in der gehörigen Sehweite vor den Placaten festen Fuß gefaßt zu haben, übernahm die Rolle des Vorlesers vor einem höchst aufmerksamen Auditorium, das nach geendeter Vorlesung still und ruhig „der ersten Bürgerpflicht" eingedenk, aber nicht eben sehr erbaut, auseinanderging. Nur hie und da zuckte ein zufriedenes, halb schadenfrohes Lächeln über das feiste Antlitz eines Bourgeois, wenn er etwa in dem stillen Mann, der ihm zur Seite stand und an den Nägeln kaute, den verwitterten Demagogen der Junitage erkannte, welcher ihn damals mit wilden Flüchen von der Ofenbank zum Barrikadenbau hinausdrängte. Im Ganzen genommen, waren aber die unartikulirten Laute des Erstaunens, wie sie ein so ungewöhnliches Ereigniß hervorzurufen pflegt, wenig zu hören. Nur dann, wenn das Blut noch vom Kampfe erhitzt ist, und in frischer, revolutionärer Wallung durch die Adern rollt, kann es bei einer solchen Hiobspost in plötzliche Stockung gerathen; aber mit kaltem Blut kann man selbst der Meduse ruhig und ohne Gefahr in's Gesicht sehen. Während der Revolutionsferien der letzten Zeit ist das Volk nachdenklich geworden, und über die sanguinische Naivetät der Verwunderung mit vielem Glück hinweggekommen. Das Horazische „Nil mirari", welches den Männern der Grenzboten als leitender Gedanke in der Politik vorschwebte, ist jetzt eine Bauernregel, die man auf dem Markte hören kann, eine simple, hausbackene Moral, die sich das Volk selbst aus der durchgemachten Revolutionsgeschichte abstrahirt. —

Mehr läßt sich über den ersten Eindruck, den der Olmützer Staatsstreich bei uns gemacht hat, nicht eben sagen. Nun wollen wir aber nachsehen, wie dieses Ereigniß in der nächsten Woche nach seiner Bekanntwerdung in dem untern Schiffsraum des Staatsschiffes nachklingt. —

Dort leiert ein barfüßiger Troubadour, um dem sich eine buntgemischte Gruppe gebildet hat, ein Lied herunter, dessen einzelne Strophen lebhaft beklatscht werden. Lassen Sie uns den kundigen Thebaner, den edlen Philosophen hören! Die Melodie ist alt, sie ist uns schon von dem Gassenhauer: „Suselka nám pise" bekannt — aber der pikante Text ist neu, und will ein Spottlied auf die Rechte, auf ihre Flucht von Wien und ihre weiland ministerielle Politik vorstellen. Das Volk vermag nicht in klarer verständiger Prosa zu sprechen und lallt daher seine Orakelsprüche in Knittelversen her. Wir wollen schnell dieses Lied dem armen, frierenden Toms abkaufen, ehe es der Staatsanwalt confisciren läßt; es ist ja auch ein Beitrag zur Volkspoesie des Revolutionszeitalters. Der Knabe stößt wieder in das Wunderhorn und von Neuem ertönt die Stimme des Volkes in Liedern.

Treten wir jetzt in dieses Gasthaus ein. Zu solchen Zeiten ist ja eine jede Wirthsstube eine Höhle des Trophonius, wo sich Bilder der Zukunft aus den dunklen Rauchwolken enthüllen. Ein Kreis von tüchtigen, gedrungenen Gestalten

ist um jenen Tisch versammelt. Der derb nationelle Ausdruck ihrer Gesichtszüge, der Zuschnitt ihrer Röcke, der genau an die Modebeilage der Noviny slovanské lipy erinnert, endlich die rothen Mützen mit den blauen Quasten lassen uns keinen Augenblick in Zweifel, daß es Czechen sind. „Wir werden jetzt nach Frankfurt wählen," ruft einer von ihnen — „der Rieger hat es selbst so gesagt — dort gibt es ja eine Versammlung, die sie noch nicht mit Bajonnetten auseinander gejagt haben!" — Und jetzt noch einen Blick zum Fenster hinaus. Eine Schaar von Studenten, mit den Ziegenhainern in der Luft herumfuchtelnd, stürmt vorüber, und ruft ein wildes: „at zije Kossuth" aus voller Kehle. Mögt ihr nur keiner Patrouille begegnen, ihr tollen Jungen! —

„Nach Frankfurt!" Dieser Ruf ist aus dem Gasthause, wo wir ihn vernommen haben, schnell in das Redactionsbureau der Deutschen Zeitung gedrungen; und dieses Journal, welches als Vorkämpfer für die deutschen Interessen seine Lanze bricht, macht schnell aus dem Empfindungswort ein Substantivum und stößt ganz ernstlich in die Tuba hinein, um in partibus infidelium neuerdings für das Frankfurter Parlament zu werben. Aber jene Tuba ist eigentlich nichts als das alte Alpenhorn, in das die Deutsche Zeitung seit einem halben Jahre bläst und der Czeche erkennt genau die Melodie des Kuhreigens, das alte Lied von dem germanischen Heimweh, das den Deutschen über die blauen Berge seiner Sehnsucht, über das Erz- und Riesengebirge nach Deutschland hinüberlockt. Das bringt ihn rasch zur Besinnung; er nimmt sein voreilig gesprochenes Wort, mit dem sich ohnehin kein Ernst machen läßt, zurück, und wieder kommt einer jener echtnationalen Gassenhauer, auf die er so stolz ist, über seine Lippen.

Doch was will das Jubelgeschrei bedeuten, das uns aus den innern Räumen des Bahnhofes entgegentönt? Das sind die zurückkehrenden Deputirten, die mit tausendfachen Hochs und Slavarufen begrüßt werden; die Helden des Dramas von Kremsier, die dort getrennt vom Volke in klösterlicher Einsamkeit das Volkswohl berietheu, bis endlich die Soldaten, die im Hinterhalte lauerten, auf sie eindrangen und in die Figuren, die sie gleich Archimedes in den Sand gezeichnet hatten, schonungslos hineintraten. Bei ihrer Ankunft in Prag finden sie erst den Chorus wieder, ohne den kein gelungenes politisches Drama denkbar ist; aber was kann er ihnen jetzt helfen, da das Stück, bei dem er fehlte, nicht weiter gespielt werden darf? Und wird nicht der neue Reichstag, der in Wien einberufen werden wird, dort ebenso vereinsamt, wie in Kremsier tagen, da um ihn herum das Volk nach dem neuen Associationsgesetz, fünf Meilen in der Runde s c h w e i g e n muß? —

Viele von den Deputirten des ersten östreichischen Reichstags haben die Hand muthig über das Feuerbecken hingehalten und sich so ganz heroisch die Finger verbrannt, ohne der Freiheit etwas zu nützen; aber gleichviel! Das Volk küßt jetzt begeistert diese Hand und fragt nicht weiter nach dem Erfolg. Der nationelle

Particularismus streut Asche auf sein Haupt, weil er sich seiner Mitschuld an der Auflösung des Reichstages anklagt. Borrosch wird unter dem lauten Rufe: „at zije!“ von czechischen Studenten aus dem Bahnhofe getragen und einige Tage darauf vereinigt sich die deutsche Studentenschaft mit der czechischen, um ihm in Gemeinschaft mit Rieger für seine demokratische Thätigkeit in der Constituante durch einen Fackelzug zu danken. Ohne heftige Rührung läuft, wie bekannt, eine solche Demonstration niemals ab; Rieger hielt einen Panegyrikus auf Borrosch, der seine Wirkung auf die deutschen Studenten nicht verfehlte, und der ohnehin sentimentale Borrosch fiel zur großen Freude der Czechen Riegern an den Hals, als wollte er durch diese symbolische Umarmung sagen: „Seid umschlungen, ihr 17 Millionen Slaven!“

Ich bin kein Freund von solchen prunkenden Aufzügen und gebe eben nicht viel darauf, wenn ein Theil der Bevölkerung seine Gefühle durch einige hundert Windlichter in der Abenddämmerung in das gehörige Licht zu bringen sucht. Aber jener Fackelzug hat doch seine feurigen Reflexe bis in mein Inneres geworfen; ich habe unterwegs heftig mit den Ministern gezankt und lasse hier einige Stellen aus einem polizeiwidrigen Monologe folgen.

Laßt euch bewundern, ihr weisen Staatslenker von Olmütz, — so sagte ich damals, — die ihr durch euer großmüthiges Verfassungsgeschenk keine andere Partei befriedigtet, als jene, welche schon längst mit euch vollkommen zufrieden war, nämlich den großen Rattenkönig der Bourgeoisie! Statt ein neues Pantheon zu bauen, wo jede östreichische Nation eine geweihte Stätte für ihre Palladien findet, habt ihr den Götzendienst der Börse als Staatsreligion erklärt, wo man des abstrakten Deismus der Freiheit spottet und ein goldenes, mit schwarzgelben Bändern geschmücktes Kalb göttlich verehrt. Aber auch auf der Wage der Spekulation ward euer Staatsstreich zu leicht befunden und gedankenlos schrieben die Sensale in der Form von Courszetteln das Urtheil über eure Charte hin. Insofern muß ich euch jedoch für euern „kühnen Griff“ danken, weil ihr trotz dem Grundsatz divide et impera, der euch ohne Unterlaß vorschwebt, dennoch die Einigung der östreichischen Völker, das Verständniß ihrer gemeinsamen politischen Aufgabe angebahnt und so der Coalition des aufgelösten Reichstags wegen des §. 1. eine tiefere symbolische Bedeutung gegeben habt, als ursprünglich darin lag. Der Reichstag mußte verhöhnt, verspottet und endlich aufgelöst werden, damit die Völker Oestreichs durch ihn die Erlösung finden von den Erbsünden des Nationalhasses. So lange er in Kremsier ein mattes Scheinleben fristete, konnte er uns keinen praktischen Nutzen bringen, aber seitdem er auferstanden ist in dem Herzen der Völker und hier seinen Ostermorgen feiert, kann sein Andenken als ein versöhnender Geist in der großen Völkergemeinde der östreichischen Nationen walten. —

Wenn das Volk hier wie überall in ernster Weise den März des vorigen Jahres, als den Beginn der Revolution feiert, während alle, „die des Kaisers, Brot essen" über den heurigen März in einen erzwungenen Jubel ausbrechen, wo der Schluß der Revolution durch euch, ihr Herren, decretirt wurde, so hat jene vom Volke ausgehende Feier nicht nur als ein lauter Protest gegen das officielle Constitutionsfest, sondern auch noch in anderer Weise eine wichtige Bedeutung. Das Volk hat jetzt die wunderbaren Ereignisse des vorigen Jahres, die in buntbewegter Fülle an ihm vorübergingen, in sein Inneres aufgenommen, und hier zu einem modernen Mythenalter der Freiheit, zu einer heiligen Geschichte umgedichtet, die den politischen Glauben nähren und beleben soll. Im März 1848 war die Freiheit nur eine frohe Botschaft, die von der Aula der ganzen Welt im begeisterten Rausche verkündigt wurde; jetzt aber ist sie ein Geisterwort, das aus den Gräbern der gefallenen Freiheitskämpfer als eine ernste Mahnung an die Völker ergeht. Damals hat der Freiheitsidee noch zu ihrer Tiefe das Grab gefehlt: jetzt aber ist ihr Cultus längst durch die Weihe des Martyriums zur allgemeinen Volksreligion geworden. Der Tod in der Idee sichert ihr selbst ein unvergängliches Leben, er ist der populärste Beweis von ihrer realen Macht, der unfehlbar auf die Massen wirkt. Die Revolution des vorigen Jahres hat nun bereits eine zahlreiche Menge von Glaubenshelden, die der Sinn des Volkes heilig gesprochen hat, und zu denen die Kämpfer hier unten die Blicke begeistert erheben. Fürst Windischgrätz und Vater Welden haben durch die Füsiladen im Stadtgraben dem revolutionären Heiligencultus reichen Stoff gegeben und jetzt wurde durch die steckbriefliche Verfolgung von Deputirten die Zahl der Märtyrer neuerdings vermehrt. Auf diese Weise wird die Demokratie die verschiedenen Völker Oestreichs zu Einer großen Kirche vereinigen, die mit der Macht des Glaubens gegen das Flickwerk des ministeriellen Staates so lange ankämpfen wird, bis er ohne Rückstand in ihr aufgeht. J. B.

Das Ministerium und die Verfassung.

Aus Wien.

Einige Wochen sind vorüber, und das Blut wallt ruhiger. Die erste Empörung über das Verfahren des Ministeriums verwandelt sich in Sorge um Reich und Volk. Die Illuminationen, der Jubel, das Portraitherumtragen der Residenz und die Zustimmungen aus den Provinzen sind ein Gaukelspiel der Regierenden und ihrer Schleppträger. Als Kaiser Franz einmal von einer Reise nach Wien zurückkehrte, gab es offizielle Rippenstöße der von der Polizei bestellten

Leute, um das gaffende Volk zum Vivatrufen zu bewegen. Sedlnitzky hatte, wie die Alten weinende Weiber bei den Leichen, so ein ganzes Corps Vivatschreier engagirt, die überall dem kaiserlichen Wagen folgten. Dies ist keine Anekdote, sondern Thatsache. So wie das alte Spionir- und Spitzelwesen wieder in Schwung gebracht ist, so hat man auch dieses Vivatrufercorps neu organisirt. Der Gemeinderath Wiens fühlte selbst, daß dieser Charte wegen eher in Sack und Asche zu wandeln, als im schwarzen Frack zu danken sei, und er sandte eine Deputation an den Kaiser, blos um für die Gnade zu danken, daß Wien ferner die Residenz bleibt. So viel haben die Wiener aber doch schon gelernt, daß sie den Unterschied zwischen einer directen Wahl ohne Census und einer Wahl durch Landtage mit einem Census von 500 Fl. und 40 Jahren verstehen; auch das verstehen die Wiener, daß nach dieser Charte niemals ein Reichstag zu Stande kommt, denn es müssen erst die Landtage octroyirt werden, und diese wählen ins Oberhaus. Wer tiefer als die Wiener in diese Verfassung eingeht, der findet den crassesten Macchiavellismus in jeder Abtheilung. Gleich im ersten Paragraph wird ein Großherzogthum Krakau und ein Herzogthum Bucowina ernannt, wovon sich kein östreichischer Diplomat, noch weniger das Volk Etwas träumen ließ. Im 13. Jahrhundert war Krakau ein Herzogthum, und wir kehren zu jenen mittelalterlichen Zeiten zurück. Krakau und die Bucowina werden, wenn sie dürfen, gegen diese Umwandlung protestiren.

Nach §. 19 verleiht der Kaiser auch ferner „den Adel;" nach §. 44 wird das Unterhaus durch directe Wahlen, aber mit einem Census von 5 bis 20 Fl. und 30 Altersjahren gebildet; nach §. 46 muß die Stimmgebung bei den Wahlen mündlich und öffentlich sein; nach §. 49 gelten die Wahlen fürs Oberhaus 10 Jahre, für's Unterhaus 5 Jahre lang; nach §. 50 beziehen die Oberhäusler keine Entschädigung. Die Unterhäusler ein Pauschale; nach §. 57 darf in keinem Hause eine geheime Stimmgebung stattfinden; nach §. 59 können vertrauliche Sitzungen gehalten werden, wenn der Präsident oder zehn Mitglieder eines Hauses es verlangen; nach §. 69 kann der Kaiser jeder Zeit die Auflösung des Reichstags anordnen.

Wir glauben, daß Jedermann der fünf Sinne hat, aus diesen wenigen Citaten erkennen wird, welcher Art die Reichsverfassung des Kaiserthums ist; sie ist eine etwas ausgeweitete Ständevertretung, wo die greisen Zöpfe Ja schütteln zu den Vorlagen des kaiserlichen Commissärs. Die Bestimmungen, welche wegen der complicirten Maschinerie der Provinzen getroffen wurden, erregen nur ein Lächeln. Es ist ein ganz charakteristisches Zeichen, daß dieses Ministerium durch seine Ordonnanzen keine Kämpfe und Meinungsstreitigkeiten erzeugt; man lacht nur darüber, obwohl mit jenem Salz, den man Humor nennt. Mit Gaudio erinnert man sich der Carricaturen im Wiener Charivari, die jetzt erst gerechtfertigt sind. Wenn man auch wollte, man könnte nicht mit Ernst an die Beurtheilung die-

ser Verfassung gehen, wo theils die Ignoranz, theils die plumpe Reaction in jedem Kapitel sich breit machen. Das Ministerium läßt den Kaiser „verordnen, in Anerkennung und zum Schutze der gewährleisteten (?) politischen Rechte." §. 1. Die volle Glaubensfreiheit und das Recht der häuslichen Ausübung des Religionsbekenntnisses ist gewährleistet. — Ist das nicht zum Lachen?! In §. 2 ist jede Kirche wie „jede Gesellschaft" den allgemeinen (?) Staatsgesetzen unterworfen. — Wird es also möglich sein, z. B. die katholische Kirche zu suspendiren oder ganz aufzuheben, wenn sich die Erzbischöfe eines staatsgefährlichen Vergehens schuldig machen? oder wird der Kirche wie den Gesellschaften verboten sein, Unmündige, Säuglinge, kaum Geborne in ihren Verband aufzunehmen? — In §. 5 heißt es: „Die Presse darf nicht unter Censur gestellt werden." Alle andern Bedrückungen, Verfolgungen sind neuerdings sanctionirt. Wahrhaft possierlich ist §. 7: „Die östreichischen Staatsbürger haben das Recht sich zu versammeln und Vereine zu bilden, insoferne Zweck, Mittel oder Art und Weise der Versammlung oder Vereinigung weder rechtswidrig (?) noch staatsgefährlich (??) sind. (Noch nicht genug.) Die Ausübung dieses Rechtes, sowie die Bedingungen, unter welchen Gesellschaftsrechte (??) erworben, ausgeübt, oder verloren werden, bestimmt das Gesetz." (???) — Ueber ein solches Grundrecht lassen sich keine Glossen machen; ebenso wenig darüber: §. 8, „daß die Freiheit der Person gewährleistet ist," aber jede, eine richterliche Funktion gesetzlich ausübende Behörde eine Person verhaften kann. Deshalb werden in Kremsier, auf Befehl der Wiener Militärcommandantur, Exdeputirte mittelst Militär verhaftet, ohne Beiziehung der localen Civilbehörde. Aber die Personalfreiheit ist grundgesetzlich noch weiter in Schutz genommen, indem nach §. 9 die Sicherheitsbehörde (zu Deutschöstreich die Polizei) Jeden, den sie in Verwahrung (?) genommen hat, binnen 48 Stunden freilassen oder dem zuständigen Gerichte überweisen muß. — Welcher Strafe die Polizei unterworfen ist, wenn sie widerrechtlich Jemand 48 Stunden in Verwahrung hält, ist nicht angeordnet. Nach §. 11 kann die Beschlagnahme von Briefen (auf der Post) auf Grund eines richterlichen Befehls vorgenommen werden.

Das Beste kömmt zuletzt. All diese Grundrechte können „bei Unruhen im Innern" zeitweilig (?) außer Wirksamkeit gesetzt werden. Da Oestreich durch diese Charte Eins ist, so können diese Grundrechte, kaum gegeben, gleich wieder außer Wirksamkeit gesetzt werden, denn es ist Krieg, und es sind Unruhen im Innern, in Italien, in Ungarn u. s. w.

Endlich beauftragt der Kaiser, bis zum Zustandekommen organischer Gesetze, provisorische Verordnungen zu entwerfen.

Mehr als genug citirten wir, um die Nullität dieser Charte darzulegen; der Hohn aber, der darin liegt, die Perfidie gegen die einzelnen Länder und Nationen, das läßt sich kaum darlegen. Ein wahres Verbrechen begeht derjenige, der die

octroyirte Charte Preußens in Parallele bringt mit diesem Wechselbalg. Jubel würde das Land durchziehn, hätte das Ministerium nur die Hälfte jener freisinnigen Verfassung gegeben, oder wäre nur irgend eine Garantie für irgend eine Concession, für irgend ein Recht vorhanden. Dies ist der wundeste Fleck Oestreichs und seiner Neugestaltung. Was liegt daran, ob ein Polizeimann einen Staatsbürger 48 Stunden verhaften, oder ein Corporal, der richterliche Functionen ausübt, die Briefpost durchstöbern kann? was liegt daran, daß das Volk durch mündliche und öffentliche Wahlen der Bestechung preisgegeben und der Senat durch offene Abstimmung corrumpirt wird? was liegt daran, daß selbst der Schein von Freiheit durch die spätern Ordonnanzen vernichtet wird? — Wenig liegt daran, denn mit einem Ruck stürzt ein solches Ministerium und ein solches System heute oder morgen über den Haufen. Allein das große Verbrechen, das crimen laesae majestatis, regis et populi, liegt darin, daß die Minister den Glauben und das Vertrauen in den Kaiser und in das kaiserliche Wort total vernichtet haben. Nicht die Aula und nicht der demokratische Club, nicht der Sicherheitsausschuß und nicht die „Linke", vermochten die Achtung und die Neigung für den Monarchen zu erschüttern; Schwarzenberg-Stadion haben erst das monarchische Princip durch ihre Staatsstreiche der Revolution preisgegeben. Die kaiserlichen Unterschriften vom 16. Mai, 3. und 6. Juni, 19. October und 2. December, welche dem constituirenden Reichstag die unbeirrte Fortsetzung seiner Berathungen garantiren sollten, sind gebrochen. Diese Minister haben, dem Centrum und den Czechen, wiederholt mündlich, und dem Finanzausschusse bei Ansuchen des Credits von 80 Mill. auf dessen Verlangen schriftlich zugesagt, daß weder an eine Auflösung noch Octroyirung gedacht werde, und daß von dem jungen Kaiser die Zusagen des alten fest gehalten werden.

Die Minister haben nicht blos des Kaisers Wort und ihr eigenes, sie haben die Jahrhunderte bestehenden Gesetze (in Ungarn) gebrochen, und gäbe es Gesetz und Recht im Lande, sie müßten als Hochverräther vor den Schranken stehen. Gibt es etwa ein Ehrengericht in irgend einem Winkel der civilisirten Welt, wo der junge Kaiser jeden Verpflichtungen entbunden ist, die Zusagen der Vorfahren zu halten, weil nicht er sie gegeben, weil er noch keinen Eid geleistet? Auf diesem Revolutionsboden agirt das jetzige östreichische Ministerium!

Im Auflösungsdecrete läßt das Ministerium den Kaiser sagen: „Wir beschlossen, allerdings nicht ohne Bedenken, ihn (den constituirenden Reichstag) mit der Fortführung des großen Werkes betraut zu lassen." „Nach mehrmonatlicher Verhandlung ist das Verfassungswerk zu keinem Abschlusse gediehen." — Wenn das Ministerium diese Lüge auf eigene Faust gesagt hätte, so konnte man sich beruhigen; es ist nicht seine erste und wird nicht die letzte bleiben. Aber dem Kaiser eine solche Lüge in den Mund zu legen, nennen wir ein Verbrechen. Der Reichstag war gerade fertig mit dem Entwurfe der Verfassung, und sie war bereits in

allen Händen, als dieses Decret erschien. Das Ministerium legt dem Kaiser die Lächerlichkeit als Vorwurf für den Reichstag in den Mund, er habe durch Erörterungen aus dem Gebiete der Theorie der Umsturzpartei neuen Muth verliehen: nämlich wegen der ewigen Wahrheit, woher die Staatsgewalten stammen. Das Ministerium erlaubt sich endlich, der Majorität des Reichstags zu sagen, sie bestehe nicht aus achtbaren Elementen.

Das Ministerium läßt einen 18jährigen Kaiser sagen: „Wir verleihen diejenigen Rechte, Freiheiten und Institutionen, die Wir nach Unserem besten Wissen als die heilsamsten und förderlichsten für das Wohl Oestreichs erkannt haben" — und diese Rechte, Freiheiten und Institutionen werden nach dem besten Wissen und Gewissen von 300 Volksvertretern, worunter Heroen der Wissenschaft und Patrioten mit greisen Haaren, unisono als die unheilsamsten für Oestreich erkannt. Außer der von Welden belagerten Wiener Presse und den Naderern der Journale hat sich nicht eine einzige Stimme zu Gunsten dieser Charte erhoben.

Der ganze Staatsstreich hat nur Eine Quelle. Die Minister fühlten es, daß sie abtreten müssen. Jeder Tag brachte eine neue Blamage, jede Stunde ein neues Brandmal für die Impotenten. Statt aber abzutreten, haben sie lieber das Reich einer nicht ausbleibenden Revolution hingegeben, und Kaiser und Thron des Vertrauens beraubt. Mit erhöhter Verehrung ward der gütige Ferdinand genannt, Franz Joseph hat nicht die Liebe des Volkes. Seit der Thronbesteigung wird erschossen, die Reichsversammlung wurde schmachvoll aufgelöst, und eine Verfassung gegeben, wogegen der ganze Absolutismus als ein Hesperidenapfel betrachtet wird. Die erste Frucht dieser Missethat am Reiche und Volke ist die Freude — daß Preußens König deutscher Kaiser werden möge. So viele Stimmen darüber gehört wurden, die erregtesten Tricoloreträger wollten sich jetzt selbst opfern, um nur das geliebte Deutschland vor einem solchen Ministerium, vor solchem Wort- und Treubruch, vor solcher Perfidie und Ignoranz zu bewahren. Der „Bundestag und die Verträge von 1815" — das sind die Endziele Schwarzenberg-Stadion'scher Politik im intimen Bündniß mit Rußland. A.

Aus Wien.

Die östreichischen Verhältnisse gehen raschen Schrittes ihrer endlichen Entscheidung entgegen. Das Ministerium selbst beschleunigt in polizeilicher Kurzsichtigkeit die nahende Krise. So lange die Vertreter Polens und Südtyrols, Czechen mit Deutschen in Einem Hause saßen, waren alle föderalistischen Ansprüche jener Volksstämme, bei welchen das Nationalitätsgefühl überwiegend einflußreich ist, gehemmt, oder vielmehr in der Schwebe. Der Reichstag ist nun auf eine, das Freiheitsgefühl tief verletzende Weise aufgelöst, die Führer und Herren der nationalen Frage ihren Ländern zurückgegeben, einige als Märtyrer Gegenstand der tiefsten Sympathie geworden. Das Ministerium hat sich einer lästigen Majorität entledigt und geht einem entscheidenden Votum der Gesammtheit entgegen.

Was bis jetzt an Gesetzen erlassen wurde, ist nicht maßgebend für den endlichen Ausgang. Die octroyirte Verfassung ließ durch tausendfache Schlingen ihres Netzes Aussicht auf Durchzug für so manche Wünsche, Preßgesetz und Associationsaufhebung, denn mehr ist die Verfügung darüber nicht, könnten nur den stillen verschlossenen Grimm erhöhen. Aber der Moment der Entscheidung kömmt, wenn das Ministerium in den Landesverfassungen seine letzte Karte ausspielen muß und mit ihr nicht nur sich, sondern vielleicht auch die Monarchie gefährden wird. Die Vertrauensmänner haben dem Rufe nach Wien nicht Folge geleistet, man hat sich in stummem Groll zurückgezogen von einer Regierung, die offenes, höhnendes Spiel mit den Völkern trieb, man will ihre Karten, ihre Gedanken im vollen ungeschminkten Glanze sehen, um sich dann erst zu entscheiden.

Nun, ein czechischer König, eine Reorganisation Polens, und ein Hinzuschlagen Südtyrols zum Venetianischen wird aus Stadions Füllhorn nicht hervorgehen.

Inmitten aller Gefahr, von drohenden Wetterwolken überschattet, in seiner Hauptstadt in Frage gestellt, hat der ehrwürdige Spießbürger Wiens noch immer seine Hände im Schooße gefaltet, selig lächelnd, seitdem Stadion ihm den hundertjährigen Fortbestand der constitutionellen Monarchie und Wien's, als Residenz, in den Kaffeeschädel decretirt hat. Zwar kehrt nimmer der magyarische, czechische, italienische Adel zurück, dem der Wiener Fabrikant nach Metternichs Prohibitivsystem, seinen schwammigen Reichthum zumeist verdankt, allein der Minister hat gesprochen — und der Minister hat Recht. Man hört nur ihn, man liest nur die von ihm verfälschte Presse. Wer widerspricht, wird als Anarchist verdammt. Aber der Schweigenden ist jetzt eine Unzahl den Sprechenden gegenüber.

Wien wird deutsch werden, wenn rings umher Niemand sein wird, der ihm angehört, — es wird deutsch sein — wenn es deutsch sein muß.

In den Provinzen weht der alte nationale Geist lebendiger als je. In Ungarn ist das alte Rakoczylied erwacht, hat sich losgerissen vom Saitensteg der Zigeunervioline und irrt umher durch die Pusta, Kämpfer suchend für des alten Ungarlandes Fortbestehen; mit der Marseillaise der Sarmaten: „Noch ist Polen nicht verloren," verwandelte Dembinsky, der kluge Parteigänger, die Lanciers, Coburg-Uhlanen, in östreichische Hochverräther und polnische Patrioten. (?) Ueberall überwindet der langerstickte Geist geknechteter Völker den Actenstaub der Metternich'schen Verwaltung.

Und in Wien summt irgend ein Junge um die Straßenecke biegend, das deutsche Vaterland.

Aller Augen sind nach Frankfurt gerichtet, Schüler und Wigand haben Wiederhall gefunden in Wien. — Blums Gebein ist das Unterpfand, womit Deutschöstreich an Deutschland für immer verpfändet ist.

Die Todtenklänge von der Auflösung des Frankfurter Parlaments sind auch an uns vorübergezogen. Das Jahr 1848 darf aber in der Geschichte der Deutschen nicht zum einsamen, leidenden Kreuze am Feldwege werden, an dem der Wanderer vorübergeht, den Hut ziehend, aber weder Frucht noch Schatten findet. Michel wird nicht wieder sein Dachstübchen beziehen, verstaubte Globen herabholen vom Gesimse, Sterndeuterei und Alchymie treiben, er hat von Thomasius bis Bretschneider, von Kant bis Hegel genug gedacht und geschrieben über Gott und Teufel, um einmal das Mittelding, ein freier Mensch zu werden.

Je trostloser unsere Zustände sich durch ministerielle Ordonnanzen gestalten, desto näher ist der Tag des Umschwungs. Der ungarische Krieg hat die Armee demoralisirt,

in Italien wird die Diplomatie Schönhals, des Adjutanten Radetzky's, der selbst nur ein Aushängeschild ist und nie mehr war, den wohlangelegten Grubengängen der Napoleoniden bald begegnen; der engere Bund in Deutschland wiegt alle Bundesfestungen von Ulm bis Rastatt auf. Russische Hilfe wird sich, wenn Rußland besetzt hat, was es forthin für sich zu bewahren gedenkt, wie das Gold der Kobolde erweisen, als Kohle, womit die Völker ihren Regierungen dann die Zeche an die Wand schreiben werden. — Dann ärntet in Oestreich, wer die Saat ausgestreut hat — seinen Lohn — und es wird an innerer und äußerer Demüthigung nicht fehlen.

Möge unsere Lage nicht nach Anschauungen Fremder beurtheilt werden, die nicht das Leben in seinem tiefsten Organismus zu verfolgen vermögen. Wir sind dem Geiste und unseren Wünschen nach durch unsere Abgeordneten in Frankfurt längst nicht mehr vertreten. Das Oestreich vom März hat sie ausgesendet, sie haben aber unseren Mai und — den October theilweise nicht mehr anerkannt. Oestreich und Preußen stehen sich nur noch in den Kabinetten gegenüber; in der Mark und an der Enns wächst ein Volk nach, daraus man das einzige Deutschland machen wird.

Wir wollen und werden in Deutschöstreich nicht hinter Czechen und Sarmaten zurückbleiben. In nicht gar lange Zeit, so weht, hoffen wir, wieder die deutsche Fahne auf St. Stephans Dome, und Arndt's Lied klingt als erfüllte Prophezeiung dem Greise in das lauschende Ohr. △

Für unsre Correspondenten und Leser in Oestreich.

Die gegenwärtigen Verhältnisse Oestreichs haben den Grenzboten in den letzten Wochen mehrfach Klagen und Schilderungen des Unrechts und der Willkür zugeführt. Wir öffnen unser Blatt diesen Aufsätzen gern, so wenig wir uns über den Grund desselben freuen können. Nur müssen wir dabei eine Bitte äußern. — Die Grenzboten und ihre kleine Partei in Oestreich sind in einen offenen und energischen Kampf gegen das jetzige Ministerium getreten, weil sie in ihm weder Kraft noch feste politische Ueberzeugungen finden, und weil sie sehen, wie durch ihre Halbheit und Unsicherheit der Kaiserstaat dem Untergange entgegengeführt wird. Unsere Angriffe aber geschehen vom Standpunkt einer Partei, welcher der bessere Theil des Ministeriums einst selbst angehört hat. — Wir wollen: Einheit des Kaiserstaats und eine starke Centralregierung. Gegen alle Maßregeln des Ministeriums also, welche wenigstens principiell dahin zielen, werden wir, wenn sie nicht die Freiheit der ganzen Nation, sondern nur Freiheiten einzelner Theile zum Vortheile für das Ganze zerstören, keine Waffen haben. Wir wissen sehr wohl, daß z. B. im ungarischen Krieg die liberale Partei in Oestreich jetzt mehr auf Seiten der Ungarn, als der Regierung ist, weil die Empfindung einen gemeinsamen Gegner zu bekämpfen stets neue Sympathien für Ungarn hervorruft. Wir theilen diese Empfindungen nicht; wir halten den Kampf mit Ungarn für vernünftig und nothwendig, so wenig wir die Handlungen derer loben, welche ihn für uns führen. — So auch in andern Fällen, z. B. den föderalistischen Wünschen einzelner Stämme gegenüber, welche so weit gehen, eine starke Centralgewalt unmöglich zu machen. — Ueberall aber lieben wir mit Beweisen zu kämpfen, und werden unsern Freunden dankbar sein, wenn sie in ihren Briefen die Thatsachen genau angeben und jeden Streich, den sie führen, auf die volle Kraft von Gründen stützen. — Ansichten, welche in Widerspruch mit unsern Ueberzeugungen stehn, können wir nur dann Aufnahme verstatten, wenn die Einsender uns erlauben, dies zu bemerken. D. R.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Knicanin's Lager im Banat.

Ein kühler Septembermorgen dämmerte, als wir Panceva verließen, um noch vor Mittag im Feldlager bei Tomasevac einzutreffen, wo der bekannte serbische Held Stephan Petrovic Knicanin, fürstlich serbischer Infanterieobrist und Geheimrath, kommandirte. Wir fuhren durch die ausgedehnten Ebenen des Banats, dieses slavischen Kanaans, wo sich die üppigsten Weizenböden ausbreiten, wo das herrlichste Obst und trefflicher Wein im Ueberfluß gedeiht. Jetzt freilich sind viele Landstriche, welche früher beneidet wurden, sehr bedauernswerth geworden. Viel Ackerland liegt brach, weil dessen Bebauer Harke und Pflug mit der Flinte und Lanze vertauscht haben, um die Marken des Vaterlandes vor dem alten Erbfeind zu wahren, die Fruchtbäume und Pflanzungen sind niedergebrannt, die Getreidefelder von dem Sturm kämpfender Männer und tummelnder Rosse aufgewühlt und zerstampft, ganze Dörfer verwüstet und verödet. Der rauhe Krieg, der Länder verheerende, hat hier fürchterlich gewüthet; doch das gesegnete Banat wird sich als freies Land schnell wieder erholen, und Menschenblut für die Freiheit vergossen, ist ein trefflicher Dünger!

„Herr Gott! Seht dort die Reiter! Wenn das feindliche wären! In jener Richtung liegt Weißkirchen mit starker Magyaren-Besatzung. Was wird aus uns und unsern Depeschen? Fahre zu, Kutscher!"

Ich ließ den Kutscher langsam fahren, rückte Pistolen und Säbel zurecht, und rief einen der Straße zunächst haltenden Reiter an. Dieser ritt hart an den Wagen heran, die Hand grüßend zum breiten hochaufgekrämpten Hut von schwarzem verschossenem Filz erhebend. Er war ein hagerer Kerl mit platter Nase, kleinen Augen und breitem, dicklippigem Mund, über den ein schwarzer, struppiger Bart hing. Seine sämmtliche Kleidung bestand in einem kurzen Hemd und breiter Leinwandhose — beide hatten wohl mit Seife und Wasser niemals Bekanntschaft gemacht — und einem braunen Mantel, wie ihn die slovakischen Rastelbinder zu tragen pflegen. Am Sattelknopf hing ihm eine rostige Doppelflinte und eine großbauchige Kürbisflasche und an langer Leine hielt er einen hochbeinigen, zottelhaarigen Hirtenhund, der knurrend seine Fangzähne zeigte; des Hundes weißes, struppiges Fell und sein wohlwollendes Wesen deutete auf die nahe Verwandschaft

mit Freund Isegrimm. Der Reiter, auf unser Befragen, erklärte, er sei ein wallachischer Viehtreiber und mit hundert fetten Ochsen auf dem Wege in das Tomasevacer Lager, dabei zeigte er seine Marschroute vor und wies nach der Seite. Hier lagen große Maispflanzungen. Die gebräunten Halme hingen zerknickt, ein guter Theil war niedergetreten, und aus den zerschlissenen Fruchthülsen blinkten die goldenen, hundertkörnigen Kolben. Drin aber knisterte es unheimlich und aus dem Kolbenfeld ragte das hohe Gehörne einer zahlreichen Ochsenheerde, die mit Gier an dem Mais knoberte und malmte. Wir rügten diese Verletzung und Verwüstung fremden Eigenthums; da antwortete der Wallache mit naivem Pathos: „Das sind die Aecker der gottverdammten Döbeljacer Magyarenbrut, die uns so lange feind gewesen, bis ihnen vor ein paar Wochen Herr Knicanin, den Gott erhalten wolle, das Sündennest über den rebellischen Häuptern in Flammen gesteckt. Die Männer des Dorfes sind theils erschlagen, theils gefangen, die Uebrigen mit Weibern und Kindern in jener Schreckensnacht, Gott weiß wohin! ausgewandert. Den Segen ihrer Felder mußten sie ungeerndtet lassen, die Weizenfelder haben sich alle von selbst ausgekörnt und der Mais hier wird wohl auch bald zu Grunde gehen. Unsere Leute können es nicht einachsen, werden sie doch kaum mit ihrer eigenen Erndte fertig! Damit nun die edle Gottesgabe nicht ganz ungenossen zu Grunde gehe, lasse ich meine Heerde, die doch ohnehin nach Herrn Knicanin's Lager geht, ein wenig darin weiden. Schade um den schönen Gottessegen, schade um die schönen Häuser dort, doch die Döbeljacer haben's verdient.“ Mit diesen Worten deutete der Reiter mit dem Peitschenstecken auf einen rauchgeschwärzten Kirchthurm, der sich links von der Straße über dem grünen Ried erhob, drauf lüftete er den Hut und ritt zur Heerde zurück.

Ja, dort lag vor Kurzem noch ein wohlgebautes Dorf von mehr als 300 Häusern, jetzt steht nur der Kirchthurm wie ein riesiges Grabmal ob den langen Reihen von Schutthügeln!

Die Bewohner der vereinzelten magyarischen Kolonie Döbeljac hatten sich, obwohl rings von serbischen Ortschaften und wohlbewehrten Lagern eingeschlossen und von jeder magyarischen Hilfe abgeschnitten, mit Hilfe einer zurückgebliebenen Besatzung von etwa achtzig Husaren und zwei Kanonen lange nicht ergeben wollen, ja, sie beunruhigten noch die benachbarten Orte durch Ausfälle. Knicanin, der ihren Heldenmuth offen bewunderte, ließ sie dreimal durch Parlamentäre auffordern, ihre sämmtlichen Waffen abzugeben, mehr wolle er von ihnen nicht verlangen, von jedem Kriegsbeitrag sollten sie befreit bleiben; dabei stellte er ihnen das Nutzlose ihres tollkühnen Widerstandes lebhaft vor, garantirte ihnen Sprache und Nationalität. — Allein die Männer von Döbeljac gaben nicht nach, sie reizten die Serben nach wie vor durch Ausfälle, fingen mehrere serbische Couriere auf, ja, sie schossen sogar auf Knicanin's dritten Parlamentair. Nun brach Knicanin auf, nahm Döbeljac mit Sturm und seine Schaaren steckten das Dorf in Brand.

Wir passirten außer mehreren serbischen Dörfern und der Brandstätte eines magyarischen noch ein slovakisches und ein wallachisches Dorf, Kovacica und Usdin; letzteres war zu einem Drittheil zusammengebrannt, übrigens weniger gut gebaut und minder reinlich als das slovakische, aber die schwarzäugigen, vollbusigen Wallachinnen in ihrer höchst eigenthümlichen Nationaltracht, bei der die rothe Farbe und altitalischer Zuschnitt vorherrscht, gefielen uns dafür weit besser, als die hageren Slovakinnen in ihren blauen und braunen Tuchkitteln. Vor Tomasevac war auf der Straße ein geschäftiges Leben: Wägen mit Proviant und Munition und Scharen von Weibern und Kindern, die ihre Angehörigen im Lager besuchten und denselben sonntägliche Leckerbissen zutrugen, staffirten den sonst öden und monotonen Weg. Tomasevac ist ein weitläufiges, nettes und reinliches Dorf; die Häuser in langen Zeilen aneinander gereiht, mit blendend weißen, der Straße zugekehrten Giebeln, mit seltsam geschnitzten First- und Schornsteinzierrathen, buntbemalten Thüren und grell gefärbten Jalousien. Das ganze Dorf wimmelte von Soldaten, denn drei Divisionen des Pancevaer Grenzregiments hatten hier ihr Standquartier. Eine bunte Sammlung von Costümen und Trachten! Außer den Chargen trugen nur Wenige die vollkommene Uniform ihres Corps: braunen Rock mit hellblauen Aufschlägen und weißen Litzen, blaue enganliegende Beinkleider mit schwarzgelben Schnüren und ungarischem Knopf, Halbstiefel, schwarzes Riemzeug, gewöhnliche Czako's oder blaue Lagermützen. — Die Andern hatten entweder graue Soldatenmäntel über ihrer gewöhnlichen Haustracht, oder waren bis auf die blaue Uniformhose ganz bäuerisch gekleidet, in breitkrämpigen Hüten und braunen Lodenmänteln (Gunja). Wieder Andere hatten gar trotz der warmen Jahreszeit große Schafspelze, das Rauhe herausgekehrt, und mächtige Pelzmützen aus weißem Schafsfell; diese waren von dem Kontingent, welches die wallachischen Ansiedlungen aus dem von den Serben occupirten Theilen der Banater Militärgrenze gestellt hatten.

Am Ausgange des Dorfes stießen wir an die eigentlichen Lagerwachen. Ein Schnurrposten stand, das Gewehr beim Fuß hart am letzten Hause — im rothen offenen, kurzärmlichen Jäckchen, das die langen Aermel und Schöße seines grünen Unterkleides (anterie) und die zierliche Bruststickerei seiner schwarzseidenen bis hinauf zugeknöpften Weste (jelek) deutlich sehen ließ; er hatte blaue weite Hosen an (saksire), den Fez mit blauen Seidenfranzen über beide Ohren gezogen, über den Rücken hing der eine lange Zipfel eines groben, grauen Lodentuches, der zweite war um seinen Waffengürtel drappirt, doch so, daß sich Pistolen und Handzar mit der größten Leichtigkeit herausziehen ließen.

Statt dem üblichen „Halt! wer da?“ sprach mich der Posten mit seltsamer Scheu folgendermaßen an: „Ihr seid doch glücklich angekommen, Arambassa? dobro dosli. Wenn ihr in's Lager wollt, so zeigt mir Euern Passus, ich bitte Euch darum.“ — Verwundert zeigte ich ihm meinen Geleitsbrief und fragte:

„Was hälst du mich für einen Haiduckenführer?“ — „Ich seh's an Euren Silbertressen und an Eurer Mütze,“ antwortete ehrerbietig der Serbe und gab mir meinen Paß zurück. — Ich zuckte die Achseln. Der Sohn der Moldau passirte seitdem im ganzen Lager für einen Räuberhauptmann der böhmischen Wälder.

Der Posten ließ mich bis an das Hauptquartier geleiten, das sich seitwärts vom großen Lager in einem dichten Erlengebüsch befand, inmitten einer Kavallerieabtheilung.

Auf einer schwanken Nothbrücke überschritten wir den tiefen Lagergraben und kamen durch eine lange Reihe von Zelten und Erdhütten, zwischen welchen gesattelte Pferde an Pfähle gebunden unter freiem Himmel standen, auf einen geräumigen, halbrunden freien Platz. Die jungen Erlen, welche weiterhin das Reiterlager überschatteten, waren hier gefällt und zur Deckung jener Hütten verwendet worden. Nur einen alten Eichbaum hatte man inmitten des Halbzirkels stehen gelassen, zwischen seinen Aesten steckten eroberte magyarische Fahnen, auf der schönsten davon — sie war roth und grün, und reich mit Silber gestickt — war der Kopf ihres früheren Trägers aufgespießt, der bei Lazarovo-polje gefallen. Bei jedem Windstoß bewegten sich gespensterhaft die langen blonden Locken und schaurig flatterten die blutbespritzten Fahnenbänder von Atlas, darauf die Worte gestickt: „Marie von Esekucz der Nationalgarde.“ Der arme Fähnrich hat seine Fahne wacker gewahrt, nur mit seinem Herzblut getränkt konnte man sie ihm entreißen! Grade gegenüber der Eiche erhob sich das Zelt des Feldherrn, hoch und geräumig, aus grünem Tuch mit rothen Franzen; von seiner Spitze weht ein Fähnlein in den slavischen Farben, blau, weiß und roth, im mittlern Felde das rothe Herzschild des serbischen Wappens mit dem silbernen Kreuz und den vier blauen Feuerstählen. Vor dem Zelte schritten zwei riesige Haiducken Wache haltend auf und nieder, der Eine im vollen Nationalkostüm, im rothen Mantel und Fez, in den verschränkten Armen ein Bajonnetgewehr haltend, der Andere, den blanken Handzar in der Rechten, die klafterlange, montenegriner Flinte quer über den Rücken gehängt, einen weißen Reitermantel über dem nationellen Unterkleid, auf dem Haupte den kostbaren Kalpack eines erlegten ungarischen Magnaten mit blitzender Steinagraffe und stolz nickendem Reiherbusch. Rechts von Knicanin's Zelte war ein fein gedeckter Eßtisch unter einer Halbdecke von ungebleichter Leinwand aufgestellt, daneben eine aus Ziegelwänden aufgeführte, mit einem soliden Bretterdache gedeckte Küche, deren duftige Ausdünstung uns gewaltig anheimelte. Vor der Küche hing zwischen vier in die Erde gerammten Pfählen ein blanker, brodelnder Kupferkessel über einer lustig flackernden Flamme. Eine kleine Laubhütte links enthielt die Feldkanzlei, ein serbischer Kavallerist und ein schwarzgekleideter Kommissair des Karlovicer Centralregierungskomites debattirten eben darin sehr eifrig über ein

Actenstück. Noch weiter links standen unter einem bretternen Nothdach des Feldherrn Schlachtrosse, alle gesattelt und gezäumt. Meine Sportsmannatur trieb mich zuerst dorthin, ein schöner englischer Hengst, eine unscheinbare, aber gedrungen und kräftig gebaute Schimmelstute, zwei Branne, die dem Gestüt jedes Fürsten Ehre machen würden, und endlich das Prachtstück: ein herrlicher Fliegenschimmel, von türkischer Abkunft, mit Augen, gluthig wie helle Kohle, schön gebogenem Hals und tadelloser Kroupe, der Boden um ihn war von den ungeduldigen Hufen ganz aufgewühlt. Die den Halbkreis abgrenzenden Hütten der Reiterei waren aus dem verschiedenartigsten Material zusammengesetzt, aus gestampften Lehmwänden, frischen Erlenstämmen, Eichenbrettern, Stroh und grünem Reisig; ihre Mannschaft war mit Putzen der Waffen, Striegeln der Rosse und Bereitung der Mittagsmenage gemüthlich beschäftigt. Ein Offizier in Grenzeruniform trat aus dem Feldherrnzelt, wir baten ihn, uns zu melden, und wurden von ihm sofort zum Obrist Knicanin geführt.

Knicanin saß im Fond des Zeltes auf einer mit dem feinsten Linnen überzogenen Matraze mit überschlagenen Beinen; er erhob sich, uns durch leichte Verbeugung und Händedruck zu begrüßen. Wohl ist er einer der stattlichsten Männer, auffallend hoch gewachsen und kräftig gebaut, dem Anschein nach ein angehender Vierziger. Sein rundes, volles, etwas gebräuntes Gesicht erhält durch eine schöngebogene Nase, den kühn geschnittenen Mund und den dichten, langen Schnurrbart einen heldenhaften Ausdruck, während aus den glänzenden braunen Augen Verstandesschärfe und Gutmüthigkeit hervorleuchtet. Das kastanienbraune Haar trägt er kurz geschnitten unter dem rothen Fez, welchen nichts vor den Kopfbedeckungen der übrigen Mannschaft auszeichnet. Sein ganzer Anzug ist schlichter, als der von den meisten seiner Subalternen. Eine schwarze Sammtweste, reich mit Geld bortirt und bis an den Hals mit einer dichten Reihe silberner Knöpfe geschlossen und sein goldgestickter Waffengürtel, um den ein kostbarer persischer Shawl gewunden ist, bilden die einzigen prunkenden Stücke seiner Kleidung. Ueber der Weste trug der Herr ein roth und blau gestreiftes Leibchen aus leichtem Seidenstoff, darüber einen kurzen Rock mit aufgeschlitzten Aermeln aus ziemlich groben, gelbbraunen Tuch, mit einfachen blauen Schnüren verziert, blaue Kniehosen von bedeutender Weite und gleichfarbige, sehr eng anliegende Kamaschen, welche unten ein schwarzseidener Zwickel und eine schwarze Bordure ausputzte, während dieser Beinschmuck sowie alles Schnürwerk bei den übrigen distinguirten Serben allemal von Gold- oder Silberstickerei ist. Zu Häupten Knicanin's hingen reiche Waffen, prächtige Pistolen und Türkensäbel in silbernen, kunstvoll ziselirten Scheiden. Neben Knicanin aber saß ein dicker, wohlgenährter Herr mit ehrwürdig langem blonden Bart im dunkelblauen Popenhabit, die breite rothe Leibbinde bezeichnete den Rang eines nicht unirten Erzpriesters. Als er meiner ansichtig wurde, zwinckerte er mit seinen grauen freundlichen Augen, sprang, so

gut es dem wackern Mann seine Korpulenz erlaubte, sichtlich überrascht auf und fiel mir mit einem herzlichen Kuß um den Hals. Es war ein alter lieber Bekannter! — Herr Paul Stamatovic, der Protopresbyter, derselbe, welcher während des Slavencongresses die berühmt gewordene, vielfach verketzerte Slavenmesse auf dem Roßmarkte zu Prag gelesen hatte. Auf einer Barrikade hatten wir uns zum letzten Male gesehen! In Wien war mir ein magyarisches Journal mit der Zeitungslüge in die Hand gekommen, der Priester der Slavenmesse sei auf seiner Heimreise bei Preßburg ergriffen und auf die Festung Munkacz gebracht worden. Ich freute mich also doppelt, den würdigen Herrn als Knicanin's Feldpater fröhlich und wohlbehäbig wiederzusehen. Während Obrist Knicanin die überreichten Depeschen durchflog, hatte ich Muße, das ganze Zelt zu mustern. Im dunkelsten Winkel zwischen Tellern, Kaffeetassen und Tabakspfeifen kauerte ein bosnischer Mönch (Kaludjer), ein zweiter Adhemar von Puy, eine Mischung von Geistlich und Kriegerisch; über die schwarze Klosterkutte war ein Ledergurt geschnallt, in dem ein Handczar und zwei Pistolen steckten; sein ausdrucksvolles, gefurchtes Gesicht, die kühne Habichtsnase und der struppige, bereits mit Grau vermischte Bart harmonirte mit dem Waffenschmuck mehr, als mit dem geistlichen Gewand und seiner runden, griechischen Priestermütze. Derlei Erscheinungen sind übrigens in Serbien, Bosnien, Herzogowina und Montenegro nichts Seltenes; ich fand später unter den Freischärlern im Tomasevacer Lager mehre gesalbte Häupter, die Säbel und Muskete zu handhaben verstanden, wie Meßkelch und Monstranz. — Auf einem Feldstuhl am Eingang des Zeltes streckte sich das halbkahle Haupt auf den Korbgriff seines mächtigen Pallasches gestützt, die langen Beine weit ausgereckt, ein ältlicher Mann in russischer Kampagneuniform, es war Major M., ein Serbe von Geburt, der früher im Generalstabe des Pravoslavny Car gestanden, ein Haudegen und tüchtiger Strategiker! —

Unsere Unterhaltung mit Feldherrn und Feldkaplan war eben im besten Zuge und fing an höchst interessant zu werden, als ein Diener mit der Meldung, die Tafel sei gedeckt, den Faden der Conversation abschnitt, welcher sich grade über Frankfurt und Deutschland dahinspann. Wir gingen mit kriegerischen Absichten in das Speisezelt, wo des Feldherrn Tisch für zwölf Personen gedeckt war. Neben Knicanin, dem Major M., beiden Popen und uns vervollständigten zwei Adjutanten in serbischer Uniform, des Obristen Secretair und drei ganz nationell kostumirte junge Männer, deren einer einen Turban trug, die Tafelrunde. — „Der mit dem Turban“ — erklärte Freund Stamatovic — „ist einer unserer tüchtigsten Artillerieoffiziere, ein Türke aus Constantinopel, welcher mit einer erlesenen Reiterschaar von 40 Köpfen — meist Türken oder arnautische Zigeuner — herüberkam und Handgeld nahm. Dort der junge schmächtige Bursch im schmucken Nationalkleid muß Sie als lebendiges Abbild seines berühmten Großvaters interessiren, dem er wie aus den Augen geschnitten gleich sehen soll. Er ist des

gefeierten Milos Stojcevic, Wojwoden von der Pocerina Enkel und der Liebling Knicanin's. Sie kennen das Leben seines Großvaters? Er war im letzten Befreiungskriege anfangs friedlicher Schreiber des Dorfknezen Markovic in seinem Geburtsorte Pocerje, bis die Türken das Dorf anzündeten, seinen Brotherrn und seine Mutter als Sclaven mit fortnahmen. Da entbrannte Racheglut in der Brust des Milos, er sammelte eine stattliche Freischaar und führte sie dem obersten Feldhauptmann der Serben, Kara Georgje zu. An der Seite dieses großen Feldherrn focht er so wunderbar, daß ihn Kara Georgje im Angesicht des ganzen Heeres umarmte und sprach: „„Du bist von nun an mein Sohn und mir so lieb wie Alexa, mein leiblicher Erstgeborner, ich gebe dir die Wojwodenwürde über die ganze Pocerina, sei mir treu wie jener Milos Pocerac einst dem königlichen Marko."" — Der neue Milos von der Pocerina übertraf in der Folge, wie die Heldenlieder sagen, jenen frühern bei weitem, er war der erste Held in den Schlachten bei Sabac und an der Drina. Bei seinem letzten Feldzuge war er so glücklich, seine alte Mutter aus den türkischen Sklavenketten zu befreien, auch hatte er sich die berühmteste Siegesbeute erkämpft, das gefeite Kulin'sschwert; sein Leben ließ er in der schönsten Blüthe seiner Jahre in einem Zweikampf. Jener junge Mensch wird dem Andenken seines Ahnen Ehre machen. Obwohl noch blutjung, hat er schon bei Weißkirchen sehr brav gefochten, er will immer bei jedem Strauß der Erste sein. — Sieh jetzt seinen Nachbar zur Linken" — erklärte der Erzpriester weiter — „auch er ist von rühmlicher Abkunft, ein Sohn des noch lebenden Nestors unserer alten Helden, des tapfern Popen Lukas Lasarjevic. Sein ehrwürdiger Vater lebt noch zu Sabac an der Save, dem Schauplatz seiner schönsten Waffenthat, hochbetagt, doch immer frisch und heiter, ein Jünglingsgeist steckt in dem Greisenkörper, denn nicht einmal die schweren, lebensgefährlichen Wunden, die sich dieser Türkenfeind vor mehr als 40 Jahren an der Drina geholt, vermochten ihn mürbe zu machen. Der junge Lasarjevic führt auch schon eine gute Klinge und ist unser bester Liedersänger und dazu ein Dichter, ein Poet; man sieht das schon an dem pfiffigen Ausdruck seines hübsch geschnittenen Gesichts und an den schwarzen Augen, die unter den buschigen Brauen so klug hervorgucken. Sein neuestes Mußenkind ist ein großes Gedicht in den Weisen des Volks, die Ritterthaten unsers verehrten Freundes, Herrn Knicanin beschreibend."

„Dummes Zeug" — unterbrach Knicanin gutmüthig polternd — „er hätte das können bleiben lassen. He, Lazarjewic, hörst Du? unterstehe Dich nicht, das Lied zu singen. Es war zwar gut gemeint, aber ich will nicht, daß Du es singst, sonst soll Dir freundlichst der Teufel — —!" — „Reden wir von was Anderm!" sprach mein Pope mit schlauer Miene. „Der Kleine dort von vierzehn Jahren, der uns die Suppe bringt — ist ein Mordkerl! hat bei Versec einen Deutschen von der Pesther Mobilgarde niedergehauen, wie viele meiner Leute mit eigenen Augen

gesehen. Der Versuch jedoch, seinem Opfer nach alter Sitte den Kopf abzuschneiden, mißlang, dazu war sein Arm zu schwach, sein Säbel zu stumpf, auch kannte er den Vortheil dabei noch nicht, kurz, er mußte die Hilfe des nächsten Graubarts beanspruchen, der arme Schelm hat aber trotz der um ihn pfeifenden Kugeln der Operation so begierig zugesehn, daß ich darauf wetten könnte, das nächste Mal müßte er es selbst treffen, wenn nicht im letzten Tagsbefehl das Abschneiden feindlicher Köpfe streng untersagt worden wäre."

Die Tafel war echt nationell bestellt, die Lieblingssuppe der Serben, die Kisela Corba machte den Anfang; eine erstaunlich kräftige Hühnerbrühe mit Reis, Essig und einer Unmasse von feingestoßener gelber Paprika. Einem durch französische Küche verwöhnten Gaumen wäre sie freilich zu scharf, übrigens gleicht sie der aus Ostindien nach England verpflanzten Curry- und Mulligatewney-Suppe in Zubereitung und Geschmack so sehr daß mein Freund W., welcher der Slaven Ursitze in Indien sucht und Swantevit und Radegast für identisch hält mit Wischnu und Brahma von nun an gewiß lauter Mulligatewney-Corba als die vermuthliche Ambrosia Swantevit-Wischnu's essen wird! Gekochte und geschnittene Rindsnieren mit Pfeffer, Essig und Oel bildeten die Vorspeise; dem Rindfleische folgte Cebbab, mit Zwiebeln und Reis gedünstetes Schöpsenfleisch, das allbeliebte Guljas, Gurabie eine wohlschmeckende, gewürzreiche Mehlspeise, deren Recept der geneigte Leser in Piller's und Mitterbachens „Iter per Poseganam Slavoniae provinciam" eines breiteren mitgetheilt findet, und ein saftiger Truthahn. Damit aber war die Reihe der Schüsseln nicht beendet. Ein köstlicher Bratengeruch, der mir schon vor Tisch lieblich in die Nase prickelte, ging dem Erscheinen des hors d'oeuvre voran: zwei Männer brachten auf einem langen hölzernen Spieß ein jähriges Schwein und legten es auf ein Brett nieder, gerade unter jenen Eichbaum, auf dem noch der Kopf des armen Fahnenträgers hin und herschwankte. Einer der Bursche schlitzte die verglaste Haut dieses Prachtstücks serbischer Eichelmast einigemal über den Rist und Widerrist, der andere klopfte mit einem Stäbchen so darauf herum, das die Glashaut in ziemlich regelmäßigen Vierecken absprang. Diese Glashaut nun wurde auf unsern Tisch gebracht, das abgehäutete Schwein wanderte in die Küche zurück, um für den Dienertroß des Feldherrn vollends gar zu braten. Während der Tafel ward der feurige Karlowitzer Wein getrunken, eine der edelsten Sorten von den Kabanicer Bergen, wo schon Kaiser Probus Weinreben gepflanzt hat; als Desserttrank kreiste die Palunca, welche der Wiener Feinschmecker unter dem Namen „raizischer Tropfwermuth" kennt.

Nach aufgehobener Tafel folgte uns Lazarjevic mit der Gusle in's Zelt des Feldherrn und stimmte mit kräftiger Stimme und begeistertem Schwung eines der volksthümlichsten Lieder von Serbiens Car Dusan, dem Starken und Unüberwindlichen an und vom alten Türkentödter Kraljevic-Marko, dann ein Lied von

Kaiser Konstantin dem Großen und der Kaiserin Helene. Konstantin wird darin als Slave Bulgarischen Stammes gefeiert, unter der verstümmelten Benennung Car Kostara ist er jedem Serben geläufig, noch mehr aber Kaiserin Helene (Carica Jelena), welche nach dem Liede an strahlender Schönheit und Milde, Sonne, Mond und Morgenstern übertrifft *) Die Lieder, allemal im fünffüßigen Trochäus mit regelmäßiger Cäsur nach dem zweiten Fuße, werden mit erhobener, starker Stimme fast nur parlando zu der eintönigen Begleitung vorgetragen und sind von großer Schönheit, die nur der gehörig zu würdigen weiß, welcher sie an Ort und Stelle gehört oder in den Sammlungen des Andrié Kacic und Vuk Stefanovic-Karadzic gelesen, die deutschen Uebersetzungen sind durchweg mangelhaft, nicht wenige sogar unterschoben.

Die Ankunft eines jungen Serben, dessen Bandelier die Devise „Za slobodu a slavjanstvo“ (für die Freiheit und das Slaventhum) schmückte, unterbrach den Gesang; er trat zu Knicanin und küßte ihm ehrerbietig die Hand. Dieser zog ihn freundlich zu sich und fragte: „Was willst denn Du hier, Herzensjunge“ — „Mit Euch fechten, Herr Obrist.“ — „Wo kömmst Du her?“ — „Graden Wegs von Cupria.“ — „Weiß Dein Vater davon?“ — „Er weiß und gab mir diesen Brief an Euch.“ — Knicanin bemerkte uns während er den Brief erbrach, der junge Mann sei der Sohn seines alten Freundes Bogdan Georgjevic, Bezirkschefs und Obristen von Cupria. „Sein älterer Sohn“ — fuhr Knicanin fort — „ist bei einem Treffen unfern von Weißkirchen an meiner Seite von einer Kartätschenkugel getödtet worden, jetzt schickt mir der Alte den zweiten Sohn Demeter, den einzigen, den er noch übrig hat, als Stellvertreter für den Gefallenen.

Ein Adjutant meldete, daß sich in den etwa eine halbe Stunde vom Lager entfernten Dörfern Botos und Orlovat feindliche Truppen gezeigt. Wir sahen einander lachend an, ein Scharmützel gleich in den ersten Stunden der Ankunft war mehr als wir gehofft hatten. Knicanin ließ seine Stute vorführen und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Wir sprengten den Hügel hinan, auf welchem sich das stark befestigte Lager befand, von drei Seiten von dem Temesfluß umspült und von drei großen Redouten geschützt, davon zwei nach den neuesten Regeln der Fortification aufgeführt waren, die dritte kreisrund nach einer ganz veralteten Art, aber sehr praktisch und zweckdienlich. Von der Mannschaft des Lagers war wenig zu sehen, die meisten steckten in ihren strohgedeckten Erdhütten, welche in eine Art paralleler Laufgräben gebaut waren, so daß nur hie und dort die rothen Käppchen herausguckten. Einige hatten sich um ein Wachtfeuer gelagert, Würfel spielend und zechend, einige aufmerksam zuhörend um einen Helden-

*) Nije ono mesec, ni danica,
Nit je sunce, nit je prihodnica,
Vec je ono Slovinska kralica
Po jmenu Jelena gospoja.

liedersänger, dessen Gusle zum Lobe des Milos Obilic erklang, den Fall des Helden und den Unglückstag von Kossovopolje beweinend. Knicanin ließ 60 Freiwillige ausheben, die sich in Parthien zu 10 bis 20 aus dem Lager schleichen und bei Orlovat und Botos recognosciren sollten. Es waren lauter Burschen, denen man es ansah, daß sie schon etwelches Leder im Kampfe abgetragen, ihre guten Klingen öfter mit Feindesblut getränkt und manche ungläubige Seele von ihrer irdischen Hülle befreit. Ein kleines Kreuzchen von Messing auf der linken Brust, bezeichnete den einen zwanzig Köpfe starken Zug der sechzig Ausfallsmänner als Brüder Haiduken. Da wurde signalisirt, feindliche Plänkler haben sich in der Nähe der äußersten Lagerwachen gezeigt, die Ausfallsmannschaft blieb nun zurück, nur zwanzig Haiduken wurden auf Schleichpatrouille geschickt. Wir bestiegen, um das bevorstehende Gefecht überblicken zu können, ein hölzernes Observationsgerüst, das über dem Denkmal eines an dieser Stelle gefallenen tapfern Grenzoffiziers errichtet war. Im Jahre 1788 nämlich hatte Hauptmann Radwojewic mit hundert Grenzerschützen Tomasovac gegen eine neunfach stärkere türkische Uebermacht vertheidigt und war an dieser Stelle den Heldentod gestorben. — Unsere Haiduken schlichen gebückt aus den Verschanzungen in ein Maisfeld, krochen dann auf dem Bauche über eine breite Wiese in einen Weingarten und so fort, bis sie den Husaren auf Schußweite unvermerkt nahe gekommen waren. Auf die erste wohlgezielte Salve fielen sechs, auf die zweite vier Husaren; aus einem Versteck stürzten mehrere Honweds heraus und es ging an ein Handgemenge, Säbel und Messer blitzten in der Abendsonne, da knatterten Flintenschüsse, ein Haiduke stürzte zusammen, nach kurzem Kampfe aber wichen die Feinde und unsere Haiduken kamen mit fünf Gefangenen, einem Husaren und vier Honved's, Burschen in blauen Blousen mit schwarzen Schnüren und runden schwarzen Federhüten zurück. Auf zusammengesteckten Aesten brachten sie zwei ihrer Kameraden, einen todt, den andern schwer verwundet. Wie die Kämpfer das Lager wieder betraten, krochen die neugierigen Waffenbrüder aus ihren niedern Strohhütten und Erdlöchern hervor. Ein überaus bunter, phantastischer Anblick, ein wahrer Maskenball! Ein solches Gemisch von Trachten hat wohl selten ein Lagers Umkreis in sich vereint! Hier regulirte Grenzer, gleich zwar in der Bewaffnung, aber bunt verschieden im Kostüm; die Ueberzahl davon sind Serben, doch finden sich auch Slovaken und Wallachen, selbst einige Deutsche darunter. Und erst die Freischaaren! von all den 3000 sind nicht zwei gleichgekleidet! Hier Serben, dort Bosnier, da Arnauten, da Herzogovinaner, dort wieder die stolzen, hochgewachsenen Söhne der schwarzen Berge, edle Montenegriner, selbst ein Häuflein Türken und veritabler Griechen und um das Nationalitätengemäß ganz voll zu machen, auch zwei im Bornus, Araber, die früher eines Belgrader Bassa Sclaven waren und nach ihrer Freilassung serbisches Handgeld nahmen. Das Trachtenquodlibet wird noch bunter durch den Gebrauch, sich mit den Beutstücken nach Möglichkeit

zu schmücken, seien sie auch von der heterogensten Art! Zu den malerischen Nationaltrachten denke man sich als Kopfbedeckung Husarenczakos, die runden Hüte der Mobilgarden von Buda-Pesth, edelmännische Kalpaks oder Czapkos von Uhlanen, oder zu den breiten Hosen, gestickten Westen, Waffengürteln und Shawls, Husaren-Dolmans mit Seide oder Gold verschnürt, weiße Uniformröcke von Miguel- oder Alexanderinfanterie, Honvedswaffenröcke, kurz, jedes ordentliche Kleidungsstück, das in der feindlichen Armee vorkömmt, findet sich hier wieder in möglichst grotesker Zusammenstellung. —

Die schon vorher aufgehobene Mannschaft wurde verdreifacht und gen Orlovat und Botos gesendet und wir ritten in's Hauptquartier zurück. Vom Pferde absteigend warf ich meinen liebevollen Blick nach dem Küchenfeuer, das wieder lustig flackerte, am Bratspieße schmorte ein ebenbürtiges Seitenstück zum hors d'oeuvre der Mittagstafel.

Auswanderung und Colonisation im Inland.

Wenn die Schwalben kommen, erwacht in dem Menschen der Wandertrieb; wenn jene freudig das alte Nest begrüßen, wird es ihm zu eng in dem wohnlichen Hause, zu düster in den alten Gassen, es locken tausend Boten ihn hinaus in die weite Ferne. Jetzt zumal, nach einem Winter, der in mancherlei Sorgen und Kümmernissen verlebt werden mußte, in einem Frühjahr, das uns wenig Blumen bringen wird, sehen wir auf allen Straßen die Züge der Auswanderer, welche mit ihren Habseligkeiten den Seehäfen zu eilen, um hinüber zu ziehen in das freie, glückliche Amerika oder nach dem ewig grünen Festland des fünften Welttheils. Wehmuth ergreift den Menschenfreund, wenn er Abends auf dem Kai des Hafens die guten Leute sieht, die aus dem Herzen Deutschlands gekommen, hier unter dem Mastenwald schon in einer ganz fremden Welt sich finden; stille Beklommenheit ist über ihr ganzes Wesen gebreitet, ängstlich gedenkt die Mutter der langen Meerfahrt und erst wenn der Vater beginnt zu erzählen von den reichen Wundern der auserwählten neuen Heimath, beschwichtigt das schon hundertmal Gehörte das zagende Frauenherz. Welche Vorstellungen werden da laut, welche mitleidswürdige Einfalt der Phantasie und der Erwartung gibt sich in solchen Familienunterhaltungen kund! Kaum ein Drittheil der Auswanderer nach Amerika hat einen Begriff von dem Wagestück des Unternehmens, kaum ein Zwanzigstel weiß, was es da drüben will und soll. Um so auffallender und merkwürdiger ist die Erscheinung der massenhaften Auswanderung, welche von Jahr zu Jahr zunimmt.

Was treibt die Leute fort? Ist es die Uebervölkerung? Nein, gewiß nicht, denn Deutschland ist nicht übervölkert und die einzelnen Districte, in welchen Population und Production im Mißverhältniß zum Schaden der ersteren stehen, danken dies, laut dem schlagenden Zeugniß der Statistik, einzig der niederen Stufe oder Indolenz der letzteren. Ist vielleicht die Freiheit des amerikanischen Staatslebens, seine republikanische Verfassung der Lockvogel, der den armen deutschen Bauer in den Schatten des Urwalds lockt? Schwerlich — oder wenigstens nur in sehr wenigen Fällen; der deutsche Bauer ist allerdings ein abgesagter Feind vom Steuerzahlen, aber deshalb opfert er noch lange nicht die Heimath mit allen ihren Erinnerungen und Gewohnheiten. Es ist freilich in Frankfurt gesagt worden: Ein Beweis, daß die politischen Einrichtungen des lieben deutschen Vaterlands die Mehrzahl zur Auswanderung nöthigen, liegt darin, daß im Jahre 1848, als sich der politische Horizont auch bei uns zu klären anfing, seit fünf Jahren die kleinste Zahl von Auswanderern befördert worden ist. Allein es ist dabei zu bedenken, daß die Zustände des vergangenen Jahres es nicht erlaubten, anders als mit den schwersten Opfern ein Vermögen in liegenden Gütern mobil zu machen oder auf andre Weise das Seinige ohne Verlust zusammenzufassen; ja es ist sogar auch in Betracht zu ziehen, daß die Dänen eine geraume Zeit des Jahres hindurch unsere Auswanderungshäfen blokirten und die Schifffahrt hinderten. Jener Beweis zerfällt also in sich selbst. Die Hauptursache der Auswanderung in Deutschland trägt das Volk, mehr wie viele andre, in sich selbst: Es ist der romantische Drang in die Ferne, der in jedem Menschen zeitweise im Jahr erwacht, es ist die unbestimmte Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage, die zum quälenden Stachel wird, wenn Berichte und Gerüchte aus fernem Welttheil von dem wundergleichen Glück bekannter Personen, welche früher fortgewandert, erzählen, und denen gleich zu stehen oder es ihnen gar zuvor zu thun, man ein sicheres Anrecht zu haben glaubt. Die Auswanderungslust ist kein Product unserer politischen und socialen Zustände, sondern sie entsprang der unruhigen Menschenseele als ein sich empörendes Gegengewicht der Stagnation und des Einerlei im practischen Leben.

Mag aber ihre Ursache liegen, wo sie wolle -- jetzt, in der gegenwärtigen Zeit, ist die Erscheinung der Auswanderung eine tiefe, schmerzliche Wunde im großen Staatsorganismus. Sie raubt dem Lande brauchbare Kräfte; sie entzieht ihm nach und nach ungeheure Summen von Capitalien, welche durch den Verkehr wieder zu erhalten in weiter Ferne noch nicht Aussicht vorhanden ist; sie entführt den Ständen des Volks in unverhältnißmäßiger Anzahl das wichtigste Bindeglied, den Kleinbauer, der sich auf eigner Hufe selbst ernährt, und durch Arbeit bei Andern jährlich ein Sümmchen zu erübrigen vermag, während der Troß der Arbeitsscheuen, der nicht auswandern kann, als schlimme Hefe zurückbleibt. Allen diesen Nachtheilen gegenüber gewährt die Auswanderung den deutschen Staaten keinen einzigen Ersatz — ihnen nützt die Bestimmung des germanischen Stammes,

über die ganze Erde Cultur zu verbreiten, in dieser Hinsicht gar wenig, um so weniger, als es die Eigenschaft der deutschen mehr wie jeder andern Nationalität zu sein scheint, mit fremden Elementen sehr leicht in einen neuen Stamm zu zerfließen.

Wenn sich der Nationalökonom, namentlich in neuester Zeit, mit tiefer Betrübniß eingestehen mußte, daß das Uebel der Auswanderung schon so viel kräftiges Mark im Staatskörper zerstört hat, daß es die höchste Zeit ist, es in irgend einer Weise unschädlicher zu machen — so richtete sich ganz besonders sein Augenmerk auf die hochwichtige Möglichkeit einer Auswanderung und Colonisation im Inland, d. h. in Deutschland. Ein forschender Blick auf die Karte wird allerdings den Gedanken einer solchen lebhaft unterstützen. Im Süden unseres Vaterlandes sind die großen Donaumoore einer Austrocknung und Cultivirung fähig, und würden dann vielen Tausenden neuen Boden darbieten — (von den außerdeutschen Ländern, Ungarn, der Walachei 2c. reden wir hier um so weniger, als es einem Sachkundigen vorbehalten ist, über deren Colonisation in diesen Blättern zu berichten) auch das große Lechfeld in Baiern vermöchte wenigstens eine doppelte Bevölkerung ausreichend zu nähren. Im Westen sind die Haiden und Sandländer Hannovers und Oldenburgs an vielen Stellen so ertragsfähig, daß manches neue Dorf dort erstehen könnte; abgesehen von der theilweisen Urbarfähigkeit dieser öden Districte durch künstliche Mittel, z. B. artesische Brunnen u. dgl., welche wenigstens des Versuches werth wären. Auch im Eifelgebirg längs des Rheins mag noch mancher fleißige Mann ein nährendes Plätzchen finden. Aber alle diese Gegenden sind von geringem Belang, verglichen mit den ungeheuern Strecken, welche in Pommern, mehr aber in Ost- und Westpreußen, theils als Haideland, theils als unnützer, sich gar nicht rentirender Wald, theils als Moore oder Wüstungen des Pfluges und Säemanns harren. Dort ist der Punkt, welcher vor Allem in's Auge gefaßt werden muß, wenn von Colonisation die Rede ist. Versuche sind da schon vielfach gemacht worden. In Hinterpommern sind vor mehr als einem Jahrhundert Pfälzer und Salzburger eingewandert, deren Colonien noch heute bestehen, wenn gleich nicht alle in demselben Wohlstand. Im Großherzogthum Posen findet sich ebenfalls eine beträchtliche Anzahl von Colonien, unter ihnen die sehr bekannte auf der Domäne Flatow; in Litthauen sind die meisten Flußniederungen von Salzburgern, Pfälzern und Elsässern beurbart worden; noch vor wenigen Jahren hat die preußische Regierung in Rothfließ einen Colonisationsversuch mit hessischen Bauern ausgeführt, der bis heute außerordentlich gelungen scheint. Und noch viele hunderttausend Morgen liegen in jenen Ländern unbenützt! Dorthin also müßte sich der Strom der Auswanderung im Inland vor allen Dingen richten.

Aber so schön auch diese Aussicht sich dem oberflächlichen Blick darstellt, so viele Bedenken erheben sich wieder gegen die Möglichkeit und den erwarteten Ge-

winn ihrer Benutzung, so viele Zweifel, ob die Colonisation im Inlande im Stande sein werde, die Auswanderung nach fremden Ländern und Welttheilen genügend zu hemmen. Es ist dies letztere kaum zu hoffen. Wenn man die Statistik der deutschen Auswanderung nachschlägt, so findet man das Resultat, daß in den 13 Jahren von 1836 — 1848 nicht weniger als 629,230 Personen nach überseeischen Ländern gezogen sind. Wenn nun auch diese Summe gerade noch keine übermäßige ist, (etwa 2 Procent der jetzigen Gesammtbevölkerung) so ist sie doch zu groß für den allgemeinen Wohlstand, aber auch zu groß, um im Inlande in dergleichen Zeitfrist placirt worden zu sein. Man denke sich diese Menschenmenge in die öden Gegenden Ost- und Westpreußens geworfen, wo, was sehr zu beachten ist, der Mann mehr als das drei- und vierfache des Areals zu seiner Ernährung bedarf, als anderswo, und es wird dort wenig Platz mehr übrig bleiben für den nachdrängenden Strom, der dann nicht so plötzlich in ein anderes Bette gelenkt werden könnte. Außerdem ist das Verhältniß des Grundbesitzes im Inlande ganz anders wie in Amerika oder Australien; dort ist der Boden öfters in den Händen von Privaten, welche sich seiner nicht entäußern wollen und selbst das Domanialeigenthum kann nur nach eingeholter Genehmigung der höheren Behörden erb- und eigenthümlich vergeben werden. Wo er aber nur Pachter, selbst auf Erbleihe sein kann, geht der deutsche Bauer trotz aller übrigen Vortheile gewiß nicht so gerne hin, als da, wo er mit leichter Mühe und wenig Geld ein ganz eigenes Gut erwerben kann. Es ist ohnedies schon schwer, seine Abneigung gegen die Ansiedlung in einem deutschen Lande zu überwinden, wo er recht gut weiß, daß er von dem eingeborenen Nachbarn als Eindringling behandelt und der Steuerbote am Ende kommen wird, wie früher. Da in Deutschland ganz andre Verhältnisse bei einer Colonisation in's Spiel kommen, wie in Wisconsin oder Texas, so bedarf der Ansiedler dort entweder ein größeres Anlagecapital oder der Unterstützung der Regierung der neuen Heimath. Diese Unterstützung bringt aber letztere in ein eigenthümliches Dilemma; denn die alten Einwohner werden fragen: Warum greift man Fremden unter die Arme und nicht uns, die wir, wenn dies geschähe, gewiß eben so gut die Production zu vergrößern im Stande wären, als jene? Daher müssen solche Unterstützungen nur mäßig und mit großer Vorsicht stattfinden. Bleiben sie ganz weg, so mißlingen die Colonien allzuleicht, wie dies die Erfahrung gelehrt hat. Es ist aber ein Unterschied zwischen dem Mißlingen einer Ernte in Missouri und in Westpreußen; in jenem Land vermag der Bauer zur Noth noch eine Nachfrucht zu erzielen, in diesem nicht; dort nimmt er vielleicht die Flinte zur Hand und schafft Fleisch in's Haus, wenn Mangel eintritt, hier wird er gepfändet, wenn er den Hasen fängt, der ihm den Kohl nascht. Wie schon erwähnt, fühlt auch der ärmste Colone es deutlich, daß sein Auswandern nach einer andern Provinz des großen Vaterlandes von den seitherigen Bewohnern der letzteren stets als ein unbefugtes Besitzergreifen zu ihrem

Nachtheil betrachtet werden wird, während er aus Briefen, die der und jener Abends in der Spinnstube vorgelesen, erfahren hat, daß dergleichen in den Auswanderungsstaaten Nordamerikas nie der Fall ist. Und der Haß und Neid, der ihn verfolgt, je mehr er sich bemüht, ein sorgenfreies Leben zu erringen, verbittert ihm Alles, was sein Fleiß erworben hat, verleidet ihm nicht selten so die ganze inländische Colonie, daß er ohne weitern Grund wieder zurückkehrt in die alte Heimath, oder den kaum errichteten Herd der neuen wieder abbricht, um ihn über den Ocean zu tragen — es sind Fälle der Art schon häufig vorgekommen. Die Colonieen, welche seither in Deutschland angelegt worden sind, haben keinen Einfluß auf die Cultur der umwohnenden Bevölkerung ausgeübt; sie sind abgegrenzte Gemeinden gewesen, die nur unter sich verkehrten und Familienbündnisse schlossen, sie sind heut noch, oft nach 150 Jahren geblieben, was sie waren. — Die Pfälzer sind in Pommern so wenig Preußen geworden, wie die Franzosen in Litthauen Deutsche und ihre Nachbarn haben von ihnen nichts gelernt. Auch das Beispiel der Sachsen in Siebenbürgen darf hier angeführt werden. In Nordamerika wird aber der Einwanderer, sei er, aus welchem Lande er wolle, alsbald Amerikaner, muß auf eigenen Füßen stehen und gehen lernen und findet überall freundliche Nachbarn, die ihm mit Rath und That beispringen, so lange es Noth thut.

Es ist also die Colonisation im Inland keineswegs geeignet, die Auswanderung nach überseeischen Ländern vollständig zu hemmen. Trotzdem ist sehr zu wünschen, daß sie so ausgedehnt und sobald als möglich in's Leben gerufen werde — sie wird jedenfalls mindestens einen Theil von Kräften und Capitalien dem Vaterland erhalten können — und sie kann jetzt um so leichter stattfinden, da das freie Umzugs- und Ansiedelungsrecht in ganz Deutschland hoffentlich auch der That nach zu den erworbenen Früchten der Neuzeit gehört. Aber das Inland hat, außer den Versuchen der Colonisation in demselben, noch gar manche andere Mittel im Ueberfluß, welche, richtig benutzt, auf lange Jahre hinaus hinreichen würden, jede Uebervölkerung unmöglich, ja die Production so steigen zu machen, daß die seitherige Ausfuhr, welche schon allein den Glauben an Mißverhältnisse der Population aufheben muß, sich noch erhöhen würde. Die Vertheilung des Gemeindeguts mit Ausnahme des Waldes an die einzelnen Gemeindeglieder, die Parzellirung der Domänen, zweckmäßige Colonisationen u. s. w. können einer ungeheueren Menschenmenge neue Erwerbsquellen eröffnen, zugleich würden die genannten Maßregeln ein Gegenwicht für die großen Nachtheile der Ablösung der Zehnten und Grundrenten bilden, deren Capitalstock von den Berechtigten, gewöhnlich laut Familienverträgen fast ganz wieder in Grundeigenthum angelegt worden ist und dieses daher in den Händen einzelner Besitzer sich ungebührlich gehäuft hat. Fügt sich zu jenen die Aufhebung vieler drückenden Lasten und Schranken, die die Production jetzt noch vielfach hindern, entzieht strenge Militärpflicht der Güter-

hervorbringung nicht alljährlich gerade die Mehrzahl der besten Arbeitskräfte; begünstigen die Regierungen und ihre Behörden die Industrie, schützen sie Handel und Gewerbe durch eine einsichtige Zollgesetzgebung, durch Regelung der Innungsverhältnisse u. s. w.; erhöhen sie endlich die Production durch die indirecten Mittel der Volksbildung und der gegliederten Association — dann ist mehr als durch jede Colonisation dem Uebel der Auswanderung die fühlbare Schärfe genommen, wenn sie selbst dadurch auch nicht aufgehoben wird.

Es ist der Auswanderung kein Ziel zu setzen — wohl aber wird, wenn auch erst nach langer Zeit, der Augenblick kommen, in welcher sie aufhören wird, uns zu schaden. Eines Tages werden Amerika und vielleicht mehr noch Australien mit uns in nachhaltig einträglichen Verkehr getreten sein — es braucht einstweilen nur auf Wolle und Tücher hingewiesen zu werden — und unser Handel wird dann wahrscheinlich nur auf der Basis des Auswandrungsbetriebs zu einer so achtunggebietenden Höhe gediehen sein, daß wir mit andern handeltreibenden Nationen concurriren können. Es ist dies um so mehr kein leerer Traum, als die glücklichen Anfänge einer deutschen Marine jetzt schon unserer Flagge Schutz und Geltung verleihen müssen. Wir werden das noch erleben — auch, daß Amerika und Australien selbst die Auswanderung erschweren werden. Wohin aber soll dann der romantische Drang in der deutschen Seele uns führen? Unzweifelhaft müssen wir dann dahin zurückkehren, woher wir vor tausend Jahren gekommen sind — nach der Hochebene von Asien. Dort stand die Wiege des Menschengeschlechts, vielleicht wird einst auch sein Sarg dort stehen. **W. H.**

Die Katastrophe in der Paulskirche.

Ich traf in Frankfurt ein, am Vorabende des Tages, der die Debatte über den Welker'schen Antrag eröffnen sollte. Nur mit Mühe konnte ich noch ein Unterkommen im Gasthofe finden, so groß war der Zudrang von Fremden, die aus allen Gauen Deutschlands herbeigeeilt, um Zeugen der weltgeschichtlichen Verhandlungen zu sein, welche über die Zukunft unseres Vaterlandes entscheiden sollten.

Es lag mir daran, schnell einen Ueberblick der Stärke und Operationspläne beider Heerlager zu gewinnen, und der Umstand, daß ich unter den hervorragendsten Centralisten und Totalisten der Linken wie der Rechten alte Bekannte habe, kam meinem Bestreben fördernd zu Hilfe. Vor allem war ich begierig, die Stimmungen und Motive der Antikaiserlichen, unserer Gegner, kennen zu lernen,

denn von meinen politischen Freunden, den Vorkämpfern der Welcker'schen Partei, die bis tief in die Nacht hinein im „Englischen Hofe" versammelt waren, konnte ich nichts Neues erfahren, als daß sie mit Sicherheit auf eine Majorität von einigen zwanzig Stimmen rechneten. Man hoffte allgemein, daß Heinrich Simon und Genossen, welche sich bis dahin ziemlich farbenunbestimmt gehalten hatten, im entscheidenden Augenblicke zu den Kaiserlichen übergehen würden; man hoffte ferner, daß ein großer Theil der Oestreicher sich der Abstimmung enthalten werde; am Siege zweifelte Niemand — wo sich Bedenken äußerten, war es nur darüber, daß die Majorität vielleicht eine sehr geringe sein werde.

Ich besuchte im Fluge die Versammlungsorte der Oestreicher und der Linken, und fand überall eine Aufregung und Rührigkeit, welche mit der siegesfrohen Ruhe der Herren von der Rechten wundersam kontrastirte. An ein tieferes Eingehen in die Frage, an ein gründliches Erwägen der Verhältnisse, an ein Sichten des Wünschenswerthen und Möglichen war hier nirgends zu denken. Das war ein Lärmen, ein Toben, ein Kreuzfeuer von Worten des Hohnes und der Verneinung, daß ich meine Bekehrungsversuche ohne Weiteres aufgab, denn mit Vernunftgründen war nicht durchzudringen, wo Leidenschaftlichkeit, Preußenhaß und blinde Oppositionslust allein das Wort führten. Alle Vermittlungsversuche schienen unmöglich, denn nirgends war ein positiver Anknüpfungspunkt zu finden; vergebens lauschte ich nach einem versöhnenden Gedanken; die Herren schienen nur zu wissen, was sie nicht wollten, oder sie hielten mit dem was sie wollten, klüglich zurück.

Ich wandte meine Schritte zum „Braunfels", unter dessen Besuchern der grimme Vogt, der gute Venedey, der schwer zu durchschauende Fallmerayer und der gemüthspolitische Raveaux die hervorragendsten Erscheinungen bilden.

Auch den Braunfels verließ ich leider nicht viel klüger, als ich gekommen war. Vogt wollte lieber den alten Bundestag wieder hergestellt wissen und das Heil einer neuen Revolution abwarten, als Deutschland in einen „preußischen Polizeistaat" umwandeln helfen. Für Raveaux war das „Erbkaiserthum" der größte Stein des Anstoßes; er deducirte daraus einen unvermeidlichen Krieg mit Frankreich. Daß sich auch Fallmerayer zu der Partei dieser Herren geschlagen, muß denjenigen unerklärlich scheinen, welche die pessimistische Weltanschauung des wanderlustigen Fragmentisten nicht genauer kennen. Es dürfte vielleicht wenige Mitglieder der Nationalversammlung geben, welche mit den östreichischen Zuständen so vertraut wären, wie Fallmerayer; wer aber mit den östreichischen Zuständen vertraut ist, der weiß auch, daß das Volk dort selbst nichts anderes will als was bei uns die kaiserliche Partei anstrebt; wenn Fallmerayer trotzdem in Frankfurt gegen die hohenzollersche Dynastie agitirte, so that er das entweder aus Anhänglichkeit für seinen König, oder aus eingewurzeltem Preußenhaß, oder aus reiner Oppositionslust — am wahrscheinlichsten wurde durch diese drei Factoren zusam-

mengenommen seine Handlungsweise bestimmt. Im Grunde glaubt er überhaupt nicht an eine friedliche Lösung der deutsch-östreichischen Frage und sein Hauptbestreben ist, sich sobald als möglich des lästigen Mandats zu entäußern und in seinen geliebten Orient zurückzukehren. Am zugänglichsten für die Idee des preußischen Erbkaiserthums zeigte sich Venedey. Er war ehrlich genug, seinen Freunden gegenüber offen zu gestehen, er würde, wenn er keine politische Vergangenheit hätte (!) unbedingt für den Welker'schen Antrag stimmen; aber um nicht inkonsequent zu werden, müsse er bei der Opposition bleiben, denn zwanzig Jahre lang sei er ein Matrose auf dem Schiffe Großdeutschland gewesen und auf diesem Schiffe müsse er stehen oder untergehen. Aehnliche Redensarten hörte ich auch von anderen Herren der Linken, von deren politischer Vergangenheit Niemand etwas weiß, als sie selbst.

In sehr gedrückter Stimmung kam ich in meinen Gasthof zurück. Am folgenden Morgen machte ich mich in aller Frühe auf den Weg zur Paulskirche, um einen bequemen Platz zu erbeuten. Um neun Uhr waren schon alle Räume für die Zuschauer mit Menschen überfüllt. Eine unbeschreibliche Spannung malte sich auf allen Gesichtern. Die große Kaiserschlacht wurde durch einen gediegenen Vortrag des H. v. Wydenbrugk eröffnet; doch kostete es große Aufmerksamkeit, dem Redner zu folgen, denn in der Kirche herrschte — besonders auf den Bänken der Deputirten — eine solche störende Unruhe, als ob die Herren nur zusammengekommen wären, um sich im Husten, Schnaufen, Rülpsen und Spucken zu üben. Die alle Augenblicke in Bewegung gesetzte Glocke des Präsidenten vermochte nur hin und wieder die Ruhe etwas herzustellen.

Ich verschone Sie mit einer Detailschilderung der Debatten, welche vier Tage hindurch, von 9 Uhr Morgens bis spät in den Nachmittag hinein währten und erlaube mir nur, einige bemerkenswerthe Momente daraus hervorzuheben.

Von den Rednern der sogenannten Großdeutschen waren Radowitz und Römer die Einzigen, welche die Frage mit Geschick, Würde und Anstand behandelten. Die HH. Buß von Freiburg, Schüler von Jena, Wigard von Dresden, übernahmen die Rolle der „Clowns“ in dem großen Drama. H. v. Hermann aus München und der Adelsbekämpfer Mohl aus Stuttgart, schienen in der Kunst wetteifern zu wollen, einschläfernd auf die Versammlung zu wirken; doch trug Ersterer den Sieg davon. Vogt von Gießen und Simon von Trier machten es sich zur Aufgabe, alle Sündenregister der Vergangenheit zu durchwühlen, wobei sich denn häufig Gelegenheit zum Einflechten billiger Witze, preußenfeindlicher Wortspiele und nachmärzlicher Schlagwörter bot, deren jedes von der Linken mit langanhaltendem Beifallgeklatsch begrüßt wurde, was natürlich wesentlich beitrug zur Lösung der großen Frage, um die es sich handelte. H. Vogt besonders machte den Eindruck, als ob er sein Mandat blos erhalten habe, um sich und die preußische Regierung lächerlich zu machen. H. Raveaux war einer von den wenigen

Herren der Opposition, die auf die obschwebende Frage überhaupt eingingen. Er schlug vor, man solle den König von Preußen vorläufig zur Probe auf 6 Jahre wählen; dann werde seine Partei dafür stimmen. Da dieser Vorschlag keinen Anklang zu finden schien, so erzählte H. Raveaux eine lange Geschichte von der Gährung des Weines, wandte sich zur Rechten und sagte: „das ist eine Lection für Sie, meine Herren!" und verließ dann unter wüthendem Beifallgeklatsch der Linken die Tribüne.

Der sanfte, ehrliche Fröbel gestand, daß für die Republik zur Zeit noch kein Boden in Deutschland sei und daß das Volk vielleicht noch lange ohne seine Fürsten nicht leben könne; trotzdem konnte er sich nicht entschließen, für einen neuen Kaiser zu stimmen. Es sei ein stehendes Wort unter den Herren von der Rechten geworden: „Nach uns kommt die Sündfluth!" — Man möge ihm und seinen politischen Freunden erlauben zu sagen: „Und nach der Sündfluth kommen wir!" Er verließ die Tribüne ebenfalls unter anhaltendem Beifallgeklatsch der Linken.

Wenn Sie nicht begreifen, was die Sündfluth des H. Fröbel, die Gährung des Weines des H. Raveaux und die Witze der HH. Vogt und Simon zur Förderung der Einheit Deutschlands beitragen können, so geht's Ihnen gerade so wie mir.

Es ist Heinrich v. Gagern zum Vorwurf gemacht worden, daß er in seiner markigen Rede sich zu derber Ausdrücke gegen gewisse Herren von der Linken bediente.

Wer Zeuge der oft gemeinen Angriffe gewesen, welche der Ministerpräsident von der Linken zu ertragen hatte, der wird seine gereizte Stimmung und die dadurch erzeugte Derbheit des Ausdrucks in der erwähnten Rede, wo nicht entschuldigen, so doch vollkommen begreiflich finden. Unbegreiflich aber ist das Benehmen der Linken, die fortwährend gegen Diplomatenkünste und staatsmännische Heuchelei zu Felde zieht, und dennoch einen Staatsmann wie Gagern verunglimpft, dessen einziger Fehler vielleicht zu große Offenheit und Ehrlichkeit ist.

Als Gagern die Worte sprach: „Ich unterwerfe meine Handlung gern der Kritik, aber Ihr Benehmen, meine Herren, ist unter aller Kritik!" wurde ich unwillkürlich an die denkwürdige Scene im französischen Parlament erinnert, wo Guizot die gegen ihn geschleuderten Vorwürfe mit den Worten beseitigte: „Toutes vos reproches, Messieurs, ne s'élèvent jusqu'au niveau de mon dédain!"

Doch, ich eile zum Schlusse, nicht ohne Besorgniß, schon zu lang geworden zu sein in diesem Briefe.

Der Schluß der Verhandlungen, die Rede des Herrn Rießer von Hamburg, bildet den Glanzpunkt des Ganzen. Diese Rede — unbedingt die bedeutendste, welche bis jetzt in Frankfurt gehalten wurde — ließ alle früheren Reden als gänzlich überflüssig erscheinen. Der Gegenstand war vollkommen darin erschöpft. Alles was sich zu Gunsten des Erbkaiserthums anführen ließ, wurde klar und

schön gesagt — alle Einwürfe der Gegner wurden schlagend wiederlegt. Wer durch diese Rede nicht überzeugt wurde, der war nicht zu überzeugen. Ueber zwei Stunden währte der meisterhafte Vortrag und der Redner sprach mit einer Wärme, mit einer Schärfe und Klarheit des Ausdrucks und mit einer Würde, wie mir in so schönem Einklange Aehnliches nie vorgekommen. Auch war der Eindruck ein gewaltiger, ein unbeschreiblicher. Alten Kriegern standen die Thränen in den Augen; man drückte sich einander die Hände, man sah sich einander verständnißinnig an, und wahrlich, ich beneide gewisse Herren von der Linken, die bei dieser Rede lachen konnten, um ihr Gefühl nicht . . .

Wären die Parteien nicht schon früher gebildet und die Stimmen nicht schon lange vor Beginn der Verhandlungen verpfändet gewesen, so würde die Partei der Kaiserlichen in Folge der Rießer'schen Rede eine große Stimmenmehrzahl gewonnen haben. So aber blieb der Stand der Dinge wie er war, und — das traurige Resultat der Abstimmung ist Ihnen bekannt! . . .

Daß die Oppositionspartei (wenn man überhaupt das Wort Partei anwenden kann für eine momentane, aus den heterogensten Elementen gebildete Coalition, wo Fürstendiener und Radicale, Aristokraten und Demokraten, Pfaffen und Philosophen einander die Hände reichten), daß diese Partei auch staatsmännische Capacitäten von entschieden deutscher Gesinnung, wie Heinrich Simon u. A. zu ihren Mitgliedern zählte, hat seinen Grund lediglich in einer unrichtigen Auffassung der Zustände in den deutsch-östreichischen Ländern. Uebrigens wissen wir aus guter Quelle, daß die später angebahnte Verständigung der Weidenbuschpartei mit der Westendhalle größtentheils den unermüdlichen Bestrebungen Heinrich Simons zu danken ist.

Bekanntlich ließ sich die Weidenbuschpartei, nach der Verwerfung des Rießer'schen Ausschußantrages, zu wichtigen Concessionen herbei (suspensives Veto, freies Wahlgesetz), und auf diese Concessionen hin war Heinrich Simon der Erste, der für das preußische Erbkaiserthum Partei nahm.

Bekannt ist ferner, wie nach erfolgter Abstimmung der einzelnen Paragraphen die Verfassung angenommen und auf Grundlage dieser Verfassung der König von Preußen mit einer Majorität von 42 Stimmen zum Kaiser von Deutschland erwählt wurde. Die Nationalversammlung entsendete eine Deputation von 32 Mitgliedern, den Präsidenten Simson an der Spitze, nach Berlin, um Sr. Majestät den Beschluß der deutschen Nationalvertreter kund zu thun.

Ich verschone Sie mit geistreichen Vermuthungen, mit Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die nächsten Folgen des verhängnißvollen Beschlusses, und ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß der König von Preußen dem Verlangen seines Volkes entsprechen und den Forderungen der Zeit gerecht sein möge! —

Bilder aus Hamburg.

Auch Hamburg hat seine drei Tage gehabt wie Paris, wie Brüssel, und lange bevor in den Märztagen zu Wien und Berlin Geschützesdonner krachte, prasselte und krachte es in den Straßen der stolzen Hansestadt bei Trommelwirbel und Hornsignalen. Zwar keine Barrikadenschlachten waren es, von denen die Erde erdröhnte und der Himmel sich röthete, aber es war ein eben so entsetzlicher Kampf, ein furchtbarer Kampf der Elemente; es waren züngelnde Flammen, prasselnd stürzende Balken, krachende Minen, um Häuser zu sprengen. Mit den zusammenbrechenden Häusern und Tempeln brach auch damals die alte Zeit zusammen und stieg als ein neuer Phönix aus der Lohe empor. Dieselben Hamburger, die noch kurz zuvor so gute Leute waren und so gut aßen und tranken, deren Theologen zwar wohl über Bedeutung des Abendmahles stritten, über die Bedeutung des Mittagsmahles aber ganz einig waren — diese Hamburger wie sie einst Heine geschildert, fingen mit einem Mal an, auch über Politik zu sprechen, verlangten mit einem Male eine Einsicht in das Getriebe ihrer verrosteten Staatsmaschine und forderten Rechenschaft von der Verwendung der ungeheuren Summen, welche der heißhungrige Magen der Verwaltungsbehörden so lange und mit so erstaunlichem Appetite verschlungen hatte. Hamburg wollte nicht mehr das zweifelhafte Lob in Anspruch nehmen, die Vaterstadt des Rauchfleisches zu sein, der Hamburger begriff, daß es noch etwas höheres gebe, als „die Hände in beide Hosentaschen zu stecken, wie Einer, der eben fragen will: Was habe ich zu bezahlen?“ Er wollte auch einmal eine Frage frei haben, nicht an das Schicksal, aber an den hochweisen Rath, er wollte — es war ein Abmachen — bei dem Neubau seiner Straßen und Häuser auch seine Verfassung ein wenig um- und ausbauen, ganz allmälig, langsam nach guter deutscher Art. Der Hamburger ist ein praktischer Mann, aber sein politisches Bauunternehmen fing er unbeholfen an; es ging ihm nicht recht von der Hand, mit der er bisher Geld zu zählen und einzusäckeln gelernt. Die kindliche Ehrfurcht und der fromme Glaube an die Unfehlbarkeit der Perrückenköpfe war noch zu tief bei ihm gewurzelt, und wenn ihm nicht die Franzosen nachmals gezeigt hätten, wie man kurzen Prozeß macht, wenn es zu lange Zeit dauert, „juris nodos legumque aenigmata solvere,“ — so hätte noch ein Menschenalter mit dem Reformiren hingeben können. Allmälig geschah es aber dem Hamburger, wie es dem Menschen überhaupt gar leicht zu geschehen pflegt, er gerieth von einem Extrem in das andere, und dem Schneckengange folgte Ueberstürzen; doch fängt der gesunde Sinn der Bevölkerung nachgerade an, den Strom der Bewegung in das ruhige Bett der wahrhaft vernünftigen rechten Mitte hinüberzuleiten.

Es wiederholte sich, was wir überall in Deutschland seit der Märzerhebung des vorigen Jahres gesehen. Die demokratische Partei, in 7 verbundenen Vereinen vertreten, nahm zuerst die Bewegung in die Hand, ertrotzte vom Senat die Zusammenberufung einer aus Urwahlen hervorgegangenen constituirenden Versammlung, und bevölkerte diese zum größten Theile mit ihren Candidaten. Der Senat, statt sich an die Spitze der einmal nothwendigen Bewegung zu setzen, ließ sich von ihr überflügeln und war nachmals unpolitisch genug, sich jede Concession abringen zu lassen, verblendet genug, da Halbes zu gewähren, wo er am Ende das Ganze nicht verweigern konnte. So verfuhr er z. B. in Betreff der Grundrechte, die er erst dann wirklich publiciren ließ (als Placat), nachdem die demokratischen Vereine den Druck und die Verbreitung derselben beschlossen. Es ist nicht zu leugnen, daß die demokratische Partei, in diesem Augenblick durch 12 verbundene Vereine repräsentirt, viel Gutes und das Gute schnell bewirkt hat, es läßt sich nicht leugnen, daß sie manche talentvolle, redliche und vor allen Dingen gemäßigte Männer in ihren Reihen zählt; aber diese bilden nur zu sehr die Minderheit, Eitelkeit, Anmaßung und Selbstsucht spielen bei den Meisten, namentlich bei Vielen, die in die Constituante gewählt wurden, die Hauptrolle und sittlicher Ernst, Würde und Fähigkeit, die persönliche Ansicht dem Allgemeinen unterzuordnen', sind Tugenden, die zu oft bei ihnen vermißt werden. Daher diese persönliche, unehrliche, der würdevollen Haltung gänzlich entbehrende Art des parlamentarischen Kampfes, diese hohlen Tiraden und leeren Phrasen, die weniger der Sache, als dem Beifallklatschen einer oft die Schranken des Anstandes überspringenden Gallerie gelten. Und doch — diese Partei der entschiedenen Linken, im Gegensatz zu anderen verwandten Erscheinungen, ist fern von Vertretung partikulärer Interessen, sie ist wahrhaft deutsch. Das hat sie namentlich bei den Verhandlungen über die deutschen Grundrechte bewiesen. Der Verfassungsausschuß hatte nämlich einen, bereits von der constituirenden Versammlung genehmigten Entwurf der Grundrechte ausgearbeitet. In demselben waren diejenigen Paragraphen der Grundrechte zusammengestellt, welche einen allgemeinen Charakter haben, als: Unverletzlichkeit der persönlichen Freiheit, Glaubens-, Gewissens-, Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht u. s. w.; diese sollen in ihrer Zusammenstellung einen eigenen Abschnitt in der künftigen Verfassung bilden. Daneben sind speciellere Bestimmungen der deutschen Grundrechte, z. B. die des Art. 9 über die richterliche Gewalt, das Gerichtsverfahren u. s. w. besonderen Titeln der künftigen Verfassung vorbehalten, während andere, z. B. über Aufhebung der Frohnden, insofern für diese der wirkliche Boden bestehender Verhältnisse fehlt, ausgeschieden sind.

Um bei dieser Art der Redaction — deren Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit dahingestellt sei — jedem Mißverständnisse vorzubeugen, als ob die deutschen Grundrechte in ihrer Totalität keine unbedingte Giltigkeit für Hamburg haben sollten, ist ein an die Spitze der Verfassung zu stellender Artikel vorgeschlagen

und genehmigt, welcher jene unbedingte Giltigkeit aller deutschen Reichsgesetze für Hamburg auszusprechen bestimmt ist. Um auch durch einen greifbaren Beweis ihr unverbrüchliches Festhalten an den Grundrechten des deutschen Volkes zu bekunden, folgte die constituirende Versammlung bereitwillig einer Einladung des Centralcomités der verbundenen Vereine, und wohnte der Feier jener Grundrechte am 25. Februar d. J. als Körperschaft bei. — Der demokratischen Partei gegenüber steht die conservative, namentlich vertreten in dem „patriotischen Vereine." Sie setzt dem überstürzenden Eifer jener Ruhe und Mäßigung und oft die größere Intelligenz entgegen. Das Gute früherer Zustände conserviren zu wollen, eben weil es sich als gut bewährt hat, ist vollkommen vernunftgemäß; thöricht aber ist es — und diesen Fehler begeht die conservative Partei nicht selten — auch das festhalten zu wollen, was im entschiedenen Widerspruch mit geläuterten Zeitideen steht. Der Parteienkampf ist ein gesundes Element des Staatslebens, wenn der Kampf ehrlich und würdig geführt wird; aber hier, wie leider auch anderswo sind Verdächtigungen, unwürdige Persönlichkeiten und Schmähungen nur zu oft die unreinen Waffen, welche auf beiden Seiten in den Kampf geführt werden, und gerade diese Art des Streites ist Schuld daran, daß die conservative Partei häufig da, wo die bessere Einsicht für sie spricht, auch bei den gemäßigten und unbefangenen Gegnern nur Erbitterung erzeugt, ein Umstand, der im Interesse der Freiheit selbst im höchsten Grade beklagenswerth genannt werden muß. Daß das erwachte politische Leben sich hier auch literarisch und gesellig geltend macht, ist natürlich. Was die politische Literatur Hamburgs betrifft — die überall leider für jetzt noch jede andere absorbirt — so ist es am besten, darüber zu schweigen. Gedruckt wird zum Entsetzen viel, und die politischen Blätter kommen wahrhaft wie Pilze nach einem warmen Regen zum Vorschein; aber es ist auch nicht eins, das sich über das Niveau der gewöhnlichsten Alltäglichkeit erhübe, keins, in dem ein Princip, eine Idee, und in dem sie auf eine würdige Weise vertreten wäre. Es existirt hier an der Börse eine sogenannte Schandtafel, ein schwarzes Brett, auf dem die Namen der schlechten Falliten verzeichnet werden; eine solche Tafel für die hiesigen Scribler wäre in der That ein unabweisbares Bedürfniß. Eine so empörende Maßregel des alten Polizeistaates es war, mißliebige Schriftsteller auszuweisen, eine so wohlthätige Einrichtung würde ein Mittel sein, solche literarische Misére zum Schweigen zu verurtheilen. Auch das gesellige Leben hat sich dem politischen Zuge dieser Zeit nicht entziehen können; Theater, Concerte und die kleine chronique scandaleuse bilden nicht mehr die ausschließlichen Gegenstände der Unterhaltung. Aber wie einst Heine von Hamburg sagte: „Es gibt Gerichte zwischen dem Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unsere Philosophen keine Ahnung haben, so könnte man jetzt behaupten, daß es politische Kannengießerei hier gebe, von der Deutschland keinen Begriff habe. Die Politik mit ihrer schönsten Errungenschaft ist hier sogar in die Damenwelt gefahren, und es

existirt ein sogenannter socialer Verein aus lauter Mitgliedern des schöneren Theils der Menschheit mit einer Präsidentin, einer Protokollführerin, mit förmlicher Debatte und allem sonstigen Farbenspiel einer politischen Seifenblase. Gewiß wird die constituirende Versammlung die letzte Consequenz des allgemeinen Stimmrechts ziehen, und, wie in Kanaan, den Frauen wenigstens die aktive Wahlfähigkeit zuerkennen. O, es wäre furchbar, wenn sie es nicht thäte. Zur Strafe, daß die, in diesem Punkte, ungalanten Päbste ihr: „Taceat mulier in ecclesia“ aussprechen, muß heut zu Tage, wo die Sünden von Jahrhunderten aufgerechnet werden und ihre Strafe als Rechnungsabschluß erhalten, Pius IX. zum Bettelmönch werden, der die katholischen Mächte um das Almosen der Wiedereinsetzung fleht. Hütet euch, ihr Männer von Hamburg! Die Geschichte kennt schon einen böhmischen Mägdekrieg; wehe, wenn Deutschlands Frauen und Jungfrauen erst die Barrikaden besteigen, und ihre Zwirnknäuel aus Kanonen schießen, um sich das Wahlrecht zu erobern. Mir entsinkt die Feder bei dem Gedanken an diese furchtbare Möglichkeit!

Der Krieg gegen Bem.

Von einem Sachsen aus Siebenbürgen.

Klausenburg wurde am 25. December von den Oestreichern unter Wardener geräumt und von Bem, der gegen das Sachsenland heranzog, besetzt.

Die unheilvolle Kunde von der Räumung Klausenburgs erregte für den ersten Augenblick im Sachsenlande die unbeschreiblichste Bestürzung. Das Militär war theils im ganzen Lande als Besatzung zerstreut, theils kämpfte es gegen die Szekler, und war selbst, wenn es sich gesammelt hatte, schwerlich stark genug, um das Land vor der Verwüstung eines raublustigen Heeres von 15,000 Mann mit 40 Kanonen, das Bem nach Siebenbürgen geführt hatte, zu schützen. Die Sachsen indeß hatten sich bald gesammelt. Ihre Bürgerwehren, schon seit dem October mobil, rüsteten neuerdings, und Alles sah ernst und ruhig dem Augenblick der Entscheidung entgegen. Ihre Zuversicht wurde größer, als sie vernahmen, die Haromszeker hätten sich in Folge der Niederlage bei Hidveg (22. Dec.) unterworfen und ihre Anführer, Somborv, Nagv, Horvath, dem Kaiser am 4. Januar in Kronstadt den Eid der Treue geschworen. Dadurch wurde es einem Theil der dort concentrirten Truppen möglich, Kronstadt zu verlassen und zur Bildung eines Cordons im Norden des Sachsenlandes gegen Bem nach Reps und Schäßburg zu ziehen. Zu derselben Zeit hielt der commandirende General Puchner Medwisch

mit 3000 Mann besetzt und General Kalliani und Oberstlieutnant Losenau standen in Karlsburg und Blasendorf. Auf diese Weise glaubte man gegen einen Einfall ins Sachsenland geschützt zu sein.

Von Bem wußte man seit der Räumung Klausenburgs nichts mehr; man wollte sich glauben machen, er habe Klausenburg verlassen, und sei nach Ungarn zurückgekehrt. Puchner beschloß Klausenburg anzugreifen. Schon einige Stunden unterwegs, erfuhr er, Bem habe Bistritz genommen und eile nun über Sächsisch-Reen gegen Vasarhely heran. Er verlegte darauf sein Hauptquartier nach Szent Marton, allein Vasarhely, das nur von vier Compagnien unter Major Clocociau besetzt war, mußte dennoch geräumt werde. Am 16. Januar wurde die Vorhut Puchner's bei Galfalva mit überlegener Macht angegriffen und mit großem Verlust ins Hauptquartier zurückgeworfen. Am folgenden Tage standen sich Puchner und Bem zum ersten Male gegenüber. Bem war in jeder Beziehung der Ueberlegene; er hatte 13,000 Mann mit 24 schweren Geschützen bei sich, während ihm Puchner nur 3000 Mann und 13 Geschütze — meist Dreipfünder — entgegenstellen konnte; Bem war ein Wagehals, Puchner ein Zauderer. Zu einem eigentlichen Kampfe kam es zwar nicht, obgleich sich die Heere fast den ganzen Tag gegenüberstanden, aber die Kanonade war eine furchtbare und diese richtete bei der guten Bedienung des feindlichen Geschützes unter den Oestreichern großen Schaden an. Dazu wollte man auch das Commando Puchner's nicht eben loben. Die Oestreicher verließen in eiligster Flucht den Kampfplatz, gaben Medwisch, dessen Bürgerschaft das Militär nicht zum Standhalten zu überreden vermochte, mit allen Gewehr-, Pulver- und Fruchtvorräthen dem Feinde preis und eilten fort, um Hermannstadt zu decken. Medwisch, dessen Bürgerwehr die Stadt zum größten Theile verlassen und sich dem Militär angeschlossen hatte, wurde am 18. Januar von Bem besetzt und erhielt nach dessen Vorrücken gegen Hermannstadt magyarische Besatzung.

Hermannstadt gerieth fast in Verzweiflung, als es die Truppen fliehend zurückkehren sah, und vernahm mit Entsetzen, Puchner habe anfänglich die Stadt aufgeben, sich durch den Rückzug nach Talmatsch den Weg in die Wallachei sichern wollen und sei erst durch den einstimmigen Ruf des ganzen Heeres, Hermannstadt bis zum letzten Mann zu halten, zur Besinnung gebracht worden. Die Bevölkerung machte sich auf's Aeußerste gefaßt, denn wehe der Stadt, wenn sie in die Hände der racheschnaubenden Feinde fiel; Weiber und Kinder wurden größtentheils über die Grenze geschafft, damit der Bürger mit desto geringerer Sorge auf dem Kampfplatz weile. Puchner suchte die zaghaften Gemüther mit Versprechungen naher Hilfe zu ermuthigen und forderte Jedermann, der eine Waffe tragen könne, zum Kampfe auf. Bem verlangte vom Magistrat die Uebergabe der Stadt, sonst werde er sie schleifen lassen; da gestand Puchner selbst ein, er könne der Stadt keinen sichern Schutz gewährleisten und ließ dem Magistrat völlig freie Wahl. Die Uebergabe wurde verworfen. Schon am 20. Januar Abends stand Bem in den nächsten

Dörfern bei Hermannstadt. Sein Nachtquartier nahm er siegestrunken beim sächsischen Pfarrer in Großscheuern. „Morgen können Sie mich in Hermannstadt sprechen, wenn sie sich etwas von mir zu erbitten haben," rief er zum Pfarrer, als dieser spät Abends von ihm schied. Auch die Kossuth-Husaren ritten mit brennender Cigarre ganz keck bis in die Nähe der Stadt, stoben jedoch bei dem wohlgezielten Feuer der Bürgerwehr bald auseinander.

Voll Begeisterung harrten die Oestreicher des Kampfes und jauchzten einander laut zu, als ihre Offiziere ihnen verkündigten, es werde kein Zeichen zum Rückzug gegeben werden. Der Kampf erschien als ein äußerst schwieriger, denn obgleich Tags zuvor Oberstlieutnant Losenau mit seiner Brigade herbeigeeilt war, so standen dem 12,000 Mann starken Feind nur 4000 Oestreicher gegenüber. Die sächsische Bürgerwehr von Hermannstadt, Medwisch, Heltau — nahe an 3000 Mann — wollte der Commandirende so viel als möglich schonen, wenn sie auch wie das Militär vor den Feind geführt zu werden verlangte. — Als am frühen Morgen des 21. Januar der Feind in drei Colonnen auf Kanonenschußweite sich der Stadt näherte, begann ein lebhaftes Kanonenfeuer, worin der Feind, der weit mehr und weit schwereres Geschütz hatte als Puchner, entschieden im Vortheil war. Deshalb ließ Puchner den linken Flügel unter Losenau und das Centrum unter General Kalliany einen Bajonnetangriff machen. Der Feind wich, versuchte sich auf dem rechten Flügel, der mit Ausnahme einer Eskadron Dragoner nur von sächsischer Bürgerwehr gebildet wurde, zu werfen, wurde aber von hier durch den Muth der Bürgerkanoniere und einer halben Batterie, die Losenau gerade im entscheidenden Augenblicke zu Hilfe schickte, mit Verlust zurückgeschlagen. Nach einem siebenstündigen mörderischen Kampf befand sich der Feind an allen Punkten auf der Flucht und wurde von der Brigade Losenau bis Stolzenburg verfolgt. 5 Kanonen, 4 Munitionswagen und Waffen aller Art waren ihm abgenommen worden.

Die Sicherheit der Stadt war durch diesen Sieg noch immer nicht gewährleistet. Bem lag mit seiner ganzen Macht in dem nur 2 Stunden entfernten Stolzenburg, wo er sich in der Burg und auf den Anhöhen ringsum das Dorf stark verschanzte. Vereinigt mit F. M. L. Gedeon, der einen Tag nach der Schlacht bei Hermannstadt eintraf, unternahm Puchner am 25. Jan. den Angriff auf Stolzenburg. Allein nach kurzem Kampfe gelangte er zur Ueberzeugung, daß die Einnahme der festen Stellung Bems nur mit dem größten Verlust erfolgen könne; unverrichteter Dinge kehrte er in seine frühere Stellung bei Hermannstadt zurück. Während Bürger und Militär fortwährend von einem Hilfscorps aus dem Banat Rettung aus der bedrängten Lage erwarteten und sich mit dem Vordringen Schlicks gegen die siebenbürgische Grenze trösteten, mußten sie ruhig zusehen, wie die Bemschen Schaaren die Umgegend von Stolzenburg und den ganzen medwischer Stuhl brandschatzten und ausraubten, wie sie Tag für Tag viele Wagen, voll mit

Vorräthen an Lebensmitteln und Schlachtvieh und mit andern werthvollen Gegenständen nach Klausenburg und Vasarhely abführten, ohne im Stande zu sein, den feindlichen Erpressungen auch nur das geringste Hinderniß in den Weg zu legen. Ja, was für die Oestreicher noch weit bedenklicher war, Bem zog immer mehr Verstärkung an sich, indem die Szekler durch seine Agitationen und Proklamationen bearbeitet und durch die reiche Beute die sie im Sachsenlande zu machen hofft, verlockt, den vor wenig Tagen, erst geleisteten Eid der Treue brachen, und wieder zu den Waffen griffen. Wenn auch Schäßburg sich gegen ihre Angriffe zu vertheidigen wußte, so schwebte doch das von allen Truppen entblößte Kronstadt in der größten Gefahr und selbst Hermannstadt war verloren, sobald es den Szeklern gelang, sich in Masse mit Bem zu vereinigen.

In dieser mißlichen Lage blieb nichts anders übrig, als Hermannstadt und Kronstadt russischem Schutz anzuvertrauen, denn weit und breit war keine andere Rettung vor der blinden Zerstörungswuth und dem unersättlichen Blutdurst der Magyaren und insbesondere der Szekler zu finden und diese Besorgniß völliger Vernichtung alles dessen, was deutscher Fleiß und deutsche Rührigkeit Jahrhunderte lang in jenen Gegenden geschaffen hatte, die Furcht vor den unmenschlichsten Grausamkeiten gegen Wehrlose, die nach der Einnahme beider Städte, wie man wohl wußte, erfolgen sollten, — dies trieb zu raschem Entschlusse. Gekämpft hatte das Militär gegen eine dreifache Uebermacht des Feindes mit bewundernswürdiger Ausdauer, auch die sächsischen Bürgerwehren hatten dem Feind muthig die Stirne geboten und wollten auch ferner mit Freuden ins Feld ziehen, aber Weib und Kind und die wenige Habe, die sie hatten retten können, wollten sie wenigstens in den beiden Hauptstädten des Sachsenlandes gesichert wissen, während sie dem Feinde gegenüber standen. Wollte man der Feigheit eines Volkes das Kriegsunglück zuschreiben, so konnte dieser Vorwurf einzig und allein die Walachen treffen, die, hätten sie eine ihrer Volkszahl entsprechende Kraftäußerung entwickelt, den Feind so zu sagen erdrücken konnten. Sie waren es, die durch ihre Prahlereien von „195,000 wehrfähigen Romanen“ in Wien zu der Täuschung Veranlassung gaben, man brauche in Siebenbürgen keine Unterstützung mehr; kam es aber zum Schlagen, so waren wiederum sie es, die beim ersten Kanonenschuß das Weite suchten. In Erwägung aller dieser Umstände drang die Bevölkerung von Hermannstadt und Kronstadt in den commandirenden General, seine Beistimmung zur Heibeirufung der Russen zu geben. Puchner, vom Ministerium ohne alle Instruktionen gelassen, schwankte lange, die Russen wurden gerufen, und wieder abbestellt, bis endlich ein großer Kriegsrath am 1. Febr. sich definitiv für den momentanen Einmarsch derselben in Hermannstadt und Kronstadt entschied. Puchner ersuchte dem russischen General Lüders um 6000 Mann für Kronstadt und um 4000 Mann für Hermannstadt. Bevor noch die Entscheidung des Kriegsraths in Kronstadt eintreffen konnte, war die Stadt, deren Gebiet schon von 15,000 Szeklern war

überschritten worden, genöthigt gewesen, auf eigne Verantwortlichkeit den an der Grenze stehenden russischen General Engelhard zum Einmarsch aufzufordern. Engelhard zog am 1. und 2. Febr. in die Stadt ein und schlug schon am vierten die Szekler bei Honigberg der Art, daß die Anführer der Szekler das Gebiet von Kronstadt eiligst räumten, und sich um von ihren Schaaren nicht verlassen zu werden, zu der Verordnung veranlaßt fanden, Jeder, der da aussage, es seien in Kronstadt Russen und nicht verkleidete Walachen, solle gehängt werden.

Bem, inzwischen von allen Seiten durch Zuzüge verstärkt, zog sich nach Zurücklassung einer Besatzung in Stolzenburg mit seiner Hauptmacht (12,000 Mann und 28 Kanonen) in das von Hermannstadt gleich weit entfernte Salzburg und erwartete hier von der einen Seite die Szekler, von der andern eine aus Ungarn durch das Zarander Comitat eingedrungene Magyarenschaar, um am 7. mit verstärkter Macht Hermannstadt von drei Seiten anzugreifen. Die Poststraße von Hermannstadt nach Mühlbach hatte er bereits besetzt und dadurch Puchner von der Verbindung mit dem Banat und der Festung Karlsburg ganz abgeschnitten. Am 4. Februar stand Puchner mit Tagesanbruch vor Salzburg. Dieser Angriff kam Bem so unerwartet, daß die Kanonenkugeln der Oestreicher zugleich mit seinen fliehenden Vorposten in sein Lager gelangten, und er vom halbverzehrten Frühstück auf den Kampfplatz eilen mußte. Die Schlacht war ungemein blutig und schwankte einige Zeit, denn Bems Schaar hatte die Höhe von Salzburg inne und war durch das Feuer von 28 Geschützen gedeckt. Der Bajonnettangriff des ganzen östreichischen Heeres gab auch hier die Entscheidung, Puchner nahm an der Spitze der heldenmüthigen Grenadiere eine feindliche Batterie, die Feinde wurden nach heißem Kampfe in die Flucht gejagt, Bem selbst entging nur mit genauer Noth der Gefangenschaft. Die Trophäen dieses Siegs waren 16 Kanonen, die feindliche Kriegskasse, sehr viele Munitionskarren, die Bagage, besonders aber Bems Briefschaften, die über die Wiener Octoberrevolution merkwürdige Aufschlüsse gaben, sein Dienstsiegel, worin das vereinigte ungarische und polnische Wappen, sogar sein mit 4 schönen Pferden bespannter Wagen. Bem, unablässig verfolgt, räumte mit seinen entmuthigten Truppen am 6ten Mühlbach, das er hatte plündern und zum Theil anzünden lassen, wurde am 7ten aus Broos geworfen und bis Piski an der Strell verfolgt. Hier erst gestattete Puchner seinen ermüdeten Kriegern einen Rasttag, griff darauf am 9ten den Feind in seiner vortheilhaften Stellung hinter der Strell an, als er erfahren, der Feind bekäme durch eine bei Arad versprengte Insurgentenmasse Verstärkung. Das Gefecht war eines der hartnäckigsten, die bis jetzt vorgefallen; nach dreimaligem Sturm gelang es 3 Compagnien des sächsischen Jägerbataillons, die Brücke zu nehmen. Die Sturmkolonnen der Oestreicher glaubten den Sieg schon in den Händen zu haben, rückten auf das jenseitige Ufer vor, als sie durch die schändlichste List um die errungenen Vortheile gebracht wurden. Ein in der Nähe der Brücke aufgestelltes Bataillon wollte sich ergeben. Während

die Oestreicher sich ihm näherten, um es zu übernehmen, gab das Bataillon Feuer, einige Züge desselben schwenkten aus und demaskirten 3 Geschütze, die ein furchtbares Kartätschenfeuer eröffneten. Die Oestreicher geriethen in Verwirrung, sammelten sich indeß bald wieder, warfen den Feind nochmals und zogen sich nun, als fast alle Munition verschossen war und Bem in einer neuen vortheilhaften Stellung die von Arad herübereilenden 4000 Mann und 8 Geschütze an sich gezogen hatte, nach Broos und am 10. in die feste Stellung zwischen Alvinz und Szaszpian zurück, wo sie frische Munition erhielten. Um Mitternacht wurde der rechte Flügel unter Oberst Stutterheim in Alvinz von Bem plötzlich überfallen, und in die Festung Karlsburg gedrängt. Bem zog nach Blasendorf, Puchner nach Hermannstadt.

Während Bem sich im Westen gegen Puchner schlug, hatte Oberstlieutenant Heydte, der Schäßburg besetzt hielt, Medwisch genommen, sah sich aber genöthigt, es vor Bem, der von Blasendorf an der großen Kockel heraufrückte, zu räumen. Auch das ganz blosgestellte Reps wurde am 12. Febr. von 8600 Szeklern eingenommen und mußte sich durch Ablieferung der Gewehre und eine schwere Brandsteuer von der Plünderung loskaufen. Jetzt sollte die Reihe an Schäßburg kommen. Die Bürgerwehr war vom bestem Muthe beseelt und hoffte im Verein mit der starken Besatzung unter Heydte, die drohenden Szekler von ihrer starkbefestigten Stadt mit Erfolg zurückzuschlagen. Am 13. bestand die Besatzung aus 13 Compagnien Infanterie, 6 Compagnien Bürgerwehr, fast 2 Divisionen Cavallerie, 7 Geschütz, 168 Doppelhacken; man gab sich allenthalben der lautesten Freude hin. Da erklärte Heydte mitten in der Nacht dem eiligst zusammengerufenen Magistrat, er müsse die Stadt noch vor Tagesanbruch räumen, indem 16,000 Feinde mit 7 Kanonen von Medwisch, Vasarhely und Udvarhely im Anzuge seien, eine Macht, der er sich nicht gewachsen fühle. Vergebens war die Vorstellung des Magistrats, über die Stärke und das Anrücken des Feindes zuerst nähere Erkundigung einzuziehen, vergebens die Bereitwilligkeit, selbst einen Theil der Stadt bei der Vertheidigung aufzuopfern; — Heydte gab weder durch Bitten des Magistrats, noch denen der Bürgerwehroffiziere nach, marschirte am 16. Morgens 4 Uhr aus und forderte die Bürgerwehr auf, entweder mitzugehen oder die Waffen abzuliefern. Zähneknirschend ob der schmachvollen Räumung ihrer Vaterstadt, folgte die Bürgerwehr dem Militär nach Agnothlen und hoffte in kürzester Frist zur Vertreibung der Feinde aus den Mauern Schäßburgs verwendet zu werden. Erst 30 Stunden nach dem Abzug Heydtes rückten 2 Compagnien Magyaren jubelnd in die leichtgewonnene Stadt ein, es folgten später noch einige tausend schlechtbewaffnete Szekler nach, ein klarer Beweis, wie unbegründet Heydtes Furcht vor einem Angriff und wie voreilig sein Abzug war. Starke Bollwerke und große Fruchtvorräthe hatten die Szekler hier ohne Schwertstreich erobert, erpreßten darauf von den zurückgebliebenen Wehrlosen eine Brandsteuer von 130,000 fl., 200

Pferden und ließen durch ihre Weiber, die mit ihnen den Raubzug unternommen hatten, alles fortführen, was nicht nagelfest war.

Das unglückliche Schicksal der beiden Städte Schäßburg- und Medwisch war es vorzüglich, das den von den Feinden bisher noch nicht betretenen Theilen des Sachsenlandes zu den bittersten Vorstellungen Veranlassung gab. Seit dem 18. October hatte das Sachsenland allein Steuern gezahlt und die Lasten des Kriegs getragen. Jetzt wurde vom Feinde immer mehr Land gewonnen und ausgesogen; Hermannstadt, wo das Militär concentrirt war, fühlte sich bald außer Stande, die Mittel zum Unterhalt der Soldaten und der zahlreichen Flüchtlinge herzugeben. Die 15,000 Mann starken Hilfstruppen aus dem Banat erwartete man jeden Tag; sie erschienen nicht. Erst zu Anfang März traf eine Abtheilung unter General Leiningen in Siebenbürgen ein, allein nicht zur Verstärkung Puchners, sondern zur Besatzung des Moroschthales, damit Bem nicht etwa einen Einfall in's Banat versuche. Man täuschte sich in Hermannstadt mit dem glücklichen Erfolge der östreichischen Waffen in Ungarn; es zeigten sich für Siebenbürgen täglich weniger günstige Folgen dieses Siegs. Man sendete eine Deputation nach Temesvar, zu Windischgrätz um Hilfe; der letztere ließ die Deputirten nicht einmal vor. Und doch war Puchner mit der geringen Truppenmacht, die ihm zu Gebote stand, nicht im Stande, die Bem zu entreißenden sächsischen Gebiete besetzt zu halten, und auch zugleich die Feinde im Schach zu halten! Am meisten rechnete man noch auf die kühnen Unternehmungen des Obersten Urban, der am 5. Febr. bei einer Kälte von 22° das Klafter hoch mit Schnee bedeckte Hochgebirge überstiegen und die ganze feindliche Besatzung von 500 Mann im Passe von Tibutza gefangen genommen hatte. Noch glänzender hatte er sich am 19. bei Beyersdorf unweit Bistritz gegen den Magyaren Ritzko geschlagen. Dieser selbst, 200 Mann und 3 Kanonen fielen in die Hände des Siegers; die Magyaren zogen sich fliehend nach Dees zurück. Doch auch Urban ging auf Malkovsky's Befehl bald wieder an die Grenze, da ein neuer Einfall Bems in die Bukowina befürchtet wurde. Indeß bewogen diese Siege und die Nachricht, Bem, in Folge einer Wunde am Arm schwer erkrankt, habe mit seiner Hauptmacht Medwisch geräumt und sich nach Vasarhely begeben, die Oestreicher dennoch, die Operationen von Neuem zu beginnen. Heydte erhielt Befehl, über Agnethlen gegen Schäßburg vorzurücken, während 3 andere Brigaden gegen Medwisch aufbrachen. Bevor Puchner am 1. März den Marsch antrat, wurden unter die heldenmüthigen Krieger Tapferkeitsmedaillen ausgetheilt. Mit welcher Auszeichnung die Sachsen gefochten, davon zeugt schon der Umstand, daß ein Hermannstädter Bürgerwehrmann eine goldene, 4 sächsische Jäger silberne Medaillen erhielten, während keinem einzigen Walachen aus den beiden Grenzregimentern eine Auszeichnung zu Theil wurde. Am 1. März folgte das ganze Heer der von Oberst van der Null geführten Vorhut gegen Medwisch. Van der Null bestand am 2. bei Kleinkopisch ein siegreiches Gefecht. Als

am folgenden Tage auch die Brigaden Kalliany und Stutterheim zu ihm gestoßen waren, entspann sich ein sehr heißer Kampf mit den Feinden, die alle ihre Truppen aus der Umgegend zusammengezogen hatten, und unter Bem's persönlicher Leitung standen. Bem nahm nach einander 3 sehr feste Stellungen, wurde aus allen durch das unwiderstehliche Anstürmen der Oestreicher geworfen, vermochte auch in Medwisch sich nicht länger zu halten und gab endlich seinem Heere Befehl, sich nach Vasarhely und Schäßburg zurückzuziehen. Am 4. März war Puchner wieder im Besitz von Medwisch.

Durch die Einnahme dieser Stadt war zwar ein großer Theil des Sachsenlandes vom Feinde gesäubert und die zur Bedrohung Vasarhelys äußerst wichtige Kockellinie gewonnen worden: allein erst mit der Besetzung Schäßburgs konnte man das Sachsenland ganz aus den Händen des Feindes gerettet betrachten. Während also Puchner von Medwisch aus zur Wiedereroberung Schäßburgs die geeigneten Maßregeln traf und Hermannstadt sich dem fröhlichsten Jubel über die Siege des Heeres überließ, brütete Bem in Vasarhely über einen neuen kühnen Streich und erschien plötzlich am 11ten früh nach einem Marsch von 28 Stunden um die linke Flanke Puchners vor Hermannstadt. Die russische Besatzung — 3000 Mann unter Oberst Skariatin — schlug sich vom Morgen bis zum Abend, in der Hoffnung, Puchner würde zum Entsatz der Stadt herbeieilen. Da jedoch bis spät Abends keine Hilfe erschien und die Häuser vom Feind in Brand gesteckt wurden, verließ Skariatin Hermannstadt und gab es dem grausamsten der Feinde preis, der darin Gräuel und Schandthaten verübte, wie sie nur ein barbarisches Zeitalter kennt. Trotz der Verwegenheit dieses Zuges hat Bem seinen Zweck, die Russen aus dem Lande zu jagen, doch nicht erreicht, denn von Hermannstadt bis zur Grenze gibt es noch manche Stellung, in welcher sich die Russen gegen eine zehnfache Uebermacht vertheidigen können, bis ihnen aus der Walachei Hilfe geschickt wird. Gelingt es dann noch Puchner, Bem im Rücken zu fassen, so ist die Niederlage des magyarischen Heeres so gut als gewiß.

Zur politischen Sprache und Literatur in Oestreich.

Erwiderung an Dr. Adolph Pinkas von Dr. Joseph Alex. Helfert. — Wien, Karl Gerold u. Sohn 1849.

Wer kennt nicht die Briefe des Engländers Junius, des großen Unbekannten! Ist es doch, als wäre der Geist des brittischen Volkes in diesen Briefen selbst zu Worte gekommen. Nur nach dem Tagewerk einer ruhmvollen Geschichte kann sich ein Volk in einer so gediegenen Prosa aussprechen, während es in der vor-

geschichtlichen Morgendämmerung in gestaltlosen Sagen dem Lichte entgegen klingt und nicht anders als in Versen seine Orakel zu geben vermag. Mit demselben Feuereifer der Wahrheit, mit welchem Lessing die Seichtheit des Archäologen Klotz, die Bornirtheit des Pastor Götze bekämpfte, tritt Junius seinen politischen Widersachern entgegen; er ist ein Lessing auf dem Felde der Politik, und wie in einem brennenden Dornbusche, tritt uns bei ihm in der Majestät des polemischen Zornes die göttliche Erscheinung der gediegenen Männlichkeit vor Augen.

Warum erwähne ich aber gerade jetzt den brittischen Heros, da ich eine Besprechung der kürzlich erschienenen Helfert'schen Broschüre liefern will? Die Welt liebt Kontraste, ich beabsichtige, den Lesern der Grenzboten eine Scene aus den Pygmäenkämpfen der östreichischen Polemik vorzuführen. Unsere Revolution hat uns noch nicht den sittlichen Ernst gegeben, der zu einer würdigen Polemik nöthig ist; die Kämpfer sind nicht von dem Religionseifer für eine Idee durchglüht, sondern blos persönlich gereizt, wenn sie sich mit einander messen. Nur eine angethane Schmach treibt ihnen das Blut in die Wangen, und es handelt sich bei dieser frivolen Polemik immer nur um die eigene Haut, um einen Fußtritt oder eine Ohrfeige, über die dann in öffentlichen Blättern der nöthige Lärm gemacht werden muß. —

Die Streitfrage, durch welche die oben genannte Broschüre veranlaßt wurde, ist keineswegs eine Ausnahme von jener Regel. Kurz nach der Auflösung des Reichstages verbreitete sich das Gerücht, der Unterstaatssekretär Helfert habe in jener Nacht, wo die octroyirte Charte einem auserwählten Kreise von Reichtagsdeputirten vorgelesen wurde, gegen einen böhmischen Abgeordneten, der vielleicht von einer blutigen Jahresfeier der Pfingstereignisse and andern schrecklichen Dingen gesprochen, sich auf das bestimmteste geäußert, „daß die Czechen im Fall eines Widerstandes ohne Weiteres deutsch gemacht werden!“ Dieser Beschuldigung widersprach Dr. Helfert im östreichischen Correspondenten vom 10. März, durch die Erklärung, daß er es nur „der falschen Auffassung eines in ganz anderem Sinne geführten Gespräches zuschreiben müsse, wenn ihm diese Worte in den Mund gelegt werden konnten.“ Hierauf nannte sich Dr. Pinkas in den Narodny Noviny und dem constitutionellen Blatte aus Böhmen als denjenigen Abgeordneten, der sich in jener Nacht mit ihm unterhalten, und erklärte, daß er zwar nicht die angeführten Worte, aber viele andere, die das Gerücht keineswegs Lügen strafen, damals aus seinem Munde vernommen habe. Da er das Gedächtniß des Herrn Unterstaatssekretärs der Wucht der Geschäfte unterlegen glaubt, so kommt er demselben auf bereitwillige Weise zu Hilfe. Er erinnert den jungen Staatsmann daran, wie er „mit gekreuzten Beinen auf einem Tabouretchen sitzend, in Liebe für sein Heimatland, und seinem Wahlspruche: „Odi profanum vulgus“ treu, den bestürzten Deputirten eisigkalte Belehrungen gegeben, wie er sich geäußert habe, ein Reichstag, der sich anmaßt, Religion zu machen, dürfe nicht ferner existiren,

und dann seinen Sorgen und Bedenken mit der Drohung entgegen getreten sei: „wenn Bürgerkrieg ausbräche, würden alle Czechen deutsch gemacht!"

Zur Widerlegung dieses Angriffes verfaßte nun der Herr Unterstaatssekretär jene Broschüre, die uns als ein willkommener Beleg für die Fähigkeiten des jugendlichen Staatsmannes erscheinen muß, der auch ein Haar seines Hauptes hergab, um daran das Damoklesschwert zu befestigen, unter dem das souveräne Volk Oestreichs ängstlich hinwandelt.

Wenn man die Broschüre des Dr. Helfert durchgelesen hat, so scheint es für den ersten Augenblick, daß er sich genügend gerechtfertigt habe. Weniger die Gründe, die ihm mit Gewalt abgenöthigt worden sind, als das schlechte Deutsch, in dem er sie von sich gibt, spricht dafür, daß er die Intention nicht haben könne, die Czechen germanisiren zu helfen. Freilich mit der loyalen Gesinnung eines östreichischen Staatsbürgers ist ein guter deutscher Styl geradezu unverträglich; dies ist eine unumstößliche Wahrheit, die aber nur demjenigen vollends einleuchten kann, der in zarter Jugend die sogenannten „deutschen Schulen" in Oestreich frequentirt hat. Leider haben so viele Leser der Grenzboten jenes schlichte und unscheinbare Büchlein noch gar nicht in der Hand gehabt, welches den Titel führt: „Deutsche Sprachlehre für die Normal- und Hauptschulen der k. k. Staaten. Wien, im Verlage der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administration." Und doch liegt in diesem harmlosen Buch das tiefe Staatsgeheimniß der Centralisation; die Grundlage des östreichischen Bewußtseins, sie ist eine Hauptstütze der Einheit und Integrität der Monarchie. Die Ruthenen haben selbst ihre Einführung in den Schulen verlangt, da die neue ruthenische Sprache noch nicht fertig ist, und Jellachich hat für die Schulen der Grenzer zum großen Verdruß der südslavischen Bevölkerung eben dieselbe östreichisch-deutsche Sprachlehre octroyirt. Das Ministerium trägt sich mit der kühnen Idee, mit Hilfe des allgemeinen Belagerungszustandes ein großes, einiges Oestreicherthum zu schaffen, dessen Wurzeln es in dem Tirolerthum, in dem ruthenischen Bauernstaat, und in dem disciplinirten Barbarenthum der Militärgrenze gefunden hat. Die wackern tiroler Scharfschützen, der treue ruthenische Landsturm, und die croatischen Grenzregimenter haben die große Sendung, durch einen fortwährenden Eroberungskrieg im Innern des Reiches die Integrität desselben aufrecht zu erhalten. Ueberall soll dann in den eroberten Bezirken „die kleine deutsche Sprachlehre für Kinder von 8—11 Jahren" eingeführt, und so die erwünschte Gleichförmigkeit der Monarchie erzielt werden. Dieses Schulbuch, bei Leopold Grund in Wien auf schlechtem Papier mit noch schlechtern Lettern gedruckt, ist das eigentliche Zwinguri der östreichischen Volksstämme, und das wunderbare Deutsch, das in den „kleinen Schulen" gelehrt wird, ist die k. k. östreichische Unterthanensprache, die wir in ihrer höchsten Ausbildung in den Kundmachungen Vater Welden's und in den Proklamationen des Fürsten Windischgrätz vorfinden. Unter die Staatsmonopole Oestreichs gehört nebst dem schlechten Ta-

bak, den man in den „k. k. Trafiken" zu kaufen genöthigt ist, auch das schlechte Deutsch, das man an den k. k. Normalschulen lernen muß. Eben darum durften sonst unter dem patriarchalischen Regiment der Censur so viele ausländische Bücher nicht den Weg über die östreichische Grenze machen, weil sie in einem staatsgefährlichen Deutsch geschrieben waren; eben darum schließt das neue Preßgesetz alle Ausländer von der Redaction östreichischer Journale aus, weil sie ein solches Deutsch einführen möchten, in dem sich keine ordentliche Loyalitätsadresse, kein gehöriges Mißtrauensvotum an gewisse Reichstagsdeputirte abfassen ließe. Aus diesem Grunde ist an den östreichischen Universitäten noch keine Lehrkanzel für deutsche Sprache und Literatur errichtet worden, damit die Wirkungen, die die kleine deutsche Sprachlehre für Normalschulen auf das jugendliche Gemüth ausübt, nicht im reifern Alter durch derartige Vorträge paralysirt werden, und deshalb hat auch der Herr Unterstaatssekretär im Ministerium des Unterrichts bei der Abfassung seiner Vertheidigungsschrift genau die Regeln der kleinen deutschen Sprachlehre vor Augen behalten.

Wir gehen in den Inhalt der Broschüre selbst ein. Gleich auf der ersten Seite versichert der Verfasser: „daß ihm sein ehrlicher Name werth sei so gut wie irgend einem, und ihm die Meinung nicht gleichgiltig sei, die seine Landsleute von ihm hätten." Wohl, Herrn Dr. Helfert ist die Ehre ein Wappen, welches das Volk auf offenem Markte zu zerschlagen vermag. Mich hat das larmoyante Wesen des Cassio im Shakesspeare, der in Bezug auf den Ehrbegriff ein eben so guter Mensch ist, wie der Herr Unterstaatssecretär, immer angewidert. „Ich habe meinen ehrlichen Namen verloren," so winselt der armselige Kerl, denn der Mohr wird ihn abschaffen, er wird nicht mehr sein Lieutnant bleiben können. Der Mackel an seinem guten Namen ist nichts mehr als ein Loch in seinem Aermel, ein Fleck an seiner Halskrause; aber der Mohr hat dieses unselige Loch, diesen verwünschten Fleck bemerkt. Was thut nun Cassio? Er dingt ein Dutzend Musikanten, um dem Feldherrn ein Ständchen darzubringen, und ihn auf diese Weise wieder zu begütigen. Der Herr Unterstaatssecretär möchte gern wieder Deputirter werden. Dazu ist vor allen Dingen ein ehrlicher Name nöthig, wenigstens in dem Wahlbezirke, wo man als Candidat auftritt. Was thut der Herr Unterstaatssekretär? Er sucht die Dissonanzen, die aus der berühmten Nacht von Kremsier herüberklangen, durch ein Ständchen aufzulösen, das er dem Volke bringt. „Ich ein Deutscher nach Abstammung und Sprache, habe stets ein warmes Herz gezeigt für meine czechischen Landsleute — zu einer Zeit, wo ihre nationalen Bestrebungen noch von vielen verkannt, verdächtigt, angegriffen wurden. Mein erstes Auftreten auf dem Felde der Politik galt meinen czechischen Landsleuten, die ich in Schutz nahm, wie gegen die ungerechten Zumuthungen eines rücksichtslosen Schwarzrothgoldthums, so gegen die übermüthige Lehre des allein seligmachenden Panmagyarismus. Ich wurde angefeindet, verdächtigt, verspottet, ich wurde Ver-

räther an der deutschen Sache, ich wurde Abtrünnling genannt, blos deswegen, weil ich damals nicht der Meinung war, daß Oestreich zur Hälfte deutsch, zur andern magyarisch sei, weil ich sagte, Oestreich sei Oestreich (a = a), in welchem Deutsche, Magyaren, Slaven, Romanen mit gleichem Rechte zu einem großen Gesammtstaate verbunden seien, weil ich, was mein besonderes Vaterland betraf, der czechischen Nationalität dasselbe Recht zutheilen wollte, welches ich meinen deutschen Landsleuten gewahrt wissen wollte."

Ehe nun Herr Dr. Helfert seine Gründe gegen Dr. Pinkas in Schlachtordnung stellt, redet er seinem Gegner folgendermaßen in's Gewissen. „Mein Herr! gesetzt, ich hätte die Aeußerung, die Sie mir unterschoben, wirklich gemacht, so könnten Sie meine Erklärung vom 7. als Beweis hinnehmen, daß ich solche doch nicht gemacht haben wollte. Sie konnten sich damit begnügen und gegen mich als reumüthigen Sünder (!) Gnade vor Recht ergehen lassen. Sie haben sich damit nicht begnügt. Sie haben für gut befunden, die Behauptung, die erst Sie mündlich unter die Leute gebracht, nur mit der Zugabe von allerhand bissigem Aufputz (!) und Zierrath in einem öffentlichen Blatte zu wiederholen. Sie haben geglaubt, um Ihre Ehre — die ich nicht angegriffen, — zu wahren, die meine beflecken zu müssen. Mein Herr! ich bin der Schonung, die ich gegen Sie beobachtet, entbunden." Nachdem nun Dr. Helfert den Verlauf des Gespräches, das er in jener Nacht von Kremsier mit dem Abgeordneten Pinkas geführt und unter andern eine harte Aeußerung des letztern in Bezug auf die Deutschböhmen mitgetheilt hat, fügt er in christlichem Tone hinzu: „Mein Herr! ich will Ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich will nicht den Verdacht auf Sie wälzen, als hätten Sie jene Worte anders, als in einem Aufwallen augenblicklicher Leidenschaftlichkeit herausgestoßen; ich will Sie selbst vertheidigen und von Ihrer Loyalität und Vaterlandsliebe voraussetzen, daß Sie ihre deutschen und czechischen Landsleute ebenso mit gleicher Liebe im Herzen tragen, wie ich es mir im Innersten der Seele bewußt bin." — Nichts macht einen so widerlichen Eindruck, als der Dilettantismus der Heuchelei, die novizenhafte Ungeschicklichkeit im Jesuitismus. Und diesen Eindruck empfindet man so lebhaft bei der eben angeführten Stelle. —

Et prodesse volunt et delectare poetae. Der Unterstaatssecretär will nicht nur das Publikum belehren, sondern gibt sich auch alle Mühe, es zu amüsiren. Ich führe zur Erheiterung der Leser folgende Stelle an: „Mein Herr! ich kann von der gütigen Nachsicht, mit der Sie es aus der Wucht meiner Geschäfte entschuldigen wollen, daß ich ohne Zweifel das Thatsächliche jener Nacht nicht mehr in ganz klarer Erinnerung habe, keinen Gebrauch machen und bedarf wahrlich der gefälligen Bereitwilligkeit nicht, mit der Sie sich erbieten, meinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. Zum Beweise dessen gestehe ich, mich sehr wohl zu erinnern, daß ich eine Zeitlang auf dem Tabouretchen saß — ich wußte nicht, daß dies mit

10*

der Liebe zu meinem Heimathlande unverträglich sei; daß ich mit über's Kreuz geschlagenen Beinen saß — ich ahnte nicht, daß ich einen kritischen Beobachter in unmittelbarer Nähe habe, der in dieser Stellung den mimischen Ausdruck des Odi profanum vulgus finden könne! — Uebrigens erinnere ich mich auch, den H. Dr. Pinkas an demselben Abende eine Weile mit gekreuzten Beinen — obgleich nicht auf dem Tabouretchen, sondern auf dem Canapee — sitzend gesehen zu haben. Hat etwa bei dem H. Dr. Adolph Pinkas diese Kreuzung der Beine einen andern Ausdruck, als bei mir? u. s. w." Wir können uns aber in dem unschuldigen Vergnügen an den Witzen des H. Unterstaatssecretärs nicht unbefangen gehen lassen; wir werden vielmehr aus dem Idyll sehr unsanft herausgerissen, wenn wir lesen, wie der junge Staatsmann seine frivole Kälte rechtfertigt: „daß ich bei ruhigem Blute, oder wie es Ihnen beliebt, „eisigkalt" blieb, während Alle bestürzt und ergriffen waren, würden Sie mir nicht zum Vorwurfe machen, wenn Sie wüßten, daß mir die Eröffnung, welche die andern unvorbereitet traf, um acht Stunden früher gemacht worden war. Der Vorgang der „militärassistenzlichen Reichstagsbeseitigung" (ein Ausdruck, den Dr. Pinkas gebraucht), war mir aber in jenem Augenblicke eben so unbekannt, als Ihnen, ja ich erfuhr ihn sogar um ein paar Stunden später als Sie, da ich, wie Sie sich wohl erinnern müssen, noch in derselben Nacht mit dem Grafen Stadion nach Olmütz abreiste. Erst gegen Mittag des andern Tages langte ich von da zurück im Schloßhofe von Kremsier an und war nicht wenig überrascht, als ich solchen in ein Feldlager umgewandelt fand."

Die Auflösung des Reichstages war ein Situationsstück mit militärischen Evolutionen, wie man sie sonst etwa im Josephstädter Theater zu sehen bekam. Der Schatten des Shakespeare ist nicht über die kleine Bühne von Kremsier hinweggeschritten, der alte Kothurn war nicht in dem Städtchen der Hanna zu suchen. Ohne tragischen Pathos ward das Schicksal des Reichstags vollzogen, in stiller Resignation ließen sich die Deputirten den letzten Rest der Diäten auszahlen, und gingen mit einem kleinen Stachel im Herzen wieder in ihre Heimath zurück. Das Drama von Kremsier war ohne eigentliche Handlung; die Helden desselben träumten in dem erzbischöflichen Palast den schönen Traum des Egmont, sie sahen die Freiheit als eine Vision, von lichtem Glanze umflossen, mit der demokratischen Bürgerkrone auf dem Haupte, aus der Zukunft herüberschweben und freuten sich der herrlichen Erscheinung. Aber eines Morgens wurden sie aus der Seligkeit des Traumes durch die Auflösung des Reichstages auf sehr unsanfte Weise geweckt und das scharfe Tageslicht absorbirte den leuchtenden Nebel der Traumgestalt. Das catonische: Ceterum vero censeo der Grenzboten in Bezug auf die Auflösung der östreichischen Constituante war sehr ehrlich gemeint; denn wenn auch das Vorschweben einer Vision kein realer Verlust ist, so wollten wir doch dem Reichstage den Katzenjammer der Illusion erspart wissen. Das Ministerium hat es je-

doch anders für gut befunden, es hat den Reichstag ruhig fortträumen lassen, um ihm dasjenige, was einzelne Mitglieder desselben aus dem Traume herausgesprochen hatten, als Hochverrath zu imputiren.

Wir werden aus dem Gespräche, welches der Herr Unterstaatssecretär mit dem Abgeordneten Pinkas in jener berühmten Nacht geführt hat und das er uns in seiner Broschüre vollständig mittheilt, ein gedrängtes Verzeichniß der Reichstagssünden herauslesen können. Der Kanon der ministeriellen Moral ist leider ein überwundener Standpunkt. Doch lassen wir den Prediger selbst zu Worte kommen.

„Der Verlauf des Gespräches war folgender: Ich berief mich darauf, wie ich es gewesen, der in Olmütz während den Octobertagen mit Brauner für die Aufrechthaltung des Reichstags gekämpft; ich erklärte, wie ich fort und fort die Hoffnung genährt, den Wunsch ausgesprochen habe, daß dem Reichstage es gelingen möge, die Verfassung Hand in Hand mit der Krone zu Stande zu bringen; ich sagte, wie ich endlich die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Reichstag nicht die Fähigkeit habe, das große Werk zu einem gedeihlichen Ende zu führen; ich berief mich zum Beweise dessen auf die letzten Vorgänge in der Kirchenfrage und bab ferner, wie der Reichstag seine Stellung und Aufgabe ganz aus den Augen verloren, wie er sich herausgenommen, in ein Gebiet hinüberzugreifen, das nicht das seinige, über Dinge zu urtheilen, über die er nicht Richter, einen Wirkungskreis sich anzumaßen, der ihm nicht eigen. – Sie fragen, ob ich unter dem Verlangen nach kirchlichen Synoden Religionsmacherei zu verstehen beliebe. Der Himmel bewahre! das beliebe ich nicht Religionsmacherei zu nennen. Sonst müßte ich mich auch derselben beschuldigen; denn ich hege selbst das lebhafteste Verlangen, daß es unsere Bischöfe für gut finden mögen, diese mächtigen Hebel einer heilsamen Kirchenreform bald möglichst in Bewegung zu setzen. Aber, mein Herr, Sie wissen es so gut wie ich, daß die Majorität des Reichstags es nicht dabei bewenden ließ, das Verlangen nach kirchlichen Synoden zu hegen. Das gesammte Verfahren des Reichstages bei Verhandlung der Kirchenfrage, das Verfahren, der Kirche vorzuschreiben, in welcher Weise sie sich constituiren solle, welche Schritte sie um ihrer Reform willen zu thun habe, — das, Herr Doctor, beliebe ich Religion machen zu nennen.“ —

„Doch ich komme zur Hauptsache, zu dem Hauptpunkte Ihrer Anklage gegen mich. Sie werden sich erinnern, daß in jener Nacht fast nur von Blut, Revolution, Aufstehen des Volkes, wie ein Mann u. s. w. gesprochen wurde. Ich begann, daß es meinem Gemüthe bange Besorgnisse einflöße, wenn ich wahrnehme, wie die Ersten der Nation Leidenschaftlichkeit in einem Augenblicke walten ließen, wo Besonnenheit vor Allem Noth thut; ich beschwor Sie, zu bedenken, welches Unheil eine Brandfackel, unter unser leicht entzündbares Volk geschleudert, anstiften könne; ich hielt es Ihnen vor, was für Folgen ein innerer Krieg in unserm Böhmen

namentlich in Absicht auf die czechische Nationalität, die Ihnen doch zunächst am Herzen liege, haben müsse; ich erinnerte Sie, daß gerade die Periode der höchsten Kraftentwicklung unseres Heimathlandes, die Zeit der Religionskriege es gewesen, welche die Macht des Landes gebrochen, Bildung und Gesittung auf Jahrhunderte zurückgeworfen, die zu so hoher Stufe gediehne Pflege einheimischer Sprache und Literatur aufgehalten, gelähmt, unterdrückt habe; ich stellte Ihnen vor, daß ein Bürgerkrieg in dem jetzigen Zeitpunkte nur die Folge haben könne, daß sich die deutschen Kreise Böhmens Deutschland in die Arme werfen und die Czechen von der Macht des gesammten Deutschlands erdrückt werden, oder -- so endigte ich — „die nicht czechischen Kreise sagen sich los von den andern und schlagen sich zu Deutschland. — Sie sollen zum Teufel gehen, wenn sie nicht bei uns bleiben wollen, warfen Sie heftig darein. — Darauf ich: wenn Ihnen das für nichts gilt, mir ist es nicht gleichgiltig; mir „würde es das Herz zerschneiden, wenn ich mein schönes Vaterland getheilt sähe!" —

Welche Staatsweisheit und welch' großer Sinn kündigt sich in diesem albernen Geklätsch an! Hätte der Unterstaatssecretär mit dem Deputirten Pinkas in jener Nacht eine Parthie l'Hombre gespielt, ich würde es weit eher entschuldigt haben.

Nachdem nun der Herr Unterstaatssecretär noch mancherlei von dem Schmerze, verkannt zu sein, von dem Bewußtsein, das seine Brust gegen die Pfeile stählt, die von allen Seiten auf ihn abgeschossen werden, und von der festen Ergebung, mit der er die Widerwärtigkeiten seiner Stellung zu tragen denke, gesprochen, schließt er mit folgenden Worten: „Dies, mein Herr, meine Erwiderung! Dies einemal habe ich geantwortet, damit es für die Zukunft nicht den Anschein habe, als könne ich nicht antworten, wenn ich nicht antworten will! Ich werde mich nicht mehr einlassen, weder gegen Sie, noch gegen andere. Einmal ob der Wucht meiner Geschäfte, die mir wahrlich nicht die Zeit läßt, jeden Handschuh aufzuheben, der mir herausfordernd hingeworfen wird. Dann aber, weil ich es unter meiner Würde halte — wohl gemerkt, damit Sie nicht auf eine falsche Vermuthung kommen, nicht unter meiner Würde als Unterstaatssecretär, sondern unter meiner Würde als Mann von Ehre, dem es nur zu wohl bekannt ist, daß er in solcher Zeit Angriffen und Verdächtigungen nicht entgeht. Mir schwebt dabei ein Ausspruch Göthe's vor Augen. Gegen diesen beklagte sich einst Jean Paul über die Plumpheit der Angriffe, denen er ausgesetzt sei, und meinte: Nun werde er aber nicht mehr antworten, es sei denn, daß ihn jemand beschuldige, einen silbernen Löffel gestohlen zu haben." — „Auch dann thun Sie es nicht, mein Freund!" erwiederte ruhig lächelnd Altmeister Goethe. „Wer durch ein Dorf reitet, den bellen die Hunde an, weil er hoch sitzt und schneller vorwärts kommt, als sie!"

Solch' stille Verachtung ist der letzte Trost der Unfähigkeit; es liegt eine Romantik darin, auf die sich ein frommes Gemüth sehr wohl verstehen wird.

Noch ein Wort, ehe wir uns trennen. Wenn Sie manchmal die Grenzboten gelesen haben, so werden Sie sich zu erinnern wissen, daß es eine Zeit gab, wo Sie zu unserer Partei gehörten. Wir sind der dithyrambischen Religionsschwärmerei der Jugend entgegengetreten, welcher der Feuertrank des Idealismus zu Kopfe stieg, aber eben so bestimmt müssen wir uns gegen die Frivolität der Beschränktheit erklären, der es an Ideen fehlt. Wir erwarteten, daß Ihre Gönner der Revolution ein verständiges Maß geben, nicht aber unter der Aegide des allgemeinen Belagerungszustandes einen Tempelraub begehen würden; so wie man etwa die Hausbewohner zu binden und zu knebeln pflegt, wenn man silberne Löffel und andere Dinge von Werth entwenden will. Daß auch Sie Ihre Hand in der häßlichen Geschichte hatten, ist vollends unverzeihlich; denn Sie sind noch

jung, und ich kann mir es recht lebhaft vorstellen, wie gut Ihnen selbst der Stürmer und der Legionsrock zu Gesichte gestanden hätte. B.

Preußische Briefe.

Siebenter Brief.

Berlin, den 5. April 1849.

Die Kaiserwahl.

Ich verschob mein Schreiben von Tage zu Tage, weil man jeden Augenblick eine neue Wendung der deutschen Sache erwarten konnte. Indeß endlich muß man doch einmal abschließen. Nehmen Sie denn ein Bild von der gegenwärtigen Lage und messen Sie es nicht dem Schreiber bei, wenn es kläglich ausfällt.

Die erste Nachricht von der Wahl machte einen sehr gemischten Eindruck. Nach der Ablehnung des Welker'schen Antrags war die geringe und um einen so theuern Preis erkaufte Majorität nicht im Stande, das Imponirende eines mit einer gewissen Gewaltsamkeit ausgesprochenen Nationalwillens zu ersetzen. Die voreilige Nachricht von der Annahme des Welker'schen Antrags hatte in Berlin die größte Sensation hervorgebracht, weil sie überraschte; jetzt aber hatte man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, und es fehlte ihm der Reiz der Neuheit. Zwar ließ sich das Gefühl des specifischen Preußenthums, das durch alle Anstrengungen des Radicalismus nicht hat verwischt werden können, eine solche Huldigung von Seiten der süddeutschen Brüder wohl gefallen, aber auf das Detail der neuen Situation mit Interesse und Verständniß einzugehen, dazu fehlte die Lust und eigentlich auch die unmittelbare Anschauung. Die Zeitungen, mit Ausnahme der Neuen Preußischen, waren am lautesten in der Anerkennung der octroyirten Würde; sie sprach sich in den alten Blättern mit spießbürgerlichem Wohlwollen aus, in der deutschen Reform mit einem gemäßigten Enthusiasmus, in der Nationalzeitung mit grollenden Ermahnungen. Das große Publikum trug sich zu sehr mit der Idee des Belagerungszustandes herum, als daß eine, wenn auch noch so lockende Fernsicht es hätte erheblich elektrisiren können.

In den beiden Kammern herrschte die kaiserliche Partei vor; nur dominirte, je nachdem man sich rechts oder links hielt, der preußische oder der deutsche Volkssouveränitäts-Gesichtspunkt. Man kann übrigens auch der Linken in der zweiten Kammer nachsagen, daß sie sich in dieser Frage erträglich gouvernemental hielt; Herr v. Berg deutete die Nothwendigkeit an, demjenigen Manne das Scepter Deutschlands in die Hände zu geben, der bereits das Schwert trug. In folgenden Punkten waren alle Parteien einig. Der König müsse die ihm übertragene Würde annehmen, weil sonst, wie die Rechte meinte, ein anderer Staat die Hegemonie Deutschlands an sich reißen könnte, oder weil nach der Ansicht der Linken die Auflösung der Nationalversammlung und die Rückkehr zum System der heiligen Allianz die unabweisliche Folge einer Ablehnung sein müßte. Selbst die Legitimisten, in deren Namen diesmal Graf Arnim-Boitzenburg eine Adresse abgefaßt hatte, waren für die Kaiserwürde, wenn sie auch die Rechte der Fürsten schonen

zu missen glaubte, und auf das Recht der Nationalversammlung, die Krone Karl des Großen zu übertragen, nicht viel geben wollte. Es waren ferner alle Parteien — mit Ausnahme der äußersten Linken, die von der Hegemonie eines reactionären Staats überhaupt Nichts wissen wollte, darin einig, daß der Beschluß der Nationalversammlung nur für diejenigen Staaten verbindlich sein könne, welche sich ihm freiwillig anschließen würden; wobei man freilich voraussetzte, daß mit alleiniger Ausnahme Oestreichs, auf dessen Beitritt nur noch die Herren Blömer und Osterrath rechneten, ganz Deutschland sich in kürzester Frist fügen würde.

Die Erklärung des Ministerpräsidenten schien dieser Ansicht im Wesentlichen zu entsprechen. Ueber den Inhalt der neuen Verfassung hatte Graf Brandenburg sich so wenig ausgelassen, als die Wortführer der parlamentarischen Parteien; man setzte stillschweigend voraus, daß die unverkennbaren Verkehrtheiten derselben sich auf dem Wege der verfassungsmäßigen Revision würden ausgleichen lassen. Die Frankfurter Deputirten — deren Einzug übrigens durch die strengen Maßregeln des Belagerungszustandes etwas farblos geworden war — gingen von derselben Ansicht aus. Um so größere Ueberraschung erregte die Antwort, welche der König ihnen ertheilte; theils weil sie das Odium der Fürstenrechte dem Volkswillen gegenüber auf sich nahm, anstatt es ruhig dem eventuellen Widerspruch der einzelnen Fürsten zu überlassen, theils weil sie über die Hauptsache sich so völlig unklar ausdrückte.

In der ersten Hitze der Ueberraschung stellte Vincke den berühmten Antrag, eine Commission niederzusetzen, um gegen diesen Schritt der Krone, der die Monarchie in die größte Gefahr setzen müßte und den der Antragsteller ganz richtig den verantwortlichen Ministern zuschrieb, diejenigen Mittel zu ergreifen, welche den constitutionellen Ständen zu Gebote ständen.

Ich schöpfte aus diesem Antrag die voreilige Hoffnung, das Einzige, wodurch die Möglichkeit einer parlamentarischen Entwicklung hervorgebracht werden konnte, die Coalition der beiden Centren, werde durch den gemeinsamen Kampf gegen die reactionäre Regierung beschleunigt werden. Ich habe mich getäuscht. Gleich in der Commission traten beide Parteien mit einem besondern Antrag hervor, der sich nicht dem Inhalt, sondern nur der Fassung nach unterschied und auf dem doch mit so großer Hartnäckigkeit bestanden wurde, daß darüber beide Anträge fielen. Die erste Kammer, in der ein ähnlicher Plan durchgeführt werden sollte, verlegte ihre Sitzungen bis nach den Feiertagen, anscheinend um der Krone Raum zur Ueberlegung zu lassen; in der zweiten fingen gleich den folgenden Tag die alten kleinlichen Zänkereien zwischen den beiden Seiten an. Außerdem erhielt die Sache eine neue Wendung durch die nachträgliche Erklärung des Ministerpräsidenten, daß die Regierung eine Circulardepesche an die übrigen Staaten erlassen habe, um die Geneigtheit der Krone zur provisorischen Uebernahme der Regierung Deutschlands auszudrücken und sie zu einem schleunigen Gutachten darüber aufzufordern. Es heißt nun, die Vinckesche Partei halte durch diese Erklärung ihren Antrag für erledigt.

So ist für den Augenblick die Lage; unklar und kläglich genug; erlassen Sie mir aber die Kritik bis zum nächsten Briefe, in welcher Zeit sich ein bestimmteres Verhältniß herausgestellt haben wird.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von Friedrich Andrä.

Preußische Briefe.

Achter Brief.

Berlin, den 12. April 1849.

Die deutsche Frage in den preußischen Kammern.

Herr v. Meusebach hatte neulich in der zweiten Kammer die Kühnheit zu behaupten, er wittere schon den Leichengeruch, der auch der neuen Versammlung ihr nahe bevorstehendes Schicksal verkündige. So widerwärtig das Hämische dieser Bemerkung klingt, so drängt sich doch eine ähnliche Jedem auf, der ohne Vorurtheil beobachtet. So bedeutend die Kräfte diesmal sind, die sich in dem Sommerlocal des Dönhofsplatzes zusammendrängen, die Lebensfähigkeit eines organischen Ganzen geht ihnen ab: nachdem sie den ersten großen Schritt gethan haben, den das preußische Volk von ihnen erwartete, die Anerkennung der octroyirten Verfassung, hat die Parteibildung eine so anomale Form angenommen, daß es unmöglich scheint, sie zu einem bestimmt formulirten Beschluß zu vereinigen. Die Sitzung vom 5. April gab ein trauriges Bild dieser krankhaften Entwickelung. Wenn ein Ereigniß, wie die Kaiserwahl und die dadurch hervorgerufene Erklärung der Krone nicht im Stande sind, die Versammlung zu elektrisiren, so wird es schwer, von irgend einer neuen Wendung dieses productive Lebenselement zu erwarten, das den bisher nur mechanisch verbundenen Gliedern eine Seele einhaucht.

Die Redner der reactionären Partei verstehen freilich die Lebensfähigkeit einer Versammlung anders als wir. Der Tod, den sie wittern, ist nicht die natürliche Auflösung, sondern das Ende eines blutigen Conflicts. Sie sehen namentlich in der zweiten Kammer eine übelgesinnte Opposition gegen die weisen Beschlüsse der Regierung, und glauben noch an die Militärgewalt, sie werde hinreichen, den Trotz eines unberechtigten Widerstandes zu brechen. Sie täuschen sich, denn die jetzige Versammlung ist nicht mehr der Ausdruck der Revolution, der man im äußersten Fall durch eine Contrerevolution begegnet, sondern es ist das gesetzliche Organ der öffentlichen Meinung. Der Kampf gegen eine revolutionäre Gewalt ist, wenn er glücklich ausgeht, eine „rettende That;" die Verletzung der Verfas-

sung dagegen unter allen Umständen ein Verbrechen, das verderblich auf seine Urheber zurückfällt. Sollte es die Krone in der That versuchen wollen, im Gegensatz gegen die Vertreter der Nation zu regieren — eine Ansicht, die bisher nur von den äußersten Fractionen beider Seiten ihr untergelegt ist, — so würde damit mehr als die Existenz selbst des preußischen Staats in Frage gestellt sein.

Ich finde die Lebensfähigkeit eines constitutionellen Staatskörpers darin, daß er einmal in der That die öffentliche Meinung des Landes ausdrückt, und daß er ferner so gegliedert ist, diese öffentliche Meinung auf eine bestimmte Weise formuliren zu können. Das letztere hat die zweite Kammer — von ihr ist eigentlich nur die Rede — bisher nicht vermocht, und der lächerliche Ausgang der Sitzung vom 5. April, in welcher über die in der deutschen Frage zu erlassende Adresse zuerst die einfache, dann sämmtliche motivirten Tagesordnungen verworfen, und endlich die Frage, ob denn überhaupt eine Adresse erlassen werden sollte, gleichfalls verneint wurde, spricht nicht sehr für die Möglichkeit, in der Zukunft etwas besseres zu hoffen. Um dies zu übersehn, vergegenwärtigen wir uns die bisherige Parteistellung.

Durch die Auflösung der constituirenden Versammlung und die octroyirte Verfassung war zwischen den ehemaligen Volksvertretern und der Regierung ein Rechtsconflict eingetreten, welchen, da kein Gerichtshof für denselben constituirt war, nur die neue Volksvertretung entscheiden konnte. Darum hatten sich die verschiedenen Fractionen in zwei bestimmt entgegengesetzte Heerlager gesondert, in die Anhänger der aufgelösten Constituante und in die Anhänger der Regierung — was nach den letzten Schritten der Steuerverweigerer fast so viel hieß, als Anhänger der Krone. Die Wahlen waren so ausgefallen, daß beide Parteien ungefähr gleichmäßig vertreten waren, mit einem geringen Uebergewicht auf Seiten der Rechten. Sofort nach dem Zusammentritt der Kammern wurden sie auf eine ziemlich militärische Weise disciplinirt. Die Mitglieder der rechten Seite unterzeichneten das Programm des Freiherrn v. Vincke, das zwei Punkte enthielt: die Verpflichtung, für die Rechtsgiltigkeit der Verfassung zu stimmen, und die verfassungsmäßige Revision nur im constitutionell monarchischen Sinne auszuüben. Da der zweite Punkt einen Begriff von ziemlich breitem Umfang enthielt und überdies sich auf eine weitaussehende Thätigkeit bezog, so hatte unmittelbare Wichtigkeit nur der zweite Punkt, und mit der Erledigung desselben durch die Adreßdebatte — die sonst nur eine chronische Krankheit des constitutionellen Lebens ist, diesmal von unermeßlicher Wichtigkeit, weil sie die Grundvesten des neuen Staatslebens aufbauen sollte — hörte factisch die Coalition der rechten Seite auf und die künstlich zusammengehaltenen Elemente schieden sich nach ihrer natürlichen Beschaffenheit.

Die Consistenz der linken Seite war nur scheinbar fester. Sie war durch das Band einer gemeinsamen Geschichte zusammengehalten, sie hatten gemeinsam

intriguirt und gelitten. Sie hatten den Vortheil vor der Rechten, wenigstens gegen das jetzige Ministerium eine compacte Opposition zu bilden, während die Rechte selber nicht recht wußte, ob sie ministeriell sei; aber sie unterschieden sich auch in eine wenigstens der Anlage dynastische und in eine radicale Opposition. So lange die Debatte im Ideellen spielte, konnten sie sich verständigen; in bestimmten Fragen mußten sie auseinandergehn. Die Scheidung der Kammer in vier große Massen lag in der Natur der Sache; die deutsche Frage war nur die äußerliche Veranlassung, sie hervortreten zu lassen. Diese vier Fractionen haben folgende Bestandtheile.

Die Rechte, mit welcher ungefähr die größere Hälfte der ersten Kammer Hand in Hand geht, repräsentirt das alte Preußenthum. Das ist freilich auch ein ziemlich complicirter Begriff. Man darf nur zwei Männer wie Oberst Griesheim und den Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit einander vergleichen, um sich über die in dieser Partei gebundenen Unterschiede ins Klare zu setzen. Der erste trat nach dem Huldigungsrescript im August v. J. in der bekannten Broschüre, welche ganz Deutschland in Harnisch brachte, mit aller Derbheit des Altenfritzischen Preußenthums dem anscheinenden Uebergewicht Oestreichs in dem neuen Bundesstaat entgegen, während Graf Arnim, in den Traditionen der Metternich'schen Politik groß gewachsen, am liebsten den Staat in die Bahn zurückschrauben möchte, welche Herr v. Usedom in seiner Charakteristik des vorigen Königs vortrefflich schildert *): „Ich weiß, daß die übertriebene Hingabe an das östreichische System in der hohen Politik, in den preußischen wie in den deutschen Fragen Deutschland und uns unbeschreiblichen Schaden gethan hat, weil es den gebildeten, fortschreitenden Theil der Nation so sehr gegen die Regierung empörte. Sich und seine eigenen Staatsmänner hielt der König in Fragen der europäischen Politik kaum für competent; in allen Dingen mußte Wien gefragt werden: dort verstehe man das am besten und eitle Sonderpolitik solle Preußen nicht machen. Daher denn dieses stete Bedürfniß des Anlehnens, daher bei aller Einsicht und Tüchtigkeit der Staatsmänner doch diese Scheu und Ungewohntheit zu handeln, die in Berlin vorherrschte und zumal bei so großen materiellen Kräften sonst unerklärlich wäre." Ich muß gestehn, daß diese östreichische Partei sich aus sehr begreiflichen Gründen in der letzten Zeit aus den Reihen derer recrutirt hat, denen man sonst eine übertriebene schwarzweiße Gesinnung zuschreiben möchte. Der gemeinsame Haß gegen die Revolution überwindet auch die dynastischen Antipathien. Oestreich hat zunächst in seinem eignen Staat durch starke Militärgewalt die Revolution unterdrückt, es hat sich in einem auswärtigen Kriege, der wenigstens indirect gegen die Revolution geführt wurde, mit Lorbeern bedeckt; es hat

*) „Politische Briefe und Charakteristiken aus der Deutschen Gegenwart." Berlin, W. Hertz. Wir kommen auf dies vortreffliche Werk noch einmal zurück.

dem seinem Ursprunge nach revolutionären Frankfurt die souveräne Ironie der Metternich'schen Schule entgegengesetzt. In dem Conflict nun zwischen dem Wunsch, das eigne Herrscherhaus zu ehren und über alle andern zu erhöhen, und der Abneigung, aus unreiner Hand diese Ehren zu empfangen, sucht man sich durch verschiedene Mittelwege zu helfen. So consequent, wie die Neue Preußische, welche den Abgeordneten der Paulskirche für die Dreistigkeit, dem König eine Krone anbieten zu wollen, die nur von Gottes Gnaden gedeiht, gern einige Fußtritte versetzen möchte, sind wohl wenige, zum mindesten drücken sie sich diplomatischer aus. Sie wagen es auch nicht recht, die neue Gestaltung der Dinge, wenn man den östreichischen Projecten nachkäme und dadurch Preußen seiner welthistorischen Bedeutung beraubte, näher ins Auge zu fassen; sie begnügen sich in der Regel mit allgemeinen Declamationen gegen das Gift der revolutionären Gesinnung.

Die Doctrinärs der Haller'schen Schule und die bekannten Politiker der Wilhelmstraße geben der Partei die eigentliche Färbung. In der ersten Kammer sind ihre Koryphäen: die Stahl, die Bethmann-Hollweg, die Gerlach, die auch mit aller Dreistigkeit eines einseitigen Doctrinarismus den modernen Principien zu Leibe gehn. Es ist zu bedauern, daß Stahl nicht der zweiten Kammer angehört; er würde mit seiner Eleganz, der Festigkeit seiner Ueberzeugungen und seiner Kühnheit ein heilsames Gegengewicht gegen die Redner der äußersten Linken bilden. An eigentlichen Talenten fehlt es dieser Partei; von Professor Keller hatte man viel erwartet, aber er ist noch nicht hervorgetreten. Eben so wenig ist es den Regierungsräthen Stiehl und Ellwanger, von denen der erste in den Wahlversammlungen bedeutendes Aufsehn gemacht hatte, gelungen, mit ihrer Gottseligkeit das unruhige Publikum zu erbauen. Die pommerschen Aristokraten, Bismark-Schönhausen, Kleist-Retzow u. s. w. sind wohl geeignet, den Gegnern von Zeit zu Zeit heilsame Grobheiten entgegenzuwerfen, aber sie stehen den Ideen der neuen Zeit zu fern, als daß sie einen wesentlichen Einfluß auf dieselbe ausüben könnten. Dasselbe muß ich von Bodelschwingh sagen; menschlich betrachtet, gewinnt man ihn lieb bei näherer Bekanntschaft, aber von der staatsmännischen Haltung dieser tapfern Offiziere, denen der alte preußische Staat seine Portefeuilles anvertraute, ist nicht viel zu rühmen.

Der eigentliche Führer der Partei, die bis jetzt noch mit dem rechten Centrum gemeinsame Parteiversammlungen gehabt hat, die sich aber wohl in den nächsten Tagen unabhängig constituiren wird, ist Graf Arnim-Boitzenburg. Wäre er jetzt Minister, so würden wir wenigstens nicht täglich das klägliche Schauspiel erleben, daß die Regierung lediglich von der Gnade ihrer Freunde und von der Geduld ihrer Feinde lebt. Für die Zukunft ist er aber wohl unmöglich. Diese feinen, vornehmen Edelleute sind doch tiefer in die alten Ideen verrannt, als ich geglaubt habe.

Das rechte Centrum — wir wollen den Namen beibehalten — enthält die alte ständische Opposition aus der Aristokratie und dem Bürgerstande und steht mit der Frankfurter Weidenbuschpartei, wie mit den Liberalen der ersten Kammer unter Graf Dyhrn in Verbindung. Sie hat nach der Revolution zwei Ministerien gebildet, aber nicht zum besondern Ruhm der Partei. Nachdem sich Pfuel unmöglich gemacht hatte, war von einem dritten die Rede, einem Ministerium Beckerath; es kam nicht zu Stande. Gegenwärtig ist die bedeutendste Persönlichkeit dieser Partei, Vincke, auch ihr anerkannter Führer, er ist aber den Schwachen und Halben, die sich in diesen Reihen nicht selten finden, zu schroff, und ob er als Minister die erforderliche Haltung bewahren würde, läßt sich nach seinen beständigen Scharmützeln mit der Linken bezweifeln. Er war es, der die Organisation der rechten Seite leitete; er hat sie auch aufgelöst durch sein entschiednes Auftreten in der deutschen Frage. Für jetzt hat er nur einen sehr geringen Anhang, Schwerin ist in dieser Frage entschieden zur Rechten übergetreten, es ist, wie ich glaube, nur die Partei Harkort, die mit Vincke hält.

Der Natur der Sache nach, schien diese Partei bei einem etwaigen Rücktritt des Ministeriums Brandenburg zunächst geeignet, an die Spitze der Verwaltung berufen zu werden. Wäre die deutsche Angelegenheit erledigt, so hätte Gagern mit seiner mächtigen Persönlichkeit der Partei in der Regierung einen Halt gegeben. Man sprach von einer Combination Gagern — Beckerath — Camphausen — Vincke. Wie die Sachen jetzt stehen, ist davon vorläufig wenigstens keine Rede mehr.

In den Bänken des linken Centrums sind aber die Aussichten nicht besser. Gesetzt, die Krone käme in die Lage, die Antecedentien dieser Partei vergessen zu können, sie beauftragte z. B. Hrn. v. Unruh mit der Bildung eines neuen Ministeriums, so würde dieses muthmaßlich ebensowohl die eigentliche Linke als die gesammte Rechte gegen sich haben, da eine Coalition mit dem rechten Centrum nach den gehässigen Scenen der letzten Tage weniger Wahrscheinlichkeit für sich hat als je. Die Krone verlöre das Militär und den größern Theil der Bureaukratie, und ich sehe nicht, was sie eigentlich gewönne. Außerdem würden die Persönlichkeiten, die sich in der Opposition gut genug ausnahmen, im Gouvernement sehr schnell verbraucht sein; der einzige Mann von bedeutenden Fähigkeiten auf dieser Seite ist Hr. v. Kirchmann; bei seiner entschieden praktischen Richtung würde er sich auch schnell hineinfinden und den Radicalen ebenso gegenüberstehen als irgend einer der frühern Minister. Herr Rodbertus würde vom Ministertisch aus der Versammlung nicht lange imponiren, und einen abstracten Randaleur wie Hr. v. Berg an der Spitze des preußischen Staats zu sehn, schon der Gedanke ist eine Frivolität.

Die Stellung der äußersten Linken — die übrigens an Zahl das linke Centrum bei Weitem überbietet, ist ungleich günstiger als die ihrer gemäßigten Ver-

bündeten. Die Methode ihres Verfahrens ist höchst einfach. Wenn ein Redner der Rechten auftritt, so zischt sie, bei passenden Gelegenheiten ruft sie „Pfui!“ und hat beständig ein ironisches Ansehn. Sie stimmt gegen Alles und ihre Anträge sind mehr negativer Natur, ungefähr so: „In Anbetracht, daß Alles, was hier geschieht, unter der Kritik ist, tragen wir darauf an, daß es gleichgiltig ist, was geschieht.“ Sie hat sich durch einige bedeutende Talente recrutirt, namentlich Wesendonck und Kinkel, und steht mit der äußersten Linken in Frankfurt, sowie mit sämmtlichen demokratischen Vereinen in Rapport.

So findet jede der großen Parteien ein verwandtes Organ in der Paulskirche, mit Ausnahme des linken Centrums, das überhaupt eine mehr persönliche als principielle Berechtigung hat. Es würde schwer sein, die Nothwendigkeit dieser Partei zu erweisen.

Erwägen wir diesen Parteien gegenüber, die Stellung des Ministeriums und zwar, worauf es uns hier zunächst ankommt, in der deutschen Frage.

Der erste bedeutende Schritt war die Note vom 23. Januar. Man hat diese Note je nach dem Parteistandpunkt verschieden aufgefaßt, man hat die Anerkennung des Gagernschen Progamms ebenso wie das Gegentheil darin gesucht. Noch in den letzten Sitzungen erklärte sie Hr. v. Vinke für einen Ausfluß echtdeutscher Politik, die durch die spätern Schritte der Regierung verleugnet werde, während Hr. Rodbertus in ihr nichts sah, als die Schilderhebung des Particularismus gegen die Einheit Deutschlands, mit dem das spätere Verfahren im besten Einvernehmen stände. Man wird diese entgegengesetzten Ansichten begreiflich finden, wenn man erwägt, daß das Gagernsche Programm zwei Seiten hatte. Es fußte einerseits auf der Anerkennung der factischen Verhältnisse, darum sprach es die Ausscheidung Oestreichs aus dem zu gründenden engern Bundesstaat aus, nicht aus staatsrechtlichen Gründen, sondern in Betracht der innern Nothwendigkeit; — andererseits aber auf dem Idealismus der deutschen Nation und der Berechtigung des Ausdrucks, den dieselbe für ihre Souveränität gewonnen hatte. Diesen innern Widerspruch werden auch die wärmsten Anhänger der Gagernschen Politik nicht wegleugnen können. Kraft der Souveränität der deutschen Nation sollte die Nationalversammlung ein politisches System beschließen, welches von der Unmöglichkeit ausging, die ideelle Einheit Deutschlands in's Leben zu rufen.

Die Oestreichische Regierung, die bis dahin das Werk der Nationalversammlung ruhig hatte fortgehen lassen, so lange sie hoffen durfte, es zu ihren Zwecken auszubeuten, legte gegen diese neue Wendung Protest ein, und knüpfte zugleich mit dem preußischen Cabinet Unterhandlungen an, die darauf hinausliefen, ohne irgend welche Berücksichtigung der bisherigen nationalen Bestrebungen kraft der Fürstensouveränität für Deutschland eine Staatsform zu finden, in welcher das Volk in die alte vormärzliche Stellung zurückgeschoben, die dynastischen Verhält-

nisse aber ganz zu Gunsten Oestreichs und zum Nachtheil Preußens regulirt werden sollten. Wenn daher die preußische Regierung entschieden gegen jenes Project auftrat, so wurde sie dazu nicht blos durch ihre deutsche Gesinnung bestimmt, sondern auch durch das eigne Interesse.

Die Note vom 23. Januar trat insofern auf Seite des Gagernschen Programms, als sie dem östreichischen Protest gegenüber das Recht eines Theils von Deutschland, sich zu einem engern Staatsverbande zu consolidiren, in Anspruch nahm und diesen Anspruch durch das Gewicht des preußischen Degens unterstützte. Daß man sich in Oestreich darüber nicht täuschte, zeigt der erbitterte Ton der gleich darauf erlassenen Gegennote.

In einem andern, sehr wichtigen Punkt ging sie dagegen auf das Gagernsche Programm nicht ein. Das Reichsministerium betrachtete die neue Verfassung auch nach dem Ausschluß Oestreichs für nichts weiter, als eine durch die gesetzlichen Gewalten vollzogene Reform des deutschen Bundes, respective des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Der Bundestag hatte sich aufgelöst und seine Macht der aus der Nationalversammlung hervorgegangenen Centralgewalt übergeben; die Beschlüsse derselben sollten daher für ganz Deutschland gesetzliche Geltung haben.

Die preußische Note dagegen ging von der Ansicht aus, daß der projectirte Bundesstaat nicht eine bloße Reform des alten Bundes, sondern etwas wesentlich Neues sein sollte, etwa wie es der Zollverein gewesen war. Das Zustandekommen desselben hinge von dem freiwilligen Entschluß der einzelnen deutschen Staaten ab, welche souverän seien, soweit die Souveränität nicht durch die Wiener Bundesacte beschränkt war. Sie war — Oestreich gegenüber — der Ansicht, daß gegen das Recht der Staaten, in eine solche engere Verbindung zu treten, in jener Acte Nichts präjudicirt sei; aber sie betrachtete den Entwurf der Nationalversammlung rechtlich nur als Vorlage, über welche sich dann die Staaten zu vereinbaren hätten. Wenn sie aus Zweckmäßigkeitsgründen der Paulskirche das letzte Wort in der Entscheidung der deutschen Verfassung zu gönnen schien, und die befreundeten Staaten, welche von einem ähnlichen Gesichtspunkte ausgingen, aufforderte, vor diesem letzten Wort ihre Bedenken, Wünsche u. s. w. der Nationalversammlung vorzulegen und zur Berücksichtigung zu empfehlen, so änderte das an der Rechtsfrage nichts. Es war ein wichtiger Schritt, daß eine große Anzahl deutscher Regierungen sich mit Preußen zu gleichlautenden Bemerkungen vereinigte, und es war ein sträflicher Leichtsinn von Seiten der deutschen Nationalversammlung, daß sie diesen Bemerkungen so wenig Aufmerksamkeit hat angedeihen lassen.

Es war ein Fehler von Seiten der Weidenbusch-Partei, daß sie zu starrsinnig auf der äußern Form der deutschen Einheit, auf dem Erbkaiserthum bestand, welches die Preußische Note ablehnte: es war ein Fehler, aber nicht ein zufälliger, er lag im Princip. Durch den Kaisertitel war der Zusammenhang mit der alten Geschichte

des Reichs erhalten und die Einheit in dem Sinn genommen, daß von Seiten des Reichs die bisherigen politischen Organisationen, Preußen nicht ausgeschlossen, absorbirt werden sollten. Hätte man diese Idee aufgegeben, so wäre nicht allein der Widerstand der vier deutschen Königreiche ein geringerer gewesen — denn die Eitelkeit und das Vorurtheil thut in solchen Dingen mehr als der gesunde Menschenverstand — sondern auch Preußen hätte sich mit leichterem Herzen auf eine Würde einlassen können, die nicht allein den König, sondern den ganzen Staat betraf.

Die neue Constituirung Oestreichs weckte bei allen Patrioten, denen nicht, wie den Radicalen, vorzugsweise daran lag, daß nichts zu Stande käme, die schmerzliche Ueberzeugung, daß auf Oestreich in dem neuen Bundesstaat nun definitiv nicht weiter zu rechnen sei. Daher der Welcker'sche Antrag, die von der Commission revidirte Verfassung en bloc anzunehmen, und den König von Preußen zum Kaiser auszurufen.

Unter diesen Umständen war die preußische Note vom 10. März allerdings eine Monstrosität, um so mehr, wenn man den Eintritt des östreichisch gesinnten Grafen Arnim-Heinrichsdorf damit in Verbindung brachte. Der Antrag Oestreichs, die ganze projectirte deutsche Verfassung auf einen erweiterten Bundestag zu beschränken, zu welchem Oestreich die größere, das übrige Deutschland die kleinere Hälfte der Mitglieder stellen sollte, war, gelinde gesagt, eine Unverschämtheit, und auf dieses Ansinnen „freudig“ und „mit großer Genugthuung“ zu antworten, ist das Stärkste, was sich bis dahin die Diplomatie hat zu Schulden kommen lassen. Es verbreitete sich mit Blitzesschnelle in Deutschland die Ueberzeugung, daß das preußische Cabinet mit Oestreich heimlich im engsten Einverständniß sei; der Welcker'sche Antrag fiel, das Ministerium Gagern legte sein Amt nieder, und zur großen Befriedigung der Oestreicher, die zuletzt mit einem sehr unrühmlichen Eifer ihre Thätigkeit darauf beschränkt hatten, alle unvernünftigen Anträge der Linken zu unterstützen, um jede Art der Vereinigung zu hintertreiben, schien die Auflösung der Nationalversammlung durch die wiedererstarkten Fürsten in nächster Aussicht zu stehen.

Unter diesen Umständen machte die deutsche Partei in Frankfurt wie in Berlin den letzten Versuch. In Frankfurt schloß sie einen Compromiß mit dem patriotischen Theil der Linken; sie ließ mehrere wichtige Punkte fallen, und verpflichtete sich, an der so zu Stande gekommenen Verfassung keine Abänderung zu dulden, von welcher Seite her sie auch versucht werden sollte. Nachdem so die Brücken abgebrochen waren, wurde das Erbkaiserthum mit einer sehr geringen Stimmenmehrheit angenommen, die Wahl des Königs von Preußen mit einer etwas größeren vollzogen. Der Reichsverweser legte sein Amt nieder, die östreichische Regierung fing jetzt ernsthaft an, auf Abberufung ihrer Deputirten zu denken.

So wandten sich nun die Augen der gesammten Nation nach Berlin, wohin

die Deputation der Nationalversammlung sich ziemlich langsam begab, wahrscheinlich, um der Krone Zeit zum Entschluß zu lassen. Die beiden Kammern nahmen Veranlassung, zum zweiten Mal mit einer Adresse dem Thron zu nahen. Die vier Parteien brachten verschiedene Entwürfe vor, allein die Anträge der beiden Centren waren wenigstens in den wesentlichen Punkten übereinstimmend: der König solle die Wahl annehmen, und da dieselbe nur auf Grund der von der Nationalversammlung beschlossenen Verfassung erfolgt sei, diese Verfassung gleichfalls anerkennen; etwaige Uebelstände derselben würde die verfassungsmäßige Revision der neuen gesetzgebenden Körperschaften beseitigen. Uebrigens könne nicht davon die Rede sein, irgend einen einzelnen Staat mit Waffengewalt zum Beitritt zu zwingen; man müsse das der Gewalt der öffentlichen Meinung überlassen. In der Kritik des bisherigen Verfahrens der Regierung unterschied sich das rechte vom linken Centrum dadurch, daß Vincke erst in der neuesten Note, Rodbertus dagegen in sämmtlichen Schritten des Ministeriums einen reactionären Geist zu erkennen glaubte; der Unterschied war aber nicht principiell, er bezog sich nur auf das Urtheil über eine historische Thatsache.

Die allgemeine Meinung war diese. Der König würde annehmen, mit dem Vorbehalt, daß die Verfassung, so wie die in derselben begründete Centralgewalt sich nur über diejenigen Staaten erstrecken dürfe, welche sich freiwillig fügten; er werde aus demselben Grunde die Kaiserwürde ablehnen, und einen bescheidneren Titel in Anspruch nehmen. Mit diesem Bescheid wäre die Frankfurter Deputation im Ganzen zufrieden gewesen.

In der Verfassung finde ich eigentlich nur zwei Punkte, die ein erhebliches Bedenken erregen. Auf das suspensive Veto und die Abschaffung des Reichsraths lege ich gar kein Gewicht; selbst die Bestimmung der allgemeinen Wahlen ist von der Art, daß man sich ihr kaum wird entziehen können. Bedenklich ist aber erstens die Zusammensetzung des Staatenhauses, die zum Nachtheil Preußens die süddeutschen Staaten ohne irgend einen Rechtsgrund begünstigt, und die einer verständigen Revision der Verfassung unendliche Schwierigkeiten in den Weg legt. Zweitens die Bestimmung, nach welcher alle Staaten des bisherigen deutschen Bundes zum Reich gehören sollen: eine indirekte Kriegserklärung gegen Oestreich, vielleicht auch gegen Baiern und Sachsen.

Auf die Antwort, welche der König gab, war aber Niemand gefaßt. Sie trägt zu sehr den Stempel einer bestimmten Persönlichkeit, als daß man ihren Ursprung anderswo suchen sollte; das thut aber nichts zur Sache, da die Minister, was sich eigentlich in einem constitutionellen Staat von selbst versteht, die Verantwortlichkeit dieser Rede übernommen haben. Noch schlimmer wurde der Eindruck der Rede durch die Privatgespräche des Königs mit einzelnen der Deputirten; durch die etwas bruske Antwort des Ministeriums auf die Erklärung der Deputirten, sie nähmen die Antwort des Königs für eine Ablehnung, endlich

durch die gleich darauf bekannt gemachte Circulardepesche an die deutschen Regierungen.

Was war eigentlich der Sinn der königlichen Antwort?

Der einzige Rechtstitel der Kaiserwürde, die auf Grund der Verfassung vollzogene Wahl, wurde nicht anerkannt, dagegen die Geneigtheit ausgedrückt, für Deutschland alle möglichen Opfer zu bringen, und zwar am liebsten in der Form, wie die Nationalversammlung sie vorgesehn hatte. Die Annahme der Wahl wurde abhängig gemacht nicht nur von der Einwilligung der Fürsten, wobei gar nicht einmal gesagt war, ob alle gemeint wären oder nur die Majorität, sondern auch von einem Gutachten derselben über den Inhalt der Verfassung.

Preußen entzog sich dem Beruf, die Revolution dadurch zu beendigen, daß es sie fertig in seine Hände nahm. Es hatte weder den Muth, sich ihrer entschieden zu bemächtigen, noch die Resignation, ebenso entschieden ihre Früchte von sich zu werfen und dem abstrakten Rechtsprincip zu huldigen.

Eine Erklärung der Kammern mußte von unermeßlicher Wichtigkeit sein. Die legitimistische Partei und einzelne Männer, die aus Nützlichkeitsrücksichten dagegen waren, daß sich Preußen überhaupt der deutschen Sache annahm, wie z. B. Hansemann, suchten eine solche Erklärung dadurch zu hintertreiben, daß sie es für unconstitutionell ausgaben, in einer Sache, welche die Person des Königs allein anginge, demselben eine Meinung aufdrängen zu wollen. Die Richtigkeit dieses Grundes springt in die Augen. Friedrich Wilhelm IV. ist nicht seiner Persönlichkeit wegen, sondern als König von Preußen gewählt, und von seiner Erklärung hängen nicht nur die Geschicke Deutschlands ab, von welchem die preußischen Kammern einen so mächtigen Theil repräsentiren, sondern auch geradezu die Existenz des preußischen Staats. Selbst die Minister hatten es gar nicht versucht, sich hinter diesen Vorwand zu verschanzen.

Aber die Kammern waren leider eben so unfähig, den großen Moment groß zu erfassen und in der erhöhten Stimmung eines folgereichen Entschlusses die kleinlichen Verhältnisse, in denen sie sich sonst bewegten, von sich abzustreifen. In die ernsthaften Berathungen über eine Frage, von deren Entscheidung die Zukunft des Staats abhängt, brachten sie ihre kläglichen Parteistreitigkeiten hinein.

Vincke hatte im Zorn über die königliche Antwort eine ziemlich scharfe Adresse beantragt; es wurde in Folge dessen eine Commission niedergesetzt, in welcher v. Kirchmann eine zweite, etwas schärfere Adresse, die aber im Wesentlichen auf dasselbe lossteuerte, in Vorschlag brachte. Die Commission konnte sich so wenig einigen, daß beide Adressen verworfen wurden: ein trübseliges Vorspiel zu der noch trübseligeren Entscheidung der Kammer selbst.

Durch die Circulardepesche an die deutschen Regierungen war die Sache in ein neues Stadium getreten. Preußen hatte dadurch diesen Regierungen gegenüber Verpflichtungen übernommen, denen sich auch ein neues Ministerium nicht

entziehen konnte. In Folge dessen schlug Vincke eine motivirte Tagesordnung vor, die ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen die Regierung enthielt, im Uebrigen die weitere Beschlußnahme auf die in der Circulardepesche anberaumte Frist vertagte. Der größere Theil der Rechten fiel von ihrem bisherigen Führer ab, doch stimmte eine Anzahl für ihn.

Die äußerste Linke schlug eine motivirte Tagesordnung vor, in welcher gleichfalls dem Ministerium ein Mißtrauensvotum gegeben, außerdem aber noch einiges andere gesagt wurde.

Das linke Centrum wollte gleichfalls dem Ministerium ein Mißtrauensvotum geben, aber nicht in der Form einer motivirten Tagesordnung, sondern in der Form einer Adresse.

Die Rechte schlug einfache Tagesordnung vor, d. h. Billigung der ministeriellen Politik.

Aus dem Eigensinn, mit welchem jede Fraction an der Form ihrer Willensäußerung haftete, ohne im geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, daß in materieller Beziehung bei der Majorität der Versammlung Uebereinstimmung herrsche, ging das wunderliche Resultat hervor, daß gar nichts beschlossen wurde, daß zuerst die einfache Tagesordnung, dann die motivirten Tagesordnungen verworfen wurden, und daß zuletzt der Vorschlag einer Adresse gleichfalls durchfiel. Außerdem verfehlte die Versammlung nicht, gerade in dieser Sitzung, auf die ganz Deutschland mit der größten Spannung blickte, das widerwärtige Bild einer gehässigen, eben so boshaften als kleinlichen Zänkerei zu geben. Ueber das Benehmen der Einzelnen im nächsten Briefe.

Neunter Brief.

Kleine Porträts.

1. v. Berg.

Unmittelbar vor dem Ministertische in der zweiten Kammer stehen ein paar isolirte Stühle. Auf einem derselben sitzt der Caplan v. Berg in brüderlicher Eintracht neben dem Oberst v. Griesheim: der tapferste Champion des alten Preußenthums neben dem dreistesten Spötter gegen dasselbe. Es ist drollig, die ironische Höflichkeit zu beobachten, mit der sie einander grüßen. Sie haben in ihrem Wesen manche Aehnlichkeit. Griesheim ist ein starker Mann, mit starkem, jovialisch-martialischem Gesicht und einem Knebelbart, der auch für ihn zu den Märzerrungenschaften gehört. Er sitzt, wenn die Redner der Linken eine

ihrer catilinarischen Reden gegen das freiheitsmörderische Ministerium hervorbrausen, mit einer spöttischen Nonchalance da, und sieht so aus, als wolle er sagen: Das ist ja doch alles Unsinn! Ein paar Regimenter und ich bringe die ganze Wirthschaft in Ordnung! Er hat, während ich in den Kammern anwesend war, nur einmal gesprochen. Einer von der äußersten Linken hatte aus der Vossischen einen angeblichen Circularbefehl des Kriegsministers an sämmtliche Offiziere vorgelesen, nach welchem durch die Auslassung eines wesentlichen Zusatzes es den Anschein gewann, als sollte bei Ausbruch einer Unruhe von Seiten des Militärs ohne Weiteres geschossen werden. Sie können Sich denken, mit welcher Vehemenz der ehrenwerthe Volksvertreter auf das gesammte preußische Militärsystem losfuhr, und mit welcher Erbitterung er fragte: wie unter so bewandten Umständen unsere süddeutschen Brüder irgend dann denken könnten, sich mit einem so russischen Staatswesen einzulassen! Griesheim stieg ruhig auf die Tribüne, las den betreffenden Erlaß wörtlich vor, und setzte dann hinzu: Wenn unsere süddeutschen Brüder uns auf Veranlassung dieses Erlasses ihre Liebe und Achtung entziehen wollen, so müssen wir uns das gefallen lassen, und stieg unter den obligaten Zischen der Linken herunter.

Die kleine Broschüre, in welcher Oberst Griesheim in den Augusttagen des vorigen Jahres das ganze Selbstgefühl des preußischen Heeres gegen die Frankfurter Centralisationsprojekte und namentlich gegen die Zumuthung, einem östreichschen Erzherzog zu huldigen, herauskehrte, ist Ihnen bekannt. Ich gebe zu, daß darin der altenfritzische Kriegergeist etwas zu sehr ins Detail herausgearbeitet war, und daß namentlich die Schwärmerei selbst für die legitime und mit historischen Erinnerungen überkleidete Nummer der einzelnen Regimenter den Gegnern Stoff zu gerechtem Spotte gab, und doch liegt in diesem Selbstgefühl der preußischen Armee ein sittliches Moment, die Armee bleibt immer der Stock, um welchen sich das Rankengewächs unserer liberalen Institutionen zu winden hat. Die Sympathien unserer Brüder gewinnen wir nur durch die Freiheit unserer Organisation, ihre Achtung aber hängt wesentlich von unserer Kraft ab, von dem Schwert, das wir in der Hand tragen. —

Griesheims Nachbar, Herr v. Berg — durch die Kreuzzeitung, welche ihm eine besonders liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet hat, ist für ihn die Benennung Bürgerkaplan populär geworden — ist ein noch junger Mann, nicht groß, etwas fett, aber in den Schranken des Anstandes, mit einer Glatze und einem feinen, weiß und rothen Gesicht, ohne allen Bartwuchs, wie es dem Geistlichen ziemt, mit einem sehr übermüthigen, aber doch gutmüthigen Zug um den Mund; er sieht aus, als wäre er in seiner Kindheit gewesen, was man einen recht „unnützen Schlingel" nennt — a mischievous boy. Der Sitz neben Griesheim ist nur sein Absteigequartier: er ist während der Sitzung in einer beständigen Promenade; bald lächelt er, an irgend eine Wand gelehnt, mit zierlich übereinander geschla-

genen Beinen, den Arm in der Seite, schelmisch dem Redner zu, bald umhalst er sich mit Rodbertus oder Unruh oder einem andern von der Gesellschaft; in jedem Augenblicke ist er irgendwo anders. Auf der Rednerbühne — und er besteigt sie jeden Tag 3—4 mal, wirft er zuerst durch seine goldene Brille einen nachdrücklichen Blick auf die rechte Seite, um ihr anzudeuten, sie möge sich jetzt auf einen tüchtigen Stich gefaßt machen; dann fängt er mit einer an sich schon ironischen Fistelstimme, die trotz ihres Soprans nicht das Schrillende hat, was z. B. den Reden des ehrenwerthen Abgeordneten Milde einen so unheimlichen Anstrich gibt, seine Witze anzubringen. Von welcher Art diese Witze sind, können Sie am besten aus einem bestimmten Beispiel sehen. Ich meine die letzte Sitzung, auf die ich schon in meinem letzten Brief zu sprechen kam.

Bodelschwingh, der wegen der fortdauernden gehässigen Angriffe auf seine Verwaltung und seine Person sich in einer beständig gereizten Stimmung befindet, hatte von der „sogenannten" Berliner Revolution gesprochen. Das hatte die Berliner Deputation, die sich auf ihre Revolution nicht wenig zu Gute thun, in Harnisch gesetzt, und man war dem ehemaligen Minister, der jetzt ganz wieder Oberst ist, scharf zu Leibe gegangen, man hatte ihn gefragt, warum er denn vor einer blos scheinbaren Revolution geflohen sei? In seinem militärischen Ehrgefühl verletzt, nahm er jenen Ausdruck wieder auf, und erklärte die „Revolution" vom 18. März für einen Straßenkampf, der die Hauptstadt und mit ihr das ganze Land entehrt habe. Auf diese Aeußerung folgte einen Moment athemlose, unheimliche Stille, dann ein wahrhaft infernalisches Geheul von der Linken, die in Masse auf die Tribüne zustürzte, um den Reactionär hinunterzutreiben; man schrie von allen Seiten: „Sie entehren die Tribüne!" Bodelschwingh, etwas blaß, aber fest, trat den Angreifern ein Paar Schritte entgegen; Bismark-Schönhausen und Kleist-Retzow drängten sich an seine Seite; der Sturm wurde so groß, daß der Vicepräsident die Sitzung aufheben mußte. Als nach dem Wiederbeginn der Sitzung Bodelschwingh von Neuem das Wort erhielt, um seine persönliche Bemerkung fortzusetzen, verließ die ganze Linke mit großem Geräusch den Saal, und nur Behrends blieb, um den Redner zu controlliren, und wiederholte, nachdem derselbe fertig war, die Erklärung, derselbe habe durch jene Bemerkung die Tribüne entehrt, welche ein Kind der Revolution sei. Der Präsident rief ihn für diese Aeußerung zur Ordnung, und wie trat v. Berg diesem Ordnungsruf entgegen? „Die Geschäftsordnung verbietet natürlich, Personen zu beleidigen; die Tribüne ist aber keine Person, und ich glaube nicht, daß der Abgeordnete Behrends diese hat beleidigen können." Von dieser Art sind stets die Witze des Hrn. v. Berg. Wenn also ein Officier dem andern sagte: Sie entehren die Uniform, die Sie tragen, so wäre daß keine Beleidigung, denn die Uniform wäre eine Sache, keine Person. Als ob mit jener Aeußerung die Tribüne hätte beleidigt werden sollen, und nicht vielmehr der Redner!

Ich bezeichnete die Art, wie Herr v. Berg in der Kammer spricht, als witzig. Sie ist eben daher effectvoll für den Augenblick, aber nicht nachhaltig. Man wird zu sehr amüsirt, als daß man ihm ernsthafte Aufmerksamkeit schenken möchte. Er hat allerdings Momente, wo er die Maske der ernsten, tragischen Muse vor das Gesicht nimmt, und auch in dieser ist er brillant. Aber man ist zu sehr an seinen gewöhnlichen Ton gewöhnt, als daß man nicht davon überrascht werden sollte; man hört ihm mit einer gewissen Verwunderung zu, und erwartet jeden Augenblick, er werde durch einen burlesken Einfall oder auch nur ein sardonisches Lächeln sich über die Andacht moquiren, die seine bloße Maske hervorgerufen hat. Sophist bleibt er auch, wenn er ernst scheint. Ein Beispiel. In Vincke's Tagesordnung in der letzten Session war die Politik des gegenwärtigen Gouvernements als verderblich für den Staat bezeichnet, dagegen die Rechtsverbindlichkeit seiner Schritte nicht nur für dieses, sondern für jedes folgende Ministerium ausgesprochen. Herr v. Berg sagte nun: wozu sollen wir durch ein solches Mißtrauensvotum einen Ministerwechsel hervorrufen, der — einerseits wahrscheinlich nicht erfolgen wird, da die gegenwärtigen Minister an dergleichen schon gewöhnt sind, und der außerdem nur die Personen, nicht die Grundsätze betreffen würde. Die Verwechselung zweier Begriffe war auch hier evident. Wenn man die Rechtsverbindlichkeit einer bestimmten Thatsache anerkennt, so bindet man sich damit keineswegs an die Grundsätze, aus denen jene Thatsache entsprang. Das liberale Ministerium würde, obgleich es dieses eine fait accompli hinnimmt, in entgegengesetztem Sinn verfahren als das von ihm gestürzte. Freilich hat Berg auf diese Antwort nur gewartet; er würde, nicht mit Gegengründen, aber mit einer beißenden Anspielung auf den Ehrgeiz des Herrn v. Vincke, der die Situation nur benutzt, um sich ans Ruder zu bringen, replicirt haben.

Diese Rivalität mit Vincke hat etwas überaus Komisches. Sie sehen aus wie ein Paar Kampfhähne, die auf verschiedenen Universitäten ihren Ruf begründet haben, und die nun jede Gelegenheit sich mit einander zu messen, bei den Haaren herbeiziehn. Es ist zwischen beiden eine gewisse Aehnlichkeit, auch Vincke ist jeden Augenblick allzu bereit, mit passenden oder unpassenden Witzen, mit schlagenden Gründen oder mit Sophismen, wie es gerade fällt, in die Debatte einzugreifen; aber bei Vincke überwiegt doch das Positive, die Gesinnung, das Princip; wenn er sich aus seiner unbequemen Lage des Conservirens einmal erhebt, so ist sein Angriff gewaltiger und furchtbarer als der von Seiten der specifischen Opposition. In dem Genre des Parteigängerkrieges ist ihm Berg an Eleganz und Gewandtheit bei Weitem überlegen. Bei ihm sieht dieses Spiel zierlich aus, Vincke's Constitution ist zu robust, die Plänkelei will ihm nicht recht passen.

Die fortwährenden kleinlichen Reibungen zwischen beiden haben etwas Widerliches. Ich spreche Vincke gar nicht von aller Schuld frei; er ist gröber, wenn auch der Gegner boshafter ist. Beide sind hinlänglich persönlich, beide renommiren,

beide vergessen zu Zeiten über der Gier des unmittelbaren Kampfs den Ernst der Sache. In der deutschen Frage ist die Kammer dadurch um einen großen Tag gebracht werden.

Berg's politische Stellung genauer zu charakterisiren, würde schwer fallen; er ist wie ein Aal, der jeden Augenblick entschlüpft. Am Ende der vorigen Constituante meinte er, in der neuen Versammlung werde er auf die Rechte gedrängt werden. Diese Vermuthung hat ihn freilich getäuscht, weil die Kammer unerwartet conservativ ausgefallen ist, aber an sich ist die Sache richtig. Es ist ihm zwar bequem, in der Opposition zu sitzen, weil die Stellung eines Kritikers den Witz leichter macht, als die produktive Thätigkeit, aber er ist nicht der Mann, mit den Demokraten zu fraternisiren. Seine Demokratie ist mehr jugendlich aristokratischer Uebermuth. Er wird vielleicht bald genug Gelegenheit finden, mit den Levellers eine Lanze zu brechen, um deren Gunst er jetzt buhlt, weil er sie zu leiten glaubt. Er täuscht sich darin; im gemeinsamen Kampf fällt überall demjenigen die Beute zu, welcher ein bestimmtes Princip festhält. Das sogenannte linke Centrum wird von der Linken ausgebeutet, mit der es vorläufig durch die fatalen Erinnerungen des vergangenen Jahres verknüpft ist.

Welcher Partei er aber auch angehören mag, Berg wird immer ein gefährlicher Gegner sein. Immer schlagfertig, immer mit einem Witz bei der Hand, wo die Gründe ausgehn, ohne Spur von Furcht oder einer sonstigen Scheu. Man kann wohl ohne viel zu wagen, die Vermuthung aussprechen, daß ihm in der Welt nicht viel heilig ist.

Keiner von der Partei hat so viel Anerkennung gefunden — sogar der alte Graf Renard brach einmal in eine ziemlich unmotivirte Bewunderung seines Gegners aus — keiner ist auch so viel angefochten. Die Kreuzzeitung widmet ihm einen großen Theil ihrer Berliner Beobachtungen. Heute begegnet ihm einer der Bummler, die an ihr arbeiten, mit aufgeschlagenem Rockkragen, sogleich wird die Vermuthung ausgesprochen, er fürchte sich vor einem Nebenbuhler. Aber auch die weniger befangene Chronique scandaleuse der Hauptstadt weiß die wunderlichsten Geschichten von ihm zu erzählen. Es war die Rede von einem Stück, das auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Casino aufgeführt werden sollte: „Der galante Abbé und die Emancipirte,“ verfaßt von einer berühmten Freiheitssängerin, die sich in dem Schleswig-Holsteinschen Feldzuge auch als Amazone ausgezeichnet hatte. Diese Dame, die viele der Koryphäen der Linken um sich sammelte, sollte theils wegen geschäftlicher Differenzen, theils aus Zorn darüber, daß Herr v. Berg eine starke Schwenkung nach rechts machte, ihn der Publicität haben übergeben wollen, und nur durch die Vorstellung mehrerer Demokraten, man solle doch ein so bedeutendes Talent nicht ohne Weiteres vor den Kopf stoßen, daran verhindert sein. Bei der Ungenirtheit, mit der man in diesen Volkstheatern mit den öffentlichen Charakteren Berlins umspringt, ist die Geschichte wohl glaublich, und daß

sich Herr v. Berg zu Zeiten mit Grazie in anmuthigen Verhältnissen bewegen mag, läßt sich auch erwarten. Jedenfalls ist Mirabeau deshalb kein schlechterer Politiker gewesen, weil er dem Cultus des Schönen seine Opfer nicht entzog.

Politische Broschüren.

---

1. Neue Briefe des Junius. 1. Heft. Königsberg, Samter.

Auf diese Weise zum Vergleich mit einem großen Schriftsteller herauszufordern, ist mißlich, um so mehr, wenn man an das „Räuspern und Spucken" desselben zu sehr erinnert wird. So ist es zu drollig, nachdem in der neuen Königsberger Zeitung zwei Briefe mit der Unterschrift Junius gestanden haben, der eine an die preußische Nationalversammlung, der andere an den Abgeordneten Tamnau, gleich darauf folgenden Brief an den Drucker der N. K. Z. zu lesen: „Mein Herr! Ich bin fest überzeugt, daß es mein böser Genius war, der mich auf den Gedanken gebracht hat, jemals die Feder zu ergreifen. Alle Welt wird mich hassen und vorgeben, daß sie mich verachte; die bleiche Tugend wird mich meiden, und das schwarze Laster sich vor mir zurückziehen, um durch meine Berührung nicht noch schwärzer zu werden. Alle Leute, die man unter meiner Maske verborgen glaubt, werden betheuernd ihre Hand aufs Herz legen, und feierlich erklären, daß sie weder dieser Mensch seien, noch ihn kennen. Der Zustand, mein Herr, mit dem ich die Welt bedrohe, ist unerträglich. Jedenfalls werde ich, wenn ich nicht fortan schweige, den Umsturz alles Bestehenden herbeiführen u. s. w." Etwas weniger Suffisance, etwas weniger Reminiscenz und etwas mehr Inhalt würde den Briefen vortheilhaft gewesen sein. Als Verfasser derselben wird uns übrigens aus ziemlich zuverlässiger Quelle Dr. Ferdinand Falkson angegeben, der in der vormärzlichen Zeit durch seine Heirath mit einer Christin und den daraus hervorgegangenen Conflict mit der Staatsgewalt eine principielle Frage in Anregung brachte. — Der Parteistandpunkt der Briefe ist der demokratische; aber schon die elegante, beinah etwas gezierte Form, in der sie gehalten sind, verräth ihren Unterschied von dem Cynismus der gewöhnlichen Demokratie. Ueberhaupt hat die demokratische Partei in den alten Provinzen, namentlich Preußen und Pommern, eine wesentlich andere Bedeutung, als die Berliner, Rheinische oder Süddeutsche. Das alte Preußen ist darin noch zu stark, als daß es nicht einen ebenso natürlichen als berechtigten Gegensatz hervorrufen sollte. Man darf nur die Neue Königsberger Zeitung, das Organ der altpreußischen Demokratie, mit der Oderzeitung vergleichen, um sich diesen Unter-

schied deutlich zu machen. Die Königsberger ist ein anständiges und in jeder Weise wohlgesinntes Blatt, mit dem man sich in Opposition befinden kann, das man aber immer anerkennt, die andere Zeitung dagegen steht ungefähr auf dem Niveau des Leipziger „Reibeisens," der gemeinen Lokalklatsche. — Uebrigens soll die Königsberger Demokratie in der Person des Herrn Dr. Ludwig Metzel eine Acquisition gemacht haben, der unter Eichhorn ein von der Regierung subventionirtes reactionäres Blatt herausgab, später, nachdem die Märzbewegung sich consolidirt hatte, die Fahne des Constitutionalismus aufsteckte, und jetzt zu seiner ursprünglichen Farbe, der rothen Republik, zurückgekehrt ist. Wunderbar sind diese Metamorphosen ganz und gar nicht; das Ueberspringen von einem Extrem in das andere ist das eigentliche Symptom der gesinnungslosen Sophistik, welche die charakteristische Richtung der Restaurationszeit war. Vielleicht wird Herr Dr. Pflugk, der Redacteur des Königsberger Freimüthigen, nächstens dem Beispiel seines würdigen Collegen folgen, und die reactionären Victualienhändler durch Brandbriefe in Schrecken setzen, wie er früher die liberalen Gewürzkrämer gebrandschatzt hat.

2. Berliner Briefe. Von Adolph Helfferich. 2 Hefte. Leipzig, Hinrichs.

Die Briefe sind aus den neuen Jahrbüchern für Geschichte und Politik abgedruckt. Sie enthalten schätzenswerthe Beiträge für die Kenntniß der Wahlumtriebe in Berlin aus den ersten Monaten dieses Jahrs und gehn ebenso dem Radicalismus zu Leibe, als der Reaction. Sie halten von der Berliner Demokratie nicht viel. „Wetterwendisch zu sein, ist ein Hauptvergnügen des Berliners, wie das allen Räsonneurs begegnet, und längst schon wäre er der Politik herzlich überdrüssig, ließe sich nicht am Ende eben so gut, wie jeder andere Stoff gemüthlich, d. h. in der Form von Stadtklatschereien behandeln." Herbe, aber wahr ist die Kritik der alten Constituante. „In den Mitgliedern der äußersten Linken erschienen zunächst diejenigen Celebritäten der Volksversammlungen, der Clubs und der politischen Abendunterhaltungen an der Straßenecke, wie sie als die zuerst aufgeworfenen Blasen an der brandenden Strömung des Volksgeistes sich angesetzt hatten. Daher überall dieselben Erscheinungen: krampfhafte Zuckungen untergeordneter Persönlichkeiten, welche die außerordentlichen Umstände, denen sie ihre Existenz verdankten, nur dazu ausbeuteten, um die Verwirrung aller natürlichen und menschlichen Gesetze permanent zu machen. Die naive Unschuld des Volksgemüths hatte sich bei den neuen Wahlen vorzugsweise für diese dürftigen und durch nichts ausgezeichneten Individualitäten entschieden, und man konnte dem Volk diesen Irrthum insofern nicht verargen, als es seine Hoffnungen auch einmal auf Männer setzen wollte, die ihm selbst, dem armen Volke, auch an geistiger Kraft und Bildung nicht überlegen, sondern vielmehr ebenbürtig waren. Daher ist es gekommen, daß so viel geistiges Proletariat überall in

die Nationalversammlungen des Jahres 1848 gelangte. Die grauenhaften und selbst in der Bewegung der höchsten Ideen der Menschheit doch so wenig erhebenden Erschütterungen dieses Jahres haben ihren verhängnißvollen Knotenpunkt in dem materiellen Proletariat, für dessen Ausgleichung und Pacificirung auch alle Kräfte der Gesellschaft und des Staates nach Möglichkeit aufzubieten sind. Dahingegen wird man den geistigen Proletariern nie und nirgend eine Existenzberechtigung zugestehen können, weil man am allerwenigsten auf einen mit Selbstbewußtsein ausgesprochenen Ideenbankerutt die Freiheit eines gebildeten und geistig begabten Volkes zu gründen im Stande sein wird. Unsere geistigen Proletarier wollten zugleich gern mit aller Absicht die Barbaren spielen, weil ihnen der Geist immer noch als ein aristokratisches und göttliches Element verdächtig war, so daß es sich nicht selten um eine künstliche Bestialisirung der „Errungenschaften" handelte. Ein Theil der Verschuldung ist den Ministerien zuzuwälzen, welche sich stets gescheut haben, die Grundrechte der Nationalversammlung auf eine entscheidende Weise zur Erörterung zu bringen. Nicht minder aber war es die Nationalversammlung selbst, welche es vom Beginn ihres Zusammentretens an für gefährlich oder nicht der Klugheit angemessen hielt, sich über ihre eigentliche principielle Stellung und über ihr Rechtsverhältniß zur Krone und zur Regierung offen zu erklären. Es pflanzte sich dadurch mehr und mehr eine innere Lüge in der Versammlung fort, welche ihrem Vertrauen bei allen Parteien des Landes schadete und sie, statt zu einer die Revolution gesetzlich überwindenden Versammlung, vielmehr zu einer mit der Revolution experimentirenden und dilettirenden Freischaar machte. Bei jedem Gesetz, welches nach seinem Hervorgehen aus der Fabrik der Parteien nicht unmittelbar darauf die Sanction der Krone empfing, ward der immer zudringlicher sich ausdrückende Anspruch eines Convents erhoben, der sofort mit seiner höchsten Ungnade und mit den guten Freunden da draußen drohte, wenn nicht Alles nach Befehl der hohen Versammlung vollzogen würde." Ebenso scharf geht es gegen die unsittlichen Mittel der entgegengesetzten Seite her, die berüchtigten „Enthüllungen", die signatura temporis des Herrn Professor Heinrich Leo, welcher die ganze Schuld der Revolution den alten Constitutionellen in die Schuhe schiebt, den „Verein zur Wahrung der Interessen der Provinzen" über das sogenannte Junkerparlament, die Kreuzzeitung u. s. w. Aus den Wahlscenen theilen wir einige interessante Züge mit. „Das Wahllocal, in welchem ich meiner Bürgerpflicht zu genügen hatte, war eine Kneipe und glich so ziemlich einer Räuberhöhle. Der Tabacksqualm war zum Ersticken und die Bier- und Schnapsgerüche thaten das Uebrige. An der Wand hingen dunkelgeschwärzt die Portraits der königlichen Familie, diese Erbstücke in den Hütten der Armen. Die Namen der radicalen Candidaten gingen ohne Kampf aus der Wahlurne hervor. Im nebenan liegenden District erlag Oberbürgermeister Naunyn einem radicalen Schneider. Unter den Linden hatte ein conservativer Geheimerath

seinen radicalen Sohn, einen jener vielen Assessoren, welche die Lorbeeren Waldeck's nicht schlafen lassen, zum Gegner und trug nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme in der Wahlschlacht den Sieg davon. Um dem Sohne die unentschiedenen Gemüther nicht zur Bearbeitung anheimzugeben, machte der Vater denselben zum Schriftführer, was übrigens nicht hinderte, daß der Sohn gleich bei der nächsten Abstimmung Wahlmann wurde. Der politische Tact der berliner Urwähler erröthete sogar nicht, einen heruntergekommenen und früher um Geld gehörten Possenreißer, den Inhaber einer „vergnüglichen" Weinhandlung in der Jüdenstraße, zum Wahlmann zu machen, weil er in einer Vorversammlung gegen den conservativen Candidaten, der die Verfassung als ein Gnadengeschenk des Königs ohne Weiteres annehmen wollte, mit der Bemerkung auftrat, der Herr sei aus der Versammlung auszuweisen, da das Wahlgesetz ausdrücklich sage, Almosenempfänger seien nicht wahlberechtigt." Den „Enthüllungen" der reactionären Partei setzte der Berliner Volkswitz im Kladderadatsch eine allerliebste Persiflage entgegen. „Die Kurfürstenbrücke ist abzubrechen. Der Kurfürst wird auf das Losungswort „Grimma" nach dem Königstädtischen Theater sprengen und dort zur Belebung des Volksgeistes sofort die Posse: „Einen Jux will er sich machen" aufführen lassen. Die Brennmaterialien liegen bei dem Schauspieler (beliebten Komiker) und französischen Emissär l'Arronge. Im Café français ist anzufangen: 124 Gläser Josty und 87 Beefsteaks werden beim Heranrücken des Militärs von der 6. demokratischen Section auf dasselbe geschleudert. Während die Soldaten mit der Forträumung beschäftigt sind, werden im Hause Nr. 14 zwei Bowlen Grog angebrannt. Hier sind gemauerte Vorsichtsbarricaden zu bauen. Hauptpunct, wichtigster Punct der Streitmacht im Gambrinus. Das Weißbier liegt im Keller. Hier ist nur Bürgerwehr zu verwenden. Passiver Angriff. Bei dem Fleischhändler im Hause findet man vergiftetes Schweinefleisch. Der Commandeur ist ein Jude. — Zeitunghalle: Hauptfestung. Hier werden 20 Bummler erscheinen. Dem Losungswort: Pumpen Sie mir 8 Groschen! ist sofort Gehorsam zu leisten. Barrikade am Schinkenplatz. In Café Liberté ist einem Herrn auf das Wort: Haben Sie keine Cigarre bei sich? zu trauen. Die Kellnerinnen sind zu berücksichtigen. Widersetzlichkeit wird mit dem Tode bestraft." Von Interesse sind auch die Wahlreden der radicalen Candidaten: Assessor Jung, der trotz seiner geringen Popularität durch Intriguen und zum Theil auch durch die Capricen des Zufalls gewählt worden ist, Advocat Volkmar, ein rheinischer Jurist mit blos juristischem Verstande in der Politik; Assessor Paalzow (der Verfasser ertheilt ihm meines Wissens mit Unrecht den Adel), gleich dem Vorigen eifriger Mitarbeiter an der Nationalzeitung, der wahrscheinlich bei den Nachwahlen berücksichtigt werden wird, falls Heinrich Simon, wie zu erwarten steht, sein Mandat niederlegt; ferner Herr Behrends, dem ich übrigens das Zeugniß ausstellen kann, daß er in ganz Berlin, so weit

es sich um Politik bekümmert, den Ruf eines ehrlichen Mannes und schlechten Musikanten genießt; Dr. Jung, bekannt durch seine Geschichte des Judenthums, der in seiner Rede meinte: „Wann wir uns die ganze bisherige Generation als eine einzige Mutter denken, so soll die folgende Generation die Tochter sein, und die Mutter wendet ihre ganze Anstrengung an, daß diese Tochter besser, gerechter als sie werde, und also auch glücklicher; mit einem Wort, es ist die Ausführung der Idee, das Schöne des Himmels der Erde zuzuführen!" Endlich Bruno Bauer, von dem ich mir vorbehalte, bei Besprechung seines neuesten Werks über die „bürgerliche" Revolution des letzten Jahres eine ausführliche Charakteristik zu geben, Theodor Mundt, Dr. Virchow, Nees v. Essenbeck und Hoffmann v. Fallersleben. Auch auf diese werden wir Gelegenheit finden, zurückzukommen.

Porträts der Berliner Universität.

1. Trendelenburg.

Der Gelehrte, dem diese Skizze gewidmet ist, hat sowohl in der philologischen als in der philosophischen Welt einen geachteten Namen.

Trendelenburg hat sich eines Glückes zu rühmen, wie es Philosophen oft nicht zu Theil wird. Sehr jung gelangte er zu einer ordentlichen Professur an der Berliner Universität. Schon seit vielen Jahren beherrscht er durch seine Stellung als Examinator sowohl bei dem höhern Schulexamen als bei den Promotionen die philosophischen Studien bei der Jugend. Obgleich er erst wenig über vierzig Jahre alt ist, ist er schon zwei oder drei Mal Decan der philosophischen Fakultät und einmal Rector gewesen. Seine Wahl zum Rector erregte allgemeine Zufriedenheit, weil sein öfteres Auftreten der Art ist, daß es nach keiner Seite hin verletzt. Vor etwa zwei Jahren wurde er Mitglied der Akademie. Bald nach seiner Aufnahme hielt Raumer den bekannten Vortrag über Friedrich den Großen, der sein Ausscheiden zur Folge hatte. In seine Stelle wählte man Trendelenburg zum Secretär der Akademie.

Man sagt, daß er seine rasche Beförderung in der akademischen Laufbahn seiner Bekanntschaft mit Nagler verdankt. Ich weiß nicht, was daran wahr sein mag; doch hat er schon früh sich durch zwei kleine Abhandlungen, die sich auf Punkte der platonischen und aristotelischen Philosophie bezogen, vortheilhaft bekannt gemacht. Ueberhaupt kam seine philosophische Richtung der frühern Regierung erwünscht, theils weil er eine scharfe und glückliche Kritik an den Hegelianern übte, theils weil er den Principien des germanisch-christlichen Staates näher stand, als die meisten andern Philosophen. Er liebt nicht die wohlfeile höhnende Opposition gegen alles Bestehende, mit der selbst Universitäts-Docenten oft um

die Gunst ihrer Zuhörer buhlen; er hält sich an die Sache, und wenn sein Vortrag den Fragen des praktischen Lebens sich zuwendet, so äußert er sich darüber ernst und ruhig, aber freilich auch zu vermittelnd und unbestimmt.

Wie gesagt, ist Trendelenburg halb Philosoph, halb Philolog. Er hat dies nicht nur durch die Herausgabe einer Schrift des Aristoteles gezeigt, die, in lateinischer Sprache abgefaßt, einen philosophischen Gegenstand in den Formen philologischer Interpretation behandelt, sondern es liegt auch in seiner Art und Weise des Studiums etwas Philologisches, die Emsigkeit und Gründlichkeit im Sammeln des Details, die so recht eigentlich das Wesen der philologischen Thätigkeit ausmacht. Wenn der Historiker, um die weiten Räume der Weltgeschichte durchmessen zu können, aus dem riesenhaften Material, das seinen Forschungen zu Grunde liegt, die großen Verhältnisse herausnimmt, wenn der Philosoph in eben derselben Weise in einem noch weitern Gebiete des Wissens verfährt, so besteht das Geschäft des Philologen, der es stets mit der Erklärung eines einzelnen Denkmals der Literatur zu thun hat, in der Sorgfältigkeit und Genauigkeit, der auch das Geringfügigste nicht zu unbedeutend scheint. Daß Trendelenburg dieser Richtung nicht fremd ist, gibt sich zu erkennen in seinen Abhandlungen über einzelne Begriffe der Aristotelischen Philosophie, namentlich in seiner den Stoff vollständig erschöpfenden Schrift über die Kategorien des Aristoteles. Mit diesem Verfahren würde er aber zu nichts Weiterem kommen, als zu Monographieen über Abschnitte der Geschichte der Philosophie, und er macht Anspruch darauf, nicht nur das ganze Gebiet der Geschichte der Philosophie zu beherrschen, sondern auch der Gründer oder Vorbereiter eines eigenen Systems zu sein, das er in die verschiedenen realen Wissenschaften hineinzuführen gedenkt. Denn ihm ist die Philosophie nicht etwas Abstractes, das, getrennt von den empirischen Wissenschaften, ein eignes Leben führte; sie ist ihm die Idee der Einheit alles Wissens und stellt sich ihm daher dar in dem Leben der realen Wissenschaften selbst. — Es scheint ihm indessen bis jetzt nicht gelungen zu sein, der Naturwissenschaften und der Geschichte in dem Grade Herr zu werden, daß er es versucht hätte auch nur Vorlesungen darüber anzukündigen. Seine „logischen Untersuchungen" enthalten manche Beispiele aus der Wissenschaft der Natur, die aber nur beweisen, daß ihm dies Gebiet nicht ganz fremd geblieben ist. Der Geschichte hat er in seinem bisherigen öffentlichen Auftreten noch gar keine Aufmerksamkeit zugewandt.

Wenn Trendelenburg's wissenschaftlicher Ruf vorzugsweise auf seinen Arbeiten über einzelne Theile der Aristotelischen Philosophie beruht, so besteht die hervortretendste Seite seiner akademischen Wirksamkeit in seinen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie. Er gehört nicht zu den Philosophen der historischen Schule, die, durch ein falsches Verständniß Hegel's verleitet, aus dem Entwickelungsgange der Philosophie das Princip eines höheren Systems ableiten zu müssen glauben; vielmehr hat er in seinen selbstständigen philosophischen Arbeiten einen

eigenen Weg eingeschlagen, ohne danach zu fragen, ob derselbe durch die Geschichte der vorhergegangenen Systeme gerechtfertigt und begründet sei; ja er hat es nicht einmal für nothwendig gehalten, das eigentliche wahre und bleibende Princip des Hegel'schen Systems zu erforschen, indem er die Kritik desselben mit der Erwartung schließt, daß die Zukunft die Spren von dem Waizen sondern werde. Aber er sieht das Studium der philosophischen Systeme als ein nothwendiges Bildungsmittel an, um zur Philosophie zu gelangen, er wird unbewußt durch sie geleitet, indem er sich Probleme und Begriffe aus ihnen geben läßt und falsche Wege vermeiden lernt. — Er geht in seinen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie in zweifacher Weise auf die einzelnen Systeme ein. Er behandelt sie theils mit einer Genauigkeit im Einzelnen, wie es die beschränkte Zeit nur irgend zuläßt, theils trägt er sie in solcher Form vor, daß man bei jedem System glauben möchte, er sei selbst ein Anhänger desselben. Diese Form, zu der man durch die genaue Beschäftigung mit dem Detail leicht verleitet werden kann, mag das Gute haben, daß der Schüler dadurch ein größeres Interesse an dem Einzelnen gewinnt; aber sie hat den Nachtheil, daß sie den Sinn für das Lückenhafte und Einseitige der einzelnen Systeme, für ihren Gegensatz unter einander zu wenig schärft. Und es hilft nicht viel, wenn Trendelenburg, nachdem er die Darstellung eines Systems beendet hat, mit erhobenem Tone wenige kritische Bemerkungen folgen läßt, die theils äußerlich, theils nicht eindringend genug sind. Gerade darin, daß Hermeneutik und Kritik in steter Wechselwirkung sind, liegt etwas unendlich Bildendes, und der Historiker der Philosophie sollte diese Kunst vor Allem zu erreichen suchen. Eine zweite Seite der akademischen Wirksamkeit von Trendelenburg, die wir besonders hervorheben, weil wir wünschen, daß er darin Nachfolger finden möchte, sind die von ihm eingeführten philosophischen Uebungen, in denen er kleinere, besonders Aristotelische Abhandlungen interpretiren läßt. Es mögen nicht alle Disciplinen für diese Form gleich geeignet sein, aber die Philosophie ist es vorzugsweise. Denn sie besteht weder in der Kenntnißnahme eines einzelnen bestimmten Systems, noch in dem Studium der Geschichte der Philosophie, sondern in der selbstständigen Thätigkeit des Philosophirens, sie ist weit mehr ein Können, als ein Wissen. Der philosophische Unterricht sollte darum vorzugsweise auf formelle Bildung hinausgehen. Die erste Bedingung dazu ist unstreitig der gemeinsame Umgang des Lehrers mit den Schülern. Die zweite ist die, daß ein Stoff da sei, an dem das philosophische Talent geübt werden könne. — In kleineren Universitätsstädten, wo ein lebendigerer Privatverkehr zwischen Docenten und Studirenden besteht, mögen Anstalten dieser Art entbehrlicher sein; in Berlin sind sie fast unumgänglich nöthig.

Trendelenburg's Vorlesungen sind, theilweise wenigstens, stark besucht, und doch ist sein Einfluß auf die Studirenden nicht bedeutend. Er besitzt viel zu wenig anregende Kraft. Er gibt weder originelle Ideen, namentlich für diejeni-

gen, die bereits anderswoher in die moderne philosophische Bildung eingeführt sind, noch besitzt er die Kunst in der Geschichte der Philosophie zur Untersuchung schwieriger historischer Fragen anzuregen. Es fehlt ihm dazu theils an Lebendigkeit, vielmehr ist über seinen Vortrag eine etwas ermüdende Monotonie ausgebreitet; theils an der Schärfe, durch die gerade das Widersprechende und Problemartige bestimmt hervorgehoben wird. Er ersetzt diese Mängel einigermaßen dadurch, daß er dem Schüler zu einer für den Anfang hinreichenden Masse positiver Kenntnisse verhilft.

Propaganda für seine eigenen philosophischen Ansichten macht er wohl nicht. Wir glauben darin das Geständniß zu finden, daß er selbst von der Dauerhaftigkeit derselben nicht allzufest überzeugt ist. Auch gibt er selbst seine logischen Untersuchungen als etwas Unfertiges, als eine Verbreitung für eine spätere systematische Darstellung dieses Theils der Philosophie. Die logischen Untersuchungen haben den Charakter, den überhaupt die Philosophie der neusten Zeit trägt, den des Zerfahrenen und Unstäten. Man sucht neue Wege, neue Principien, ohne daß man die Kraft hätte, etwas Schlagendes und Durchgreifendes, etwas Festes und Consequentes zu gewinnen. Es geht ihm so, wie den meisten Andern, daß er Vieles als unrichtig erkannt hat, was noch vor kurzem als höchste Wahrheit galt, während seine eigenen positiven Ansichten meist so beschaffen sind, daß sie noch viel schneller der Zerstörung erliegen müssen.

Als einen Vorzug muß man es betrachten, daß Trendelenburg sich von dem bei den neuern Philosophen herrschenden abstracten Phrasenreichthum emancipirt hat. Er spricht menschlich und doch stets als Philosoph. Den Gegensatz zwischen ihm und den meisten Andern kann man prägnant kennen lernen, wenn man die Streitschriften zwischen ihm und Gabler, dem Althegelianer, liest. Auch zeichnen sich seine logischen Untersuchungen oft durch Klarheit und Einfachheit aus, so daß sie bei den Studirenden, denen es nur um eine oberflächliche Kenntniß der Philosophie zu thun ist, vielen Beifall zu finden pflegen. Doch spielt ihm auch in der Sprache und Darstellung die Sucht, Alles zu erreichen, einen Streich. Er will nicht blos gut, er will auch schön schreiben; er meint, auch die Philosophie dürfe des zarten Duftes der belletristischen Ausdrucksweise nicht entbehren. Seine oft blumigen Redewendungen machen in philosophischen Untersuchungen einen unerquicklichen Eindruck, sie sind affectirt und gesucht.

In neuester Zeit hat auch Trendelenburg versucht, am politischen Leben Theil zu nehmen. Er hat sich dazu vielleicht berufen gefühlt, durch seine philosophische Gesinnung, d. h. durch die Einsicht, daß das Maaß und das Mittlere zwischen den Extremen das Beste sei. Von diesem Geist sind, namentlich in der aufgeregten, dem Fanatismus der Abstractionen sich zuneigenden Gegenwart, Wenige beseelt. Wer solche Richtung in sich fühlt, hat mehr, als viele Andere, den Ruf, dem Streit der Parteien sich nicht zu entziehen, selbst wenn seine Mäßigung zu-

rückgewiesen wird. Wir hörten es daher mit Freude, daß Trendelenburg den Muth hatte, sich in den Kampf der Parteien hineinzubegeben, um so mehr, da ihm die Gewandtheit, sich auf allen möglichen Gebieten zu orientiren, nicht abzusprechen ist. Seine Bemühungen sind ihm aber nicht sonderlich geglückt. Schon in seinem kleinen Wahlbezirke erregte er Mißfallen, man will in Berlin mit aller Gewalt extrem sein. Im December wurde er von der Harkort'schen Partei als Candidat für die zweite Kammer aufgestellt; was aus dieser Candidatur geworden ist, ist uns unbekannt. — Man hat ein gewisses Mißtrauen gegen die politische Befähigung der Philosophen, und es ist auch unleugbar, daß strenge Systematiker, wenn sie ein falsches Princip aufstellen, damit mehr Unheil anrichten, als andere gewöhnliche Menschen. Die kleine Abhandlung, die Trendelenburg im Mai des vorigen Jahres über das Zweikammersystem herausgab und die jedenfalls mehr Beachtung verdient, als sie gefunden hat, ist ein Beweis der höhern Einsicht, die über die Stichworte des Augenblicks sich erhebt, ohne sie zu verkennen. Es ist der ruhige, nüchterne Denker, der nach allen Seiten sieht, und das, was er gesehen hat, in einen höhern, umfassenden Gesichtspunkt zu vereinigen weiß. Er gehört zu den Ersten, die neben einer Volkskammer eine nach Klassen gewählte erste Kammer verlangten. Diese Ansicht wird auf eine eigenthümliche und scharfsinnige Weise motivirt. „Wo alle ohne Unterschied wählen, werden sie nur im Allgemeinen übereinkommen; die Wahl wird nur nach dem Maßstab allgemeiner Ideen geschehen; und es ist mehr dem Zufall überlassen, wie dabei das Besondere vertreten wird." „Die Idee ist leicht, wenn sie für sich im Allgemeinen ihr Spiel treibt; da leuchtet sie ein, da will sie unaufgehalten ins Leben. Aber es hilft nichts sie in die Luft zu zeichnen. An der Ausführung stößt sie auf den Widerstand der Verhältnisse; wer die Reibung nicht kennt, in die sie geräth, arbeitet entweder vergeblich, oder zerstört, indem er sie durchsetzt." „Ist nun die eine Kammrr aus der Gleichheit des Volkes hervorgegangen, so gehn die andern aus den Unterschieden der Lebensrichtungen hervor, damit jede besondere Richtung sich mit dem Allgemeinen ausgleiche und die Erfahrung aller vertreten sei." „Mag man eine solche Kammer der Volkskammer gegenüber die Ständekammer nennen, — sie wird es in einem andern Sinne sein, als der ist, den man gewöhnlich mit dem Namen der Stände verknüpft. Ohne Privilegium wäre sie nur eine Aristokratie der besondern Einsicht, während in der Volkskammer die Demokratie der allgemeinen Gesinnung zum Rechte käme." G. E.

Die Töchter Lucifer's.

Dieses blödsinnige Machwerk, das in dem Königstädter Theater einige 70 Mal das Publikum der Spandauer Straße entzückt hat, ist nun auch in Leipzig über die Bretter gegangen. Man nehme eine Masse zusammenhangloser, verrückter Re-

densarten ohne eine Spur von durchschimmerndem Verstand, lasse sie von buntgekleideten Leuten sprechen, und stelle wunderliche Decorationen dazu auf, so hat man die Töchter Lucifers: Doch nein! ich vergaß ein Ingrediens: die Moral! Man warne vor dem Spiel, weil es ruinirt, dem Tanz, weil er die Schwindsucht erzeugt, dem Ehrgeiz, weil er die Kräfte unnütz aufreibt, dem Wettrennen, weil man dabei das Genick brechen kann u. s. w. Die Geschichte ist folgende. Lucifer hat 7 Töchter, welche beschließen, einen jungen Maler zu verführen. Das gelingt aber nicht, weil ihm die Seele seiner Schwester, die man in der ersten Scene verscheiden sieht, als Schutzgeist zur Seite steht. Zuletzt werden die 7 Teufelinnen, oder wenigstens zwei von ihnen, da die übrigen mehr als corps de ballet figuriren, durch einige sentimentale Schnurrpfeifereien bekehrt, und es wird tüchtig geheirathet. Auch jene abgeschiedene Seele, der Schutzgeist, wird versorgt, wie ich denke, wenigstens erscheint sie zuletzt mit dem Brautkranz im Haar. — Dekorationen von Interesse sind folgende: die Hölle mit dem großen Höllenrachen und allerlei verwunderlichen, grotesken Gestalten; ein Maleratelier, in dem sich ein Bild mehrmals in ein Gespenst verwandelt; ein Blumengarten, in welchem das corps de ballet unter der verbrauchten Firma verschiedener Blumen allerlei schlechte Tänze aufführt; eine Alpengegend, in der eine Hütte durch den geschickten Theatermechanismus plötzlich von links nach rechts versetzt wird; das Schlaraffenland, bestehend aus mehreren correspondirenden Coulissen, welche Würste, Hummern, Aprikosen u. dgl. vorstellen; mehrere gedeckte Tische, Bouteillen, Krebse, Spargeln, Messern und Gabeln, Biergläser gehn zum großen Jubel der Galerie über die Bühne; ein Wettrennen; ein Ball mit obligaten Grabsteinen mit warnender Inschrift, die plötzlich unter der Erde auftauchen; eine Spielhölle à la Iffland; wieder die Hölle; Otaheite, wo die Königin der Wilden auf einem Kameel angeritten kommt u. s. w. Dazu sehr viel Grimassen, Affensprünge, auch einige zeitgemäße Anspielungen.

Hoffentlich wird das Leipziger Theater, das noch vor einem Jahre in seinem Bestreben, die echte Kunst zu fördern, mit allen Bühnen Deutschlands wetteifern konnte, uns noch viele Stücke geben, nach Art der Töchter Lucifers, und sich mehr und mehr in das Niveau der Königstadt erheben.

Ueber den Sieg bei Eckernförde.

In die gedrückte Stimmung der letzten Woche tönte voll und ermuthigend der Kanonendonner von Eckernförde. Doch ein starker Klang, eine herzhafte That in all der Halbheit, Schwäche und Erbärmlichkeit, welche wir zu ertragen haben. Die Worte deutscher Könige schwirren zweideutig und kläglich in unser Ohr, die deutschen Kanonen wenigstens haben entschieden gesprochen. Wir danken herzlich dem blanken Metall, sein Klingen hat die deutschen Stämme endlich wieder

erinnert, daß sie gemeinsame Freude und gleiches Leid zu tragen haben. Es war eine rechte Familienfreude, welche von Baden bis Königsberg in alle Herzen drang, als die großmäuligen Plakate von allen Straßenecken den ersten Seesieg der Deutschen verkündeten.

Und ein tüchtiger Sieg war es! Zwei der stattlichsten Kriegsschiffe dem Feinde weggeschossen, ein Linienschiff und eine Fregatte. Ein angenehmer, ein ruhmvoller Sieg! Ach Gott, wir wären ja auch mit weniger zufrieden gewesen, unsere Seehoffnungen waren im Ganzen noch sehr bescheiden. Wir hatten eine recht herzliche Freude schon über unsere Kanonenböte, die allerkleinsten lieben Meerschweinchen in der Heerde des Seegotts, wir gedachten unsere Wirthschaft so allmälig von der kleinen Race zur größeren hinaufzuarbeiten, und jetzt wirft uns ein gütiger Ostwind auf einmal den Elephanten Christian VIII. und das dänische Roß, die Gesion, in unsern Seehaushalt; das eine Geschöpf ist zwar todt, aber das andere lebt noch, und wir wollen es reiten auf der grünen Flut nach unserer Weise. Ein erstaunlicher famoser Sieg! Was Alles dazu geholfen hat, es sei gelobt, es sei gepriesen! Die Schleswig-Holsteinische Artillerie, und die Nassauer Batterie, und die Bürger von Eckernförde, welche riefen: bombardirt uns in den Grund, aber wir lassen euch nicht aus dem Hafen heraus; alle braven Jungen, welche schossen und Hurrah riefen, ja der Ostwind selbst, der dem Deutschen sonst nicht zum Heile bläst, Alle seien gelobt und gepriesen! Wir haben uns sehr gefreut, auch hier in Leipzig, wo durchaus kein Seewasser zu sehen ist, als im Hofe meines Hauswirths ein kleiner Kahn mit den deutschen Farben bemalt. — Euch, ihr Männer von Eckernförde aber hätte ich gewünscht, daß ihr das brüderliche Behagen auf allen Festlands-Gesichtern gesehen hättet. Wie eifrig wurden die Karten aufgerollt, mit Kreide schrieb man die Stellung der Schiffe und der Batterien auf den Wirthshaustisch und entzückt glänzten die Augen der Zuhörer, wenn irgend Einer das Wort ergriff, der Seeluft gerochen hatte und den Unterschied zwischen Top und Topf kannte. Das war eine gute Zeit durch nautische Kenntnisse berühmt zu werden; unerhörte, wunderbare Worte, wie: Steuerbord und Backbord, lee und luf, Gasten und Masten wurden mit triumphirenden Blicken hervorgestoßen; wer sie kräftig in den Faden seiner Rede einzuspinnen wußte, wurde angestaunt, und es sammelte sich ein kleiner Theil der Eckernförder Ruhmesstrahlen um sein Haupt; er war für den Abend besser als die Andern, er stand der deutschen Marine näher, als wir übrigen gewöhnlichen Landratten.

Eine kindliche, herzinnige Freude! Ach, sie ist uns Deutschen zu gönnen. Wir haben wenig Freude gehabt in der letzten Zeit, unser junges Selbstgefühl ist geknickt, schöne Träume, ideale Wünsche sind durch eine traurige Wirklichkeit und bornirte Gemeinheit vernichtet worden. Unsere Kraft ist noch so wenig bewährt, unsere Empfindung noch so reizbar und aufgeregt, daß widrige Verhältnisse uns mehr entmuthigen, als nöthig, als Recht ist. Selbst der dänische Krieg hat im

vorigen Jahr außer einigen vertrockneten Lorbeerreisern uns Deutschen wenig mehr als Aerger und Scham gebracht.

Es wäre sehr undeutsch, wenn wir an diesen Glücksfall nicht einige philosophische Betrachtungen knüpfen wollten. Vorläufig nur zwei. Die erste betrifft den dänischen Krieg überhaupt. Er ist ein echtes Kind der Revolution von 1848, den Cabinetten und Ruheliebenden lästig, den Soldaten und der Masse des Volks ein ehrenvoller, patriotischer Kampf. Wie auch der Rechtspunkt desselben schweben möge, es kommt jetzt gar nicht mehr darauf an. Das Schwer ist aus der Scheide geflogen, unsere Brüder stehen im feindlichen Feuer, ein Schelm, wer jetzt noch daran mäckelt und seine Hand feige vom Kampfe zurückzieht. Möglich, daß er ungelegen kam, sehr wahrscheinlich, daß er uns mehr Opfer kostet, als dänische Kugeln sich holen können, das Alles darf jetzt nicht mehr bedacht werden. Die deutsche Ehre steht auf dem Spiel, er ist das letzte Terrain, auf welchem der Idealismus unserer Nation sich behauptet, wir sind uns selbst schuldig ihn wacker durchzuführen, ehrenvoll zu beenden. Fluch dem Feigen, welcher uns durch einen schlechten Frieden des letzten Gebiet unseres Selbstgefühls nehmen wollte. Wohl wissen wir, daß unsere Regierungen zum Theil schon so weit gekommen sind, in dem Auflehnen der Schleswig-Holsteiner nur eine Empörung meuterischer Unterthanen zu sehn; wir werden den Kampf trotzdem für einen nationalen halten und im schlimmsten Fall uns erinnern, daß wir die Macht haben, die Regierungen in unsere Ueberzeugungen zu zwingen. National aber ist der Kampf nicht deswegen, weil wir ein altes verbrieftes Recht deutscher Brüder vertreten, denn es wäre möglich, daß dies alte Recht ein Unrecht gegen neue Staatenbildung wäre; auch nicht allein deshalb, weil der Enthusiasmus des Volkes daran hängt, unsere Flottenträume, unsere Vereinigungswünsche; sondern deshalb, weil mir Dänemarks gegenwärtige Stellung zu Deutschland nicht mehr ertragen können. Wir müssen eine Ablösung des Sundzolls durchsetzen, wir dürfen keine undeutsche Politik über unsere Nordküsten regieren lassen. Als Friedrich der Große Schlesien eroberte, frug er den Teufel nach dem Rechtspunkt, sein Rechtsboden war schlecht und doch war sein Recht gut; er brauchte Schlesien, um ein Preußen zu schaffen. Jetzt ist die Zeit der Königseroberungen vorüber, die Regenten sind conservativ geworden, weil sie ihren Rechtsgrund gegen die übermüthigen Wogen der Revolution zu vertheidigen haben; die schaffende Kraft lebt jetzt in den Völkern, und wo sie zweckvoll und tüchtig sich kundgibt, soll man ihr dienen. Wohl, dieser Krieg hat ein verständiges Ziel, er kann nützlich werden für unsre Entwicklung und deshalb sollen wir an ihm hängen. Und noch aus einem andern Grunde. Die Unfähigkeit des preußischen Cabinets hat die Concentration Deutschlands in klägliche Frage gestellt; die Souveräne mit ihren desparaten Wünschen und Launen sind durch seine Erklärung und die politische Unreife ihrer respectiven Kammern wieder privilegirt, Alles was wir seit einem Jahr mit Geld,

Thränen und Blut erkämpft haben, ist in ein Chaos zusammengeworfen. Es stünde jetzt sehr schlecht um die deutsche Einheit, wenn der dänische Krieg nicht wäre. Dort kämpft Hannover mit Sachsen, Preußen, Holstein und Nassau in einem Heer gegen einen gemeinsamen Feind. Auch das gibt ein Band und es wird nicht schlechter halten, weil es mit rothem Blut gefärbt ist. Unser Volk weiß das.

Die zweite Betrachtung aber gelte unserer Flotte. Wir haben den Anfang gemacht, eine zu erhalten. Freilich haben wir uns auch hier als Neulinge gezeigt, haben manches unpraktisch angefangen und mehr Zeit und Geld verloren, als nöthig war. Das war natürlich, es schadet auch nichts. Etwas ist doch vorhanden, was mehr werth ist, als Kanonenböte und armirte Passagierdampfschiffe, an denen wir nicht viel Freude erleben werden. Der stattlichste Zuwachs ist die Gefion selbst, sie soll in sechs Wochen seefertig sein, und es wäre ein stolzer Triumph, wenn wir die Dänen noch Brod gegen Brod besiegten. Aber wir wollen in unserer Freude auch nicht übermüthig werden. Den erfochtenen Sieg verdanken wir eben so sehr der Tollkühnheit oder schlechten Instructionen der Dänen, als unsern braven Kanonen. Seit alter Zeit gelten die Dänen zur See für mannhafte Gegner, wo sie unterlagen, war es fast immer die Schuld ungeschickter Führer. Wir werden ihnen darin kaum überlegen sein. — Doch wie es auch komme, mag Fortuna uns den Rücken drehn, oder hold bleiben, wir wollen die Haltung nicht verlieren. Nehmen die Dänen einmal einen Theil unserer jungen Flotte, so pfeifen wir emsig ein Lied des Trostes und bauen uns eine neue. Auch die Engländer haben zweimal neue Schiffe bauen müssen, ehe sie Tromp und Ruyter besiegten. In unseren Wäldern stehen noch einige Eichen und Fichten als Vorrath, an Seilern fehlt's uns auch nicht und das Eisen graben wir überall aus dem Boden. Nur guten Willen und frischen Muth, liebe Herren! und wir kehren die feindlichen Schiffe zuletzt noch aus der Ostsee und fahren durch den Sund mit einem Besen am Mast.

Aus Wien.

I.

Es ist bereits aus Morgen und Abend circa der hundertfunfzigste bis sechzigste Tag geworden, seit der Geist Windischgrätz-Schwarzenberg-Stadion, die heilige Dreifaltigkeit, wenn auch nicht Dreieinigkeit unserer Gutgesinnten in steifleinener Majestät über den chaotisch empörten Wassern schwebt und ihnen unabläßig sein schöpferisches: „Es werde Alles wie vor dem 23. März 1848 mit soviel Errungenschaften der Regierung, als dazu nöthig sind, namentlich mit uneingeschränktem Belagerungszustande" zuruft, und doch will sich noch immer nicht wieder der friedliche idyllische Sumpf bilden, der mit seiner schönen grünen Decke von fettem Unkraut, unter der so viele unbedenkliche Frösche gemüthlich quäckten

und fett wurden, unsern Staatsweisen als beau ideal vorzuschweben scheint. Der Reichstag ist der Janustempel, riefen die Gutgesinnten, den man schließen muß, wenn man Frieden haben will, (gelehrte Citate werden verziehen, wenn sie durch die betreffende Confusion unschädlich gemacht sind); der Reichstag ward geschlossen, und keine zudringliche Interpellation zwingt das Ministerium mehr, vierzehn lange Tage und schlaflose Nächte viribus unitis an einer schlecht stylisirten Lüge zu arbeiten; die octroyirte Verfassung ist auch nicht staatsgefährlich, da sich von selbst versteht, daß sie nur für den exceptionellen Zustand einer partiellen und temporären Aufhebung des normalen Belagerungszustandes und für den Fall, daß ihr sonst kein Bedenken entgegensteht, Geltung haben kann, und doch wollen nicht nur die ungarischen Rebellen sich noch immer nicht einverstanden damit erklären, daß sie alle gehängt werden müssen; der lächerlichen deutschen Professoren, die im Standrecht nicht die Blüthe menschlicher Cultur sehen wollen, gar nicht zu gedenken, sondern selbst Wien, das mit einem außerordentlichen Aufwand von schwerem Geschütz den übrigen Städten der Monarchie zum Bilde umgeschaffen werden sollte, kommt noch immer nicht in das alte Gleis zurück. Die Ruh ist hin, die Ruh ist hin, und kehret niemals wieder! Ich meine natürlich nicht die Ruhe auf den Straßen, denn die ist mehr als hinlänglich gesichert, sondern die Ruhe, die vormals aus Wien das Capua der Geister machte. Ob der jetzige Zustand mit der Zeit etwas Besseres daraus machen wird, will ich nicht entscheiden; genug, es ist Alles fortwährend in einer geharnischten, polemischen Stimmung gegen wirkliche oder eingebildete Gegner; selbst wo sich noch ein Rest der alten Wiener Gemüthlichkeit findet, hat er immer das Gefühl, daß er eine Opposition bekämpfen muß, um sich durchzusetzen, und wird darüber sehr ungemüthlich. Sehen Sie z. B. den alten dicken Herrn da; er hat eben den letzten Bissen seiner reichlichen Mahlzeit langsam auf der Zunge zergehen lassen, lehnt sich jetzt mit verklärtem Antlitz auf seinen Stuhl zurück, öffnet zu drei Knöpfen seiner weiten Weste noch den vierten und will eben seinem Entzücken mit den Worten Luft machen: Es geht doch nichts über Wiener Mehlspeis — aber halt! sitzt da nicht am Ende irgend wo ein verfluchter Radikaler und Wühler versteckt, der das nicht glaubt? Der Satan sollt' dem Lausbuben in den Leib fahren! Fünfundzwanzig müßt' er auf der Stell kriegen und dann gehängt werden! — Kurz, was ist zu machen, der Aerger ist da, die Indigestion ist auch da; das verhaltene Entzücken über die Mehlspeise steigt in den Kopf, den alten gemüthlichen Herrn rührt der Schlag und an alle dem ist nur der verfluchte Wühler schuld, der seiner erhitzten Imagination vorschwebte. Freilich kommt ein solcher extremer Fall selten vor; man hat allerlei Präservative dagegen; man geht Vormittag eine Execution zu sehen, oder wenn gerade keine ist, bespricht man die von gestern mit einigen Gesinnungsgenossen; Nachmittags denuncirt man ein wenig, nicht um Geld, Gott bewahre! sondern aus reinem Patriotismus und schläft den Schlaf

der Gerechten mit dem Bewußtsein, daß man den Tag nicht verloren hat. — Sie glauben, ich übertreibe? Ach nein, es ist bittrer Ernst; die Leute, die ein vernünftiges, liberales Oestreich wollen, sind jetzt mehr terrorisirt, als sie es jemals in den Octobertagen waren; wenn Sie die Wiener offiziellen Blätter, von denen man doch mindestens eine gewisse verständige Sophistik verlangen könnte, lesen, so werden Sie eine schwache Ahnung von der bestialischen Rohheit haben, die gegenwärtig hier das große Wort führt. Ein Beispiel von vielen möge genügen; ein hiesiges Blatt, ich glaube, es war die Ostdeutsche Post, hatte leise anzudeuten gewagt, daß jetzt die Zeit der Versöhnung gekommen sein dürfte; kaum hört dies der Lloyd oder vielmehr dessen gegenwärtiger factischer Redacteur, Warrens, ein Abenteurer, dessen groteske Sprünge und Grimassen ungemein belustigend wären, wenn er der Hanswurst und nicht die rechte Hand des Ministeriums wäre, so stürzt er wüthend darauf los, diese blutgierigen, wüthenden Radicalen; sie wagen sogar Versöhnung zu predigen! den Ultraschandblättern wie Geißel u. s. w. die Sie wohl schwerlich zu Gesichte bekamen, ist das aber noch gar nicht stark genug und sie klagen häufig genug den Lloyd und die Wiener Zeitung einer verdächtigen Hinneigung zu subversiven Tendenzen an!

Der leiseste Versuch der anständigeren Blätter in irgend einer untergeordneten Frage eine schüchterne Opposition zu machen, ruft in diesen Kreisen natürlich sogleich eine sehr entrüstete Anfrage an Gott, ob er keine rächenden Blitze, und eine sehr ehrfurchtsvolle an Welden, ob er keine Polizeidiener und Soldaten habe, hervor. Sie können sich denken, daß die letztere Anfrage in der Regel mehr Erfolg hat; es ist ein tragikomischer Anblick, den Leiden der armen Redacteure zuzusehen, die aber neun Zehntel der Tagesereignisse gar nicht besprechen dürfen und es bei dem zehnten Zehntel nur auf die Gefahr hin thun können, ihr Blatt confiscirt zu sehen und selber eingesteckt zu werden; Saphir bemerkte neulich sehr treffend, als den Exminister von Schwarzer, den Redacteur der Allgemeinen Oestreichischen Zeitung dies Schicksal wegen eines Artikels traf, der die Ueberschrift führte: „Der Wahrheit eine Gasse“ es müsse jetzt nicht mehr heißen „der Wahrheit eine Gasse“ sondern „Der Wahrheit ein Loch.“ Glauben Sie z. B., daß irgend ein hiesiges Blatt es sich erlauben durfte, die Erklärung, die von Goldmark in den Grenzboten (wenn ich nicht irre, auch in andern Journalen?) abgegeben wurde, so ruhig und gemäßigt sie auch gehalten war, zu veröffentlichen. Eine Haussuchung zur Ermittlung einer Conspiration, die Europa in Brand stecken will, wäre wahrscheinlich die nächste, aber nicht die unangenehmste Folge davon. Daß nebst einigen andern Blättern auch die Grenzboten neuerdings mit dem Interdict belegt worden sind, wenigstens „auf hiesigem Platze“ wie sich die Wiener Zeitung in solchen Fällen auszudrücken pflegt, wissen Sie wohl schon; die Bücherballen werden zufolge neuster hoher Verordnung immer erst von einem bewaffneten Polizeibeamten geprüft, der alles Anstößige daraus entfernt; eine traditionelle Vorliebe

für Confiscation der Grenzboten mag auch noch in unserer Polizei geschlummert haben — kurz sie sind eins der ersten Opfer des neuen Verfahrens gewesen, denn das 14. Heft ist nicht mehr ausgegeben; nur einige Exemplare die durch Post kamen, sollen bereits expedirt gewesen sein, als der Befehl kam, was den Postbeamten einen strengen Verweis wegen Vernachlässigung des ehrwürdigen vormärzlichen Schlendrians zugezogen haben soll; relata refero.

Sie können sich denken, daß Wien unter den gegenwärtigen Umständen kein besonders angenehmer Aufenthalt ist; es ist eine kolossale Lächerlichkeit etwa den Berliner Belagerungszustand mit dem Wiener gleichstellen zu wollen, wie ich mir überhaupt vorbehalte, auf die abgeschmackte Parallelisirung östreichischer und preußischer Zustände, die namentlich in den radicalen deutschen Blättern eine so große Rolle spielt, bei Gelegenheit ausführlicher zurückzukommen; indessen gewöhnt man sich am Ende an Vieles, wenn man es eben nicht ändern kann und es versteht sich von selbst, daß die Zahl der eigentlichen Schandgesellen von denen ich sprach, verhältnißmäßig doch immer klein genug ist, daß man ihnen in den meisten Fällen aus dem Wege gehen kann, aber freilich muß namentlich einem Deutschen in partibus infidelium, wie Ihrem Correspondenten manchmal die Galle überlaufen, wenn er sie auch mit dreifachem Erze gewappnet hat; Sie finden selten einen Wiener, der nicht Deutschland als eine natürliche Dependenzie von Oestreich betrachtet und ganz entrüstet ist über die Perfidie, die Lächerlichkeit, den Verrath und den Mangel an historischen Kenntnissen bei der „preußischen Professorenpartei," die das alles nicht einsehen will. — Nun man darf Ihnen ja wohl zu dem Kleindeutschen Erbkaiser gratuliren? fängt z. B. einer mit halb mitleidiger, halb spöttischer Miene an, wenn er einen Kleindeutschen, von Geburt oder Gesinnung erspäht. — Ach nein, ich bin mit dem Titel unzufrieden; er ist in früheren Zeiten zu sehr discreditirt worden. — Na, glauben Sie mir, lieber Freund, die Herren Professoren in Frankfurt werden bald einige Saressaner, (die berüchtigten Rothmäntel) zu sehen bekommen. — Ja, ich glaube auch, wenn die Ungarn einige übrig lassen, wäre es eine ganz gute Spekulation, sie für Geld sehen zu lassen; das würde den Finanzen etwas aufhelfen. Haben Sie schon die letzten Neuigkeiten aus Ungarn gehört? — Ach, Unsinn, lauter Lügen. Servus! — Adieu! Der Sturm ist glücklich abgeschlagen, aber den folgenden Tag fangen wir es wieder da an, wo wir es heute gelassen haben.

Ich habe keine sonderliche Sympathieen für die ungarische Sache, so sehr ich das Nationalgefühl und die Tapferkeit der Magyaren anerkenne; ich kann es ihnen nicht vergessen, daß sie an der blutigen Octoberconfusion hauptsächlich Schuld waren, und sehe außerdem nicht ab, was bei dem ganzen Kriege Vernünftiges herauskommen kann, aber für derartige Conversationen sind sie äußerst nützliche Bundesgenossen. Auch ist es ein unleugbares Verdienst von ihnen, daß sie einem von den drei großen Feldherrn, mit denen Herr Lassaulx das einige Deutschland

beschenken wollte, den Fürsten Windischgrätz, als das haben erkennen lassen, was er wirklich ist — der hölzernste aller hölzernen Korporale, der allenfalls eine Execution, aber keine Armee zu kommandiren versteht. „Mit Rebellen unterhandle ich nicht" sagte er, als er in Pesth eingerückt war, und, wie viele andere Leute den Krieg mit den feigen Insurgenten für beendigt hielt. Seit der Zeit scheint er sich aber des ehrlichen Dogberry Instruction an seine Nachtwächter zum Muster genommen zu haben: „Wenn ihr einem Diebe begegnet, so laßt Euch ja nicht mit ihm ein, sondern geht ihm aus dem Wege, denn wer Pech anfaßt, besudelt sich." Seit der Zeit ist er denn auch selbst bei den Bestgesinnten in Mißkredit gerathen, die ihm schon seit seinen geistreichen Banknotenexperimenten, durch die er Kossuth alle Mittel zur Fortsetzung des Krieges lieferte, nicht besonders wohlwollten. Ich hörte neulich selber einen Gutgesinnten mit vielem Behagen erzählen, der Fürst habe sich zur Erholung von den Strapatzen des ungarischen Feldzuges, der seiner Constitution nicht zusage, eine kleine ruhige Stadt zum Bombardiren ausgebeten. Am glänzendsten hat sich seine Unfähigkeit wohl in Siebenbürgen documentirt, wo er den Siebenbürger Sachsen, einem der treuesten und tüchtigsten deutschen Volksstämme Oestreichs nicht einmal die nöthigen Waffen gab, damit sie sich selber wehren könnten, und sie so zwang, schließlich die Russen ins Land zu rufen, was ihnen jetzt leider auch nichts geholfen hat; man möge sich doch in Deutschland zweimal besinnen, ehe man den Siebenbürger Sachsen, denen Deutschland doch leider einmal nicht helfen konnte, einen Vorwurf daraus macht, daß sie in einer Lage, in der man den Teufel selbst zu Bundesgenossen nehmen würde, zu dem letzten Mittel griffen, das Aussicht auf Rettung bot.

Aber kehren wir zu unsern Wienern zurück. Die Nachricht von dem Siege Radetzky's wurde hier natürlich mit großem Entzücken aufgenommen, das sich selbst auf den Styl des Siegesbülletins erstreckt, das allerdings eine rara avis unter den östreichischen Erlassen, nämlich in reinem grammatischem Deutsch geschrieben war, ich konnte mir die kleine boshafte Freude nicht versagen, einem kleinen, dicken Mann, der von dem schönen Styl des Bülletins, das er wahrscheinlich auf Treu und Glauben hingenommen hatte, ganz berauscht war, einige Wermuthtropfen in den Wonnebecher zu träufeln, indem ich ihn möglichst unschuldig fragte, wer denn der Verfasser eines Bülletins sei? — Nun, Schönhals, antwortete er, der schreibt ja Alles, was aus Italien kommt. — Was ist Schönhals für ein Landsmann? — Ein Schlesier; aus preußisch Schlesien, setzte er etwas verdummt hinzu, als er merkte, daß ich weiter fragen wollte, aber bei der italienischen Armee schreiben sie alle schön.

Durch die glänzenden Erfolge in Italien waren natürlich auch die sanguinischen Hoffnungen in Bezug auf den ungarischen Krieg bedeutend gesteigert worden, der spezifische Wiener im März ist noch eben so warmblütig und eben so fertig im Planiren aller Schwierigkeiten wie im Oktober, er hat nur die Objecte seiner

Wünsche und Hoffnungen gewechselt. Namentlich hatte es schon lange Komorn gegolten, das seit einiger Zeit heftig beschossen ward. „Der Welden wird hin, und wird es stürmen, hörte man von vielen Seiten, die Kerle fechten ja ohnedies nur noch für ihr Leben.“ Natürlich hatte Mancher, der da wußte, daß Komorn gar nicht zu stürmen sei, und daß Leute sich in der Regel für ihr Leben besser schlagen, als für fünf Kreuzer Münz und gelegentliche Fünfundzwanzig, noch einige bescheidene Zweifel an dem glücklichen Erfolg der Welden'schen Mission; indessen that man wohl, sie nicht zu äußern. Wie vorauszusehen war, kehrte er den folgenden Tag bereits zurück; er hatte gefunden, was er suchte: den Stoff zu einer prächtigen Proklamation, der ihm hier nach Erschöpfung der Attentate ausgegangen war. „Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Lob und Preis!“ wie Eberhard der Greiner in Uhlands Liedern ruft. Wir bekamen denn auch sogleich das neueste Erzeugniß seiner Muse zu lesen, in welchem er erklärt, daß er auf Comorn schießen werde, so lange er noch Pulver und Soldaten habe, und daß Gott ihm dabei helfen werde. Unsere gemüthlichen Sanguiniker wußten indessen auch hier wieder Rath. „Laß die Schufte in dem ungesunden Loch sitzen, bis sie aussterben“ hieß es jetzt, ein Argument, gegen das sich allerdings um so weniger einwenden läßt, da keine Frauen in der Festung sind, mithin an eine Fortpflanzung der Besatzung nicht zu denken ist.

Doch genug und übergenug des Geredes; wenn Sie mir sagen, daß ich ungerecht gegen die Wiener bin, so werde ich nichts Erhebliches dagegen einwenden können; es ist eben nur ein Beleg für meine Behauptung, daß gegenwärtig Jedermann hier gegen Andersdenkende in einer bissigen und gereizten Stimmung ist; hoffentlich kommen wieder einmal Zeiten, in denen man lachen kann, ohne sich zu ärgern.

Vom Ministerium hört man gegenwärtig Nichts; nur dann und wann erschallt ein vereinzelter Wehruf aus der Provinz, wo es zuweilen im Wege der Verordnung in einen journalistischen Schafstall einbricht und einen oder den andern Zeitungsschreiber, am liebsten einen verheiratheten assentirt, d. h. unter die Soldaten steckt; im Uebrigen läßt es die Damoklesbande des Belagerungszustandes — gestatten Sie mir die zeitgemäße Variante im Bilde vom Damoklesschwert, das nun einmal in einem ächten Wiener Aufsatz nicht fehlen darf — über den Häuptern aller derjenigen Städte schweben, die sich nicht selber genug belagern.

P.S. Eben höre ich die Schauergeschichten aus Brescia. Wie soll das enden?

2.

Sicher hat Wien, so lange es steht, noch kein so seltsames Frühjahr erlebt, als heuer. Alles fühlt sich schauderhaft unbehaglich, der Prater sieht aus wie gerupft, auf dem Glacis ist's unheimlich, unheimlich sogar in den Trinkstuben, man spricht schon wieder leise zu einander, so mit einem gewissen Flüstern und

Augenzwinkern, wie ehemals, und wittert in jedem fremden Gesicht mit Kalbsaugen und einer spitzen Nase den Naderer. Selbst der Wein schmeckt dies Jahr wie Krätzer. Man hat keine Freude an seiner Umgebung, keine Hoffnung für die Zukunft, kein Vertrauen zur eigenen Kraft. Unsere einzige politische Nahrung sind die Berichte von den Kriegsschauplätzen und da schwanken wir auch wie Buridans Esel zwischen den Heubündeln Italien und Ungarn, oder besser, wie das Zünglein einer Waage zwischen freudiger Höhe und trauriger Tiefe. In Italien Sieg über Sieg, in Ungarn Verlust über Verlust. Ich wünschte Sie eine Stunde in mein Café an der Brücke neben mich, zur Rechten triumphirt ein starker Herr über die Bülletins von Heß und Schönhals, zur Linken murmelt ein junger Mann mit sehr akademischem Gesicht Vivat Bem, Vivat Dembinski. Ich in der Mitte habe keine Freude an keiner Nachricht. Freunde über der Grenze, wohin sind wir gekommen? Diese Kriege verwandeln die Menschen in Bestien, vernichten Rechtsgefühl, Sitte, Menschlichkeit auf empörende Weise; das ist kein Kampf großer Gewalten, es ist ein gemeines Metzeln, Menschenblut fließt wie Wasser und die Sieger treten in wildem Taumel auf den Leichen der Getödteten herum. In Italien haben wir das Ende des Kampfes nicht anders erwartet. Wer die Italiener kennt und den Aufstand des vorigen Jahres unter ihnen erlebt hat, kann eine tiefe Verachtung vor diesem phantastischen Geschlecht nicht verwinden. Sie sind in der Politik nichts als große Carrikaturen ungezogener Kinderseelen. Jähzornig, wüthend wie Thiere im Augenblick der Aufregung und bei dem Widerstand fester Kraft gleich darauf feige und verzweifelt. Das Leben wird ihnen leicht, auch die Revolutionen sind ihnen ein Spiel. An bombastischen Phrasen sich berauschen, mit eitlem Flitterstaat von Monturen in brillanten Attitüden sich spreitzen, ihre Feinde mit feinem Raffinement ärgern und quälen, das ist ihre Stärke. Nur e i n großes Gefühl haben sie, und leider, leider ist das Haß gegen uns, gegen Oestreich! Ein fanatischer, abstracter Haß, eine sehr rohe Empfindung, denn in ganz Italien werden Sie nicht hundert Männer finden, die Ihnen sagen können, weshalb sie Oestreich zu hassen berechtigt sind; Feinde der Freiheit, das ist Alles, was man Ihnen zu sagen weiß; was aber ihre Freiheit ist, das können sie Ihnen nicht erklären, ohne das albernste Zeug zu schwatzen. Und doch hat dieser Haß — Dank unseren Ministern — jetzt wieder eine Berechtigung gewonnen. Denn Oestreichs Protektorat ist für Italien kein Glück mehr, welches zu freier Entwickelung der Volkskraft führen kann. So weit sind wir gekommen, daß wir den Italienern in Wahrheit Tyrannen sein müssen. Das Detail des Krieges kennen Sie aus den Zeitungen, die Eroberung Brescia's war das Furchtbarste, was in dieser blutdürstigen Zeit geschehen ist, selbst aus den officiellen Berichten sieht das Grausen heraus. — Wenn „unser" Welden den Oberbefehl über die ungarische Armee übernimmt, so sind wir schwerlich gebessert, auch er hat das Feldherrntalent, welches wir in Ungarn brauchen, große Combinationskraft, noch nicht bewährt. Haben Sie gelesen, daß der junge Esterhazy in Comorn unter den eingeschlossenen Magyaren befehligt und sein Vater der belagernden Armee 180 Fässer Wein zur Ermuthigung sendet? — Das ist ein Bild unseres zerrissenen Lebens, Sohn gegen Vater, Bruder gegen Bruder; das Heiligthum des Familienlebens ist durch vergossenes Blut entweiht und die Erynnien sitzen ihre Schlangengeißeln schüttelnd an den Pforten der Zukunft. —

M.

A u s G r a t z.

Wie vor den Märztagen sich die aufrichtigen Freunde des Vaterlandes in den Grenzboten aussprechen und besonders wieder nach den Maitagen des v. J., als der

politische Himmel Oestreichs sich mit gewitterschwangern Wolken umdüsterte, die Ruhigdenkenden dort über unsere Zustände äußerten — so senden alle Wohlmeinenden auch jetzt wieder ihre Wünsche dahin, auf daß die lieben Grenzboten sie friedlich wieder hereinbringen und ohne Furcht — aber auch sine ira et studio! — unsere Zustände besprechen. Ist einmal der ärgste Druck der Reaction vorüber, legen sich die Stürme nach außen, hören Militärherrschaft und Belagerungszustand auf, so werden auch Licht und Recht und Wahrheit mit der innern Ruhe bei uns einziehen und die Freiheit wird ihre verfallene Hütte wieder aufsuchen und wohnlich einrichten — denn die Elemente sind gut und der bessere, d. h. gesunde Sinn noch immer so vorherrschend, daß weder die Gewalt noch auf lange bestehen, noch der tolle Freiheitstaumel mehr die Oberhand gewinnen kann.

Grätz ist zwar nicht förmlich in Belagerungszustand erklärt, aber der mit Pallisaden versehene und mit Kanonen bespickte Schloßberg lassen uns das Bild eines solchen scheuen und kühlen jeden solchen Taumel, wenn er sich regen würde. Auch mehrere Platzcommandanten in Landstädten erinnern durch militärische Amtirung uns an die bewegte Vergangenheit, besonders an der östlichen Landesgrenze. Diese indirekten Drohungen bringen das Unzukömmliche mit sich, daß nicht einmal die Freude sich frei äußern darf, daß man z. B. neben der wirklichen Freude über die Züchtigung des Sardenkönigs auch eine obligate oder amtliche Freude haben muß, wodurch die gute Sache oft lächerlich wird. Jedermann wünscht z. B. die endliche friedliche oder siegreiche Lösung der ungarischen Wirren, aber zu äußern getraut sich Niemand darüber, um nicht mißverstanden zu werden.

Der Adel, der viel, die Herrschaften, die Alles verloren, verhalten sich ruhig. Die Entschädigung der Letztern ist ausgesprochen, aber mager! Die Landstände, welche nächstens in ihrer neuen Gestalt auftreten und handeln sollen, haben sich auch bereits in's Unvermeidliche ergeben. Eigentlich gewinnt nur der Bauer, der Landbewohner und der Bürger insoferne, als besondere Lokalumstände ihn begünstigen werden. Unbedingt verloren hat das Beamtenthum, eine in Oestreich wichtig gewordene Klasse! Sein Uebermuth ist gebrochen, allein in den letzten Zuckungen gebärdet es sich noch bureaukratisch. Die Kosten der ständischen Staats-Privat-Gesellschafs-Gemeinde u. s. w. Beamten hören auf und der Staat übernimmt mit der Gerichtsbarkeit und Geschäftsoberleitung die Kosten der Amtirung, deren Probe eben Steiermark zuerst machen soll.

Alles freut sich auf die neue Ordnung der Dinge, die schönsten Hoffnungen erblühen — aber lange dürfte es noch dauern, bis der eigentliche Kastengeist verschwinden und zwischen den Einzelnen solche Cameradschaft herrschen wird, wie z. B. in unserer Armee, bis der Unterschied zwischen Form und Wesenheit Allen klar wird und der Zeitgeist in das Fleisch und Blut übergeht, bis der Buchstabe nicht mehr höher geachtet werden wird, als der Geist und bis die Geheimniß- und Wichtigkeitskrämereien in ihr Nichts zerfallen werden. Großen Einfluß nimmt natürlich ein tüchtiger und geachteter Vorsteher. Gegenwärtig haben wir gar keinen Landeschef; Jedermann sieht übrigens die Entfernung Wikenburgs, der die Provinz in den schwierigsten Tagen leitete, sie seit 18 Jahren leitete, dem Kaiserhause treu ergeben war, seinem Dienste und dem Lande Vermögen und Gesundheit zum Opfer brachte, als Ungerechtigkeit an. Hat er je mit zu weniger Strenge gehandelt, so überwiegen seine Verdienste und Opfer (die Bildung der steiermärkischen Freischützencorps allein) dies längst und vielmal. Die aber zu seinem Fall beitrugen, mögen kaum oft würdig sein, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Bei den Perser wurde übrigens Undankbarkeit als Verbrechen bestraft, ein Glück Vieler, daß deren Gesetze nicht mehr gelten!!

Auf dem Lande haben hier weder die März- noch Mai- noch Octobertage — weder die neue Verfassung noch die Menge der nachfolgenden provisorischen Gesetze große Sensation gemacht und was man darüber liest, ist leerer Zeitungslärm oder Großsprecherei mancher Kleinstädter. Man ist hier einmal noch zu Nichts reif gewesen und noch nicht reif: es zeigen dies deutlich genug, doch die Wahlen zum deutschen und östreichischen Reichstage, die Gleichgiltigkeit bei den wichtigsten Ereignissen, die wenige Theilnahme an öffentlichen Verhandlungen und dergleichen, und diese politische Unmündigkeit erklärt sich auch leicht durch den bekannten und sichtbaren Mangel jeder politischen und jeder Vorbildung.

Sogar die Zeitungslektüre ist im Ganzen schwach und Steiermark nur durch wenig Blätter vertreten. Die Grätzer Zeitung, unstreitig eines der besten Provinzialblätter in Oestreich, seit Schreiner ihr v. J. neues Leben eingehaucht, und Schulheim sie nun mit Umsicht leitet, bringt das Neueste schnell und liefert geistreiche Aufsätze, nur wird sie (als zugleich offizielles Blatt) oft zu legal — immerhin bleibt sie zwischen den zwei Ultra's „Schnellpost" und „Herold" unser liebstes Blatt. Viele Blätter wird jetzt der preßgesetzliche Märzwind verwehen — wenn nur der Rest was Gutes liefert!

Die Rekrutirung ging allseits im Lande ohne Anstand vor sich — nicht so die Loosung selbst, die jedoch auch wieder nach „den Zopfe" gepflogen wurde. Auch da fehlt wieder die Vorbildung. So lange man noch den Bauernburschen mit „dem weißen Rocke" als Strafe droht, compromittirte Studenten zur Strafe ad militiam abstellt, die Mißbräuche in der Armee fortbestehen läßt, das Militär als Gegensatz zum Civile betrachtet und behandelt u. s. w. darf man weder Liebe noch Eifer zu diesem Stande erwarten, obwohl der Zudrang außerordentlich ist. Die Wenigsten bestimmt dazu die gute Sache selbst, sondern trotz der Neuheit, Hoffnung nach Ruhm, wenig Aussicht im bürgerlichen, und noch weniger im Geschäftsleben.

Wie lange und wie viel muß uns noch die Zukunft heranbilden, bis wir tauglich sind, mitzusprechen in den großen Angelegenheiten des Vaterlandes, als das wir noch immer nur Oestreich allein verstehen. •φ•

Eine Bemerkung für Schlesien und einen Schlesier.

Unter den Preußen, welche als Mitglieder der Nationalversammlung zu Frankfurt nicht für die Uebertragung der deutschen Kaiserkrone auf den König von Preußen gestimmt haben, steht auch der Name: „Kahlert"; als schlesischer Deputirter. Irrthümlicher Weise hat man hier und da den Professor der Aesthetik, Dr. August Kahlert, an der Breslauer Universität, dafür gehalten. Dagegen protestiren die Grenzboten. Der Professor Kahlert ist ein werther Bekannter von uns, ein wohlwollender und treuherziger Leser der Grenzboten. Wie sollte der solch dummes Zeug machen? — Jener Deputirte Kahlert aber ist ein ganz anderer, seinem Zeichen nach Oberlehrer am kath. Gymnasium zu Leobschütz in Oberschlesien. Wir benützen diese kleine Berichtigung, um dem Breslauer Kahlert einen Gruß und unseren Freunden in Schlesien die höfliche Bemerkung zu senden, daß gerade Schlesien sich das Vergnügen gemacht hatte, neben wenigen tüchtigen Kräften recht viele Hanswürste nach Frankfurt zu schicken. Die Schlesier gelten für ein aufgewecktes und spaßhaftes Geschlecht; wollten sie durch solche liebenswürdige Karrikaturen wie Schlöffel, Rösler von Oels und Consorten für die gute Laune der Nationalversammlung sorgen? Wir trauen ihnen allerdings diese Schelmerei zu, aber der Spaß ging zu weit und dauerte zu lange.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Zur Charakteristik Heidelbergs.

I.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung des deutschen Lebens, daß die kleinen Städte vermöge der innerhalb ihrer Mauern vereinigten Geisteskräfte einen bedeutenden Einfluß auf den Entwicklungsgang unserer Bildung ausgeübt haben. Berlin nennt sich zwar die Metropole der Wissenschaft, allein wie es im vorigen Jahrhunderte Weimar, so dürfte es gegenwärtig Heidelberg um die Bedeutung zu beneiden haben, welche dieser kleine Ort durch seine während der Revolutionszeit gespielte Rolle für die Geschichte des Gesammtvaterlandes gewonnen hat. Daß der Grund dieser Erscheinung ursprünglich in dem mehr oder weniger zufälligen Aufenthalte einer oder einiger mächtigen Persönlichkeiten liegt, versteht sich von selbst; von vorneherein sollte man aber weit mehr berechtigt sein, anzunehmen, daß entweder eine solche Individualität viel zu hoch über die engere Ringmauer emporragte, viel zu sehr der Gesammtheit angehöre, um noch ihrer unmittelbaren Umgebung ein besonderes Gepräge aufzudrücken, oder eher in dem Zusammenstoße eines von allen Seiten hervorragenden geistigen wie materiellen Gebietes anzutreffen sei, wo zur Ausmeißelung ihres Selbst wie zum gestaltenden Eingreifen in die äußeren Verhältnisse die Gelegenheiten näher an sie herangerückt sind. Aber wie das Talent sich in der Stille bildet, so scheint gleichfalls wenigstens beim Deutschen der Charakter zu seiner vollendeten Entfaltung der persönlichen Zurückgezogenheit zu bedürfen. Vielleicht auch, daß ihm jene mehr ländliche Existenz Noth thut, wie sie sich in einem kleinen schön gelegenen Orte von selbst ergibt, verbunden mit dem innigeren rückhaltloseren Austausch der verschiedenen Wesenheiten, welcher in seiner widrigsten Form mit Recht als Kleinstädterei verspottet wird, vom Geiste getragen aber zu einem alle Kräfte anregenden Ineinanderleben, zum genußreichsten Dasein führt. Der Deutsche muß nicht nur in seinem Hause die Familie, sondern auch um dasselbe als erweiterte Familie einen Kreis von Freunden haben, als feste Lebensburg, von welcher aus er erst auf die Heerstraße der Oeffentlichkeit zu treten wagt und in die er sich jeden Augenblick zurückzuziehen vermag, sobald er sich von den Mühseligkeiten da draußen ausruhen will.

Zu verkennen ist es freilich keinen Augenblick, daß zu der politischen Rolle, welche Heidelberg während der zwei letzten Jahre gespielt hat, das constitutionelle Leben Badens die erste Grundlage bildet. In diesem äußersten Winkel Deutschlands hatte sich ein Rest politischer Freiheit erhalten und nur in dem Liberalismus eines Sonderstaates vermochte der Keim der deutschen Einheitsbewegung seine ersten nachhaltigen Wurzeln zu treiben. Das noch aus den dreißiger Jahren her-

stammende badische Preßgesetz war die conditio sine qua non der „Deutschen Zeitung", ihre Entstehung aber und ihr ganz individueller Charakter ist allein aus dem glücklichen Zusammentreffen einiger eng befreundeter Männer herzuleiten. Den äußeren Thatsachen nach ist zwar dieses Blatt auf einer im Herbst 1846 stattfindenden Besprechung einer Anzahl Ständemitglieder aus den verschiedenen Ländern über die Lage des Gesammtvaterlandes, welcher sich verschiedene andere angesehne Publicisten anschlossen, zuerst „erdacht" worden, d. h. das Bedürfniß nach einem unabhängigen, in's Gewicht fallenden Organe stellte sich als zu dringend heraus, als daß man nicht auf seine Befriedigung hätte hinarbeiten müssen, und dem Anscheine nach fanden sich auch dazu eine hinreichende Menge geeigneter Kräfte. Allein während Gervinus ernstlich zur Verwirklichung des gefaßten Gedankens schritt, zeigte es sich nur zu bald, wie er in seinem ersten leitenden Artikel schreibt, „daß der wirklich tüchtigen activen Kräfte in Deutschland noch viel zu wenige sind, daß die vielen Passiven weder den Begriff noch die Neigung einer Parteistellung haben, daß die Meisten auch der Gleichgesinnten und Fähigen sich wohl ein Blatt in ihrem Sinne gefallen lassen, aber Nichts dazu thun wollen." Obgleich es bei den immer drohender heranziehenden Gewitterwolken so dringend Noth that, sich zu einer festgeschlossenen Partei zu organisiren, obgleich es die höchste Zeit war, fortan „nicht mehr die Schicksale des Vaterlandes dem blinden Zufalle und der blinden Leidenschaft preiszugeben", fehlte doch so Mancher der beschlossenen That.

So wurde denn die „Deutsche Zeitung" recht eigentlich ein Heidelberger Kind. Mit wenigen Ausnahmen waren es Gervinus nächste Freunde aus seiner unmittelbarsten Umgebung, ein Vangerow, ein Herle, ein Pfeuffer, welche durch ihre Geldmittel den Anfang des Unternehmens möglich machten. Da ihm dieser Freundeskreis das Blatt ohne alle weitere Bedingung übergab, konnte er demselben jenes individuelle Gepräge aufdrücken, jene unerschütterliche Consequenz erhalten, welche es nach kurzer Zeit seines Bestandes zum ersten Journal Deutschlands emporhob. Gervinus ist eine freie, edle Natur, ein harmonisch in sich vollendeter Mensch, wie es auf dieser Stufe geistiger Ausbildung wohl schwerlich in Deutschland zum zweiten Male angetroffen wird. Er gehört zu den wenigen Sterblichen, denen es der erste Blick ansieht, daß sie nie einer niederen Leidenschaft gefröhnt haben und daß selbst die gewöhnlichen kleinen Genüsse — los vitios menores wie sie der feine Castilianer nennt — ihnen als nicht der Beachtung werth fremd geblieben sind. Man kann ein äußerst tüchtiges geistvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein und doch lieber besser als gut essen oder eine Upman, als eine Cumanacoa rauchen, man kann der beste Gatte, der liebenswürdigste Familienvater sein und dessenungeachtet „unter uns" hie und da in aller Breite ein Gespräch führen, dem weder Gattin noch Tochter beiwohnen dürfte; einen durchweg edlen Menschen legt aber ein unmittelbares Gefühl in uns, keine

solche Liebhabereien bei. Gervinus mit einer Cigarre im Munde oder was ihm sein etwas materieller Arzt zur Erheiterung oft angerathen soll, mit Behagen hinter der Flasche, würde aufhören, Gervinus zu sein. Jene Lebensjungfräulichkeit, wie sie dem Weibe nicht selten eigen ist, welche selbst ohne mit höheren Eigenschaften gepaart zu sein, schon an und für sich jeder fremden Rohheit Achtung einflößt, verschmilzt bei ihm mit der Fülle des männlichen Geistes und dem sittlichen Ernste des Willens zu einer Erscheinung, an welcher seine in der Wissenschaft kaum weniger berühmten Freunde in Verehrung hinaufsehen und vor der selbst die specifisch Heidelbergische unübertreffliche geistvolle Frivolität der Unterhaltung verstummt. Seine äußere Gestalt entspricht dabei seiner Wesenheit vollständig. Gervinus ist groß, wohlgebaut, aber mit einer etwas weichen, schüchternen Haltung, sein Schritt drückt nicht fest den Boden, es liegt kein besonderes Mark in diesem Körper; imponirend an ihm ist nur der in schönen Formen fein ausgemeißelte Kopf, aus dessen Physiognomie sogleich die ganze Mannigfaltigkeit des hinter ihm wohnenden Gedankenreichthums heraustritt, wenn schon man in demselben vergebens nach einem hervorstechenden Charakterzug späht. Die Wucht der Stirn drückt zwar um die Mundwinkel ein leichtes Lächeln; dasselbe deutet aber weder auf Spott noch verbitterte Schärfe. Innere Kämpfe, wilde Gedankenschlachten sind nicht über das Gesicht hingezogen, seine Harmonie scheint angeboren, nicht errungen, wie überhaupt von Künstlichen, Gemachten, oder gar Ostentativen bei ihm keine Rede ist. Vielmehr will es dem unbekannten Beobachter zuweilen bedünken, als sähe Gervinus dem Leben nur zu, als lebe er selbst nicht mit, so abgeschlossen und fremd steht er dem gewöhnlichen Treiben der andern Menschen gegenüber. Wenn ihn die Umstände nicht zum Sprechen zwingen, so läßt er gewiß auch kein Wort fallen. Dieses Ansichhalten ist aber in keiner Weise mit Camphausens abstoßendem Zugeknöpftsein oder der lauernden, jede Blöße verdeckenden Glätte des Herrn von Radowitz zu vergleichen; es entspringt aus einem feinen ästhetischen Wesen, das, um nicht von Außen verletzt zu werden, sich lieber selbst zurückzieht, als mit einer irritabilen Kraft den Andringling abweist.

Daß eine solche Natur, im steten Kampfe mit einem nervösen, fast schwindsüchtigen Körper, nicht zu einer gewaltigen That geschaffen ist, versteht sich von selbst. Parteiführer im eigentlichsten Sinne des Wortes auf der Tribüne, wie auf der Gasse, wenn auch nur nach Art englischer Staatsmänner, zu sein, muß ihr schon an und für sich unmöglich fallen, abgesehen davon, daß Gervinus auch während seiner Docentenlaufbahn kaum das kleinste Auditorium zu beherrschen im Stande war. Die Stube ist allein ihr Reich, allein die Feder ihre Waffe; in einem Parlamente mußte sie verstummen. Aber trotzdem, daß Rosenkranz Gervinus nächst Schlosser, „dem Superlativ der Belesenheit," den am meisten belesenen Gelehrten Deutschlands nennt, hat er von dem specifisch deutschen Professorenwesen keinen Pulsschlag in sich. Der Mann, der die Geschichte der gesammten

deutschen Literatur geschrieben, hat in seinem einfachen, nur durch den bekannten wunderschönen Blick in das Neckarthal ausgezeichneten Zimmer keinen Bücherschrank, ja im eigentlichen Sinne des Wortes kein Buch, geschweige einen Folianten um sich her, jener „Apparat" ist bei ihm nirgends zu entdecken. In solchen großen luftigen Räumen kann keine staubige „Schreiberseele" wohnen, von welcher der berühmte Rheincorrespondent der Frankfurter „Deutschen Zeitung" spricht; kehrt auch Deutschlands alte staubige Zeit zurück, und wühlen unsere Gelehrten wieder mit Wollust in Sanscrit und Keilschrift umher — hier kehrt keine Schreiberseele ein.

Ob jedoch Gervinus, nachdem seine Pläne für Deutschlands Neugestaltung gescheitert sind, festhalten wird an der deutschen Sache, ist eine Frage, die sich nicht so schnell mit ja! beantworten läßt. Seine jetzige politische Periode ist wie seine literaturhistorische, ein Stufengang seiner eigenen inneren Vollendung. Auf seinem Wege zum Ziele, dem harmonischen höchsten Ausbau seines Selbst, mußte er, nachdem er die critische ästhetische Zeit des deutschen Bildungsganges in sich mit seinem großen Werke beantwortet hatte, auch seinerseits auf die Staatsfragen hingewiesen werden, sobald sich die Ansätze zu einer besseren Gestaltung unseres öffentlichen Lebens nachhaltig wieder zu zeigen begannen. Sein unmittelbares Eingreifen in dieselben ist nichts als ein Act der Reflexion, daß der Mann seinem Vaterlande nicht fehlen dürfe, selbstbewußt ausgesprochen in dem Programme der „Deutschen Zeitung." Persönlichen staatsmännischen Ehrgeiz darf man nicht dahinter suchen; pro virili parte wollte er wirken; in der richtigen Abschätzung seiner Kräfte würde er aber eben so gewiß ein Reichsportefeuille abgelehnt haben, wie er sich weigerte, Gagerns Nachfolger in Darmstadt zu werden. Ob Gervinus fortan sich noch die Mühe geben wird, am Stein des Sisyphus zu wälzen . . . . . der oben erwähnte Rheincorrespondent, — sein jetziges Journalistenzeichen — meinte zwar vorigen Winter einmal, daß dem Anscheine nach nur eine Republik die Hindernisse der deutschen Einheit beseitigen könne; aber Gervinus als praktischer Republikaner, Wühler von Profession auf Volksversammlungen und Wahlbesprechungen! Das so eben in ziemlich unausgefüllten Kontouren umrissene Charakterbild von Gervinus ist zum innern Verständniß der zwei ersten Jahrgänge der „Deutschen Zeitung" durchaus nöthig. Ob dasselbe überall ähnlich ist, kann nur von den nächsten Freunden des Betheiligten entschieden werden; dem ferner Stehenden ist nach und nach dieser Eindruck aus einem leidenschaftlichen Hasse erwachsen, den zuerst die hohe, vornehm ruhige abgeschlossene Natur in ihm hervorgerufen hatte.

Aber noch eine zweite Persönlichkeit muß hier berührt werden, welche in jenes Blatt auch einen Theil ihrer Wesenheit abgelagert hat. Während Höffken, Mathy und hie und da auch Mittermayer an der Zeitung gleich jedem andern Correspondenten arbeiteten, erhielt sie nämlich durch Häusser eine zweite scharf ausgeprägte Richtung, gleichsam die Ergänzung der Gervinus'schen Indi-

vidualität, das Irritabile wenn man es recht verstehen will, die Polemik. Häusser ist in vieler Beziehung das gerade Gegentheil seines älteren Freundes. Hat dieser den particularistischen Stammtypus bis auf das weiche hessische K. in der Aussprache gänzlich abgestreift, so ist an Häusser jeder Zoll: „Pälzer"; er „lebt nach Außen," wie Gervinus nach Innen, „doch sein Aeußeres", um den Heinischen Vers fortzusetzen, „ist entzückend, ist bezaubernd." Was Geist, unerschöpflicher Witz, Lebenslust dem Umgange an Reiz nur irgend zu bieten vermag, findet sich in ihm vereint; es ist das die leichte Decke einer in bewunderungswürdigem Gedächtniß gründenden Tiefe historischer Bildung und politischer Anschauung, aber zugleich das Erkennungszeichen, daß ein solches Naturell zum aus sich hinaus Gehen, zur That hingewiesen ist. Häusser ist bei einem großen organisatorischen Talente, einer beneidenswerthen Arbeitskraft und Schnelle zum parlamentarischen Leben wie geschaffen; dabei besitzt er nicht die weichliche Sensibilität von Gervinus und wird so in seinem noch reich vor ihm liegenden Leben weit mehr unmittelbare Wirkungen hervorbringen, als jener; wenn er auch vielleicht nicht die ruhige Höhe der Innerlichkeit erreicht. Denn sein Element ist der Kampf, Körper und Geist sind bei ihm dazu gerüstet. Verkennen läßt sich jedoch keineswegs, daß der nahe tägliche Verkehr mit Gervinus Häusser's rasches leidenschaftlicheres Wesen eher, als es sich vielleicht sonst im selbstständigen Entwickelungsgange in die für das staatsmännische Gleichgewicht nothwendigen Schranken geleitet hätte, von der Negation zur Position übergeführt, die schöpferische Seite in ihm geweckt hat. Seine Stellung an der „Deutschen Zeitung" ist für ihn eine Abklärungsperiode seiner historischen Anschauungen gewesen, dem seine jetzige Mitgliedschaft der zweiten badischen Kammer als treffliche practische Schule nachfolgt. Zu seinem vielseitigen Talente und Wissen wird sich die Erfahrung der täglichen Wirklichkeit gesellen, und Deutschland an ihm in seiner Reife einen ganzen Mann finden. Wie hoch eine solche Persönlichkeit für ein Blatt zu schätzen sein mußte, das mit allen nur möglichen Hindernissen bis zu den jämmerlichsten technischen Schwierigkeiten hinunter zu kämpfen hatte, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Jene feine schneidende Malice der „Deutschen Zeitung", ihr scharfer Blick für unangenehme persönliche Blößen aus der Gegenwart und Vergangenheit, ihre stete Schlagfertigkeit ist Häusser's Werk. Blittersdorf und Radowitz haben mit so vielen Andern für die richtige Würdigung ihres moralischen Werthes sich bei ihm zu bedanken.

Es kann hier nicht in unserer Absicht liegen, wenn auch nur oberflächlich eine Geschichte der „Deutschen Zeitung" während ihrer Heidelberger Periode zu geben. Ihre Redactionsgeheimnisse sind niemals laut geworden und ihre äußere Politik ist ja Jedermann bekannt, der sich die Mühe gegeben hat, sie zu lesen. Nur auf ihre unterschiedlichen Eigenschaften in der deutschen Journalistik und auf ihr Verhältniß zu der Kaiserfrage soll ein kurzer Blick geworfen werden.

Die „Deutsche Zeitung" war durch und durch ein staatsmännisches Blatt.

Es lag ihr Nichts daran, eine Neuigkeit ein paar Stunden oder einen Tag ihrem Publikum eher, aber Alles, sie im rechten Lichte zu bringen. Die Grenzboten haben einst in einer leider nicht fortgesetzten Rundschau des deutschen Zeitungswesen von ihr gesagt, daß die von ihr gegebenen Thatsachen nur gleichsam die Musterstücke der im leitenden Artikel enthaltenen politischen Regeln gewesen seien. Der Gedanke ist sehr glücklich ausgedrückt. Ein zufällig im Texte stehen gebliebener principieller Widerspruch, über den „the general reader“ seifenglatt hinwegschlüpfte, verursachte der Redaction peinliche Gefühle, ein Correspondent, der desavonirt werden mußte, galt ihr für eine Blöße. Sie hat daher auch mit jenem gewöhnlichen Correspondentenschwarm nie etwas zu thun gehabt. Die aristokratische „Hofrathszeitung“ wollte Nichts mit den Schreibern von Profession zu schaffen haben, welche sich mit derselben Geläufigkeit über jedweden Gegenstand verbreiten, weil sie von keinem etwas Ordentliches wissen, die mit derselben Leichtigkeit von der Beurtheilung literarischer und ästhetischer Leistungen zur Beantwortung der schwierigsten Fragen auswärtiger Dynasten- wie Handelspolitik übergehen, und von denen nicht Wenige jeglicher staatsmännischer Bildung baar im Frankfurter Parlament — Alles durch die bloße Geschwindigkeit — den kläglichen Ausgang der deutschen Wiedergeburt verschuldet haben. Daher der in andern Blättern sich Luft machende Neid abgewiesener Tagesschwätzer, die Rache der vom Liberalismus lebenden Federn; denn unsere gewöhnliche Presse wird von einer Sorte Menschen versehen, daß man den Diplomaten ihre gewöhnliche Verachtung derselben nicht verargen kann. —

Allein dieser große Vortheil, welcher der „Deutschen Zeitung“ durch ihre fast nur in den höheren politischen Kreisen sich bewegenden Mitarbeiter erwuchs, schloß auf der andern Seite eine nicht unbedeutende Gefahr in sich, an welcher sie denn zum Theil, d. h. in ihrer Heidelberger Gestalt zu Grunde gegangen ist. Ihr Anhang war nämlich noch nicht scharf genug gesichtet gewesen, oder was vielleicht eben so richtig sein dürfte, der Deutsche ist nicht fähig, einer Sache, einem Plane des Verstandes gegenüber seine Individualität, sein Gefühl unterzuordnen. Daher, als nach den Märztagen die Partei der „Deutschen Zeitung“ recht eigentlich zur Herrschaft kam, als, wie man hört, nicht weniger denn zehn von ihren bisherigen Correspondenten deutsche Minister, beziehungsweise Reichsminister geworden waren, zersplitterte sie theils, theils brachte sie in ihren einzelnen Gliedern dies Blatt in eine gänzlich schiefe Stellung zu der Revolution. Man hat nicht mit Unrecht den süddeutschen Constitutionellen den Vorwurf gemacht, daß sie, aus Furcht vor den demoralisirten Republikanern ihrer Staaten, der Reaction viel zu früh Vorschub geleistet, viel zu wenig die sittliche Kraft des demokratischen Nordens gekannt hätten. Die „Deutsche Zeitung“ trägt einen nicht geringen Theil dieser Schuld, aber weniger in ihrer Redaction, als in einzelnen ihrer selbstsüchtigen Correspondenten. Gervinus ästhetischer Natur war zwar auch das wahnsinnige Treiben der

Rothen in der tiefsten Seele zuwider, aber sein Charakter war nach der Revolution derselbe geblieben. Er stieß nur deswegen jenen politischen Cancan mit dem Fuße von sich, weil in demselben eben so gar kein Ansatzpunkt für seine großartigen Pläne lag, ohne zu bedenken, und darin liegt sein staatsmännischer Fehler, daß eine solche Kraft benutzt werden mußte. Er desavouirte die Revolution, die Barrikadenkämpfe, weil sie so gar nicht in sein Bild von einem großen in sich geschlossenen, nach Außen mächtigen Deutschland hineinpaßten, und doch hätte er nicht übersehen dürfen, daß bis zu dessen Verwirklichung noch viele Gassen gründlich gereinigt werden mußten, wenn nicht alsbald wieder der alte Schmutz sie verstopfen sollte. Die „Deutsche Zeitung" war nicht nur zu nobel, um selbst noch zu fegen, nachdem der erste Koth weggeräumt war, sondern auch, um überhaupt das schmutzige Handwerk von Andern betreiben zu lassen und sie traute zu viel ohne allen Grund plötzlich den — Fürsten. Daß eine derartige Disposition derselben von den Diplomaten schlau benutzt wurde, ließ sich erwarten. Der ganze alte Klunker der frühern Zeit hing sich ihr nach und nach an die Ferse, suchte sich mit dem Handschuh ihres guten Namens die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und als sie diesen Pöbel mit der Aristokratie der Ehrlichkeit abschüttelte, als Gervinus der Frankfurter Rechten eine bittere Wahrheit über die andere sagte — fiel sie ein Opfer der Intrigue. Ohne Wissen und Willen ihres Redacteur en chef, der sich in Italien befand, verkaufte der Buchhändler Friedrich Bassermann, ihr eben nicht sehr betriebsamer Verleger, aus Rücksicht für „die leidenden Actionäre," die sich nie beschwert hatten, das Blatt an die Weidmann'sche Buchhandlung. Ja, der Unterstaatssecretär vergaß sich so weit, an Gervinus zu schreiben, „daß es ihn reue, jemals einen Kreuzer an die „Deutsche Zeitung" gesetzt zu haben."

X...

Aus Münster.

Es wird gar nicht gehörig anerkannt, daß unsere alte Stadt zu den deutschen Stadtschönheiten gehört wie Nürnberg, Danzig, Bern u. s. w. Unser Rathhaus ist der schönste geschnittene Stein germanischer Bauart und die Steinrosen an unsern Kirchen, die reich verzierten Giebel unsrer alten Häuser sind Reize, die die Physiognomie unsrer Stadt in den Augen aller poetischen Archäologen anziehend machen müssen. Ihren besten Moment für Maler bietet sie dar, wenn die Spaziergänger heimkehren und auf dem Goldgrund des Abendhimmels sich die Arabesken der Giebel in durchsichtigen Bogenwindungen abzeichnen, die

Thürme in dunklerer Färbung sich emporstrecken, namentlich aber die zierlich durchbrochene Mauerkrone der St. Ludgerus Kirche auf dem Riesenkranze doppelter Lindenalleen zu schweben scheint. Ein solches Landschaftsbild ersetzt die schönste Gegend. Die Sand- und Haidestrecken des Münsterlandes lassen freilich eine solche nirgend erwarten, und doch tritt dem sinnigen Wanderer auch überraschend oft ein liebliches Fleckchen Erde hier zu Lande entgegen, hier wohnt die Idylle zwischen den Eichkämpen, den hügelichen Saatfeldern, den Bauernhöfen nach Tacitus, unter deren Strohdächern noch altgermanische Sitte herrscht. Man begreift wie Immermann sein bestes Werk, den Hofschulten, concipiren mußte, als er hier lebte. Er hatte sich einen romantischen alten Thurm zum Sommeraufenthalt gewählt, eine halbe Stunde von Münster, ein Ueberbleibsel eines ehemaligen Grafenschlosses, von dem nur noch die Ringmauern und zwei Kapellen stehen, jetzt ein Kaffeegarten für die gemüthlichen Elemente der Münsterschen Gesellschaft. Unter einem Wald von blühenden Apfelbäumen schwelgt man dort in ländlichster Frühlingsluft und vielstimmigem Nachtigallensang. Ein anderer deutscher Dichter, Friedrich Leopold Stollberg, wohnte mehrere Jahre vor Immermann hier und wandelte alltäglich durch ein dämmeriges Eichwäldchen nach dem nahen Angelmodde, wo seine Seelenfreundin, die Fürstin Gallitzin, in einfachster Ländlichkeit ihre einst so glänzenden Tage schloß. Ein Grabmal an die Wand des Dorfkirchleins gelehnt, von Dornen und Unkraut überwuchert, ist jetzt das einzige Erinnerungszeichen an die merkwürdige Frau. Gedankenvoll geht man durch die Laubgänge des Gartens, in dem sie wohnte, die Hecken sind noch kunstvoll zu Figuren geschnitten, der einzige Luxus, den der Besitzer, ein wirklicher Hofschulte, seinen Gästen darbietet; sie kommen zahlreich aus der Stadt hieher, aber nicht um das Andenken der Fürstin Gallitzin zu feiern, sondern um Kaffee und saure Milch zu genießen. Der Hofschulte läßt sich durch sie aber durchaus nicht in seiner patriarchalischen Hausordnung stören, und wenn die Stunde seiner Abendmahlzeit da ist, kniet er in tiefster Seelenruhe mit seinem Dienstpersonal zum Dankgebet in der großen Küche nieder. Durch die kleinen Bleifenster sieht manch poetisches Protestantenauge der frommen Gruppe neugierig zu. — Ich weiß wahrlich selbst nicht recht, wie ich in den Rahmen dieser idyllischen Randzeichnung ein Bild unsrer gegenwärtigen Zustände hineindrängen soll. Bisher erlangte Münster seinen Ruf durch die Wiedertäufer, zu deren Käfigen noch täglich die durchreisenden Fremden zum Lamberti-Kirchthurm den Hals emporrecken, durch den westphälischen Frieden, dessen Gesandte im Rathhause abkonterfeit sind, durch unseren reichen Adel und durch unsere katholische Strenggläubigkeit, lauter vorsündfluthliche Momente, aber jetzt haben wir uns auf die modernste Höhe der Zeit geschwungen, unsere volksthümlichen Wahlumtriebe und unsere Wühler sind berühmt geworden. Temme, den Ihr Blatt bereits geschildert hat, wird zu den unsern gezählt und er gehört auch durch seine Geburt unserer Gegend an. In Wiedenbrück, an der Grenze unsres Re-

gierungsbezirks ist er geboren, in dem Nachbarstädtchen Hamm lebte er lange Zeit als Subalternbeamter, verkommen in Nahrungssorgen und moralischer Haltlosigkeit. Sein damaliger Präsident, ein trefflicher freisinniger Mann, erkannte seine unleugbaren Talente und ermunterte ihn, sich zu ermannen; seiner Fürsprache hat es Temme zu verdanken, daß er sich der höhern juristischen Laufbahn widmen konnte. Der Ministerialmißgriff, der ihn später zum Direktor oder Vicepräsidenten des hiesigen Oberlandesgerichts machte, war ihm sehr vortheilhaft und sehr erwünscht. Beliebt war er hier nicht, die Bürger verwahrten sich in dem Lokalblatte wiederholt gegen die Theilnahme an den Fackelzügen ihm zu Ehren, aber seine letzte Märtyrschaft im Zuchthause gewann ihm doch wieder einige Sympathien; als er die Wahl, welche seine Anhänger durchgesetzt hatten, ablehnte, sagten diese äußerst naiv: „nu wat vorn Deputirter, gilt uns glik, aberst ut dem Zuchthuse muß he sin!“ Justizkommissar Gierse, auch einer unsrer Erwählten und Lieutnant Kaspary das neue Mitglied der Linken haben trotz ihres eifrigen Strebens noch keinen Zeitungsruf erlangen können. Letzterer versuchte früher durch schlechte Gedichte sich die ersehnte Geltung zu verschaffen. Er ist Kommunist und gehörte nebst mehreren andern Kameraden u. A. Korff, jetzt Gerant der Neuen Rheinischen Zeitung der Anneken'schen Richtung an. Es bestand nämlich, während Lieutnant Anneke hier noch in Garnison stand, eine Gesellschaft, als deren Vorsteherin seine nachmalige Gattin, unter dem ominösen Titel Kommunistenmutter, fungirte. Wie alle, denen nach Theilung mit reichen Nebenmenschen gelüstet, war diese junge schöne Frau aus ihrer Lebensbahn durch Armuth und Verlassenheit gedrängt worden. Ihre unverletzte eingeborene Weiblichkeit schützte sie vor der Rolle einer Aston, aber ihr romantischer Ehrgeiz drängt sie wo möglich eine Roland zu werden. Sie lebt jetzt in Köln und ist eine eifrige Mitarbeiterin an dem ultraradikalen Volksblatt; sie wühlt und erregt die Massen mit der Frau des Dichters und Deputirten Kinkel um die Wette, die reizbaren Nerven machen ja die Frauen noch empfänglicher für das Revolutionsfieber als die Männer. Vor wenigen Jahren waren noch die friedlichen Musen die Arbeitgeberinnen beider Damen. Frau Anneke erregte damals durch ihr tragisches und ungerechtes Schicksal als geschiedene Frau von T. in Münster viel Theilnahme, da sie katholisch, Herr von T. aber Protestant war. Namentlich protegirte der Adel ihre Erzeugnisse, die meistens in Gebetbüchern bestanden, dem für Münster günstigsten literarischen Handelsartikel. Die Enttäuschung der Gönner war äußerst naiv, als sie die Chamäleonart ihres Schützlings entdeckten. — Unser Adel, der im Frühjahr 1848 schon das Schicksal des altfranzösischen zu gewärtigen hatte, der sich nach Kräften populär zu machen strebte — seine Erbherrn und sogenannten regierenden Grafen traten sämmtlich bei der Bürgerwehr ein — sieht doch ein, daß es wohl nicht so gefährlich für sein Leben, aber doch für seine Vorrechte steht; die meisten Familienhäupter geben große Summen her um in Amerika Ankäufe zu machen, da voraussichtlich der Glanz der Familien

nicht lange bestehen kann bei Auflösung der Fideikommisse. Wie wenig sie sich an die in Frankfurt dekretirte Aufhebung des Adels kehren, beweisen sie durch die strenge Handhabung ihrer Gesellschaftstatuten; unter dem Namen eines Damenclub, haben sie eine Exclusivität ohne Gleichen darin eingeführt. Für die Spitzen der Militär- und Civilbehörden läßt man sich zuweilen zu einer Einladung herab, aber die unübersteiglichste Scheidewand ist gegen den sogenannten niedern Adel aufgerichtet. Es sind dies meist reiche Patrizier, die unter dem letzten Fürstbischof oder bei der preußischen Besitznahme geadelt wurden. Im Vertrauen auf den Einfluß des Jahres 1848 versuchte neuerdings ein ehrgeiziges Mitglied dieser niedern Adelsklasse in den Zauberkreis der Exclusivität einzudringen, der für die Eitelkeit fabelhafte Lockungen haben muß, wie Beispiele aus ähnlichen Verhältnissen der englischen high life genugsam darthun. Man unterscheidet jetzt die Parteien durch die Bezeichnung nach den Kugeln des Ballottements im adligen Club, die Schwarzen und die Weißen, letztere gelten für gefährliche Aufgeklärte, die den Neuerungen der Zeit huldigen möchten und für die Aufnahme eines Emporkömmlings in die Adelszirkel stimmen konnten! Obwohl früher stets eine Abneigung gegen das preußische Regentenhaus und Vorliebe für Oestreich, unter dessen Erzherzögen der letzte Glanz des Krummstabes leuchtete, vom Münster'schen Adel an den Tag gelegt wurde, so hat doch der Tod des Prinzen Waldemar die Gemüther erweicht und zu einer Demonstration der Theilnahme Anlaß gegeben. Der ganze Adel, die Damen in Hoftrauer mit Schneppenhauben und Kreppschleiern, betheiligte sich an der Leichenfeierlichkeit und trug noch 14 Tage nachher tiefe Trauer um den liebenswürdigen Prinzen. Er hatte auf dem ehemaligen fürstbischöflichen Schlosse hier, jetzt die Commandantur- und Oberpräsidialwohnung, wie ein Einsiedler gelebt, niedergedrückt durch die Wetterwolke, die über seinem Stamme hing und durch die Todeskrankheit, die an seinem Mark zehrte; seine angebliche Liebe zu Bettina's schöner Tochter Armgard oder Maxa erhöhte noch den romantischen Nimbus seiner Persönlichkeit. Man erzählt hier viele schöne Züge seiner Menschenfreundlichkeit. Der Münster'sche Aberglaube knüpfte eine schlimme Bedeutung an den Tod des Prinzen; es soll eine alte Prophezeiung existiren, wonach eine Person aus königlichem Blute auf dem Schlosse zu Münster sterben würde und dann die Straßen, durch welche der Leichenzug fährt, sämmtlich ein Raub der Flammen werden würden. Da nun die Leiche nach dem Bahnhofe gebracht werden mußte, so wurde die Stadt ihrer ganzen Länge nach von dem Zuge berührt und zahlreiche Petitionen gelangten an den kommandirenden General, denselben um die Stadt herumfahren zu lassen. Es geschah jedoch nicht und es brannte auch nicht. Der eine Flügel des Schlosses steht seit dem Tode des Prinzen ganz leer; es ist die Amtswohnung des Oberpräsidenten; Herr Flottwell, der diese Stelle inne hat, war bis jetzt in Frankfurt und ließ sich dort verleiten um Aufhebung des Cölibats mit Gritzner und Consorten zu petitioniren. Der Sturm, welchen dieser Antrag hier hervor-

rief, läßt sich schwer beschreiben, Flottwell würde buchstäblich zerrissen worden sein, hätte er gewagt hierher zu kommen. Carrikaturen und Spottlieder sind noch jetzt im Munde der Straßenjugend, das unschuldigste ist noch: „Schleswig Holstein stammverwandt, Flottwell hat sich den Mund verbrannt!“ Dies ist wirklich Volkswitz, denn der Mißgriff, sich die ganze katholische Bevölkerung Westphalens zu verfeinden, war eben nur Uebereilung und ist aufrichtiger und naiver bereut worden, als es einem Staatsmanne geziemt. Flottwell hat gegen den Bischof und mehrere Geistliche seine Unterschrift mit Unkenntniß des Inhalt jener Petition zu rechtfertigen gesucht; doch hat dies die Gemüther nicht versöhnt und es wird ihm schwerlich gelingen, seine Existenz in Münster wieder zu befestigen, denn man scheint in Berlin mehr Rücksicht auf den katholischen Klerus zu nehmen, als dieser selbst glauben will.

Flottwell's Vorgänger im Amte war der berühmte alte Vincke, Vater des bekannten Deputirten, ein würdiger Vater des edlen Sohnes. Schon als Jüngling schwärmte er wie dieser für das englische Vorbild einer volksthümlichen Verfassung, für Selbstregierung der Bürger und patriotische Aufopferung der Aristokraten. Sein klassisches Büchlein: „Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens, 1815,“ von Niebuhr herausgegeben, legt seine Ansichten in sehr merkwürdigen und kühnen Erörterungen dar. Man fühlt den Pulsschlag der damaligen Freiheitsregungen Deutschlands heraus. Nachdem Vinke vom französischen Despotismus verfolgt war, wie sein Freund Stein, wurde er bei der Reoccupation Oberpräsident in Münster und zeichnete sich nochmals als Führer des Landsturms aus, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Aus dieser militärischen Wirksamkeit stammte als bescheidenstes Abzeichen eine alte Soldatenmütze, die Vincke fortwährend trug, er mochte im Frack vor dem Könige erscheinen oder im blauen Kittel als Chef der Provinz eine Dienstreise unternehmen. Seine unbeschnittene Originalität zeigte sich deutlich auch in seiner äußern Erscheinung, von seiner Haltung und Kleidung ließ sich dieselbe Beschreibung machen, wie Schiller zur Zeit des Jena'schen Zusammenlebens einmal von Wilhelm Humboldt freundschaftlich schrieb: „er sah im besten Anzuge höchstens aus wie ein reputirlicher Schneider.“ Gemüthlicher war sein Anblick, wenn er auf Reisen den blauen Fuhrmannskittel trug, wie er im Münsterlande gebräuchlich ist, die Militärmütze auf dem starken grauen Haar, die kurze Pfeife im Munde und den Knotenstock in der Hand wanderte er oft meilenweit zu Fuß oder fuhr mit der ordinären Post. Nicht selten hielt man ihn für einen schlichten Bauersmann und höchst ergötzliche Mythen knüpfen sich an derartige Verwechselungen. So kommt er z. B. einmal zu einer Beamtenfamilie in einem kleinen Städtchen, die ihn unbekannterweise als ihren Wohlthäter verehrt, und bei der Kunde, daß er in dem Kreise erwartet wird, ihm mit Herzklopfen und Festkleidern entgegensieht; als der kleine Mann mit dem freundlichen breiten Gesicht und dem blauen Kittel im Hause erscheint, führt ihn die Hausfrau eilig und nicht sehr höflich in den Kuhstall, weil sie ihn für einen

ländlichen Schlächter und Käufer ihres jüngsten Kälbchens ansieht. Er beachtete solche Verstöße niemals und benutzte sein Incognito nur zuweilen, um manche geheime Mißbräuche seiner Untergebenen zur Verantwortung zu ziehen. Noch weit zahlreicher sind die Histörchen über seine unbegrenzte Gutmüthigkeit, seine Freigebigkeit im Wohlthun und seine Sparsamkeit gegen Anforderungen des Luxus in seiner Häuslichkeit. Er war ein deutscher Originalcharakter, dessen Leben und Wirken zu einem vollständigen Bilde zu gestalten eine schöne Aufgabe für unsre biographischen Schriftsteller wäre, aber es existirt nicht einmal eine ausführliche Lebensbeschreibung von ihm. Seine rastlose Thätigkeit für die Provinz hatte nach und nach seine universellere politische Richtung absorbirt, und er folgte sogar den ersten kühnen Schritten des Sohnes auf dem Wege der Opposition mit mißbilligenden Blicken. Die spätere Entwicklung dieses großen und festen Geistes hat er nicht mehr erlebt. Er starb am 2. December 1844 an Ueberanstrengung aller seiner Kräfte, bis zum letzten Augenblicke hatte er gestrebt sie für seinen Beruf nutzbar zu machen. Er, der in seiner Jugend gegen das Zuvielregieren der Beamten geeifert hatte, war in spätern Jahren in gewisser Weise und in bester Absicht Autokrat geworden. Er wollte mit väterlicher Sorge das Kleinste wie das Größte in seinem Bezirke selbst leiten und überwachen. Die vielgeschmähte, aber nirgends in strenger Ordnung und Rechtlichkeit übertroffene preußische Beamtenmaschinerie, in der sich die besten Kräfte mit unvergleichlicher und unbegreiflicher Selbstaufopferung geduldig abnutzen lassen, hatte auch ihn mit Leib und Seele erfaßt. Er nahm seine geliebten Actenstöße mit auf sein Sterbebett und wird stets als ein Musterbild eines preußischen Beamten anerkannt werden müssen. Als Familienvater war er eben so vortrefflich als glücklich; er hinterließ elf lebende Kinder, vier Söhne und sieben Töchter. Der berühmte Abgeordnete ist der älteste, er besitzt dieselbe Thatkraft, denselben Gemeinsinn wie sein Vater, und erbte von einer geistreichen Mutter mehr Schärfe und Consequenz des Urtheils, mehr Präcision und Gewalt des Ausdrucks. Der zweite Sohn ist ein talentvoller Dichter, der jüngste bethätigt seinen strebsamen Sinn, seinen ebenbürtigen Vincke'schen Geist in diesem Augenblick durch eine Reise nach Amerika zu wissenschaftlichen Zwecken. Die Töchter haben in die ersten Familien des Landes geheirathet. Uebrigens ist diese Linie der Freiherrn Vincke nicht verwandt mit dem gleichnamigen Major v. Vincke, Abgeordneten der ersten Kammer in Berlin. Es ist ein seltsamer Zufall, daß so manche der jetzt vielgenannten Persönlichkeiten in Münster ein Stück Lebensgeschichte stehen haben. So haben außer dem berühmten Abgeordneten Vincke, der seine Kinder- und Jugendjahre auf dem hiesigen Schlosse zugebracht hat, auch die Exminister Schreckenstein und Pfuel hier jahrelang gelebt, auch General Wrangel's Aufenthalt steht hier noch in lebhafter Erinnerung. Er war hier zur Zeit der sogenannten Cölner Wirren, in deren Folge Münster sich durch einen Aufruhr auszeichnete. Man zeigt hier noch

ein Localgemälde, wo der schlanke General mit der Lieutnantsfigur und dem eisgrauen Kopfe, der beste Reiter der Armee, mit seinem Pferde über die unruhigen Köpfe mit einem kühnen Satze hinwegspringt, als sie ihm nicht Platz machen wollten. Damals wurde er, angeblich wegen zu scharfen Auftretens in dieser Angelegenheit, nach Stettin versetzt.

Bilder aus Hamburg.

„Haben Sie schon die deutsche Flotte gesehen?“ Diese Frage brachte mich fast zur Verzweiflung, denn sie ging wie eine fixe Idee durch alle Gespräche meiner Bekannten hindurch, die hierher kamen. Ich zuckte die Achseln, schüttelte mit dem Kopfe, endlich wurde ich grob; auch das half nichts. Da faßte ich einen kühnen Entschluß. Hat Columbus Amerika entdeckt, so wirst du auch die deutsche Flotte auffinden können, so dachte ich bei mir selbst, und gerüstet, als wollte ich wie Capitain Roß eine Südpolexpedition unternehmen, ging ich hinab zum Hafen, und bestieg mit einem kräftigen Seemannsfluche die bereitstehende Jolle. Jedes Schiff an dem ich vorbeifuhr, sah ich scharf darauf an, ob es nicht etwa die deutsche Flotte wäre — vergebens. Endlich, endlich sah ich mit leibhaften Augen die Kriegsflagge des Reichs deutscher Nation vor mir, schwarz-roth-gelb — mit dem Reichsadler im gelben Felde; der Adler schwarz, mit roth ausgeschlagener Zunge, und überhaupt alles so bis auf das Haar, wie es die verfassunggebende Nationalversammlung in Frankfurt beschlossen. Die Flagge wehte so stattlich, der Adler streckte so kriegerisch die Zunge heraus, ich freute mich doch herzlich in meinem Gemüthe. Es steckt in diesen heraldischen Bestien ein gewisser nichtswürdiger Zauber, sie machen Einem das Herz schneller schlagen, die kleinen romantischen Possen! Von der Flagge schweiften meine Blicke sofort nach dem Schiffe, das damit in Verbindung zu stehen schien. Sonderbar, murmelte ich leise — es laut zu sagen wagte ich nicht, Angesichts einer hervorglotzenden Kanone — die Flagge ist so neu, so groß, so regelrecht ausgeführt, und das Schiff so alt, so klein, so —. Wahrscheinlich hat man zuerst die Flagge angefertigt und hinterher zu derselben ein Schiff ausgesucht — und unwillkürlich fiel mir Blumauers travestirte Aeneide ein:

Man ließ für hunderttausend Mann
Montirungsstücke schneidern,
Und warb darauf Soldaten an
Die paßten zu den Kleidern.

Unterdessen legte die Jolle an, ich ergriff die Strickleiter und schwang mich an Bord der Reichsdampffregatte „Lübeck." Dieses gemüthliche Kriegsschiff sollte der Idee nach 13 Kanonen haben; gegenwärtig fehlten noch 12 davon. Die Besatzung bestand vorläufig aus einem Midshipman und ein paar Matrosen. Doch etwas fürs Herz, dachte ich, verließ befriedigt das friedliche Kriegsschiff und steuerte der Kriegsfregatte „Deutschland" zu. Zwar war diese früher ein ehrbarer, schon etwas bejahrter Kauffahrer gewesen, aber jetzt sah sie ungemein kriegerisch aus, recht erhoben und geadelt. Auf ihr fand ich auch Marinesoldaten und einen wirklichen Reichs-Marineoffizier. Von den 32 Kanonen der Fregatte zählte ich schon eine gute Anzahl und klopfte jede einzeln wohlwollend auf den dicken Leib; die Uebrigen kommen nächstens, versicherte mir gutmüthig der Offizier. Segelwerk, Takelage und dergleichen war freilich noch nicht da, auch seufzte noch ein Mast mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen, wo er aufgerichtet werden sollte. Ich freute mich, daß Deutschland nicht ganz umsonst sein erstes „Tonnengeld" ausgegeben habe, betrachtete mir bei der Rückfahrt noch ein appetitliches Kanonenboot und fuhr in tiefem Nachdenken nach Hause. Meine Herren von den Grenzboten! Zwei Dinge stehen fest. Erstens ist es wünschenswerth, daß wir die dänische Flotte vernichten, und zweitens ist es wünschenswerth, daß dies durch unsere Flotte geschehe. Ich glaube, das wird sich am besten machen lassen, wenn wir die feindlichen Schiffe sämmtlich in einen Fiord oder Hafen, oder Flußmündung locken und dann mit aller Kraft von allen Seiten angreifen, mit Kanonen, Böllern, Schlüsselbüchsen. Unsere Schiffe werden uns um so mehr helfen, je weniger sie deshalb in See zu gehen haben. Große Seehelden sind wir noch nicht, aber wir haben gute Fäuste. Es kommt nur darauf an, daß wir den Feind so nahe heran kriegen, daß wir ihn prügeln können. Dann war der Jubel des 5. April, der glorreiche Tag von Eckernförde, nur das Vorspiel der eigentlichen Vernichtungsschlacht. Rechnet man das in die Luft gesprengte Linienschiff und die genommene Fregatte von der dänischen Flotte ab, so werden durch den bevorstehenden Hauptkampf von unsrer tapferen Marine an dänischen Schiffen in den Grund gebohrt, resp. genommen oder in die Luft gesprengt werden: 4 Fregatten (Havfruen, Thetis, Bellona, Rota), 5 Corvetten (Polder, Walkyrien, Galathea, Flora und Najaden) 4 Briggs, 4 Kriegsdampfschiffe, 6 andere Dampfschiffe, eine Division Kanonenfahrzeuge und 3 Barkschiffe und Kutter. — Von der Seeschlacht zum Zungengefecht ist nur ein Schritt. Ich wende mich demnach zu den parlamentarischen Kämpfen der Freistadt Hamburg. Hier muß ich zuvörderst eine mögliche Illusion zerstören. In meinem ersten Berichte habe ich gesagt, daß die hiesige Linke wahrhaft deutsch sei und diese Gesinnung bei der Grundrechtsfrage an den Tag gelegt habe. Da könnte vielleicht geschlossen werden, daß sie die Kaiserwahl vom patriotischen Standpunkte aus aufgefaßt, und in diesem Sinne irgend ein Lebenszeichen von sich gegeben habe. Waren doch auch bei ihnen Bassermanns Worte vom 16. Januar nicht ungehört

geblieben: „Mögen Sie denken über ein erbliches Kaiserthum, wie Sie immer wollen, das weiß ich — daß die Dänen und Russen, und vielleicht auch die Franzosen am wenigsten Hoffnung übrig behalten für Erreichung ihrer Absichten auf Deutschland, wenn Sie den Erbkaiser beschließen." Waren doch fast überall und in allen Fractionen deutscher Kammern Einladungs-, und nach erfolgter Wahl Zustimmungsadressen votirt. Aber in diesem Punkte hört die Vaterlandsliebe der hiesigen Linken auf. Wie der gute Fürst Heinrich von Reuß, reitet sie ihr Prinzip der Demokratie, das sie innerhalb einer Monarchie durchaus nicht unterbringen kann. So kam es, daß in der Oberhauptsfrage von Hamburg tiefes Schweigen beobachtet wurde. Bei den übrigen Fractionen kann man sich weniger darüber wundern, da diese hier überhaupt wenig rührig und politisch indifferenter sind. Bei der großen Lebendigkeit der entschiedenen Linken ist es natürlich, daß ihre Koryphäen am meisten auf der parlamentarischen Arena erscheinen. Ein paar ihrer Helden mögen hier kurz geschildert werden. Trittan ist etwas hager, wie Sasso, der Traum eines Schattens von Ledru-Rollin, Advokat wie dieser. Er spricht deshalb auch, als ob er seine Reden bogenweis liquidirte, oft zum Entsetzen weitschweifig und in der Regel ein Styl einer Appellationsrechtfertigung: Beschwerde 1, 2, 3; ad gravamen 1, 2, 3. Sein Organ ist nicht ungewöhnlich, seine Rede ohne Feuer und oratorischen Schwung. Nur zuweilen nimmt er einen Anlauf, aber es will nicht recht vorwärts, er sinkt bald wieder in eine angenehme Alltäglichkeit. Er ist leicht gereizt, wird noch leichter unangenehm persönlich, und obgleich wir seine Berechtigung sich selbst für das bedeutendste Mitglied der constituirenden Versammlung zu halten nicht bestreiten können, so behaupten wir doch, daß er über Hamburger und alle möglichen fremden Staatsverfassungen mehr Zeug spricht, als er antworten kann. Er wird es der Constituante niemals vergessen, daß sie sein Zweikammersystem, das gedruckt so hübsch aussah, verworfen hat, und ist unermüdlich, diese liebste Frucht seiner politischen Wehen in irgend ein offen gelassenes Loch der Verfassung unter dem Titel eines permanenten Ausschusses oder auf andere Weise einzuschwärzen, was aber die Kammer-Douaniers sogleich wittern und immer wieder vereiteln; zuweilen hält er statt einer Rede einen kleinen Barrikadenkursus über die leichteste Art eine Verfassung über den Haufen zu werfen. — Ferdinand Löwe, Schulamtskandidat, ist der wahre Champion der Volkssouveränität. Er schreitet mit einer gewissen dedeigneusen Nonchalence bis zur Tribüne, hält oft die Hand an die Stirn, als wollte er das Uebermaß der Gedanken zurückdrängen — vergebene Mühe, er kann sie nicht zurückhalten — und steigert gern sein wohltönendes Organ zu einer völlig überflüssigen Stärke. Wenn er von dem Volke spricht, und das geschieht sehr oft, weil er zu versichern liebt, daß durchaus für das Volk „gesorgt" werden müsse, so pflegt er in edlem Eifer zu glauben, die Tribüne selbst wolle widersprechen, und in solchen Momenten heiliger Wuth schlägt er unbarmherzig auf sie los. Er erklärt sehr häufig, daß er

etwas nicht begreifen könne, und findet dabei wenig Widerspruch; er liebt dann wohl, dies ihm Unbegreifliche theologisch oder mystisch zu nennen. Er redigirt auch eine Wochenschrift: „Der Volksfreund, Organ für radikale Reform". Dieses Blatt leidet oft an Mangel des Ueberflusses am Stoffe und ist dann genöthigt, sich durch Excerpte zu ergänzen, z. B. durch Aehrenlesen aus Börne's Schriften. Manche meinen nun, es wäre vorzuziehn, lieber gleich den ganzen Börne noch einmal abdrucken zu lassen, als diese ewigen Auszüge! Doch die so sprechen sind seine Neider. Uebrigens ist das Blatt immer noch besser geschrieben, als manches andere hier, jedenfalls steht Löwe in dem Ruf, es ehrlich mit seiner Sache zu meinen. Marr's Radicalismus kennen Sie aus seinen Schriften, ich freue mich, daß er auch etwas auf Toilette gibt, er trägt sein Haar so glatt wie seine Gedanken kraus sind. Er spricht gern von der Schweizer Verfassung; ob seine Bildung gründlich und sein Urtheil sicher ist, das weiß ich nicht, ich verstehe nichts von höherer Politik, darüber müssen sie unsern Professor Wiebel fragen. Uebrigens ist mir Marr der liebste von allen unsern Rednern, seine Reden haben einen großen Vorzug, sie sind die kürzesten von allen. Er gibt nebenbei den „Mephistopheles", ein satyrisch-politisches Blatt, heraus. — Für heute mag es an diesem Kleeblatt genug sein. Was die constituirende Versammlung selbst betrifft, so berieth sie die Grundbestimmungen der Verfassung mit einer Langsamkeit, die an die schönsten Zeiten des seligen Reichskammergerichts lebhaft erinnerte. Ueber einen einzigen Paragraphen werden 4 bis 5 Stunden lang Reden gehalten, in denen de multis rebus et de quibusdam aliis, Sachdienliches aber desto weniger gesprochen wird. Zwanzigmal Dagewesenes wird zum einundzwanzigsten Male wiederholt, was der Eine vorgebracht hat, sagt der Andere noch einmal, höchstens mit etwas verschiedenen Worten. Ueber jeden Paragraphen wird eine wahre Wasserfluth von Amendements geschüttet, die oft das Papier* nicht werth sind, auf dem sie geschrieben stehen. Bei einem Amendement behauptete Trittan neulich geradezu, er würde es nicht vertheidigen, was auch dagegen vorgebracht werden würde, aber er wollte die Versammlung zwingen, darüber abzustimmen. Das ist doch ein vernünftiger Grund, der sich hören läßt. Es handelte sich um die Initiative des Rathes, die Trittan für eine demokratische Todsünde erklärte, nachdem Löwe echt handwerksgemäß von einer hohen Mauer gesprochen, die man zwischen der Exekutive und der Legislative aufführen müsse. Dabei erinnerte er sich wahrscheinlich von Friedrich dem Großen und dessen Ausspruch über die Fürsten als Diener des Staates gehört zu haben, denn er schrie mit drohend erhobener Stimme: der Rath sei dazu da, das auszuführen, was die Bürgerschaft beschlossen, dafür werde er bezahlt, er sei also ihr bezahlter Diener und müsse kein Titelchen von Recht mehr haben als

*) Vorbehaltlich des noch nicht diskutirten, aber im Entwurfe vorgeschlagenen Suspensivveto des Rathes.

ein bezahlter Diener. An das Entscheidende, daß die Bürgerschaft allein die Gesetze zu beschließen hat,*) dachte Keiner oder wollte Keiner denken, und so war der ganze giftige Streit eigentlich de lava caprina geführt. Als aber Wiebel nachwies, daß auch der kleine Rath in der gut demokratischen Schweiz das Recht des Gesetzvorschlages habe, war die Schweiz auf einmal nicht mehr ganz kauscher, trotzdem sie sonst immer wie eine Citrone ausgepreßt wurde, um Beispiele für die Einrichtungen der reinen Demokratie herauszutröpfeln. Res ad Triarios venit! Da erhob sich Trittau, um zu beweisen, daß die linke Seite auch den besten Gegner nicht zu scheuen habe, und hielt trotz seines besten acceptirten Gelübdes, nicht zu sprechen, eine halsbrechende Philippica. Umsonst; die Initiative des Rathes neben der der Bürgerschaft wurde angenommen. Um aber nicht alle Lorbeeren von den Heldenschläfen der Radikalen zu reißen, wurde ein Amendement von Löwe wenigstens als Zusatz angenommen, daß der Rath alle Jahr eine Botschaft, d. h. eine Art Rechenschaftsbericht über die Staatsverwaltung der Bürgerschaft einzureichen verpflichtet sein solle. So endete die denkwürdige Sitzung des 12. April, sie förderte den §. 13 zum Schlusse. Uebrigens muß ich hierbei bemerken, daß es sich zunächst nur um Aufstellungen von Grundbestimmungen für die künftige Verfassung handelt. Diese Bestimmungen werden jetzt im Schooße der Constituante berathen und beschlossen. Erst nachdem auf diese Weise alle einzelnen Paragraphen des Entwurfes sanctionirt sind, wird von einem besonderen, jetzt erst gewählten Verfassungsausschusse ein vollständiges Grundgesetz entworfen und demnächst der Plenarversammlung vorgelegt werden, welcher auch bereits ein Entwurf über die richterliche Behörde von dem für diesen Zweig der Verfassung bestehenden Ausschusse eingereicht ist. — Die Debatten innerhalb der constituirenden Versammlung sind übrigens nicht die einzigen, welche das öffentliche Leben hier in Fluctuation erhalten.

Wie die Freihändler mit deutschem Fleiß und deutscher Industrie umspringen, davon möge ein Beispiel statt vieler gelten. Am 27. März war nach langer Unterbrechung wieder öffentliche Sitzung des Freihandelsvereins. Der Vorsitzende Roß machte die bedenkliche Mittheilung, daß die Schutzzollpartei schon ein bedeutendes Terrain gewonnen habe, daß sie Alles aufbiete, und Adressen über Adressen nach Frankfurt schicke. Man wisse freilich, wie die Namensunterschriften, z. B. die 86,000 der Eisenstuck'schen Adresse, entstanden seien, wie die armen Fabrikarbeiter genöthigt würden u. s. w. Solche Mittel müsse natürlich der Freihandelsverein mit Verachtung zurückweisen, aber — da kam der Pferdefuß zum Vorschein — Propaganda müsse auf alle Weise gemacht werden. Jeder müsse mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln (?) wirken. Einen heiteren Eindruck machte es, als er zum Beweise des endlichen Triumphs des Freihandelssystems pomphaft verkündigte, daß sich sogar schon eine Ständekammer, die mecklenburgische, dafür ausgesprochen habe, während ein anderer Redner in seiner Naivetät berichtete, daß auch eine

Ständekammer, die würtembergische, sich dagegen, und für Schutzzoll entschieden. Sodann lieferte das Vereinsmitglied Godeffroy eine sogenannte Kritik der für Schutzzölle petitionirenden Adressen. Er kam auf die der Magdeburger Runkelrübenzuckerfabrikanten und ihre Begründung, daß nämlich ein Kapital von 20 Millionen in diesen Industriezweig gesteckt sei, daß er eine Masse Hände beschäftige, daß er den Werth des Grund und Bodens, sowie des inländischen Brennmaterials erhöhe. Alle diese Gründe fanden natürlich keine Gnade vor den Augen dieses strengen Rhadamantus. Die ganze Production, so meinte er, sei keine naturwüchsige, und alle angeführten Gründe paßten eben so gut, wenn man statt Runkelrüben Kaffeeplantagen unter Glasfenstern anlege. Darin stecke noch ein größeres Kapital, dadurch würden noch mehr Menschen beschäftigt u. s. w. Wenn die Rübenzuckerfabrikanten bei dem Zuckerzoll des Freihandelstarifs nicht concurriren könnten, so sollten sie das Bauen der Runkelrüben aufgeben und dafür Korn bauen. Ebenso könnten die Tabacksbauer und Winzer ihre Tabackspflanzungen und Weinberge aus- und niederreißen und Korn bauen. So sprach Herr Gustav Godeffroy am 27. März dieses Jahres. — Ich kenne die Ansichten Ihres Blattes über das beste Zollsystem für Deutschland nicht,*) aber ich bin überzeugt, daß diese Auffassung des Freihandels Ihren Beifall nicht haben kann.

Adolf Fischhof.

Ein Charakter.

Die Revolution vom Jahre 1848 hat viel kühne Worte und großsprecherische Thaten — aber wenig Charaktere hervorgebracht. Die Männer der soliden Ordnung und menschenfresserische Haudegen, Cavaignac, Wrangel, Windischgrätz, Knicanin, Welden, Lamarmora, Bem, Haynau u. A. m. — dies sind die hervorragendsten Gestalten, welche unsere Revolutionsepoche in die Vorrathskammer der Geschichte geliefert hat. Aber die Energie, der feste Stoff in diesen Heroen ist nicht aus dem Saft und Blut der neuen Zeit. Es sind die aufgespeicherten rohen Kräfte, welche während der langen Friedensperiode brach gelegen und nun mit einem Male überall hervorbrechen, wo sie dem jugendlichen Uebermuth oder der Schwäche der neuen Weltkinder mit der scharfen Klinge Eins versetzen

*) Differenzialzölle, Rönne's System, Denkschrift der Breslauer Kaufmannschaft von 1847.

Die Redaction.

können. Unter der Zuchtruthe dieser mittelalterlichen Epigonen müssen sich die modernen Helden heranbilden und aus verweichlichten Idealisten thatkräftige, praktische Männer werden. Selbst die wenigen friedlichen Größen, Lamartine, Gagern, Vincke, welche in Frankreich und Deutschland allgemein anerkannt sind, haben bereits unter dem ancien régime die Grundsteine zu ihrem Ruhme gelegt.

Oestreich, so reich es an tapfern Haudegen und wortreichen Rednern ist, hat doch während der ganzen Revolutionszeit des vergangenen Jahres einen so großen Mangel an eigentlichen Charakteren gezeigt, daß selbst die feurigsten Patrioten über die moralische Schwäche ihres Vaterlandes verzweifeln mußten. Um so bedeutender tritt uns die Gestalt eines Mannes entgegen, an welchem die Revolution ihren ganzen blutigen Kreislauf vollbracht hat, ohne ihn in unserer Achtung zu erschüttern, oder den Mann selbst in seinem eigenen kernigen Wesen schwankend zu machen. Wir sprechen von Adolf Fischhof. Wer die Geschichte der östreichischen Hauptstadt vom Jahre 1848 kennt, kennt auch die Verdienste Fischhofs um sein Vaterland. Im März 1848 war er der Erste, der durch begeisterte Worte das dumpfe Schweigen und die Knechtschaft der Oestreicher brach. Im April und Mai leitete er die Organisation der akademischen Jugend und war wieder der Erste, der die Gefahr erkannte, in welche der Staat durch das Uebergewicht der Aula kommen könnte. In Gemeinschaft mit Goldmark hatte er bereits am 24. Mai den Beschluß durchgebracht, daß die Aula geschlossen und die Berathungen des Studentenkomités nur den Angelegenheiten der Legion gewidmet sein sollten, als das unvorsichtige gewaltsame Einschreiten der Regierung am 26. Mai von Neuem einen gefahrvollen Sturm heraufbeschwor. An diesem Tage stieg Fischhof mit mehreren gleichgesinnten Freunden von Barrikade zu Barrikade, um nach Widerruf der Proclamation wegen Auflösung der Legion seitens des Ministeriums, die Bevölkerung zur Ruhe und Ordnung zurückzubringen. Aber bereits hatte das Vertrauen, welches die Regierung in diesen Ehrenmann setzte, denselben in den Augen des Volks verdächtigt. Der Ruf: Reactionär, durch welchen ihm seine vereinzelten Gegner beim großen Haufen zu schaden suchten, brachte ihn an diesem Tage mehrmals in Lebensgefahr, aus welcher ihn nur seine Unerschrockenheit und die Hilfe der Nationalgarde retten konnte. Dennoch war seine Popularität in der Mehrzahl der Bevölkerung so befestigt, daß ihm in dem Sicherheitsausschusse, welcher am Abende desselben Tages vom Ministerium kreirt wurde, die Präsidentenwürde übertragen wurde. An diesem Platze entwickelte Fischhof die ganze Fülle von Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgestattet hat. Eine hinreißende, einfache, aber treffende Rednergabe, Geistesgegenwart und feste Entschlossenheit in gefahrvollen Momenten, eine gewinnende Milde und Liebeswürdigkeit im Umgange mit allen Klassen der Bevölkerung, edle Offenheit und Männlichkeit im Verkehr mit höhergestellten Personen, Klarheit und Schärfe des Verstandes in der Leitung der verwickelten Debatten — diese Eigenschaften befähigten Fischhof zu

seiner schwierigen verantwortlichen Stellung als Präsident einer Behörde, deren Wirksamkeit damals über den schwachen Ministerrath hinaus in alle Zweige der Verwaltung eingriff und von deren Verhalten die Ruhe und Sicherheit der Hauptstadt durch mehr als zwei Monate abhing. Durch seine ruhige und möglichst gerechte Leitung der politischen Debatten in dieser Versammlung wußte Fischhof die Sympathien der separatistischen Provinzen der Hauptstadt zu erhalten und wie sehr er selbst die Achtung des gegen jede revolutionäre Erscheinung erzürnten Militärs genoß, geht aus den bekannten Worten General Wallmodens in Prag hervor: „Pillersdorf — den kennen wir hier nicht. Fischhof — ist ein guter Name." Daß seine Einsicht in die politischen Verhältnisse Oestreichs auch diese Klasse der Nation berücksichtigte, zeigte eine glänzende Rede, in welcher er die Versammlung, deren radikale Elemente sich gegen den Krieg in Italien ausgesprochen hatten, zur Begeisterung und zu reichlichen Beiträgen für die östreichische Armee hinriß. Eben so muthig stellte er sich allen revolutionären Gelüsten der Arbeiter so wie der Demokraten par force entgegen. Als eines Tages die Aufregung unter den Arbeitern bedenklich gestiegen war, ließ Fischhof die Nationalgarde unter dem Oberkommandanten Panasch ausrücken. Die Arbeiter nahmen von Stunde zu Stunde eine drohlichere Stellung ein und der Sicherheitsausschuß selbst fürchtete von ihnen gestürmt zu werden. Anträge auf Zurückziehung der bewaffneten Macht und Gewährung der unbilligen Forderungen der Arbeiter wurden gestellt. Aber Fischhof donnerte die Antragsteller mit fester Entschlossenheit nieder und erklärte einen Jeden für einen Verräther am Wohle der Hauptstadt, der noch einen ähnlichen Antrag vorbringen oder den Saal vor Beseitigung der Gefahr verlassen würde. Indessen hatte sich Oberkommandant Panasch persönlich in Unterhandlungen mit den Arbeitern eingelassen. Als dies im Ausschusse bekannt wurde, ließ der Präsident dem Obersten Panasch vor die Versammlung entbieten. Keiner der Zuhörer, welche in jener Stunde im Saale anwesend waren, wird je den Eindruck vergessen, welchen die Worte Fischhofs auf den alten Soldaten sowie auf die ganze Versammlung machte. Mit einer Hoheit des Ausdrucks, welche nur der innere Seelenadel und der echte Patriotismus verleihen kann, führte der Präsident des Sicherheitsausschusses die Gefahren der Stadt und die Unvorsichtigkeit seiner Handlungsweise dem Obersten vor Augen und zu Gemüth. Lautlose Stille herrschte im ganzen Saale, auf der Straße hörte man das Gesumme und Murren der aufgeregten Masse, der greise Panasch bot unter Thränen seine Demission an — ein Augenblick der Spannung und tragischen Erhebung bemächtigte sich der Zuhörer. — Da nahm Fischhof wieder das Wort. Sein Gesicht ward wieder ruhig und milde, die Aufregung des edlen Zorns lag nur noch wie eine Verklärung über seinen Zügen. Mit einer geistreichen Wendung und mit gerührter Stimme reicht er dem erschütterten alten Manne die Hand und stellte so die Versöhnung und Einheit zwischen den obersten Behörden der Stadt und in der ganzen Versammlung, welche

in lautem Jubel ausbrach, wieder her. Fischhof hatte den ganzen Tag den Saal nicht verlassen, — erst als es Nacht wurde und die Arbeiter, von der Fruchtlosigkeit ihrer drohenden Stellung überzeugt, auseinandergegangen waren, konnte der Präsident des Sicherheitsausschusses daran denken, die Anforderungen seines Magens zu stillen. Ob ihm aber dies gerade an diesem Tage gelungen, können wir nicht mit Bestimmtheit versichern, da Dr. Fischhof, damals der mächtigste Mann der Monarchie, unter den größten Entbehrungen und oft um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verlegen, die Lasten und Sorgen seines Amts führte. Daß bei einem so entschiedenen, ausgeprägten Charakter die Verdächtigungen nicht ausbleiben, ist leicht zu begreifen. Die Demokraten nannten ihn reactionär, die Reaction sah in ihm den Ausdruck der Revolution. Doch zollten ihm alle Parteien so viel Achtung und fühlten sich so sehr vom Zauber seiner Persönlichkeit gebannt, daß Niemand es wagte, offen gegen ihn aufzutreten. In einer Vormittagsitzung des Ausschusses wollte eine Deputation mehrerer demokratischen Vereine die Abwesenheit des Präsidenten, welcher eben beim Minister des Innern im Auftrage des Ausschusses wegen der direkten Wahlen zum Reichstage verhandelte, benutzen, um denselben in den Augen der Versammlung als Vertrauten des Ministeriums zu verdächtigen. Nachdem Fischhof wieder die Leitung der Debatte übernommen und die Erklärung abgegeben hatten, daß er selbst und die ihm beigegebene Deputation des Ausschusses von der Unausführbarkeit der directen Wahlen überzeugt sei, wandte er sich mit dem vollen Ausdrucke der Verachtung an die Deputirten des demokratischen Vereins und drückte dieselbe durch die moralische Wucht seiner Worte so zu Boden, daß er sie selbst vor den thätlichen Unbilden der aufgebrachten Versammlung schützen mußte. — —

Bei den Wahlen zum Reichstag ging er als Deputirter eines Wiener Vorstandsbezirks aus der Urne hervor. Dies und die Ueberzeugung von der fernern Haltlosigkeit des Ausschusses selbst bewog ihn die Präsidentenstelle daselbst niederzulegen, nachdem er noch wenige Tage vorher die deutsche Reichsdeputation und den Erzherzog Reichsverweser im Namen der Hauptstadt begrüßt hatte. Die Rede, welche er bei Gelegenheit der Annahme der provisorischen Oberhauptswürde vor dem Reichsverweser hielt, war eine der gehaltvollsten und würdigsten unter den zahlreichen Reden, welche damals gehalten wurden.

Bald nach seinem Austritt zerfiel auch der Sicherheitsausschuß in seiner innern Auflösung und an der abnormalen Stellung, welche er gegenüber dem Ministerium, dem Reichstag und Gemeinderath einnahm.

Das Ministerium Doblhoff suchte sich durch die Acquisition Fischhofs, sowie einiger anderer Männer seiner Farbe im Reichstag zu stützen. Daß es nicht kleinlicher Ehrgeiz oder Stellensucht war, durch welche Fischhof zur Annahme bewogen wurde, zeigt seine ganze Haltung während und nach dem Abtritte dieses Ministeriums. Er wußte zu gut, daß das Ministerium Doblhoff für den Liberalis-

mus das einzig mögliche war und daß mit dessen Abtritt nur die Reaction die Zügel ergreifen würde. Er opferte gerne seine Popularität und die in seiner vorherigen schwierigen Stellung erworbenen Verwaltungskenntnisse, um eine Regierung zu stützen, welche bei festerer innerer Konsistenz unter günstigern Verhältnissen im Stande gewesen wäre, die Anarchie und die Rückkehr des Despotismus zu gleicher Zeit unmöglich zu machen. Die Reorganisation des öffentlichen Medicinalwesens, welches Fischhof aus seiner eigenen practischen Erfahrung als Secundärarzt im k. k. Krankenhause kannte, ward vorzüglich in Fischhofs Hand gelegt. Mit welcher Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Verachtung alles Protectionswesens er sein Amt verwaltete, davon möge ein kleiner Zug, welcher aber den ganzen Mann charakterisirt, hier Zeugniß geben. Auf der Reise nach Gallizien, welche Dr. Fischhof im Auftrag der Regierung zur Inspection der Sanitätsanstalten machte, besuchte er einen seiner besten frühern Collegen und Freunde, welcher in einem kleinen Städtchen der Buckowina unter drückenden Nahrungssorgen lebte. Dieser bat ihn, ihm eine Kreisarztstelle, welche in der Nähe zu vergeben war, zuzuwenden. Fischhof versprach, so viel in seinen Kräften liege, zu thun. Bei dem Ansehen, welches Fischhof als oberster Ministerialbeamte und seiner Persönlichkeit halber genoß, wäre es ihm leicht gewesen, ein festes Versprechen zu geben und zu halten. Aber er wollte seinen persönlichen Einfluß in keiner Weise geltend machen. Als der Protomedicus des Gubernialbezirks nach amtlichem Gebrauch drei Candidaten als die tauglichsten für die Kreisarztstelle vorschlug, fand sich der Name jenes Freundes nicht darunter, und Fischhof wählte Namens des Ministeriums Einen der drei fremden vorgeschlagenen Candidaten.

Er entfernte mit Energie viele Mißbräuche und untaugliche Personen aus der obersten Verwaltung der Hospitäler*) und arbeitete an der Spitze einer Commission für die Umgestaltung der Fakultätseinrichtungen. Ueberdies war ihm das Departement der Wiener Angelegenheiten übertragen. — Fischhof traf erst wenige Tage vor dem 6. Octbr. von seiner galizischen Reise in Wien ein und die Revolution überraschte ihn eben so wie viele Patrioten, welche seine Gesinnungen theilten. Während die meisten Ministerialbureaus verlassen waren, hielt er es für seine Pflicht, an der Seite des Finanzministers allein auszuharren und nahm zugleich als Reichstagsmitglied an der Permanenzcommission Theil. Daß er hier nur mäßigend wirkte und für Versöhnung der Parteien sprach, bezeugen die Protocolle. Als das Ministerium Stadion die oberste Verwaltung übernahm, gab Fischhof seine Entlassung ein. Stadion selbst wollte sie nicht annehmen; aber Fischhof konnte sie unter der Bedingung, mit dem Ministerium im Reichstag zu stimmen, nicht behalten. Wenige Tage vorher hatte selbst eine Deputation von Aerzten, welche ihre amtliche Stellung dem Wirken Fischhofs zu verdanken hatten, in widriger Be-

*) Ueber welche die Grenzboten bereits im Jahre 1846 gerechte Klagen erhoben hatten.

lagerungszustandgesinnung beim Minister des Innern um Entlassung Fischhofs petitionirt! Graf Stadion antwortete: Man würde ihm (dem Minister) einen solchen Schritt als Verleugnung des März auslegen. Die Militärgewalt jedoch kümmerte sich nicht um die öffentliche Stimme und brachte Fischhof gleich nach Auflösung des Kremsier Reichstags in den Kerker. Dort sitzt nun der Mann, welcher Oestreich im Jahre 1848 aus vielen innern Drangsalen gerettet und harrt des Urtheils, das ihm auf Grundlage gemeiner Denunciationen und des östreichischen Kriminalgesetzbuches, das die Märzbewegung nie anerkennen kann, gesprochen werden soll. Die Bevölkerung Wiens bezeigt dem edlen Liebling ihre stille Theilnahme, indem ihm von unbekannten Händen zahlreiche Geschenke und Aufmerksamkeiten in seine einsame Klause zugesandt werden.

Adolf Fischhof ist 1817 in Pesth geboren, hat daselbst und in Wien seine medicinischen Studien vollendet und wurde im Jahre 1846 Secundärarzt am k. k. allg. Krankenhause zu Wien. Als practischer Arzt genießt er das volle Vertrauen seiner Collegen und zeigt in seiner medicinischen Praxis dieselbe Ueberlegenheit des Geistes und Festigkeit der Grundsätze, welche er im politischen Leben bewiesen hat.

Viele Freunde Fischhofs fürchten, daß sein Charakter unter der Wucht seines unglücklichen Schicksals erliegen würde. Wer aber die echt republikanischen Tugenden*), die tiefe patriotische Begeisterung und Seelenstärke Fischhofs kennt, welche ihm jedes Opfer, das sich mit der freien Manneswürde verträgt, für das Gemeinwohl möglich macht, der wird keine solche Befürchtungen hegen.

Der Adel einer menschlichen Seele drückt sich gewöhnlich auch in der äußern Persönlichkeit aus. Dies ist bei Fischhof der Fall. Eine kräftige Gestalt, Würde und Ausdruck in jeder Bewegung, ein Gesicht, wie wir es an den antiken Büsten des Jupiter sehen, fest und kernig in den äußern Formen, aber milde und fein in den Zügen, breite, den Ausdruck der Gedanken bezeichnende Stirn, ein klares braunes Auge, voller Bart, — dies gibt beiläufig ein Bild jenes Mannes, den jeder Oestreicher, welcher Nationalität und welcher Partei er auch angehöre, mit Stolz und Liebe seinen besten Landsmann nennt. Fischhof ist der Patriot des neuen Oestreich. Altöstreich hält ihn gefesselt, als wollte es in ihm den Geist des vergangenen Jahres gefesselt halten.

---

*) Zur Kenntniß der k. k. Militärbehörden sei's gesagt, daß auch in der Monarchie republikanische Tugenden am Platze sind. Joseph II. und Radetzky z. B. haben solche aufzuweisen.

Briefe aus Oestreich.

Von einem deutschen Reisenden.

. . . Sehen möchte ich das Gesicht, mit welchem Sie die letzten Liebesbriefe Schwarzenbergs an Deutschland lesen; ich meine die Noten an Prokesch in Berlin und Schmerling in Frankfurt. Es hätte dem Cabinet nicht geschadet, mit etwas weniger Brutalität seinen „Guten Morgen!" zu sagen. Aber es ahnt nicht — ich weiß dies aus guter Quelle — daß es wie Mrs. Caudle das letzte Wort gehabt hat. Fürst Schwarzenberg meint, sich eben nur wie ein gutmüthiger polternder Alter benommen zu haben, und Deutschland, der verlorene Sohn, werde schon wieder bescheiden an Haus Habsburgs Thüre klopfen.

Ich muß den armen Schwarzenberg und den altfränkischen Stadion ein wenig in Schutz nehmen. Es ist mit ihrem Jesuitismus nicht so weit her. Ein Nilpferd könnte durch die Maschen ihrer Netze schlüpfen. Uebrigens gingen sie in der deutschen Frage mit den naiven Anschauungen des gebildeten Wienerthums Hand in Hand.

Jetzt stehen die Minister wieder an demselben Berge wie im December, als Gagern ihr Programm vom 27. November beim Worte nahm. Damals sagten sie: Deutschland für sich und Oestreich für sich. Beide sollten, unabhängig von einander, sich constituiren, dann ein inniges Bündniß schließen. Sehr wohl. Nur hegten sie den Hintergedanken: Wir werden uns constituiren, die Deutschen — unmöglich. Dann müßten sie ja nicht Deutsche sein. Wären sie aber, wider Erwarten, doch so verrückt, vernünftig werden zu wollen, so sagt man dem Czaren: Leid's nicht! Vielleicht kommt es zu ein paar kleinen republikanischen Krawallen in Berlin, Frankfurt und Karlsruhe. Desto besser. Belagerungszustand wie hier und gesunde Reaction! Schraubt man in Deutschland die Geschichte um ein Jahr zurück, so darf man dann hier zwanzig Jahr weit zurückgehn.

Damals stand die grinsende Kroatenromantik in höchster Blüthe und das gutgesinnte Wien schwelgte mit blödsinnigem Cynismus in der Verachtung Deutschlands. Allen abgestandenen Spott auf Deutschland, den Russen und Franzosen ersonnen oder unseren eigenen Schriftstellern abgelernt haben, kauten sich die gemüthlichen Wiener zum Morgen- und Abendgebet vor. Der Metternichsche Atheismus, der nur an Geld und Bajonnette glaubt, ist hier noch lang nicht ausgeschwitzt, und die phäakische Unwissenheit über das Land, dem sie Alles verdanken, was sie von Ruthenen und Slowaken unterscheidet, ist so dick, daß sie selbst von den praktischen Interessen, welche zur deutschen Einheit drängen, keine Ahnung haben. Erwähnte man die geistige Macht der Nation, so hieß es: Bah! Reuß-Kreuz!

Sogar um das schwarzgelbe Standrecht wähnten sie beneidet zu werden. „Huh! Da draußen geht's wild her. Die wären froh, wenn unser Windischgrätz bei Ihnen sauber machte!" — —

Unbegreiflich war es den wackern Wienern, daß Deutschland nicht in Ohnmacht fiel *), als der vornehme Fürst Schwarzenberg es verstieß und enterbte. Das Ministerium aber hatte kaum die ernste Stimme Gagern's vernommen und das Wort Bundesstaat, als es sein Programm umdeutelte: „Das ist ein Mißverständniß. So war es nicht gemeint. Oestreich soll ein Bundesstaat werden, Deutschland ein Staatenbund bleiben, damit wir jeden Augenblick wie der Wallfisch zwischen die Häringe fahren können." Dazu die wärmsten Versicherungen deutscher Gesinnung. Oestreich sei noch immer herablassend genug, die erste deutsche Macht bleiben zu wollen. Man ließ sogar durchblicken, Franz Joseph I. würde die mitteleuropäische Kaiserkrone huldvoll annehmen; denn sei man nur der westphälischen, pfälzischen und bairischen Fäuste gewiß, so werde man den Geier nach dem Brummen der Magyaren, Serben, Kroaten und Ruthenen fragen. Von Stadion kann ich speciell versichern, daß er wirklich (bureaukratisch) deutsch gesinnt ist. Gegen das Völkergewimmel im Osten, selbst gegen seine Originalnationalitäten, die er aus dem Koth der Wildniß gestampft und mit k. k. gestempelt hat, ist er deutsch, d. h. er wünscht ihnen deutsche Hiebe: gegen die gebornen Deutschen ist er kroatisch. —

Da rief der tapfere Heinrich, der schon als Knabe bei Waterloo für die gute Sache geblutet: Eure bundestägliche Hoffnung wird zu Schanden werden! — Das klang, das traf. Jedes ehrliche Herz in Wien bebte vor Freude, die „Gutgesinnten" verzogen höhnisch den Mund.

Das Ministerium ließ sich in seinem Raisonnement nicht irre machen. Wiener Zeitung, Lloyd, Oestreichischer Correspondent, Geißel &c. sangen im Chor: Sie sollen ihn nicht haben, den deutschen Staatenbund! Ein allmächtiges Oestreich ist das erste Bedürfniß Gottes; da nun Oestreich einen deutschen Staatenbund nicht beherrschen könnte, so darf er nach dem Natur- und Menschenrecht nicht zur Welt kommen. Will Italien frei und einig werden, so mache es Franz Joseph zum Kaiser, eben so Deutschland. Die einfältige Verwechselung Deutschlands mit Italien ist so lockend für den gutgesinnten Unverstand! Der officielle Oestreicher ist ein Kind mit Bart und Perrücke. Abgesehen von seiner fabelhaften Ig-

---

*) Es versteht sich von selbst, daß mein Tadel nur der faulen und falschen Wiener Bildung gilt. Das Volk von Ober- und Unterööstreich, das Volk der Vorstädte, mit spitzem Kinn, schnippischer Junge, verwogenem Muth und trefflichen Instincten, dies Volk ist, gleich dem Tyroler, ein ungeschliffener Diamant: die obere Residenzlerschicht, die Bildung ist polirter Druck. Das Volk benahm sich im October durchwegs ritterlich: die Hälfte seiner Führer war Abfall der gebildeten Klasse . . . Auch Bach und Pipitz sind gebildet. Diese Gerechtigkeit muß man ihnen wiederfahren lassen. Der Eins.

norauz über Deutschland — man kennt es in Petersburg besser als hier — scheut er sich nicht die naivste Selbstsucht zur Schau zu tragen. Ein Typus dieser Race, mein Nachbar Kappelbaumer, geht mit den Männern in Frankfurt um wie mit den „böswilligen Buben" in Wien. Da es hier ministerieller Styl ist, Pillersdorf — diese blutdürstige Turteltaube — in einen Sack mit Marat und Kühnapfel zu werfen, so wird es Herrn Kappelbaumer unmöglich, zwischen Gagern und Chaises einen wesentlichen Unterschied zu machen. Nach Tische, wenn seine geblümte Weste einen kühnen umgekehrten Spitzbogen bildet, wendet er sich mit drohendem Zeigefinger gegen das Ausland. „Ja, die sakrischen Norddeutschen — das sind perfide Gesellen — sind gar nicht gut östreichisch. — Baiern, braves Volk! — Die Berliner falsch, falsch, und der König dort ganz wie Carlo Alberto. — Aber wart nur, wir werden ihm Schlesien nehmen*); die Schlesier haben so noch große Sympathien für Maria Theresia. — Ha, ha, wenn die Seresaner einmal in Frankfurt die Hauptwache beziehen! Die werden schauen, die schlechten Kerle." — „Lieber Herr Kappelbaumer, ich fürchte nur, das Ministerium in London hält's mit Deutschland." — „Sie haben Recht, ist gar nicht gut östreichisch gesinnt. Aber wir werden's den Engländern schon gedenken."

Ich hätte Lust, bei meinem Freunde Kappelbaumer zu bleiben, den ich nicht einmal karrikirte und das Ministerium durch seinen Mund sprechen zu lassen, aber die Sache ist zu traurig für den Scherz.

Aus endemischer Begriffsverwirrung wurden selbst ehrliche Deutschöstreicher Bundesgenossen des Cabinets. Theils ließen sie sich von übermächtigem Preußenhaß fortreißen, theils ergriff sie panischer Schrecken über das czechische Beifallklatschen zum Plane Gagerns. Statt einzusehen, daß ein respecteinflößendes Deutschland der einzige moralische Rückhalt für die Sache des Deutschthums und der Cultur in Oestreich wäre, wollten sie kleinmüthig an der eignen Kraft verzweifeln, sahen sich wie die Elsasser von Deutschlands Tisch und Bett geschieden, wähnten sich schon hannakisirt, czechisirt und magyarisirt. Als wären die Drahtenbinder Franzosen! . . .

Noch blinder triebens die östreichischen Abgeordneten in Frankfurt. Sie träumten, Vertreter eines souveränen deutschöstreichischen Volkes zu sein — daß Gott erbarm! — und waren Schwarzenberg'sche Uhlanen, zur Sprengung des Parlaments beordert, ohne es zu wissen. Doch, was erzähle ich Ihnen? Die Liga von Oestreichern, Ultramontanern und rothen Republikanern ist ja gesprengt. Wehe den Hiesigen, die bei der Kaiserwahl in Frankfurt stimmten — sie sind im schwarzen Buch vorgemerkt — aber auch Jenen wird man keinen Dank wissen, die in der elften Stunde zur Besinnung kamen und sich der Abstimmung enthielten. Auf Mehrere, wie Giskra, Hartmann u. s. w. wird gefahndet, sobald sich ihr Schatten über die Grenze wagt.

*) Kappelbaumer hat das buchstäblich im „Lloyd" gelesen. Der Eins.

Felsen baut das gutgesinnte Wien jetzt auf die Unentschlossenheit des Königs von Preußen und vermuthlich, um ihn in seinem Schwanken zu befestigen, schleuderte Schwarzenberg seine letzten Monstrenoten nach Berlin und Frankfurt. Deutlich steht darin geschrieben, daß Oestreich mit seinem Plane, Frankfurt zu kremsierisiren, von Preußen abgewiesen wurde und dann erst mit der Paulskirche sich von Neuem verständigen wollte. Als dies nicht gelang, nahm es die durchsichtige Larve ganz ab. Es beruft sich auf den Wiener Congreß, weckt den todten Bundestag auf, erklärt das Parlament für ungesetzlich, den vom Parlament berufenen Erzherzog Johann will es als absolutistischen Reichsverweser bestätigen, endlich spricht es im Namen der Regierungen, also auch Preußens, gegen die Reichsverfassung! — — —

Deutschland verdient, das ewige Gespött der Welt zu bleiben, wenn es dem Wiener Cabinet diese frechen Noten nicht zerrissen vor die Füße wirft.

Aus Wien.

Wenn Sie ein interessantes Schauspiel mit ansehen wollen, so eilen Sie so rasch als möglich nach Wien; unsere Belagerungs-Nebukadnezare werden wahrscheinlich nächstens auf offenem Markte Gras zu fressen anfangen, wenigstens haben sie schon die Vorstudien gemacht und die Gemüther hinlänglich vorbereitet. Vielleicht haben Sie zufällig in irgend einem Wiener Blatte eine Proklamation von unserem bisherigen Civil- und Militärgouverneur Welden gelesen, in der er dem Publikum in seiner bekannten Weise die Entdeckung mittheilt, daß einige freche Buben sich erfrecht hätten, freche rothe Abzeichen zu tragen, und daß er sich deshalb bemüßigt sehe, besagte freche Abzeichen kriegsrechtlich zu untersagen. Was dieser neue Geniestreich eigentlich zu bedeuten hatte, weiß Niemand, ist auch unnütz, danach zu fragen; vielleicht sollten dadurch blos die rothen Seressaner, die jetzt das treue Wien bewachen, ein desto besseres Relief erhalten. Genug, der Befehl war da, die Elasticität der Kategorie „freche Buben" kannte man aus Erfahrung hinlänglich, und alle rothen Bänder, Halstücher, Schnupftücher u. s. w. verschwanden alsogleich; aber unsere Polizei, die sogenannten Sicherheitsmänner, die herumgehen wie brüllende Ochsen und suchen, was sie denunziren und „einführen" d. h. arretiren können, wußten Rath: sie arretirten — ich erzähle Ihnen wahre, verbürgte Geschichten — einen Mann, der das rothe Bändchen der goldnen Verdienstmedaille im Knopfloche trug; aber das ist noch nichts, sie rissen einem Mädchen die rothen Korallen ab, die es in den Ohrgehängen trug; aber das ist noch nichts sie gaben einem Kindermädchen, das einen Säugling auf der Bastei spatzieren

trug, dessen Häubchen mit rothen Bändern geziert war, die Weisung, augenblicklich nach Hause zu gehen und dem Kinde die rothen Bänder abzunehmen, widrigenfalls sie mit sammt dem Kinde „eingeführt" werden solle! — Es gibt eine Krankheit — ich glaube sie heißt Diabetes — die allen Nahrungsstoff, der dem Körper zugeführt wird, in Zucker verwandelt; gewöhnlich ist sie unheilbar; das arme Oestreich laborirt jetzt, Dank der Geschicklichkeit seiner Aerzte, an einem solchen Hochverrathsdiabetes, der selbst aus den Häubchen der Säuglinge Hochverrath zu bereiten weiß; ich fürchte, die Krankheit ist unheilbar!

Ich kann Ihnen den deprimirenden Eindruck nicht beschreiben, den die ganze irrationelle verächtliche Wirthschaft hier — ich brauche sehr milde Ausdrücke — auf Jeden machen muß, der wie wir, das Bestehen eines vernünftigen östreichischen Staates von jeher aufrichtig gewünscht hat; für den freilich, der auf den Auseinanderfall Oestreichs spekulirte, stehen die Aktien jetzt günstiger als je. Nie waren große Entschlüsse, große Maßregeln nöthiger in Oestreich als jetzt, und nie war weniger Aussicht dazu da, daß die rechten Männer sich finden werden. Der ungarische Krieg ist die Lebensfrage für Oestreich; sichere Nachrichten vom Kriegsschauplatze fehlen uns hier seit den letzten Tagen durchaus, aber, wer auch nur die letzten verrückten Bülletins gelesen hat, in denen bald vorwärts retirirt, bald rückwärts vorgedrungen, bald ein Sieg erfochten wird, dessen glänzendes Resultat ist, daß man auf dem Rückzuge von dem Feinde nur wenig belästigt worden, weiß, daß es dort ganz verzweifelt steht, und wer es noch nicht weiß, der kann es aus dem Lloyd herauslesen, der mit einem Male höchst sentimental wird, die Entdeckung macht, daß die scheußlichen ungarischen Rebellen die besten Patrioten, und nur etwas unklare Köpfe sind, mit denen man sich schleunigst verständigen müsse. Verständigt euch jetzt einmal, nachdem ihr es durch eure brutale Verachtung der „feigen ungarischen Rebellen" dahin gebracht habt, mit dem heißblütigen Magyaren, dessen Stolz, Uebermuth und Selbstüberschätzung wenigstens noch dreimal so groß ist als seine Tapferkeit; wir wollen sehen, was dabei herauskommt! Wie die Sachen jetzt stehen, müßte der letzte Hauch von Mann und Roß aufgeboten, nöthigenfalls die ganze Armee aus den italienischen Provinzen, die man auf diese Weise wenigstens noch mit Ehren los werden könnte, herausgezogen und nach Ungarn geworfen, und die Insurrektion um jeden Preis bewältigt werden, dann, aber erst dann könnte man von Verständigung sprechen. Aber freilich, wo soll die Energie herkommen? es ist davon zuviel auf die Executionen im Stadtgraben und die Verhaftung von Säuglingen verwendet worden; an den dummen Schnickschnack von Patriotismus und dergleichen darf man ohnedies nicht appelliren; rufen doch selbst die Slaven schon: Eljen Kossuth!

Doch halt, ja! nach der falschen Seite hin, nach Deutschland entwickelt wenigstens das östreichische Ministerium noch immer einige Energie; es scheint instinktmäßig zu fühlen, daß man in Deutschland noch immer zuvorkommend genug

ist, hinter der einfachsten plumpsten Dummheit eine äußerst schlaue und gefährliche Perfidie zu wittern, gegen die man nicht vorsichtig und fein genug operiren könne. Wird man in Deutschland und namentlich in Preußen nicht endlich einsehen, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört, und daß Unverschämtheit nicht immer ein Zeichen von Kraft ist?

P. S. Die Grenzboten sind doch ausgegeben worden, nachdem sie eine Woche auf der Stadthauptmannschaft, krumm geschlossen, gelegen hatten.

Preußische Briefe.

Zehnter Brief.

Berliner Genrebilder.

Als ich kurze Zeit nach den Barrikaden einem Freunde, der gemeinschaftlich mit mir in einem Club zuhörte, wie „die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, in wechselndem Gespräch beriethen," die Absicht äußerte, das Theater zu besuchen, sah er mich mit einem bedenklichen Blick an, als ob er besorgte, ich werde überschnappen. So war damals die Stimmung ziemlich allgemein. Seit dem Belagerungszustand ist das anders geworden. Zerstreuung muß der Berliner haben, und kann er sich nicht mehr an den Staatsgesprächen des souveränen Lindenclubs oder irgend eines Vereins zum Besten des nothleidenden Europa amüsiren, so flüchtet er aus der bittern Realität der Constablerherrschaft in die freie, heitere Welt des Scheins. So ist denn unter den Märzerrungenschaften auch die verloren gegangen, ohne erhebliche Contusionen zu allen Zeiten ein Billet erwerben zu können. Berlin hat sich zwar durch Ausweisungen verkleinert, aber das trifft meistens nur die kleinen Leute; die Aristokratie hat ihre alte Stätte wieder aufgesucht.

Man kann für den Communismus in abstracto schwärmen, in dem Opernhaus läßt man sich die Existenz von Privatcapitalien gefallen. Es ist zu angenehm, auf den bequemen Lehnstühlen zu sitzen, umgeben von allem Luxus einer Hofbühne, vor sich eine vortreffliche Musik, glänzende Toiletten, hübsche Gemälde und aller sonstige Aufwand, durch welchen unsern Nebenmenschen das Brot entzogen wird. Für ein communistisches Herz sind diese Sitze viel zu breit, wenn man sich etwas zusammendrückte, hätten bedeutend mehr Brüder Platz. Die Localität wirkt übrigens auf die Gesinnung ein; ich habe bemerkt, daß das Publikum des Schauspielhauses entschieden demokratisch ist, während das Opernhaus sich fast der äußersten Rechten zuneigt. Als im Don Juan bei der berühmten Stelle, wo die Soli mit dem ganzen Chor vorwärts treten, und singen: **Es lebe die Freiheit!** — eine Stelle, die in dem alten Polizeistaat stets mit donnern-

dem Applaus aufgenommen war — im Parterre geklatscht wurde, hörte man von den Logen ein freilich nicht lautes Zischen. Das sollte wohl nicht so viel heißen, als: Nieder mit der Freiheit! denn soweit ist man denn doch hier, daß ziemlich jede Classe sich für die Freiheit interessirt, sondern man wollte nur durch die Fernhaltung politischer Empfindungen die aristokratische Reinheit des Kunstgenusses aufrecht halten. Dagegen war im Schauspielhause, als Egmont gegeben wurde, das ganze Publikum außer sich; die tapfern Aeußerungen des jungen liberalen Edelmanns zu Gunsten des gedrückten Volks wurden mit unbeschreiblichen Beifall aufgenommen, was mich eigentlich wunderte, denn man kann Egmont doch höchstens zum linken Centrum rechnen, und Berlin ist äußerst links; aber es war wohl das Bild des Belagerungszustandes, was ihm die Sympathien gewann. Wurde doch Rodbertus, obgleich ein Gemäßigter, zweimal gewählt, weil er von Wrangel und Hinkeldey ausgewiesen war. Die feige Bourgeoisie — die Jetter u. s. w. — wurden als Belege der seit L. Blanc ziemlich allgemein angenommenen Glaubensartikel mit gebührender Anerkennung begrüßt.

Am lebhaftesten fielen mir die politischen Verhältnisse ein bei einem Stück, das bis jetzt wohl ziemlich selten auf den Brettern erschienen ist: die Familie Schroffenstein von Heinrich v. Kleist. Zwei verwandte Familien, die einen Erbvertrag mit einander geschlossen haben, und von denen daher jede geneigt ist, der anderen den Wunsch ihres Untergangs zu imputiren, werden durch das gegenseitige Mißtrauen nicht nur in eine Art partieller Verrücktheit versetzt, sondern auch zu den scheußlichsten Verbrechen getrieben. Ganz wie die Linke und Rechte, die Trojaner und die Danaer, wie der technische Ausdruck lautet. Wenn heute das Ministerium Manteuffel in der Kammer den Antrag stellte, seine sämmtlichen Mitglieder aufzuhängen, so wird die Linke ausrufen: timeo Danaos et dona ferentes! und dagegen stimmen. Und auf der andern Seite würde es nicht viel anders sein. Zu nächtlichen Ueberfällen, Mordthaten u. s. w. führt das in unserm aufgeklärten Säculum weniger, wohl aber zu einem sinnlosen Widerstand, in dem eine Kraft die andere aufhebt, bis aus der vollständigen Unthätigkeit eine allgemeine Fäulniß des staatlichen Lebens hervorgeht.

Die politischen Parteiungen haben sich, wie natürlich, auch der Künstler bemächtigt. Wie man es bei einer Hofbühne erwarten kann, ist die große Mehrzahl loyal — in der französischen Revolution war es derselbe Fall. Vielleicht sind die Angriffe, die Herr v. Küstner, nicht gerade aus politischen Gründen, zu erleiden hatte, zum Theil Schuld daran. Als geschlossene Phalanx schaaren sich Frau Birch-Pfeiffer, die Crelinger-Stich-Hoppé'sche Familie, Hendrichs, Döring, um den Thron, um ihn gegen die Angriffe der rothen Republik zu decken. Dagegen hat man unsere Freunde, Fräulein Unzelmann und Herrn Wagner, stark im Verdacht des Carbonarismus. Die erstere hat durch die Feinheit, das Maaß und den Verstand ihres Spiels nach ziemlich schweren Kämpfen

den besseren Theil des Publikums für sich gewonnen, und ihr Abgang ist keinesweges eine Folge geringer Anerkennung, sondern ein Einfall des Herrn von Küstner. Bei dem zerfahrenen, zerstreuten Wesen des Berliner Schauspiels, wo an eine wirkliche Hingebung an die gute Sache der Kunst keine Rede ist, würde ihre Stellung dort immer unerfreulicher sein als in Leipzig, wo, wie Sie wissen, ihr Einfluß vorzugsweise es war, der das innig in einander greifende Zusammenspiel möglich machte, das Leipzig eine kurze Zeit lang unter die Reihe der vorzüglichsten Theater Deutschlands erhob.

Die Koryphäen des Berliner Theaters — mit Ausnahme der alten Schule, die noch immer vorzügliches leistet: Frau Crelinger, Weiß rc. . . — werden allmälig schwach. Herr Hendrichs ist für einen ersten Liebhaber eigentlich doch schon zu fett, Herr Hoppé, Seydelmann's Copist, ist schwindsüchtig und hat fast gar keine Kräfte mehr auszugeben. Herr Döring, der sich bei „Lutter und Wegener" auf Devrient-Seydelmannsche Weise zu bewegen liebt, hat sich durch den Beifall der Masse verführen lassen, seine geniale Komik bei jeder Vorstellung mehr zu chargiren, immer neue drollige Einfälle einzuschieben, so daß zuletzt von Wahrheit und Natur gar keine Rede mehr ist. Bei Rollen, welche an sich Chargen sind, und nur als solche Berechtigung haben, wie z. B. Dorfrichter Adam in Kleist's zerbrochenem Krug, ist dieses Spiel vollkommen anzuerkennen; auch in einzelnen Charakterrollen, wie z. B. in dem schablonenhaft angelegten Posert in Iffland's Spieler, leistet er wunderbares. Wo er aber, der bloßen Komik wegen, die Rolle vollständig umkehrt, wie Elias Krumm in „der gerade Weg ist der beste", erreicht er zwar den unmittelbaren Eindruck vollständig, denn man kommt aus der Ueberraschung und dem Lachen gar nicht heraus, aber wenn man zur Ueberlegung kommt, so überwiegt doch die Empfindung falsch angewendeter Kräfte. Man würde es ganz natürlich finden, wenn der alte Major und Kirchenpatron einem solchen Burschen, der sich mit kameelartig gebogenem Halse, blonden Haaren und grotesk outrirten Marktschreierton als Candidat der Theologie vorstellt, im Aerger zuriefe: Herr, Sie wollen mich nur vexiren! Sie sind gar kein Candidat der Theologie, sie sind ein herumreisender Comödiant, der es sich in den Kopf gesetzt hat, mich zum Narren zu haben.

— Der beste Kunstgenuß, den Berlin in diesem Augenblick bietet, ist die italienische Oper — welche übrigens in dieser Saison das anerkennenswerthe Streben zeigt, einmal von Bellini und Donizetti abzusehn, und sich zur classischen Musik, zum Theil auch zur fremden, zurückzuwenden. Mit der Letztern will es nicht recht gehn; weder Mozart (flauto magico; Don Giovanni) noch Auber (Fra Diavolo) will sich, bei aller brillanten Ausführung im Einzelnen, als Ganzes in italienischen Kehlen ausnehmen; dagegen sah ich zwei ältere italienische Opern, il matrimonio segreto von Cimarosa und den Barbier in einer Vollendung, die fast nichts zu wünschen übrig ließ. Die erstere, eines von den Meisterwerken der alten

Schule, ist gar zu sehr von unserm Repertoir verschwunden und überhaupt verliert die komische Oper immer mehr ihren eigentlichen Charakter freier Heiterkeit. — Die Seele der Oper ist Signora Fodor. Wenn ich Muße hätte, würde ich mich hier in ein weitläufiges Entzücken verlieren. Eine Stimme, die zu den schönsten gerechnet werden muß, die ich gehört habe, und die an reinem Wohllaut eigentlich alle übertrifft, eine vollendete Gesangbildung, ein ebenso feines als anmuthiges Spiel, das sich zwar am freiesten in heitern Gestalten, wie Rosine, bewegt, das aber auch einer Tigerkatze, wie der Priesterin Norma, vollkommen gerecht wird. Neben ihr ist vor Allem zu nennen der Tenor Labocetta, eine weiche, schöne Stimme von mäßiger Kraft, Rinaldini, der Figaro, Catalani, der Dottore, etwas grotesker, als es gerade nöthig wäre; der Heldentenor Pardini und die beiden Damen Normanni (wie ich höre, eine geborne Engländerin) und Dogliotti reichen gerade hin, um ein gutes Ensemble zu schaffen. — Wenn der Communismus siegt, wird Signora Fodor jedenfalls enthauptet werden. Man hat früher über die Aristokratie der Geburt geklagt, jetzt gilt es mehr der Aristokratie des Geldes, die Consequenten haben auch schon gegen die Aristokratie des Verstandes Bußpredigten gehalten, aber auf die Aristokratie der Stimmen ist noch Niemand gekommen, und doch ist sie eine der unerträglichsten. Wie viel Schwalben können auskommen mit dem Tonvorrath, den diese einzige Nachtigall leichtsinnig verschwendet, statt ihn zu gemeinnützigen Zwecken zu verwerthen.

Die königliche Oper kann eigentlich als Ganzes, trotz ihres Aufwandes, mit der herumziehenden Italienischen nicht wetteifern. Bei den wankelmüthigen Berlinern hat Frau Schlegel-Köster den Sieg über die früher übermäßig vergötterte Fräulein Tuczek davongetragen; sie wird jedesmal bei ihrem Eintritt mit Beifallsklatschen empfangen und überall anerkannt, sie mag unternehmen was sie will, z. B. einen recht spitzen Ton so lange als möglich anhalten, was bei einigermaßen empfindlichen Nerven wie ein Messerstich wirkt. Fräulein Tuczek ist in Prinzessinnenrollen und als Soubrette, wo sie sich aber gleichfalls als verkleidete Prinzessin gerirt, höchst erfreulich, obgleich sie etwas mehr lispelt, als gerade unumgänglich nothwendig wäre. Fräulein Marx, die lange Zeit die Ungunst des Publikums zu tragen hatte, ist jetzt wieder ziemlich rehabilitirt; sie hält sich an kleinere Rollen und leistet dann zum Theil Vortreffliches. Fräul. Brexendorf hat eine bedeutende Stimme, ich habe sie mit der Lind zusammen gehört, der sie an Stärke nicht das Mindeste nachgab, aber was hilft eine große Stimme einer Sängerin, die ohne Seele ist? — Mit Mantius und Zieſche ist es völlig vorbei; neulich, im Wasserträger, konnte ich, obgleich ich ganz nahe vor der Scene saß, und die süßen Gesichter wohl bemerkte, durch die Herr Mantius anzudeuten pflegt, daß er singt, keinen Ton von ihm hören. Auch Bötticher's Stimme verliert täglich mehr an musikalischem Inhalt und nimmt dafür an Rauheit zu. Der einzige Sänger von Bedeutung ist Krause.

Das Repertoir der Oper ist reichhaltig genug und im Ganzen gewählt. Im Lauf von etwa drei Wochen sah ich den Don Juan, Zauberflöte (wie mag es kommen, daß gerade in unsern Tagen dieses wunderliche Machwerk wieder mit so großem Eifer von allen Seiten in Scene gesetzt wird?), Cherubini's Wasserträger, Oberon, Martha und eine neue Oper von Nicolai, die lustigen Weiber von Windsor, ziemlich getreu nach dem Shakespear'schen Lustspiel arrangirt. Diese Comödie trägt mehr als eine andere von Shakespeare den altenglischen Charakter: eine willkürlich aneinandergereihte Handlung, die eigentlich aus einer Reihe von Episoden besteht, mit sehr detaillirter und genrehafter Ausführung der einzelnen Figuren. So viel man über das Einzelne lachen muß, als Ganzes ist sie langweilig. In der Oper ist diese Willkür und Zusammenhanglosigkeit geradezu unerträglich, und der Versuch, den halb französischen Jargon des Doctor Cajus, sowie die albernen Einfälle des Junker Schmächtig in Musik zu setzen, eine wahre Monstrosität. Zuletzt läuft es dann auf ein Ballet hinaus, einen nicht blos nachgeäfften, sondern wirklichen Feentanz mit obligaten Gnomen in der „mondbeglänzten Zaubernacht," welche aus den Wily's entlehnt ist. Von der Musik versichern Kenner, daß sie untadelhaft sei, jedenfalls ist sie übermäßig ermüdend.

Ich komme auf die Creme des Berliner Theaters, das Ballet. Hat es auch seit 1840 viel von seinem Glanze verloren, so lockt es doch noch immer die Diplomaten zahlreich in ihre Prosceniumslogen, und ein auserwähltes Publikum, dem man es ansieht, daß es an haut-gout gewöhnt ist. Gerade als ich nach Berlin kam, trat Fräulein Marie Taglioni, der Liebling des Berliner Tanzverständigen, zum letzten Male auf in „Thea oder die Blumenfee." Seitdem hat Fräulein Lucile Grahn, königl. Großbritannische Hoftänzerin, die Sie schon von Leipzig her kennen, in einer Reihe von Gastrollen figurirt. Sie hat bei Weitem nicht den Enthusiasmus erregt, den Fanny Cerrito durch ihre kühnen Beinschwenkungen hervorzulocken wußte; Fanny wurde durch ein beständiges, halb wahnsinniges Beifallsklatschen getragen, bei Lucile erfolgt der Applaus erst, wenn sie in der schicklichen Tänzerstellung auf den Zehen vor das Orchester tritt und einen fragenden Blick ins Publikum wirft: Nun, was sagt ihr dazu? Es ist zum Theil succès d'esitme. Dieser Unterschied liegt in den Persönlichkeiten. Fanny war ein rundes, behaglich freundliches Figürchen, man wollte ihr wohl und konnte über ihre wunderlichen Sprünge herzlich lachen; wenn aber eine sehr große, schlanke, fast hagere Dame, mit einem Gesicht, das eher geistreich aussieht als reizend, sich in zwecklosen, unmotivirten Bewegungen auf der Bühne ergeht, so will einem das nicht in den Kopf, es ist keine Methode darin.

Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit, in Beziehung auf das Ballet überhaupt zu reden und meine Seele zu retten. Ich halte es nicht für schön, wenn man sich auf die Zehen stellt und die Fersen nach inwärts dreht. Wenn ein Tänzer sich 20—30 Mal schnurrend um seine eigne Achse dreht, so kommt mir

das lächerlich vor. Wenn eine Tänzerin das eine Bein in einem Winkel von 90—115 Graden zur Seite streckt, so sehe ich nicht ein, was damit bewiesen wird. Wenn sie, das eine Bein nach hinten und in die Höhe gestreckt, den Kopf und die Arme vorausgestreckt, auf dem andern Fuße über die ganze Bühne hopst, so erinnert mich das lebhaft an meine Kinderjahre, wo wir ein ähnliches Spiel hatten; wir nannten es: den Fuchs ins Loch treiben. Und wenn ich in Kurzem alle Bewegungen, die in dem Ballet ausgeführt werden, zusammenfasse, so behaupte ich: ihre Schönheit ist rein conventionell, wie die Perrücken und Reifröcke, deren Zeit sie ihre Entstehung verdanken, und das ganze Vergnügen am Ballet ist ein eingebildetes und nur für überreizte Nerven.

Dies vorausgeschickt, gehe ich zur Sache. Es wird Ihren Lesern nicht uninteressant sein, von dem Berliner Ballet einige Notizen zu erhalten.

Also zuerst das bekannteste: Gisela oder die Wily's. Es wurde durch die Ceritto auf die Bühne gebracht. Um ein hübsches Bauermädchen freien zwei Nebenbuhler, ein Jäger und ein verkleideter Prinz. Der letztere wird vorgezogen, bis es dem Jägersmann gelingt, seinen wahren Stand zu entdecken — er bricht nämlich in seine Wohnung ein und bringt ein reiches Barret nebst einem Ritterschwert zum Vorschein, woraus der Jupiter unter dem Strohdach unzweifelhaft documentirt sein würde, wenn er sich nicht schon vorher in der Person des Herrn Hoguet-Vestris durch seine fabelhaft hohen Sprünge und die wunderbare Zahl der Drehungen um sich selbst verrathen hätte. So hoch springt kein Schäfer! das muß ein Ritter sein. Zum Unglück kommt noch ein König oder Markgraf mit seiner Tochter hinzu, welche die legitime Braut des verkappten Fürstensohnes ist. Der armen Gisela gehen die Augen auf und sie verfällt in Wahnsinn, den sie durch groteske, dämonische Tänze so deutlich als möglich ausdrückt. Ich muß bemerken, daß sie schon früher durch allzu hitziges Tanzen ihrer Gesundheit geschadet und ihre gute Mutter in große Besorgniß versetzt hatte. Nachdem sie sich also eine Weile in ihrem Wahnsinne ergangen, bleibt ihr nichts anders übrig, als zu sterben, und sie stirbt in der That, zum großen Leidwesen der beiden Liebhaber, die nun unter einander ausmachen mögen, wer an dem Tode des holden Mädchens Schuld ist. Sie stirbt in Pirouetten, unter lebhaftestem Beifall des theilnehmenden Publikums.

Zweiter Act. Eine schauerlich süße Mondgegend! Grabhügel, auf einem ein Kreuz mit dem Namen Gisela. Dort liegt das gute Kind begraben, und gerührt spiegelt der Mond sein thränenbleiches Antlitz in einem Moor, der hinter dem Kirchhof liegt. Eine Zahl ehrlicher Landleute streut Blumen auf das theure Grab. Da schlägt es zwölf; eine unheimliche Bewegung schauert in den Wipfeln der Weiden und kleine Flämmchen zucken gespenstisch durch die Lüfte. Sind es Irrwische aus dem Sumpf? oder sind es Geister abgeschiedner Seelen? Wir vermuthen das letztere, denn wir erinnern uns aus Robert dem Teufel, daß die

ruchlosen Nonnen, welche Bertram aus der Hölle heraufbeschwört, um seinen Sohn in das Netz des Bösen zu locken, sich erst als Irrwische darstellen, ehe sie das berühmte Ballet tanzen. Die Bauern scheinen derselben Ansicht zu sein, denn sie entfliehen, sich kreuzend, so schnell sie ihre Füße tragen wollen.

Und siehe da! quer durch die Lüfte schwebt ein liebenswürdiges Wesen, im Balletcostüm mit ziemlich großen Schmetterlingsflügeln; sie schwebt auf und ab, hernieder und herauf, steht bald auf einem Bein, bald auf den Zehen; es hängen einige Aepfel auf den Sträuchen, sie schwingt sich auf einem Schwungbret so lange, bis sie einen nach dem andern hascht. Darauf winkt sie mit ihrem Liliengstengel, oder was sie sonst in der Hand hält, und von allen Seiten treten ähnliche Figuren aus dem Gebüsch, die in harmlosem Vergnügen mit einander allerlei Tänze aufführen. Endlich tritt die erste — muthmaßlich die Königin dieser bis dahin immer noch zweideutigen Wesen — an Gisela's Grab, wiegt den Zweig hin und her, und siehe! Gisela selbst steigt aus dem Grabe auf, mit ein paar Schmetterlingsflügeln am Nacken, die, sobald sie der Zauberstab berührt, mit großer Lebhaftigkeit anfangen zu flattern. Was wir vor uns sehn, sind Wily's d. h. Geister früh verstorbener Bräute, die in der Mitternachtstunde auf dem Kirchhof tanzen, wie Titania und ihre Elfen. Es muß das dem Menschen nur gesagt werden. Dem Anschein nach lieblich und ohne Bosheit, haben sie doch einen kleinen Teufel in sich, das zeigt sich sogleich. Jener zweite, verschmähte Liebhaber tritt ein, der seinen Nebenbuhler denuncirt und dadurch zuerst Veranlassung zum Tode Gisela's gegeben hatte; sogleich umschwirren ihn die Wily's, schlingen magische Kreise um seine Füße und schleppen ihn um das Theater herum; jedesmal, so wie er am Grabe ankommt, hält ihm die Königin mit drohender Gebärde ihren Scepter entgegen, bis er zuletzt darüber den Verstand verliert und stirbt. Dann entfernen sich die Wily's, und der Prinz, jetzt in Prinzencostüm, tanzt auf der Bühne, er will am Grabe seiner Geliebten weinen und tanzen. Plötzlich lächelt ihm aus dem Gebüsch Gisela's freundlicher Kopf entgegen, dann wieder von der andern Seite, rechts, links, oben, unten, sie ist überall. Zuerst erstarrt und entsetzt, wird er bald vergnügt und tanzt mit ihr auf das Zierlichste, wie er es gethan, als sie noch lebte. Alles würde auf das Trefflichste ablaufen, da kommen die strenger gesinnten Wily's zurück und wollen nun mit dem Prinzen dasselbe Experiment machen, das ihnen bei seinem Nebenbuhler auf eine so unheimliche Weise gelungen ist. Aber die Liebe überwindet, selbst im Tode; Gisela's mit Schmetterlingsflügeln ausgestatteter Geist stellt sich schützend vor den Geliebten, und als noch einiges Handgemenge entsteht, donnert die Glocke ein mächtiges Eins, die Wily's erblassen, sinken zusammen, und über den Kirchhof breitet sich unheimliche Stille aus. Auch Gisela's Geist stirbt zum zweiten Mal, in Blumen wird sie gebettet, und noch lange zucken ihre Arme verlangend aus dem Gesträuch hervor. Darauf kommt der legitime Schwiegervater mit seiner Tochter,

den verzweifelten Bräutigam zu trösten, und es kann nun geheirathet werden. —

Der Inhalt der Sylphide ist ähnlich. Ein Hochländer will eben eine Clansverwandte heirathen, aber im Traum erscheint ihm eine Sylphide, ein Frauenzimmer mit Flügeln, thut schön mit ihm und gewinnt sein Herz. Als darauf die Hochzeitstänze gefeiert werden, springt sie bald zum Fenster herein, bald durch den Kamin, bald öffnet sich die Wand, bald der Fußboden, überall tanzt sie zwischen das Brautpaar, nur dem Geliebten sichtbar, welchen Umstand das Publicum freilich erst aus dem Textbuch erfährt. Zuletzt entführt sie ihn, und der verlassenen Braut bleibt nichts anderes übrig, als zuerst in Ohnmacht zu fallen und dann einen andern zu heirathen, einen alten getreuen Anbeter.

Mittlerweile ist der Ungetreue ins Land der Sylphiden gekommen, die höchst graciös von Baum zu Baum huschen, oder auch geradezu in den Lüften schweben. Das gibt zu den anmuthigsten Tänzen Veranlassung, doch ist es für die Liebesgluth unsers wackern Hochländers unbequem, daß die flüchtige Schöne ihm fortwährend entschlüpft. Eine Hexe verspricht ihm zu helfen, sie gibt ihm einen rosafarbigen Schleier, damit soll er sie fangen und festbinden, dann höre ihre Flüchtigkeit auf. Die garstige Vettel hat arge Absichten dabei, sie will sich wegen früherer Schläge rächen. Gesagt, gethan; er breitet den Schleier aus, die neugierige Tochter der Luft flattert daran herum, bis sie gefangen wird. Er knüpft den Knoten fest um ihre Brust, sie sieht ihn kummervoll an, die Flügel fallen ihr aus, sie macht noch einige zierliche Pas und stirbt dann. Auf Blumen wird sie von ihren Gespielen in die Lüfte entführt, und da eben der Hochzeitzug vorübergeht, in welchem die verlassene Braut von ihrem neuen Bräutigam heimgeführt wird, so hat der ungetreue Schotte nach beiden Seiten hin das Nachsehn.

Leider habe ich die Esmeralda — nach Victor Hugo's Notre Dame de Paris bearbeitet — und die darin auftretende Ziege Lucilens nicht sehen können. Statt dessen schildere ich Ihnen zum Schlusse ein neues Ballet, welches eigens für Lucile Grahn gedichtet ist und ihrem Charakter auch weit mehr entspricht, als diese allzu luftige Elfenwirthschaft: Catharina oder die Tochter des Banditen. Ein Maler — Salvator Rosa nennt ihn der Theaterzettel — schweift in den Apenninen umher, die Gegend zu zeichnen. Er wird dabei von Räubern überfallen, seines Geldes beraubt und gebunden; die Zeichnungen wirft das rohe Gesindel verächtlich auf den Boden. Da kommt die Königin dieser wilden Schaar vom Gebirge herüber, aufgeschürzt, den Stutzer im Arm, den Filzhut mit der rothen Feder keck aufgesetzt. Man zeigt ihr die Cartons und sie wird davon so überrascht, daß sie den Gefangenen freigibt. Er aber, wie billig, verliebt sich sofort in sie, und bleibt. Es kommen darauf noch einige 20 bis 30 Amazonen, mit denen zur Belustigung des geehrten Gastes verschiedene militärische Evolutionen ausgeführt werden. In diesen angenehmen Beschäftigungen, die nur zuweilen durch die Eifersucht des Räuberleutnants auf den Fremden, und den von Zeit

zu Zeit wiederholten Versuch, denselben zu ermorden, unterbrochen werden, wird das romantische Nachtgeflügel des Waldes durch die plötzliche Ankunft einer Eskadron römischer Dragoner auf eine höchst unangenehme Weise unterbrochen. Lebhaftes Gewehrfeuer nebst Handgemenge; zuletzt werden die Räuber bezwungen und zum großen Theil gefangen genommen; nur Catharina und Salvator entkommen, in weite Mäntel gehüllt, über das Gebirge. Dort treten sie, von den Verfolgern hart bedrängt, in eine verlassene Schenke ein; Catharina, rasch entschlossen, wirft den Mantel ab, und deutet dem Wirth an: verräthst du mich, so jage ich dir diese Pistolenkugel durch den Kopf; gewährst du mir Schutz, so nimm diese Börse. Er wählt das letztere, und sie verkleidet sich als Bäuerin. Mittlerweile treten die Soldaten ein, ein großer Preis ist auf den Kopf der Räuberkönigin gesetzt, eine Beschreibung ihrer Person wird an die Wand geklebt; sie reißt sie in scheinbarer Zerstreuung ab, macht einen Fidibus daraus und zündet dem Dragoneroffizier die Pfeife an. Uebrigens weiß sie die Soldaten durch ihr liebenswürdiges Wesen allmälig zu bezaubern, und während sie mit ihnen schön thut, schneidet Salvator die Stricke der Gefangenen durch. In der daraus entstehenden Verwirrung entkommen beide Flüchtlinge.

Zweiter Act. Glänzendes Atelier des Malers Salvator Rosa zu Rom; eine Reihe reizender Nymphen bewegt sich vor ihm in antiken Stellungen und Tänzen, in ihrer Mitte, wiederum als Königin, die Tochter des Banditen. Ein Officier, der hereinkommt, um das Atelier zu besehn, erblickt sie zufällig neben ihrem Bilde, das sie noch als Fürstin der Wälder darstellt, er erkennt die Aehnlichkeit, und eilt fort, sie zu denunciren. Die Attischen Spiele dauern in allen möglichen Variationen fort, bis die Soldaten kommen und sie fortschleppen, trotz des verzweifelten Widerstandes, den Salvator mit seinen Schülern leistet.

Wir finden sie im Kerker wieder. Gram hat ihre Stirne gefurcht, sie ist ein Bild des höchsten Leidens, aber nicht wie ein Lamm leidet, sondern eine gefangene Tiegerkatze — ich bemerke dabei, daß in diesem Ballet Fl. Grahn Gelegenheit hat, ein höchst bedeutendes dramatisches und selbst tragisches Talent zu entwickeln. Es wird ihr das Todesurtheil vorgelesen; man ermahnt sie zur Reue, man weist sie ans Kreuz, um Vergebung ihrer Sünden zu flehn; sie hört es stumpfsinnig an. Das Gericht verläßt den Kerker, mit einem verzweifelten Sprung versucht sie, die Thür zu erbrechen, umsonst. Da tönt ein ihr wohlbekanntes Horn; sie lauscht auf; immer näher; ein Paar Stöße, und das Fenster liegt auf dem Boden, und ihr alter Leutnant bricht ein. Sie ist gerettet, aber dafür verlangt er Liebe. Nichts da! sie liebt den Salvator. Er wird wüthend und schwört, ihn umzubringen. Dann will sie gar nicht entfliehn, sie ringen mit einander, endlich fällt sie in Ohnmacht, er trägt sie hinaus.

Römisches Carneval. Alle traditionellen Masken in höchster Fülle und ziemlich brillanten Costümen. Nachdem er eine Weile gedauert, tritt Salvator auf,

finster brütend und gramvoll. Eine glänzende Maske umtanzt ihn von allen Seiten; die Larve fällt, es ist Katharina. In demselben Augenblick stürzt eine andere Maske mit gezücktem Dolch auf Salvator los — jener eifersüchtige Räuberleutnant; Katharina reicht dem Stoß ihre Brust entgegen, wird getroffen, stirbt. Allgemeines Bedauern. —

Politische Wochenschau.

Vom Reich. Bis jetzt hat die deutsche Frage eine verhältnißmäßig günstigere Wendung genommen, als wir es verdient haben. Es hat sich gezeigt, daß das deutsche Parlament, auf welches man wie auf einen bloßen Schatten herabzusehen pflegte, doch noch Realität genug hat, wenn es nur fest bei seiner Aufgabe beharrt, und daß es noch immer den idealen Mittelpunkt bildet für alle Bestrebungen der deutschgesinnten Partei. — Betrachten wir die Folgen, welche die Antwort des Königs von Preußen und die Circulardepeschen an die Regierungen gehabt hat, im Einzelnen. Zuerst auf Seiten des Parlaments.

Die Entgegnung der Deputation, die angebotene Kaiserwürde könne nicht für sich, sondern nur auf Grund der Verfassung angenommen werden, war nothwendig; vielleicht herrschte zu sehr der Ton der Verstimmung in ihr. Die Nationalversammlung hatte die Besonnenheit, nicht in der Hitze einen voreiligen Beschluß zu fassen; sie wartete den vollständigen Bericht der Deputation ab. Die Entscheidung, die sie dann traf, war ihrer würdig, und hatte durch die Coalition der bisherigen Gegner des Erbkaiserthums, den patriotisch gesinnten Theil der Linken, mit der Weidenbuschpartei, etwas Großartiges. Wenn wir auch nicht übersehen, daß in dieser plötzlichen Aenderung eines bisher so lebhaft angefochtenen Prinzips eben so viel Zorn über die preußische Erklärung lag als Gesetzlichkeit und Patriotismus, so wissen wir doch die noble Art, mit der Ludwig Simon und Andere diesen Schritt thaten, gebührend zu würdigen. In ihrem Beschluß, festzuhalten an der Verfassung, stand die große Majorität der Versammlung wie Ein Mann; die Wahl der Commission, welche über die zunächst zu fassenden Beschlüsse Anträge stellen sollte, und die zum größten Theil aus der Linken zusammengesetzt wurde, war die nächste Folge davon. Freilich haben Eisenstuck und Ludwig Simon durch ihre verkehrten Anträge in dieser Commission wieder sehr geschadet; sie gehen von derselben Zweideutigkeit aus, die wir schon in den letzten Schritten der Nationalversammlung mehrfach gerügt haben: sie erlassen Dekrete für ein Reich, über dessen Umfang und Inhalt nicht das Mindeste feststeht, sie verschließen ihre Augen gewaltsam vor der Erkenntniß, daß wenigstens Oestreich an demselben keinen Theil mehr habe.

In dem gesammten Volk gewann die Nationalversammlung durch ihre Haltung die Achtung wieder, die sie aus verschiedenen zum Theil sehr entgegengesetzten Gründen verloren hatte. Theils sprach sich das unmittelbar in den politischen Vereinen aus, theils in den Kammern. Den sächsischen Kammern gebührt der Ruhm, in der unbedingten Anerkennung der deutschen Reichsverfassung die Initiative ergriffen zu haben, und wenn auch dieser Entschluß, namentlich in der zweiten Kammer durch Herrn Schaffrath auf eine etwas wunderbare Weise motivirt wurde, so bleibt das Resultat dasselbe. Die würtembergische Kammer ist diesem Beispiele gefolgt. In Hannover war es wegen der Verlegung der Stände nicht möglich, doch hat sich eine große Zahl der Deputirten, wenn auch freilich nur in der Form einer Privatäußerung, deutlich genug ausgesprochen. In den preußischen Kammern ist die historische Parteibildung und der sich an dieselbe anknüpfende kleinliche Personenstreit zu stark, als daß sie bis jetzt zu einem klar formulirten Beschluß hätten

kommen können, doch ist die Gesinnung der überwiegenden Mehrheit keinem Zweifel unterworfen.

Was die Regierung betrifft, so ist die großherzige Erklärung der 30 kleinen deutschen Staaten, unter Badens Vortritt, in welcher sie, als Antwort auf die preußische Circularnote, sowohl die Reichsverfassung als die Uebertragung der Erbkaiserwürde an den König von Preußen unbedingt genehmigen, der wichtigste Schritt, der bis jetzt in der deutschen Angelegenheit geschehn ist. Wenn aber die Linke des Parlaments auf diese Erklärung fußt, und dabei doch die Kaiserwahl zurück zu nehmen gedenkt, so möge sie den zweiten Theil der Antwort nicht übersehn.

Oestreich ist endlich aus dem unsittlichen Verhältniß, in dem es sich bisher bewegte, gewaltsam hinausgedrängt worden. In der charakteristischen Depesche des Fürsten Schwarzenberg an Herrn v. Schmerling drückt Oestreich zwar seinen Verdruß über diese Wendung der Dinge aus, und seine Absicht, der Vollendung des Verfassungswerks so hinderlich zu werden als irgend möglich, es wirft Preußen und seinen Verbündeten mehr oder minder bestimmt den Fehdehandschuh hin, aber es spricht zugleich aus, daß es sich über die vollendete Thatsache keine Täuschung mache. Die Abberufung seiner Deputirten hat zwar bis jetzt nur bei einem kleinen Theil derselben Anklang gefunden, die Uebrigen scheinen sich in ihrer bisherigen durch und durch unsittlichen Stellung ganz behaglich zu fühlen, aber es ist das nur eine Zögerung, die durch den Ernst der fort und fort sich abrollenden Geschichte aufgehoben werden muß.

Jetzt ist die ganze Aufmerksamkeit auf die preußische Regierung gerichtet. Wenn ein Funke von Menschenverstand in ihr ist, kann über ihre Erklärung kein Zweifel mehr obwalten, denn es handelt sich, wenn sie nicht unbedingt die Verfassung anerkennt, nicht mehr blos um eine Einbuße an Macht und Einfluß, es handelt sich um das Fortbestehen des Staats. Daß man dennoch zweifelt, zeigt deutlich, ein wie großes Opfer die deutsche Nation durch die Wahl ihres Oberhaupts gebracht hat.

Oestreich. Furchtbar sind die Fieberschauer, welche den Leib des kaiserlichen Oestreichs schütteln, und mit Grauen sieht der Patriot, wie die beste Lebenskraft in wildem Rasen verzehrt wird. In Italien zwar hat der Sieg von Novarra (23. März) Sardinien zum Frieden und in ein Bündniß mit Oestreich gezwungen, wir werden in Kurzem den Abschluß von beiden begrüßen. Der junge König Victor Emanuel wirbt um Radetzkys Freundschaft, seit in Rom und Toskana die Republik unter Mazzinis Dictatur (30. März) aufgeschossen ist, weichen die Vergrößerungsträume des Hauses Savoyen dem Kampf um die Existenz; Frankreichs Einmischung wird abgelehnt, Oestreich ist so klug in seinen Friedensbedingungen mäßig zu sein, Sardinien ist für die Partei der Legitimität wiedergewonnen und Kaiser Nicolai beschenkt erfreut den östreichischen Feldherrn mit Titel und Würden eines Marschalls von Rußland. Die Lombardei und Venedig sind jetzt für Oestreich wiedergewonnen. Wie der sardinische General la Marmora das republikanische Genua am 11. April seinem Herrn durch Capitulation unterwarf, so wurde Brescia von den Oestreichern nach einem gräulichen Straßenkampf wiedererobert und Venedig selbst ist nach dem Abzug der sardinischen Flotte leichte Beute, da der tüchtige Dictator Manin, mit renommistischer Feigheit und sehr zahlreichen östreichischen Sympathien zu kämpfen hat. Im Kirchenstaat ist die republikanische Regierung in Begriff an der Auflösung und Fäulniß des Staatslebens selbst zu verenden, Bologna hat sich bereits Pius IX. zu Füßen gelegt; in Neapel ist der Kampf gegen Sicilien wahrscheinlich bereits begonnen. — Ueberall in Italien liegen die Karten für die Souveraine, d. h. für Oestreich, günstig.

Entgegengesetzt in Ungarn. Als in diesem Winter die kaiserliche Armee bis an die Theiß vordrang, hoffte sie den Verräther Kossuth aus Debrezin in die

Pusten und gegen die Südslaven zu treiben und so den Krieg zu beenden. Der Mangel an energischem Entschluß von Seiten des Fürsten Windischgrätz. welcher mit der aristokratischen Partei der Ungarn kokettirte und aus Menschlichkeit das müde und erkrankte Heer nicht zu dem Aeußersten forciren wollte, ließ dem energischen Enthusiasmus der Whigpartei unter der Aristokratie Zeit, Regimenter zu bilden, Waffen, Munition, Geld und Führer zu gewinnen. So geschah das Außerordentliche, daß zwischen den Händen der östreichischen Armee, welche fast über ganz Ungarn ausgestreckt waren, aus einzelnen Bataillonen eine ungarische Armee von 100,000 Mann zusammenfloß. Geschickte Corpsführer, Bem in Siebenbürgen, Görgey in Nordungarn, Perczel im Banat sicherten den Zusammenfluß der einzelnen Honvedbataillone und Regimenter, verstärkten sich fest unbeachtet durch dieselben und breiteten sich zu drei Armeen aus, welche die sicheren östreichischen Generale, die ihnen gegenüberstanden, warfen, sich bis an die Grenzen Ungarns ausdehnten und von da zu der Hauptarmee zusammenzogen. Bem eroberte ganz Siebenbürgen, Puchnern und 10,000 Mann russischer Hilfstruppen nach der Wallachei drängend; Perczel, Kiß u. s. w nahmen gegen die Serben und Grenzer Peterwardein und die St. Thomasschanzen. Unterdeß trat die ungarische Hauptarmee, Görgey als rechten Flügel mit sich ziehend, unter Dembinski in die Offensive, drückte in geschickten Einzelkämpfen die östreichische Armee nach Buda-Pesth zurück, täuschte den Fürsten durch eine Frontaufstellung zur Schlacht, während Görgey den kaiserlichen linken Flügel bis Waitzen zurückdrängte und zum Entsatz Komorns, des Hauptes von Ungarn heraufzog; wahrscheinlich ist der linke Flügel der Ungarn unterdeß über die Donau gesetzt und die kaiserliche Armee von 60,000 Mann ist in diesem Augenblick bereits von Wien abgeschnitten, die Gefahr für die Oestreicher ist furchtbar und die nächste Woche wird eine Katastrophe herbeiführen, welche der fieberhaften Spannung ein Ende macht, in welche das Ungewöhnliche dieses Krieges, der militärisch eben so einzig, als politisch nichtswürdig ist, alle Parteien versetzt. Die Ungarn kämpften im vorigen Sommer für ihr Prinzipat gegen den nationalen Freiheitsdrang der Südslaven; dann für ihre Freiheiten gegen die Verwandlung Oestreichs in einen modernen Staat; jetzt für ihre Nationalität gegen Südslaven und Deutsche. Obgleich ihr Recht um so besser geworden ist, je schlechter das Ministerium Stadion sein großes Ideal, einen vernünftigen Staat, zu gestalten vermag, obgleich leider die Zeit gekommen ist, wo die Freiheiten der Ungarn sittlicher und wahrer sind, als die jetzige Freiheit des neuen Oestreichs, so soll doch nicht verkannt werden, daß für ein einiges, gesundes Staatsleben die bisherige exceptionelle Stellung der Ungarn eine unvernünftige war und daß dieser Kampf von Oestreich deshalb geführt wird, sich die Möglichkeit einer staatlichen Existenz zu verschaffen.

Wir stehen hier ganz auf Stadion's Seite, auf Seiten des Staats, so lange dieser nicht nach andern Richtungen sich eine Zukunft unmöglich macht. Trotz allen Sünden der Schwäche und Halbheit, der tyrannischen Kurzsichtigkeit und despotischen Willkür ist für Oestreich diese Unmöglichkeit der vernünftigen Existenz noch nicht vorhanden, und so lange es möglich ist, daß der Kaiserstaat durch menschliche Vernunft und Weisheit gerettet und gefestigt werden kann, werden unsere Leser an ihm halten müssen und kein Zorn über Personen darf sie verführen, das Princip, welches jene ungenügend und schlecht vertreten, zu verrathen. Ungarn muß ein Theil des Gesammtstaats werden, oder der Kaiserstaat stirbt an chronischer Schwäche. Eine verhängnißvolle Alternative; wir freuen uns sagen zu können, daß unter den östreichischen Staatsmännern wenigstens Stadion das begreift.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von Friedrich Andrä.

Graf Stadion.

I.

Sie wünschen von mir Portraits der vielgenannten Männer zu haben, welche nach der Octoberrevolution die Schicksalsfäden Oestreichs in ihre Hand nahmen und, nachdem sie ihr eigenes Land um die Freiheit betrogen, jetzt auch auf Deutschland einen unheilvollen Einfluß zu üben beginnen.

Ehe ich versuche Ihrem Wunsche nachzukommen, muß ich bevorworten, daß diese Zeilen keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen sollen; ich werde mich darauf beschränken nur das zu sagen, was entweder selbsteigner Anschauung und Erfahrung entnommen ist, oder aus Quellen fließt, deren Lauterkeit ich verbürgen kann.

Ich beginne meine Skizzen mit der Zeichnung desjenigen Mannes, der gewöhnlich die Seele des Olmützer Cabinets genannt wird, während man den fürstlichen Namen Felix Schwarzenbergs nur als Aushängeschild betrachtet.

Graf Stadion, dessen Alter etwa der laufenden Jahreszahl dieses Jahrhunderts entsprechen dürfte, ist ein Mann von hohem Wuchs, regelmäßigen, scharf ausgeprägten Gesichtszügen und einfachen, gewinnenden Manieren. Der spärliche Haarwuchs zu beiden Seiten des Kopfes, welcher oben in gänzliche Kahlheit ausläuft, läßt die Stirn weit höher und großartiger erscheinen, als sie ursprünglich ist. Ueberhaupt würde das ganze Gesicht einen bedeutenden Eindruck machen, wenn nicht der leblose, schwerfällige Mund und ein seltsames Gemisch von Mattigkeit und Kälte die Züge entseelten. Derselbe Mangel an Leben und Frische offenbart sich am ganzen Behaben des langausgestreckten Körpers. Gang und Haltung, besonders aber die beim Gehen fast unbeweglich herabhängenden Arme, deuten auf Verschlossenheit des Charakters.

Graf Stadion wurde einem größern Publikum zuerst bekannt in seiner Eigenschaft als Gouverneur des Küstenlandes, wo er sich durch langjähriges Wirken den Ruhm eines freisinnigen Mannes, eines geschickten Administrators und vor Allem eines fleißigen, unermüdlichen Arbeiters erwarb. Eine etwas zweideutige Rolle spielte er später als Gouverneur von Galizien, wo er durch seine vielgetadelte und vielgepriesene „Entdeckung der Ruthenen," dem damals ohnehin schon überall aufflammenden Nationalitäts- und Sprachenkampfe noch ein neues Element zuführte.

Seiner Statthalterschaft nach eigenem Wunsch enthoben, trat er als fast einziger Repräsentant der höhern deutsch-östreichischen Aristokratie im ersten Reichstage zu Wien auf.

Und hier spielte er allerdings eine Rolle, die eben so wenig staatsmännisch als ehrlich war und seinen vormärzlichen Ruhm in den Kreisen der Eingeweihten vollständig verdunkelte. Ueberhaupt hatte es mit diesem Ruhme eine eigene Bewandtniß, und wir müssen uns, um den Schlüssel zu finden zur Lösung der scheinbaren Widersprüche, welche sich in der politischen Laufbahn des Grafen offenbaren, einen Augenblick in die Vergangenheit und an den Ort zurück versetzen, wo die Pflanzschule seines Ruhmes war.

Sie kennen das illyrische Küstenland, jene von der Adria umwogte, in das Stadtgebiet von Triest, den Görzer und den Istrianer Kreis zerfallende, malerische Provinz mit ihrer bunt zusammengewürfelten Bevölkerung von Slovenen, Walachen, Savrinen, Morlachen, Italienern, Deutschen, von Ueberbleibseln römischer Colonisten, geflüchteten Kandiern, italienisirten Kelten und Slovenen, angesiedelten Venetianern und Kowniern, und wie die Volksstämme alle heißen mögen, welche den Meeressaum von Duino bis Muggia und das Länderdreieck von Istrien zusammt den quarnerschen Inseln bewohnen.

Dieses war die Provinz, welche Graf Stadion zu verwalten hatte, eine Provinz, die sich ihrer Lage, so wie der Mannigfaltigkeit und Culturstufe ihrer Bevölkerung nach, passend mit dem, vom schwarzen Meer umspülten, südrussischen Küstenlande, dessen Hauptstadt Odessa ist, vergleichen läßt.

Ich führe diesen Vergleich mit Vorbedacht an, da mir derselbe wesentlich geeignet scheint, das Verständniß der hier zu entwerfenden Skizze zu erleichtern. Wie in dem despotischen Rußland der zu Odessa residirende Gouverneur, Graf Woronzow, als der freisinnigste Mann gepriesen wurde, weil er den Bewohnern jener reichen Handelsstadt eine Menge Freiheiten gewährte, welche der Bevölkerung des Binnenlandes versagt blieben: so wurde auch in dem despotischen Oestreich, der zu Triest residirende Gouverneur, Graf Stadion, als der freisinnigste Mann gepriesen, weil er den Einwohnern dieser reichen Handelsstadt eine Menge Freiheiten gewährte, deren sich die übrige Bevölkerung Oestreichs nicht zu erfreuen hatte.

Diese beiden gleichen Erscheinungen entspringen aus vollkommen gleichen Ursachen.

In Triest wie in Odessa herrscht ein so großer Wohlstand, daß Proletarier dort zu den seltensten Erscheinungen gehören. Jeder Besitzende aber ist seiner Natur nach conservativ, und ganz besonders sind dies die meistens eingewanderten Bewohner jener beiden Städte, welche sich an den Küsten der Adria und des schwarzen Meeres niedergelassen haben, — nicht um Revolution zu machen, sondern um die dort reichlich strömenden Erwerbsquellen nach Kräften auszubeuten.

Es leuchtet ein, daß von diesen Leuten, selbst bei dem Einschmuggeln der radicalsten Bücher und Ideen, keine Gefahr zu fürchten ist. Dazu kommt noch, daß sich in Freihäfen, wie Triest und Odessa, überhaupt keine so strenge Absperrung bewerkstelligen läßt, wie in Binnenstädten. Denn jene reichen Handelshäuser, welche in fortwährendem Verkehr mit der ganzen gebildeten Welt stehen, haben tausend Mittel und Wege, sich das heimlich zu verschaffen, was ihnen offen verboten wird.

Worin bestand nun aber die Freisinnigkeit des Grafen Stadion, in deren Folge er von den Triestiner Nabobs so hoch gepriesen wurde, daß sein Name durch alle Zeitungen und Lande ging? Er erlaubte den guten Leuten, offen und am hellen Tage im Lesesaal des Tergesteum „die Grenzboten" zu lesen, eine damals bekanntlich im ganzen Kaiserstaat stark verpönte Lectüre, daran sich die Fortschrittsmänner von Wien und den übrigen k. k. Städten nur im verschlossenen Kämmerlein und bei nächtlicher Lampe zu erquicken wagten.

Der gute Metternich machte dem Grafen Stadion zu wiederholten Malen ernste Vorstellungen über die sündhafte Lectüre, ja er ließ sogar die Grenzboten auch in Triest verbieten, aber Graf Stadion — der, zu seiner Ehre sei es gesagt, mit Metternich niemals befreundet war — wiedersetzte sich, und alle Nabobs erhoben sich für ihn, und — die Grenzboten wurden fortgelesen! Ja, das Unerhörte geschah: die Weserzeitung, welche selbst in Preußen verboten wurde, fand ihren Weg ins Tergesteum von Triest!... Ein Banquier gab mir triumphirend ein Exemplar davon zu lesen, als ich mich zu jener Zeit, zum Gebrauch der Seebäder in Triest aufhielt.

Was Wunder, wenn nach solchen Vorgängen die Triestiner den Grafen Stadion in den Himmel erhoben, wenn Stimmen in gewissen Zeitungen hoffnungsvoll ausriefen: „Was würde aus Oestreich werden, wenn dieser Mann an der Spitze der Geschäfte stände!"

In Triest lebt bekanntlich kein Adel, weil diese Kaste des Müssiggangs unter den geschäftigen Geldmännern sich wenig heimisch fühlen würde. Eben so wenig ist dort ein gedeihlicher Boden für Kunst, Literatur und Wissenschaft, deren Vertreter dort etwa angesehen werden, wie bei uns Seiltänzer und Kunstreiter. Der Werth des Menschen wird in Triest nur nach seinem Einkommen bestimmt. Graf Stadion würde daher eine ganz isolirte Stellung eingenommen haben, wenn er sich nicht in Verkehr mit den Geldaristokraten der Stadt gesetzt hätte. Dieser Verkehr mußte um so lebhafter werden, je mehr der Graf, als unverheiratheter Mann, gesellige Bedürfnisse fühlte. Und bekannt ist, daß die Geldaristokraten, besonders wenn ein „von" vor ihrem Namen steht, den Umgang mit einem hochgeborenen Grafen wohl zu würdigen wissen. Die Triestiner machten keine Ausnahme von dieser Regel, und sie hatten um so weniger Ursache dazu, als ihnen

aus der Freundschaft mit dem einflußreichen Gouverneur auch mancher erhebliche materielle Vortheil erwuchs.

Graf Stadion ist in seinen Formen durchaus nicht beengend und für Jedermann leicht zugänglich, zumal wenn man es versteht, sich die Gunst seines Lieblings und Vertrauten, eines gewissen Regierungsraths Oettl, zu erwerben. Hervorheben müssen wir die strenge Rechtlichkeit des Grafen, seine Gewissenhaftigkeit in der Geschäftsführung und den eisernen Fleiß, womit er die großen Lücken seiner sehr mangelhaften Schulbildung auszufüllen sucht. In seinem Arbeitszimmer in Triest waren die Tapeten an den Wänden kaum sichtbar, so war Alles rund umher mit Landkarten, Plänen 2c. überklebt und mit Büchern überstellt, mit deren Studium er jede freie Stunde ausfüllte. Zudem ließ er sich gern durch das gesprochene Wort unterrichten, wie ihm denn überhaupt eine Detailkenntniß im Administrationswesen nicht abzusprechen ist; nur fehlt ihm ein großes Herz, Großes zu verstehen, der weite Blick, Großes zu übersehen, und vor Allem die Fülle productiver Kraft, welche beim Staatsmann, wie bei allen anderen Staubgebornen, zu schöpferischer Thätigkeit unentbehrlich ist. Seine Fehler als Administrator, als Staatsmann, entspringen nicht schlechtem Willen, sondern beschränkter Ansicht, denn leider reicht sein Blick nicht über seine Acten hinaus.

Hier muß ich für einen Augenblick diese Skizze unterbrechen, um in wenigen Zügen einen Mann zu schildern, dessen Charakteristik auf das Genaueste mit der des Grafen Stadion zusammenhängt; das Verständniß des Einen ist ohne das Verständniß des Andern nicht denkbar; sie ergänzen sich geistig, wie Mann und Frau körperlich. Dieses seltsame Individuum ist der schon oben genannte Oettl, eine unbedeutende, mehr breit als hoch entwickelte Figur, von widerwärtigem, fast Ekel erregendem Aeußern, die dem Grafen überall folgt, wie der Schatten dem Körper, und deshalb auch scherzweise „der Schatten Stadions" genannt wird. Doch liegt in dieser scherzhaften Benennung eine sehr ernste Wahrheit: Oettl ist wirklich der Schatten oder die Schattenseite Stadions! Ein wahrhaft freisinniger, großartiger Mann würde eine solche schmiegsame Sklavennatur wie Oettl, höchstens zur Abwechslung einmal mit Füßen treten, und Stadion — schenkt ihm sein Vertrauen!

Herr Regierungsrath oder Hofrath Oettl (ich weiß nicht genau, welchen Titel man ihm gegeben) ist seines Ursprungs ein Tyroler; doch will ich auch dieses nicht verbürgen, denn es hält schwer, anzunehmen, daß ein solcher Charakter sich in frischer Bergluft entwickelt habe. Gewiß ist, daß er, ehe Stadion ihn kennen lernte, in einer vornehmen Familie Tyrols als Hofmeister fungirte. Er wußte so schweifwedelnd des Grafen Gunst zu erkriechen, daß dieser ihn mit sich nach Triest nahm und ihm bald eine gewisse Kammerdienerherrschaft über sich einräumte. In kurzer Zeit sprach und schrieb Oettl genau wie sein gräflicher Herr, so daß es damals schwer war und heute unmöglich ist, den Satzbau und die Handschrift

des Einen von der des Andern zu unterscheiden. Und wie Sprache und Handschrift, so wußte er auch alle übrigen Eigenthümlichkeiten seines Gebieters aufs Täuschendste nachzuahmen, was letztern natürlich ganz besonders schmeichelte, denn ein eitler Mensch sieht sich gern im Spiegel, und Graf Stadion ist nicht ganz ohne Eitelkeit.

Man behauptet, wirkliche Freundschaft sei dem Grafen von jeher fremd gewesen, und er pflege die Menschen nur zu schätzen nach Maßgabe des Nutzens oder Vergnügens, das sie ihm gewähren. Gewiß ist, daß er keine Ahnung von dem hat, was man deutsches Gemüth nennt; ebenso fehlt ihm bei großer Hartnäckigkeit doch die Selbstständigkeit des Charakters. Solchergestalt konnte sich leicht ein seltsames Verhältniß zu Oettl entwickeln, wobei Stadion die Form, und Oettl das Wesen der Herrschaft ausübt.

In neuester Zeit, wo die Stellung des Ministers eine schwierigere und bedenklichere geworden und sein und seines „Schatten" Verstand nicht mehr ausreicht, haben sich andere Einflüsse bei ihm geltend zu machen gewußt — doch darüber ruht noch ein Schleier, den ich nicht lüften darf. . .

Mit seiner Statthalterschaft im Küstenlande, dessen Bewohner ihn mit tiefgefühltem Bedauern scheiden sahen, endet auch der Ruhm, den Graf Stadion sich im Staatsdienste erworben. Denn wenn das Unerhörte geschehen, und der Olmützer Kabinetsplan (der wahrlich nicht Stadions Kopfe entsprungen) triumphiren sollte über die Einheitsbestrebungen Deutschlands, — durch einen solchen Sieg der rohen Gewalt über die Cultur, des Absolutismus über die Freiheit, würden die Sieger sich selbst am meisten brandmarken.

Mit dem Wirken des Grafen als Gouverneur von Galizien, beginnt die Unglücksperiode seines Lebens. Seit jener Zeit schwankte und tappte er von einem Irrthume und Mißgriffe zum andern. Seine Anhänger preisen den Muth und die Geistesgegenwart, welche er zu verschiedenen Malen während der Unruhen in Lemberg bewiesen haben soll. Ich will beides nicht in Abrede stellen; aber zu einem Staatsmanne unserer Zeit gehören noch ganz andere Eigenschaften als Muth und Geistesgegenwart, die man unter Kosaken und Sareffanern auch findet.

Die Art und Weise, wie Stadion die Ruhe in Galizien herzustellen suchte, war im Grunde nichts, als eine Fortsetzung des Metternich'schen Systems. Denn wie Metternich die Einheit Oestreichs nur durch den Haß, die Eifersucht der Völkerschaften untereinander zu wahren wußte, so fand Stadion zur Beruhigung Galiziens auch kein anderes Mittel, als durch die „Erfindung" der Ruthenen das Land in zwei feindliche Heerlager zu scheiden. Was soll man aber von der staatsmännischen Befähigung eines Mannes denken, der die Haupttriebfedern der Umsturzgelüste in Oestreich noch künstlich vermehrt, blos um einem augenblicklichen Bedrängniß abzuhelfen, ohne der traurigen Folgen zu gedenken, die daraus erwachsen müssen. Um streng das gefährliche Experiment zu veranschaulichen, wel-

ches Graf Stadion unternahm, indem er gleichsam ein neues Volk schuf, das seinen Ursprung selbst nur aus dunklen Ueberlieferungen kannte — indem er ferner den Leuten eine Tracht vorschrieb, die ihnen vollkommen neu war und eine Sprache zu reden befahl, welche ein großer Theil der Bevölkerung gar nicht versteht — um dieses tragikomische Experiment zu veranschaulichen, will ich ein Beispiel aus unseren engern Vaterlande anführen.

Denken Sie Sich, es fiele der preußischen Regierung plötzlich ein, ein Manifest an die Pommern zu erlassen, des Inhalts: „Ihr guten Pommern lebt in einem seltsamen Irrthum! Ihr haltet Euch für Deutsche, und noch dazu für specifische Preußen, und seid doch in Wahrheit den größten Theile nach ächte Slaven! Ihr scheint dies freilich selbst nicht zu wissen, aber die Regierung hält es für ihre Pflicht, Euch darüber aufzuklären, denn wir leben in der Zeit der Gleichberechtigung aller Nationalitäten, und es liegt in der Absicht der Regierung auch Euch gleich zu berechtigen. Pommern, Ihr lieben Leute, ist ein germanisirtes aber kein ursprünglich deutsches Wort; es stammt aus dem Slavischen, gleichwie Ihr selbst, und hieß in seiner alten Form po moram, d. h. „Am Meere," Ihr aber wurdet darnach benannt Pomorami, d. h. „die am Meere Wohnenden", oder mit andern Worten „Küstenbewohner". Daraus hat sich denn im Laufe der Zeit das deutsche Wort „Pommern" gebildet, gleichwie Ihr Euch selbst so verdeutscht habt, daß Ihr Eure eigene Sprache nicht mehr versteht. Das kann aber nicht so bleiben; die Regierung wird nachforschen lassen, welchen slavischen Dialekt Ihr einst geredet habt, und den müßt Ihr wieder erlernen. Auch Eure Kleidung müßt Ihr ändern und Euch tragen, wie einst Eure Väter gethan: blaue Hosen, gelbe Stiefeln, rothe Jacken und weiße Mützen mit schwarzem Pelz verbrämt. Die Regierung wird Sorge tragen, die Landesgesetze in Eure Sprache übersetzen zu lassen; bis dieses geschehen, und bis ein passender Name für Euch gefunden ist, dürft Ihr noch deutsch reden und Euch Pommern nennen.

Wir erklären Euch hiemit als gleichberechtigt! Ihr schwebt der Regierung vor als ein neues Volk; es wird Sorge getragen werden, daß Euch in besonderen Schulen Eure Sprache und Geschichte gelehrt wird. Einstweilen zieht gelbe Stiefeln, blaue Hosen und rothe Jacken an und wahrt Eure Nationalität vor deutschem Einfluß. Und damit alles dieses ohne Störung der öffentlichen Ruhe geschehe, versetzt Euch die Regierung vorläufig in Belagerungszustand."

Sie lachen, lieber Freund, die Geschichte erscheint Ihnen komisch, und sie ist doch nichts als eine Version der ruthenischen Nationalitätserfindung. Nach diesem wunderlichen Staatsexperimente nahm Graf Stadion als galizischer Abgeordneter seinen Sitz im Reichstage zu Wien. Die Rolle, welche er hier gespielt, läßt sich mit wenigen Worten schildern. Als Redner konnte er nicht glänzen, da er eine seltsame Schwerfälligkeit der Zunge und des Gedankens besitzt, und nicht im Stande ist, einen Satz fließend und vernehmlich vorzutragen. So beschränkte sich denn seine

parlamentarische Thätigkeit lediglich auf den Einfluß, den er über die galizischen Abgeordneten ausübte. Diese guten Leute, größtentheils aus Bauern bestehend, die weder lesen noch schreiben konnten und bei ihrer Unkenntniß des Deutschen kein Wort von dem verstanden, was um sie her vorging, waren so trefflich von Stadion eingeschult, daß sie auf ein Zeichen von ihm bei jeder Abstimmung regelmäßig wie Ein Mann aufstanden oder sitzen blieben. Eins der gelungensten Bilder im Wiener Charivari stellte die galizischen Deputirten vor mit Zügeln im Munde, deren Enden Stadion in seiner Hand hielt. Diese Deputirten — die ihrer Kopfzahl nach beim Abstimmen immer ein großes Gewicht in die Wagschale legten — bildeten mit ihrem Führer die sogenannte „Partei der Stummen" im Reichstage, etwa den Wasserpolaken im frühern Parlamente zu Berlin vergleichbar.

Georg von Stratimirovic.

Georg von Stratimirovic ist der Sprößling einer berühmten slavischen Dynastenfamilie, welche in den ältesten Zeiten über Ragusa und Cataro geherrscht hat, später aber, bald von den Venetianern, bald von den Türken gedrängt, ein Asyl in den schwarzen Bergen des freien Montenegro fand. Von da wanderten die Stratimirovice theils nach Rußland aus, theils auf östreichischen Boden, wo im Süden von Ungarn eben damals tausende Serben unter ihrem Patriarchen Arsenius Cernojevic sich eine Heimath gründeten, von Kaiser Leopold I. unter Gewährleistung der wichtigsten Vorrechte gerufen, das ungarische Reich vor den Türken zu schützen (1691). Der russischen Linie der Stratimirovice entsprossen vier rühmlich genannte Generale. Die östreichische Linie, welche zumeist in der Backa begütert ist, gebar jenen berühmten Erzbischof von Karlovic. Georg von Stratimirovic ist desselben würdigen Kirchenfürsten Neffe und zu Kulpin, dem Hauptorte des gleichnamigen Stratimirovic'schen Familienguts, im Februar des Jahres 1822 geboren. Er besuchte sehr frühzeitig das Karlovicer serbische Gymnasium, absolvirte und wurde dann, kaum 14 Jahre alt, Zögling des anerkannt besten der östreichischen Militärinstitute, der k. k. Ingenieurakademie zu Wien. Nach Vollendung des letzten Kursus erhielt er die Charge eines Premierlieutnants beim Husarenregimente Fürst Reuß-Köstritz, welches damals in Italien garnisonirte. Wer die Plackereien des östreichischen Kriegsdienstes in Friedenszeit aus eigener Anschauung kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß Stratimirovic nach einjähriger Dienstzeit auf unbestimmte Zeit Urlaub nahm und in seine Heimath zurückging. Hier lernte er die reizvolle und liebenswürdige Tochter des reichen Gutsbesitzers Z. kennen. Sie sehen und lieben war eins, aber die Einwilligung

der Eltern war nicht zu erlangen. Unser Held machte kurzen Prozeß, er holte sich einmal Nachts seine Braut aus dem wohlverwahrten väterlichen Schlosse. Eine Truppe berittener Komitatspanduren war von dem wüthenden Schwiegervater wider Willen in der ersten Aufwallung des Zorns aufgeboten worden, das fliehende Pärchen einzuholen und zurückzubringen, allein der Entführer bahnte sich mit bewaffneter Hand den Weg zur Flucht und ließ sich auf der nächsten Pfarre mit seinem geraubten Liebchen trauen (1843). Wenn sich auch Stratimirovic bald mit dem erzürnten Schwiegervater aussöhnte, war doch die nothwendige Folge dieses abenteuerlichen Schrittes, daß er seine Offiziercharge quittiren mußte. Seither lebte Stratimirovic als Privatmann in bescheidener Zurückgezogenheit zu Neusatz, unablässig mit literarischen Arbeiten, politischen und strategischen Studien beschäftigt. Später half er, von einem der eifrigsten serbischen Agitatoren, dem Protopresbyter Paul Stamatovic erweckt, die letzte serbische Bewegung, deren Hauptheerd eigentlich Neusatz war, eifrigst mit vorbereiten. Stratimirovic's erstes öffentliches Auftreten war bei den Neusatzer Unruhen im April 1848, sein erster wichtiger Schritt die Aufsetzung und Einbringung jenes bekannten nachdrücklichen Protestes der Stadt Neusatz an den ungarischen Reichstag, gegen den vom Buda-Pesther Ministerium über alle von Serben bewohnte Ortschaften verhängten Belagerungszustand; ein Akt, dem sich alsbald auch die übrigen serbischen Städte anschlossen. Stratimirovic wurde als Deputirter an den ungarischen Reichstag gesandt; hier führte er energisch das Wort und er war es, zu dem Kossuth nach langem, heftigen Debattiren die inhaltsschweren, verhängnißvollen Worte sprach: „Nun wohlan, wenn Sie so kommen, mögen denn unsere Schwerter in die Wage fallen. Zwischen uns und den Serben kann nur das Schwert entscheiden!“ —

Georg v. Stratimirovic erschien als Abgeordneter von Neusatz in der serbischen Metropole zu Karlovic, als daselbst im Mai des vorigen Jahres die Vertreter des Volkes tagten, um nach ihren alten, seit Leopold I. von allen östreichischen Kaisern als Königen von Ungarn garantirten Rechten und Privilegien, einen Patriarchen und einen Woywoden zu wählen. Patriarch ward der greise Karlowitzer Erzbischof Joseph Rajacic, Woywode (d. i. freigewählter Civil- und Militärgouverneur) der k. k. Generalmajor Stephan Suplikac de Vitjez. Bei jener Versammlung war es vornehmlich Stratimirovic, welcher die bekannten Petitionspunkte an den Kaiser durchführen half. Selfgouvernement von Serbien scheint von Anbeginn seine Haupttendenz gewesen zu sein. Das provisorische Centralregierungskomité (odbor) zu Karlowitz konstituirte sich sofort; da aber dessen eigentlicher Präsident, der neugewählte Wojwode, damals noch bei Marschall Radetzky's Armeekorps in Italien eine Befehlshaberstelle bekleidete, ward Stratimirovic sein Stellvertreter und Vicepräsident im Karlowitzer Centralkomité, dessen erste energische Schritte zum großen Theile sein Werk sind.

Ehe noch die an den Kaiserhof zu Innspruck entsendete Deputation zurück-

gekehrt war*) kam die unselige, verhängnißvolle Pfingstwoche herbei. In dieser wagte der k. k. Feldmarschallieutenant Baron Hrabowsky, der vom ungarischen Ministerium bestellte Generalkommandant von Slavonien, von Peterwardein aus jenen schändlichen, folgenschweren Gewaltstreich gegen Karlowitz, welcher die Feindseligkeit zwischen Serben und Magyaren in hellen Flammen auflodern machte. Wir lassen hier eine darauf bezügliche Stelle aus der Korrespondenz des Patriarchen Rajacic mit Hrabowsky folgen, ein wichtiges Aktenstück aus den Tagen des Beginns der Greuel in Ungarn:

„Die serbische Nation" — schreibt der greise Kirchenfürst — „hat nicht an den Krieg gedacht, bis sie durch Ihren Angriff auf das arme, unschuldige Karlowitz, auf ihre Heiligthümer hiezu provozirt, ja gezwungen wurde. Die Nation war fest entschlossen, ihr gutes Recht auf gesetzlichem Wege zu suchen und zu verfechten. Darum entsendeten sie mich mit einer ansehnlichen Deputation an die Stufen des Thrones. Während ich nun diesen gesetzlichen Schritt that, führen Sie den Schlag auf Karlowitz, eine ganz offene, unbewaffnete, unvertheidigte Stadt, eine Stadt, welche Sie mit Gastfreundschaft empfangen hat. Sie führen den Schlag an einem der ganzen Christenheit heiligen Tage, in einer Stunde, welche dem Gottesdienst gewidmet war: statt der Gaben des heiligen Geistes, empfängt das arme Volk Ihre Kugeln, Granaten und Mordfackeln, welche keinen Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen wissen! Ihre Soldaten — Magyaren — zünden mit kaltem Blute die ersten Häuser an, hauen und verwunden Weiber und Kinder, erschießen in dem tiefen Graben unter der Brücke neun ganz unbewaffnete Menschen, werfen einen blessirten alten Mann mit seinem Weibe in ein brennendes Haus und fliehen dann, von ihren Gewissensbissen und einigen schlecht

*) Die serbische Deputation passirte erst am 27. Juni auf ihrem Rückwege aus Innspruck durch Wien, und vernahm da mit Staunen Hrabowsky's Gewaltstreich. Ich führe hier eine Stelle aus einem ganz schwarzrothgoldenen Wiener Journale an: „Wien den 28. Juni. Gestern erschienen die von Innspruck zurückgekehrten serbischen Deputirten in der Aula, um der akademischen Legion den Zweck ihrer Deputation mitzutheilen. Einer der Deputirten, Dr. Betsi, klagte darüber, daß man hier die Serben so wenig kenne, indem er gefragt wurde, ob sie aus Kroatien, Slavonien oder Siebenbürgen wären? und als er dies verneinte, fragte man erstaunt: woher sie denn kämen? — das, meinte der Redner, muß doch die Serben schmerzlich berühren, da sie viele Jahrhunderte hindurch für Oestreichs Heil ruhmvoll gekämpft, namentlich gegen die asiatischen Christenfeinde, gegen die Türken nämlich. Ferner sprach der Redner von dem Rechte, welches sie an Ungarn haben, indem sie daselbst schon früher waren, als die Magyaren, und auch sie doch für das Edelste und Höchste — für ihre Nationalität nämlich — erglüht sind. — Dessen ungeachtet wollen sie mit Ungarn Friede haben, indem sie weder die Integrität der östreichischen Monarchie, noch die des Königreichs Ungarn zu zerstören gesonnen sind. Jedoch wollen sie nur dann mit Ungarn sich versöhnen, wenn es auf die dem Kaiser vorgelegten Punkte eingehen wird &c. &c. &c. Professor Füster erwiederte darauf, daß, wenn auch Einzelne die Serben nicht kennen, die Meisten, ja ganz Europa die Serben sowohl als auch ihren unsterblichen Ruhm zu schützen wissen. — Die Studenten und Nationalgarden brachten der serbischen Nation ein donnerndes, dreimaliges Lebehoch!" —

bewaffneten Bauern verfolgt, in ihre Festung zurück. Mit diesem übelberechneten Schlage haben Ew. Excellenz drei Uebel angerichtet: erstens, daß dreizehn ganz unschuldige Menschen verloren gingen und mehr als soviel Häuser eingeäschert wurden; das zweite, daß Sie die serbische Nation aus ihrem legalen Wege herausschleuderten; das dritte und größte Uebel endlich, daß Sie den gegenwärtigen Bürgerkrieg entzündeten und ihm den gegenwärtigen greulichen Charakter vorzeichneten."

An der Spitze jenes Häufleins serbischer Bauern und einiger Landwehrmänner aus dem Peterwardeiner Regimentsbezirk hatte sich Stratimirovic gestellt. In Karlowitz's blutigen Pfingsten sind die Würfel der Entscheidung zwischen Krieg und Frieden gefallen, jung und alt, wer nur ein Gewehr zu führen vermochte, rüstete und stellte sich unter Waffen in die Römerschanzen zwischen die Donau und Theiß. Das Peterwardeiner Grenzregiment und das unvergleichliche Cajkistenbataillon *) erhob sich in Masse, und bald folgte das deutschbanater Grenzregiment. Eine stattliche, wohlbewahrte, kampfbegierige Schaar war da, aber kein Führer! Zu den k. k. Offizieren, den fremden und despotischen Drängern der biedern Grenzmannschaft, hatte das Volk kein Zutrauen, die meisten von ihnen waren — nachdem durch ihre elenden Intriguen im Stabsorte Mitrovitz Bürgerblut geflossen — feig geflohen oder von erbittertem Volk theils gefangen, theils verjagt worden. Das versammelte Volk wählte Stratimirovic zu seinem Oberfeldherrn, der in den Offizieren Milojevic, Joanovic, Surducky, Bobalic und Bosnic bald bewährte Unterfeldherrn fand. Die Operationslinie wurde erweitert und außer den berühmten Römerschanzen feste Lager zu Karlowitz, St. Thomas, Perlaz und Alibunar errichtet und bezogen. Freiwillige aus dem unter türkischer Oberhohheit befindlichen Fürstenthum Serbien, aus Bosnien und untern Slavenländern kamen herbei, ihren Stammgenossen zu helfen, ihre Zahl erwuchs bald dergestalt, daß sie unter des bekannten Kriegshelden Stefan Petrovic Knicanin ein eignes Armeecorps zu bilden stark genug waren. Neben vielen kleinen Gefechten schlug Stratimirovic im Monat August die drei Schlachten von St. Thomas, Temerin und Peczka siegreich.

St. Thomas ist der wichtigste Punkt in der Vertheidigungslinie der serbischen Wojwodschaft, es ist der Schlüssel zu Javok und dem Cajkistenbataillone, mit St. Thomas wäre mehr als die Wojwodschaft verloren gegangen **). St. Thomas ist,

---

*) Das Cajkistenbataillon besteht aus lauter Serben und bildete einen wichtigen Theil des östreichischen Militärgrenzcordons gegen die Türkei und besorgt zugleich die östreichische Donau- und Theißflotille. Die Cajkisten (Saikassi) sind im Land- und Wasserdienst gleich geübt, im Artillerie- und Pionirwesen wohl erfahren.

**) Vollkommen verbürgte Nachrichten versichern, daß es beim fünften Angriff zu Ende März 1849 dem Magyarenfuhrer Perczel gelungen ist, das feste Lager von St. Thomas zu nehmen, doch erst über die Leiche des löwenkühnen serbischen Befehlhabers Bosnic. Die Einnahme von St. Thomas ist für die Ungarn ein unberechenbar hoher Vortheil.

obgleich in einer bedeutenden Ebene gelegen, doch durch Natur und Kunst zu einem beinahe uneinnehmbaren festen Lager geschaffen, das unsere Nachkommen einst anstaunen werden als bleibende Denkmale bedauernswerther blutiger Kämpfe zwischen zwei gleich großen, gleich freiheitbegeisterten Nationen, Ungarn und Serben, — wie wir jetzt die Karlowitzer Römerschanzen! Das Lager besteht aus vier felsenfesten, unersteiglichen Schanzen, die stärkste davon, auf der Becejer Seite, von den türkisch serbischen Freiwilligen besetzt, und oft löwenkühn vertheidigt, heißt Srbobran — die Serbenwehr. Ein außerordentlich wichtiges Vorwerk, welches die Behauptung von S. Thomas ungemein erleichtert, ist die feste Position bei Turia, eine halbe Stunde seitwärts am Ufer der Theiß. Die Theißufer, der hart am Lager vorbeifließende Begakanal und die rings ausgebreiteten Sumpfstrecken gewähren St. Thomas erwünschten natürlichen Schutz. — Nachdem schon im Juli einige Angriffe auf diesen wichtigen Punkt gescheitert waren, beschlossen die Magyaren im August, St. Thomas durch einen überlegenen, forcirten Angriff zu nehmen. Am 19. August erschienen 40,000 Mann ungarischer und östreichischer Truppen mit 60 Kanonen vor St. Thomas und Turia, und begannen um 4 Uhr Morgens mit einer fürchterlichen Kanonade den Kampf. St. Thomas hatte damals eine Besatzung von nur 2500 Mann und 12 Kanonen, Turia vertheidigten blos 1000 Mann mit 4 Kanonen. Stratimirovic kommandirte in St. Thomas, Joanovic in Turia. Von der Peterwardeiner Seite begann der Angriff des Feldmarschallieutenant Baron Hrabowsky, dieser stürmte mit 10,000 Mann und 12 Geschützen den St. Thomaser Brückenkopf; Oberlieutnant Marinkovic vertheidigte die Schanze und brachte nach 3½stündigem Verzweiflungskampf Hrabowsky zum Weichen, der nun — wiewohl ohne Erfolg — zu bombardiren anfing, und einen neuen Sturmangriff gegen Verbaszer Lagerseite in's Werk setzte. Hier war der fürchterlichste Kampf und dauerte bis 2 Uhr zu Mittag. Achtmal stürmten die Ungarn, das Infanterieregiment Alexander an der Spitze, mit an Verzweiflung grenzender Wuth, achtmal wurden sie von den Serben geworfen, beim neunten Anlauf gelang es ihnen, in die Serbenschanze zu dringen, doch wurden sie in weniger als einer Viertelstunde wieder hinausgeworfen. Es war ein kurzer aber fürchterlicher Kampf, die Bajonnette konnten im Gedränge nicht mehr gehandhabt werden, desto besser wirthschafteten die Handzare und Messer der Serben. Die Ungarn mußten hinaus und ließen 100 Tode in der Schanze. Eben auf diesem gefährlichsten Punkte leitete Stratimirovic persönlich den Kampf, neben ihm die tapfern Hauptleute Biga und Bosnic; Stratimirovic immer hoch zu Roß, in seiner glänzenden Uniform die feindlichen Kugeln gleichsam herausfordernd, deren eine ihm seinen Säbelgriff zerschmetterte. Es war hier ein Kampf sondergleichen, so daß selbst greise Krieger Kara Georgs, deren sich einige unter den Freiwilligen befanden, offen bezeugten, einen so heißen Kampf noch nicht erlebt zu haben. Während dies auf der Peterwardeiner und Verbaszer Seite vorging, stürzten acht

tausend Ungarn mit einer schweren Batterie gegen die Feketicer Lagerseite, sie wagten siebenmal vergeblich zu stürmen, und der mächtige Rest des Belagerungscorps bedrohte Srbobran und Turia. Als es Abend zu werden begann, mußten sich die Ungarn zurückziehn und ließen 800 bis 900 Tode auf dem Schlachtfelde; einige Compagnien Landsturm und Cajkisten kamen beim Ende des Kampfes unter Dadinov's Führung als willkommener Sukkurs und machten es den Serben möglich, den Rückzug des ungarischen Armeecorps tüchtig zu beunruhigen. Es war eine Heldenschlacht eines Häufleins gegen eine stolze Uebermacht wie die Kriegsgeschichte wenige aufzuweisen hat, an die Thermopylen, an Szigeth und Mazagran erinnernd.

Das Schlachtenglück scheint dem jugendlichen Helden denn doch einigermassen verblendet und übermüthig gemacht zu haben, so daß er sich um seinen Wirkungskreis als Vicepräsident des Karlowitzer Regierungskomités wenig mehr bekümmerte und das politische Feld dem Patriarchen, der sich upravitel naroda, d. i. Volksverweser schrieb, völlig einräumte. Als sich jedoch dieser auch um den Krieg eifrig zu thun machte, und namentlich das Proviant und Geldwesen, mit dem bis dahin sehr leichtsinnig und schleuderisch vorgegangen worden war, regeln wollte, entstanden offne Mißhelligkeiten zwischen ihm und Stratimirovic. Die Mehrzahl des Volks aber war Stratimirovic zugethan, und trotzdem, daß der Patriarch zu Ende September eine Art von Bannbulle gegen den Volksgeneral erließ, blieb das Cajkistenbataillon und die Population von Backa fest auf Stratimirovic's Seite. Des Patriarchen Erscheinen in Titel brachte eine solche unliebsame Domonstration zu Wege, daß der greise Volksverweser sich sofort aufs Dampfschiff zurück begab und das gellende „Zivjo Stratimirovic!" in den Ohren — nach Karlowitz heimfuhr. Bon gré mal gré fand eine endliche Versöhnung zwischen Rojacic und Stratimirovic statt. Die Ankunft des Wojwoden Suplikac enthob Stratimirovic der bisher bekleideten Oberbefehlshaberstelle und beschränkte seine Thätigkeit auf eine wichtigere Unterfeldherrnstelle und auf das Vicepräsidium im Odbor.

Als Wien fiel und Windischgrätz und Jellachich im Nordwesten von Ungarn eindrangen, ruhten eine Zeit die serbischen Waffen. Stratimirovic ging an der Spitze einer Deputation, bei der sich Advocat Bogdanovic, Dr. Subotic und ein Neffe des Wojwoden befanden, an den Kaiserhof, nochmals um die Bestätigung der serbischen Petition vom Mai 1848 anzusuchen. Bei seinem Erscheinen in Wien und Ollmütz wurde er anfangs fetirt, bald aber, als er entschieden und energisch in der Sache seines Volks dem Minister Stadion gegenüber trat, beschwerte sich das ministerielle Organ, der Lloyd, gar bitter über sein zu derbes Auftreten. Die Wünsche der serbischen Nation waren ziemlich befriedigt, der Zweck jener Mission erfüllt, als der erwählte Wojwode Suplikac bei Panceva plötzlichen Todes verstarb. Stratimirovic machte sich auf den Heimweg, um seinem Berufe

als Vicepräsident des Odbor zu genügen, gewiß auch, um auf die bevorstehende Wahl eines Wojwoden mit den nöthigen Einfluß zu haben. Jene ihm feindliche Partei, welche ihn jetzt vergeblich unter dieser und jener Vorspiegelung in Wien zurück zu halten gesucht, hatte indeß eiligst den greisen k. k. General Theodorovic an die Spitze der serbischen Armee gerufen. Nicht genug daran, man suchte Stratimirowic sogar von seinem immer noch hochwichtigen Wirkungskreise eines Odborvicepräses zu entfernen. Die Ursache war bald gefunden, man beschuldigte Stratimirovic friedestörende, egoistische Wahlumtriebe wegen der Wojwodenwahl gemacht zu haben, man lud ihn vor ein Kriegsgericht, und als der junge Volksführer im Selbstbewußtsein seiner Würde nicht erschien, gab der Patriarch einen Hirtenbrief gegen ihn heraus, welcher ihn sammt seinem Anhang als Rebellen erklärte, und Jedermann zur Pflicht machte, sich seiner zu bemächtigen und ihn „gebunden" dem Kriegsgericht zu überliefern. Aber in ganz Serbien findet sich Niemand, der es wagen würde, die Hand an den unerschrockenen Volksführer zu legen! Der Odbor zu Karlovic nimmt sich des Verkannten und Gekränkten an, der edel genug ist, in der sturmvollen Zeit seinen großen Anhang nicht mit einigen Feuerworten zum offenen Aufruhr zu bringen. Der Odbor brachte eine Versöhnung zwischen ihm und dem Patriarchen zu Stande, vermochte ihm jedoch seine frühere Stellung nicht wieder zu schaffen. Nun waren nur noch zwei volksthümliche Führer der Serben am Platze, Knicanin und Michael Joanovic. Als aber der Erstere heimzog auf das türkische Gebiet und der letztere den Magyaren beim allzuhitzigen Vordringen als Gefangener in die Hände fiel, nahm das Waffenglück der Serben den Krebsgang. Es nahm den Krebsgang, wenn auch (oder „weil"?) sieben kais. kön. Feldherrn, die Generale Nugent, Hajek, Rukavina, Theodorovic und Trebersburg und die Obristen Puffer und Meyerhofer an die Stelle dieser drei Volksführer getreten waren. Während Oestreich die serbischen Führer mit Ehren und Orden überschüttete, blieb Stratimirovic vergessen und übergangen, allein seine Brust ziert ein werthvolleres Kleinod, der Milos-Obilicorden der slavischen Republik Montenegro, welchen außer ihm nur vier Männer besitzen, darunter Fürst Milos Obronovic, der Befreier Serbiens vom Türkenjoch und Herr Knicanin. In der neuesten Zeit sind die Magyaren — Dank sei es Grafen Albert Nugent, der Zombor zaghaft verließ — tief in Serbien vorgedrungen, sie haben der Serben stärkste Vormauer, die Römerschanze und das St. Thomaser Lager erstiegen, ihr Siegeslauf war unaufhaltsam, wenn sich nicht Stratimirovic im entscheidenden Augenblick auf's Neue an die Spitze seiner wackern Cajkisten stellte, Perczel, den ungarischen Sohn des Sieges an den Marken des Cajkistenbataillons zurückschlug und dem weitern Vordringen der Magyaren einen festen Damm entgegensetzte. Nach den neuesten Nachrichten soll Knicanin mit 6000 Freischärlern herübergekommen und St. Thomas wieder in den Händen der Serben sein. Stratimirovic und Knicanin werden nun das Kommando führen, und der volksthüm-

lichen Feldherrn Gegenwart wird den gesunkenen Muth der Serben neu beleben und anfachen zu neuer Heldenthat.

Schließlich geben wir ein Portrait des jungen Serbenhelden. Stratimirovic ist von mittlerer Größe, schlank und schmächtig gebaut, beweglich und von den glattesten, an's Aristokratische streifende Manieren. Der Kopf ist schön und ausdrucksvoll, die Stirn hochgewölbt, die Nase griechisch, die Augen von unbeschreiblichem Feuer. Er trägt das braune Haupthaar leicht gelockt und einen blonden Schnurr- und Backenbart. Seine gewöhnliche Kleidung als Obercommandant der serbischen Insurrection war der Waffenrock eines Stabsoffiziers aus dem Fürstenthum Serbien, mit goldgesticktem Kragen und Aufschlägen und goldenen Epaulettes. Seine Schärpe war von Silber mit blau und roth durchwirkt, die Kopfbedeckung ein Sturmhut mit weißem hohem Federbusch. Im Felde pflegte Stratimirovic einen grauen Radmantel mit Fuchspelz verbrämt zu tragen, darüber hing an rothem Wehrgehäng Säbel und Karabiner.

F. B. M.

Professor Presl.

Aus Prag.

Die Besucher des östreichischen Reichstages werden sich eines Abgeordneten der slavischen Rechten erinnern, welcher zwar in der Kammer niemals sprach (dafür öfter im slavischen Klub), aber doch durch seine bei ihrer Mißgestalt sehr interessante, ich möchte sagen — anziehende Persönlichkeit, auffiel. Eine kleine, verwachsene Gestalt, mit aufrechtem Kopf, der mit seinen blauen sanften Augen, den blassen, leidend aussehenden Wangen und dem langen, schwarz glänzenden Lockenhaar etwas Schwärmerisches, Poetisches hatte. Der kleine Mann war Dr. Johann Svatopluk Presl, Professor der Naturgeschichte an der medicinischen Fakultät zu Prag, ein auserwählter Jünger der Wissenschaft, einer der vorzüglichsten Erwecker, ja, man kann sagen: Neuschöpfer der jetzigen czechischen Literatur, geachtet und geehrt, so weit die slavische Zunge reicht, innig geliebt von Allen, die ihm näher standen. Presl wird mit Recht unter die literarischen Notabilitäten der Slaven gezählt, er gehört nebst Hnewkowsky, Puchmayr, den beiden Rejedly und dem Ritter Jungmann zu den Vätern des jungen Cechien. Professor Presl folgte, der Erste unter den Deputirten, dem aufgelösten Reichstag ins Grab nach, er starb nach kurzen Leiden am 7. April l. J. zu Prag. Seine Leichenfeier wurde glänzend, wie die Jungmanns, gefeiert, und eine unabsehbare Menge schritt hinter dem Sarge, den ein vom Verewigten wohl verdienter Lorbeer umkränzte.

Johann Svatopluk Presl war am 4. September 1791 zu Prag geboren und eben da erzogen und gebildet, und im Jahre 1815 an der Prager Hochschule zum

Doctor der Arzneikunde promovirt worden, bei welcher Gelegenheit er eine interessante Monographie des Lorbeers als Inauguraldissertation veröffentlichte. Im Jahre 1818 erhielt Presl die Professur der Naturgeschichte und Technologie an der Ollmützer Universität und folgte bald darauf dem Rufe nach Prag an die Karl-Ferdinands-Hochschule. Durch seine Bemühung kam bei der dasigen medicinischen Fakultät ein k. k. Naturalienkabinet zu Stande, daß es durch seine Bemühung für vier Säle erwuchs. Im Interesse dieses Kabinets machte Presl bedeutende Reisen, die meiste Ausbeute gewann er jedoch am Kaukasus, in Italien, Illyrien und Ungarn. Auf dem czechisch-literarischen Felde war er seit dem Jahre 1820 unabläßig thätig, er gründete mit bedeutendem Geldopfer eine wissenschaftliche Zeitung, epochemachend in der damals noch in ihren Mitteln beschränkten jungczechischen Literatur. Sie führte nach dem Namen jenes weisen Fürsten der böhmischen Urzeit den Titel: „Krok“ und zählte Männer wie Safarik, Palacky, Winaricky und Wlczek zu ihren Mitarbeitern. Nachdem er diese Zeitschrift aufgegeben, übernahm er 1837 das czechische Journal für Technologie des Prager Gewerbevereins. Am eifrigsten bebaute Presl das Feld, auf welches ihn sein Hauptstudium und seine Stellung als Universitätslehrer hinwies: die Naturgeschichte und die Technologie. Seine hier einschlagenden Schriften sind nach dem Urtheil der tüchtigsten Fachmänner von hohem wissenschaftlichem Werth, in der czechischen Literatur stehen sie, vorzüglich was Mineralogie und Botanik anbelangt, unerreicht da. In dem technologischen Fache hatte Presl in Dr. Karl Ammerling einen ebenbürtigen Rival. Seine Hauptwerke sind: Nerostopis (Mineralogie) 1837, und Wsceobecny rostlinopis (Allgemeine Botanik) 1846.

F. B. M.

Aus Ollmütz.

Die Herrlichkeit Kremsiers ist vergangen und bald wird der Glanz von Olmütz vorüber sein. Die Chronisten beider Städte werden die historische Bedeutung derselben sicher stellen und der Nachwelt überliefern, als mahnendes Beispiel für die Bürger aller Zeiten, wie die Neutralität in Revolutionsperioden dennoch zum Guten führen kann. Kremsier war der Sitz des Reichstages und Olmütz wird bald das Hoflager des Kaisers gewesen sein. Der uralte Streit zwischen Olmütz und Brünn, welche von beiden Städten die wahrhaftige Hauptstadt von Mähren sei, trat durch die Verlegung des Hoflagers in die Festung Olmütz in ein ganz neues Stadium und hat für die Olmützer die besten Chancen. Brünn konnte sich nie rühmen, die Residenz eines östreichischen Kaisers zu sein. Aber von Olmütz aus wurde Wien wiedert erobert und wird Oestreich regiert, von Olmütz gingen die berühm-

ten Noten Schwarzenbergs nach Frankfurt und von Olmütz gehen täglich Depeschen nach Berlin und München ab, die nicht nur Oestreich, sondern ganz Deutschland betreffen. Wien ist in Ungnade gefallen und gleich ihm das hundertthürmige Prag und das liebliche Grätz; um Mailand und Pesth wüthet der Krieg und Lemberg steht auf durchwühltem Boden; nur Olmütz allein wurde gerecht befunden unter den Städten Oestreichs. Seine Eigenschaft als Festung wird bei seiner Erwählung zur Residenz des östreichischen Kaisers wohl nur von untergeordneter Bedeutung gewesen sein. Aber die Furcht vor einer Olmützer Aristokratie ist ungegründet. Das Schicksal weist die Olmützer auf den demokratischen Pfad. Schon einmal stand Olmütz vor den Pforten des östreichischen Ruhmes und hatte seine Hand in jene der Aristokratie gelegt; jedoch alles Schicksal trat diesem Anbahnen einer Hegemonie unerbittlich entgehen. Die Bürgerschaft von Olmütz ließ sich während der Belagerung der Festung durch den großen Friedrich i. J. 1758 thätig bei der Vertheidigung verwenden; und als Friedrich nach dem Verluste des großen Transportes durch Laudons Ueberfall die Belagerung aufhob, verlieh Maria Theresia der Bürgerschaft mehrere Privilegien und erhob den gesammten Rath der Stadt in den Adel. Hundert und ein Jahr sind seit dem verflossen und kein einziger Enkel der geadelten Rathsherren ist vorhanden, der das Patriciat für sich in Anspruch nehmen könnte. Da waren die Brünner weit klüger. Nach einem festlichen Empfang des Kaisers Franz, erbaten sie sich von demselben die Gnade, daß ihre Bürgergarde — den Grenadiermarsch schlagen dürfe. Sie sahen voraus, daß es weit leichter sei den Marsch der Grenadiere einer loyalen Bevölkerung zu hinterlassen, als den Adel durch Söhne und Enkel. Olmütz war übrigens das letzte Bollwerk Süddeutschlands gegen die Horden der Mongolen. Vor seinen Mauern schlug sie Jaroslav von Sternberg. In Oestreich zweifelt man daran, daß diese Festung noch einmal und besonders in unseren Tagen eine so bedeutende Rolle gegen den Osten spielen werde. — Die Einwohner von Olmütz sind also dazu bestimmt, sich der Demokratie in die Armee zu werfen, und sie können wahrscheinlich den Tag nicht erwarten, an dem die Abreise des Hofes ihnen Gelegenheit zu einer deutlichen Manifestation ihrer Gesinnung gibt. Man hatte das Aufbrechen des kaiserlichen Hoflagers schon auf den 15. April vorhergesagt, und die Leibgardisten und Kammerheizer wußten viel davon zu erzählen, daß im Schlosse Schönbrunn heimlich Alles zum Empfang des Kaisers vorbereitet werde; aber bis heute sitzt der ganze Hof noch so fest hier wie vor zwei Monaten, als Olmütz das Hauptquartier gegen die Rebellen in Kremsier war. Die Besatzung der Festung ist durchaus nicht zahlreich. Sie besteht zum Theil aus den Trümmern des italienischen Regimentes Zanini, von welchem noch immer ein Bataillon in den Reihen der Magyaren kämpft. Die Soldaten dieses Regimentes haben noch Manches von der magyarischen Adjustirung an sich, was große Unzufriedenheit unter den Patrioten erregt, denn die Beibehaltung feindlicher Uniformstücke (z. B. der Patrontaschen) scheint

darauf hinzudeuten, daß die Rüstkammern Oestreichs erschöpft sind. — Drei Telegraphendrähte führen nach Olmütz und dennoch weiß man hier, im Sitze der Regierung, nur sehr wenig von dem, was in den Provinzen und namentlich in Ungarn vorgeht. Der Inhalt der telegraphischen Depeschen wird dem Publikum nicht mitgetheilt und die Geheimnißkrämerei findet hier den besten Platz. Man lebt in dieser Beziehung ganz wie in den vormärzlichen Zeiten. Wer der Neffe eines kaiserlichen Unterthürstehers ist, erfährt Manches, wer in einem zärtlichen Verhältnisse mit der Tochter einer Hofwäscherin steht, weiß Vieles, und wer sich auf das bedeutsame Mienenspiel der Schreiber in den ministeriellen Bureaus versteht, kann sich wohl an einen politischen Artikel wagen. Die Diplomaten mit den hohen Stirnen, spitzigen Nasen und dünnen Lippen sind für die Olmützer, welche sonst blos die dicken Lippen und die fleischigen Nasen des zahlreichen Clerus oder die ausdruckslosen Gesichter einer gewöhnlichen Garnison vor sich hatten, eine sehr befremdende Erscheinung. Im Theater, welches der junge Kaiser sammt der ganzen kaiserlichen Familie sehr oft besucht, staunen sie zu diesen Lenkern des östreichischen Staatsschiffes hinauf und sammeln dankbar von den Kammerdienern und Gentlemen-Leiblakaien im Parterre Notizen über die Notabilitäten des Hoflagers ein. Die meisten derselben sind sehr alt und können die metternich-sedlinitzkische Verwandschaft nicht verleugnen. Ein höchst mittelmäßiges Theater, welches zuweilen durch die Hofschauspieler unterstützt wird und einige Concertisten zweiten oder dritten Ranges bieten dem diplomatischen Corps, der aristokratischen Suite des Hofes und den Offizieren der Besatzung die nöthige Zerstreuung.

Vor wenigen Tagen traf Windischgrätz im Hoflager ein. „Sic transit gloria mundi“ kann dieser Mann sagen. Wer hätte vor drei Monaten in Oestreich die Tollkühnheit besessen an dem Feldherrntalente und den großen politischen Gaben des Fürsten Feldmarschalls zu zweifeln oder in anderen Ausdrücken als jenen der maßlosesten Verehrung zu sprechen, und jetzt wagt es der letzte Berichterstatter des obskursten Journals trotz des drakonischen Preßgesetzes zu beweisen, daß der Exgeneralissimus nicht ein Bataillon zu commandiren verstehe. In dem letzten Ministerrathe soll Windischgrätz für Unterhandlungen mit Ungarn, Stadion für Fortsetzung des Krieges mit eigenen Mitteln und Bach für eine ausgiebige russische Hilfe gestimmt haben. Der Krieg in Ungarn fesselt das Interesse der Bevölkerung bei Weitem in höherem Grade als die endliche Constituirung Deutschlands. Die Ursache davon mag theils in der Nachbarschaft des aufständischen Landes, theils in dem Umstande liegen, daß fast alle Journale von einiger Bedeutung mit Ausnahme der „Ostdeutschen Post“, der ungarischen Frage den größten Theil ihrer Aufmerksamkeit und ihres Raumes widmen, während Deutschland nur so nebenbei beachtet wird. Der Lloyd spricht sogar schon kriegerisch Deutschland gegenüber und die hyperministeriellen Blätter wälzen sich vor Freude über das Zustandekommen von Kleindeutschland. Die Bevölkerung der sogenannten deutschöst-

reichischen Provinzen wird durch den Krieg in Ungarn unstreitig am Meisten in das Mitleiden gezogen und doch ist den Magyaren im Herzen Niemand gram. Man sieht ein, daß die Besiegung der Ungarn ein nothwendiges Mittel ist, um nur die nächste Aussicht in die Zukunft Oestreichs etwas aufzuklären und dennoch wünscht man, daß es ein anderes Mittel gebe, das Land zu pacificiren. Der Patriotismus, welcher auch vor den rigorosesten Denunciationsjournalen Wiens Anerkennung findet, ist nur bei der Bureaukratie, bei den aktiven und pensionirten Offizieren und einem geringen Theile der Handelswelt zu suchen.

Was nun der Patriotismus nicht leistet, das bringt der Belagerungszustand und das Gouvernement des Säbels zu Stande. Uebrigens kann man annehmen, daß die meisten Provinzen Alles aufwenden werden, um den Frieden in Ungarn herzustellen, wenn sie wüßten, daß dadurch dem Einmarsche der Russen ein für alle Mal vorgebeugt würde. — Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze sind leider von der Art, daß man dem Hereinbrechen der russischen Corps täglich entgegensehen kann; denn die kaiserliche Armee ist in stetem Rückzuge begriffen, vom Ergreifen der Offensive kann daher nichts verlauten; heute Morgens erzählte man hier sogar von der Einnahme Pesths und der Entsetzung Komorns. Solche Gerüchte finden hier zahlreiche Hörer und willige Verbreiter, während man zu den Bulletins der k. k. Armee den Kopf schüttelt und an die oftmals berichtete Vernichtung Bems, Gefangennehmung Kossuths ꝛc. erinnert. In der That muß das gläubigste östreichische Gemüth von einigen Zweifeln bestätigt werden, wenn nach ungefähr 40 Siegesbulletins die Operationslinie der k. k. Truppen wieder auf dem rechten Donauufer erscheint. In Ungarn befindet sich blos der Kriegsminister in einer schlimmen Lage: in Bezug auf die südslavischen Länder das ganze Ministerium. Die Kroaten und Serben sprachen es offen aus, daß sie von der octroyirten Verfassung Nichts wissen wollten; die Art und Weise wie man in Ungarn von kaiserlicher Seite den Krieg führt und in den unterworfenen Comitaten administrirt, haben das Vertrauen auf das Ministerium Schwarzenberg-Stadion so wankend gemacht, daß die südslavische Zeitung offen bekennt: „unsere Sachen in Ungarn stehen mißlich und wenn sich nicht bald die Superi wie vor Troja in's Mittel legen, so werden wir bald an die Stelle gelangen, an welcher wir werden ausrufen müssen: Finis Austriae! Das ist allerdings sehr stark und in den friedlichen deutschen Provinzen dürfte sich die Presse eben so wenig wie die nicht geheime Conversation eine solche Aeußerung erlauben. Die Slovaken in Nordungarn sind ein friedliches Volk, auf den Namen „Ungar" stolz, und wenn sie die Versicherung haben, daß sie nicht mit der Peitsche gezwungen werden, magyarisch zu lernen, so dürften sie sehr leicht dem Plane der „Presse", welche Ungarn nach den Nationalitäten in größere Bezirke theilen will, entgegentreten. In Galizien ist die Ruhe eines Kirchhofs, die nur zuweilen durch Gefechte an der ungarischen Grenze gestört wird. Die Deutschen Oestreichs scheinen zu ahnen, daß ihr Ver-

hältniß zu Deutschland auch auf den Pußten Ungarns entschieden wird. Zudem wurden sie durch den italienischen und magyarischen Kriegslärm eine Weile von der großen, gemeinschaftlichen deutschen Angelegenheit abgewendet und jetzt, da sie mit Erstaunen die neuesten östreichischen Noten lesen und ihren Ton in Erwägung ziehen, bemerken sie erst, daß in der That die Feststellung des Verhältnisses zu Deutschland ganz und gar in die Hände des östreichischen Ministeriums zurückgekommen ist und daß sie gerade so weit in dieser Angelegenheit gekommen sind, wie im März 1848. Die Aussicht wieder von Anfang beginnen zu müssen, die Ueberzeugung, daß man seit dem 7. März 1849 in Oestreich das Wort Revolution, Demokratie, Einigkeit der Nation, Nationalversammlung ꝛc. nicht mehr so ungestraft wie sonst in den Mund nehmen darf, macht sie sehr nachdenkend und seit die östreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche abberufen wurden, stieg ihre Verwirrung auf einen so hohen Grad, daß sie in Wahrheit aus dem Stand der magyarischen Angelegenheit, die sich aber nicht in wenig Worten zusammenfassen läßt, einigen Trost in Bezug auf die mißliche Situation schöpfen zu können vermeinen, die ihnen aus dem Streit ihrer Sympathie mit den letzten Noten Schwarzenbergs erwuchs. Uebrigens ist hier die Furcht vor den Russen bei Weitem geringer als man bei der mißlichen Situation der k. k. Armee in Ungarn glauben sollte. Wenn man auch die Existenz jener Note bezweifelt, in welcher Rußland dem preußischen Hofe die Besitzergreifung der Moldau und Wallachei angezeigt haben soll, so erlaubt man sich dennoch anzunehmen, daß das östreichische Cabinet die Occupation östreichischer Gebietstheile durch die Russen für ein sehr gefährliches, jedenfalls für das letzte Mittel im Lande Ruhe zu schaffen, ansehe, indem Rußland vielleicht zuerst gar zu großen Eifer zeigen, zuletzt jedoch in dem Aufgeben seines übernommenen Amtes etwas zu zögernd sein dürfte. Natürlich darf man einem ministeriellen Politiker mit solchen Befürchtungen nicht nahe treten, aber im Volke ist die Meinung verbreitet, die guten Dienste Rußlands dürften Oestreich wohl das eine oder das andere schöne Grenzland kosten und die Feinde Oestreichs halten sich für vollkommen überzeugt davon, so daß sie den Einmarsch der Russen z. B. in Galizien nur mit Jubel begrüßen würden. Im Ganzen genommen ist der Glaube an eine schleunige russische Hilfeleistung nur sehr wenig verbreitet. Wird einer totalen Absonderung Oestreichs von Deutschland nicht durch das östreichische Ministerium entgegengearbeitet und zwar auf eine ziemlich deutliche Weise, so geht Oestreich einer revolutionären Zukunft entgegen. Denn die zurückkehrenden Abgeordneten werden sich in die jetzigen Umstände so wenig zu schicken wissen, daß ihnen Nichts übrig bleiben wird, als sich einer revolutionären Propaganda zuzuwenden, deren Ziel entweder ein zweiter constituirender Reichstag in Oestreich oder eine gänzliche Lostrennung der deutschen Länder von Oestreich ist. Durch die Octroyirung einer Verfassung und die Auflösung des Reichstags haben die Minister dem jungen Kaiser jedenfalls den schlechtesten Dienst er-

wiesen. Er ist unpopulär. In Prag wird der Kaiser Ferdinand benutzt zu Demonstrationen gegen den neuen Monarchen. Sein Geburtsfest wurde mit ausgezeichneter Pracht gefeiert, man ruft so oft als möglich: Hoch Ferdinand! man besingt ihn, blos um zu zeigen, daß man den neuen Kaiser nicht mag. Es ist zu bezweifeln, ob in Wien Franz Joseph I. jene Popularität genießen wird, die Ferdinand bis zu den Octobertagen genoß.

Die Gesetze, welche dem Ministerium wunderbar leicht aus der Feder zu fließen schienen, haben bereits alle ihre Beurtheilung gefunden. Das Gesetz über die Geschwornengerichte soll mit Nächstem erscheinen. Einige indiscrete Mittheilungen über dasselbe haben bereits in mehreren Journalen vor der Zeit sehr beachtenswerthe Betrachtungen und zugleich einen Kampf zwischen der Ostdeutschen Post und dem Lloyd, welche zwei Journale Tag für Tag mit einander anbinden, hervorgerufen. Die Ostdeutsche Post meinte, der veröffentlichte Entwurf sei blos eine Mystification. Leider ist dem nicht so. Das Ministerium Schwarzenberg verstand es, die freie Gemeinde so zu ordnen, daß man mit Schmerzen die Zeiten der gestrengen Herren Verwalter und hochmögenden Bürgermeister zurückwünscht, und es wird ihm ein Leichtes sein, das Schwurgerichtswesen so einzurichten, daß man Jene glücklich preisen wird, die noch den alten Criminalgerichten in die Hände fielen.

Heute ging Fürst Windischgrätz nach Prag ab; man sagt, er wird das Gouvernement übernehmen. Stratimirovic und Knicanin sollten (nach dem Lloyd) den ungarischen General Perzcel auf dem rechten Donauufer geschlagen haben. Ist der Sieg in der That so bedeutend, wie ihn der Lloyd schildert, so dürfte sich die Lage der Kaiserlichen etwas bessern. S-z-e.

Porträts der Berliner Universität.

2. Jacobi.

Jacobi erzählte kürzlich, wenn er Wohnungen miethen gehe, werde er immer gefragt, ob er ein Verwandter des berühmten Jacobi sei. Unter dem berühmten Jacobi versteht Berlin nämlich den „Feind des Hauses Hohenzollern," dem das Volk von Berlin in den Novembertagen einen solennen Fackelzug brachte. Unser Jacobi ist nur der unbekannte Professor der Mathematik, der sich glücklich fühlen mag, einen Namensvetter von berühmtem Namen zu besitzen.

Jacobi ist 1804 in Potsdam geboren. Er schwankte längere Zeit, ob er sich der Mathematik vorzugsweise widmen solle und beschäftigte sich viel mit philoso-

phischen und philologischen Studien. Nachdem er sich der Mathematik ganz zugewendet hatte, errang er unglaublich schnelle Lorbeeren. 1824 habilitirte er sich als Privatdocent in Berlin, 1827 erhielt er in Königsberg eine außerordentliche, 1829 eine ordentliche Professur der Mathematik. Durch das Zusammenwirken von ihm, Bessel und Neumann wurde die Königsberger Universität der Hauptsitz der Mathematik in Deutschland. Fast um dieselbe Zeit wurden dieser Anstalt ihre ersten Koryphäen entrissen, durch den Tod Bessel's und durch die Ernennung Jacobi's zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie. — Die Mathematik befindet sich in diesem Augenblick noch nicht auf dem Punkte der Entwickelung, wo das Material erschöpft ist und es sich um die formale Abrundung, um die systematische Gliederung handelt. Vielmehr sind gerade in neuerer Zeit ganz neue Gebiete entdeckt, neue Wege eröffnet worden, und die Bemühungen der größten Mathematiker sind dahin gerichtet, den Blick in die Zahlen- und Formelnwelt immer weiter auszudehnen, den schon gemachten Eroberungen neue und kühnere hinzuzufügen. Zu dieser Richtung gehört auch Jacobi. Seine Vorlesungen haben in der Regel einen sehr schwierigen Inhalt. Er überläßt sich ganz seinem Genius, beginnt mit leichten und einfachen Deduktionen und befindet sich plötzlich auf einem Gebiet, wohin ihm nur der kleinere Theil folgen kann. Er selbst hat die verwickelsten Formen mit bewunderswürdiger Klarheit in seinem Kopfe und braucht keine Tafel, um mit ihnen zu rechnen; seine Zuhörer sitzen versteinert da und bringen oft nichts Anderes nach Hause, als das Gefühl ihrer Unbedeutenheit. Dieser Nachtheil ist, wie ich glaube, nicht hoch anzuschlagen. Fast in allen Wissenschaften, namentlich aber in der Mathematik, läßt sich das Positive aus Büchern erwerben. Soll der Universitätsunterricht einen Zweck haben, so muß er in den Händen von Männern sein, die durch das Hervorragende ihrer Persönlichkeit, durch die individuelle Form, in der sie ihr Wissen geben, auf die Studirenden wirken. Die lebendige Thätigkeit eines großen Geistes belauschen zu können, ist tausendmal fruchtbringender, als einige Formeln mehr zu wissen. — Es gibt viele Gelehrte, die kein Interesse haben an der unmittelbaren Belebung ihres Wissens durch Unterricht; zu ihnen gehört Jacobi nicht. In Königsberg gründete er mit Neumann gemeinschaftlich ein mathematisch-physikalisches Seminar; in Berlin hält er unausgesetzt Vorlesungen, obgleich er als Mitglied der Akademie nicht dazu verpflichtet ist. Nur freilich darf man nicht von ihm voraussetzen, daß er sich dadurch gebunden fühle. In Königsberg kündigte er einmal absichtlich eine so schwierige Vorlesung an, daß sich nur Wenige dazu meldeten, und diesen Wenigen rieth er dann wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes ab, daran Theil zu nehmen. Er macht überhaupt den Eindruck, als ob er sich nicht leicht zu etwas zwinge.

Interessant war es, Jacobi vom Katheder auf die Tribünen der Clubs steigen zu sehen. Warum sollte Deutschland nicht auch seine Arago's und Bailly's haben? Er hätte freilich schon längst Gelegenheit dazu gehabt, denn in Königs-

berg war zu der Zeit als Jacobi dort lebte, ein reges politisches Leben, (d. h. eine rege politische Kannegießerei); — damals zog er sich in die stolze Einsamkeit des Gelehrten zurück.

Sein Aeußeres macht zunächst einen befremdenden Eindruck. Ein beständiges Lächeln schwebt um seine Lippen, nur dem Grade nach verschieden, ein Lächeln, halb ironisch, halb gutmüthig. Bei der freundlichen Art, die er gegen Jedermann hat, kann man ihm eigentlichen Hochmuth nicht zuschreiben; er interessirt sich nicht blos für sich, auch nicht blos für die Wissenschaft, auch für Menschen und namentlich für die Bildung der Menschen hat er Herz und Sinn. Daneben aber hat er wie es sich nicht anders erwarten läßt, das Gefühl von der Ueberlegenheit seines Geistes, und dies prägt sich nicht minder in seinem Aeußern, als in seinen Reden aus. Er spricht gern von seinen theils vornehmen, theils gelehrten Verbindungen, er erwähnte einst in einer Rede, daß er Mitglied fast aller großen Akademien Europa's sei; dann freilich hüllt er sich auch wohl in den Mantel der Bescheidenheit, läßt unbedeutenden Menschen große Anerkennung wiederfahren, ja die unebenbürtigsten Gegner habe ich ihn mit merkwürdiger Schonung behandeln sehen. Diese eigenthümliche Mischung von Selbstgefühl, Geringschätzung und Wohlwollen drückt sich in seinem Aeußern aus, daneben eine ungemeine Behaglichkeit und Ruhe. Als seinetwegen die erbittertste Aufregung im Mielentz'schen Saale unter tausend Zuhörern herrschte, stand er mit der größten Ruhe auf der Tribüne, sprach mehr als eine Stunde, eben so langsam und behäbig, wie gewöhnlich, auch nicht in dem Ton der Stimme war eine Spur der Aufregung zu entdecken.

Ein Redner ist Jacobi nicht, und doch macht seine Rede Eindruck durch die Eigenthümlichkeit des Geistes, die vor uns tritt. Er spricht nicht nur langsam und schwerfällig, er verliert auch oft den Faden des Vortrags, bringt ungelenke Sätze zusammen, schweigt längere Zeit gänzlich und überlegt, wie er die Rede weiter führen soll. Seine Reden haben aber stets Inhalt, Zusammenhang und tragen den Stempel der innern Geistesthätigkeit. Er legt sich zuweilen kurz vorher die Hauptgedanken, die er erörtern will zurecht und dann ist sein Vortrag fließender; oft spricht er ganz improvisirt. Er liebt es, über kleine, ganz unbedeutende Fragen das Wort zu ergreifen, namentlich wenn Alles überzeugt ist, daß kein Einziger darüber sprechen werde. Er pflegt dann nicht gerade etwas besonders Erhebliches vorzubringen, aber man hat doch vor seiner Person so viel Achtung, um die Sache ernstlicher in Erwägung zu ziehen.

Als in der ersten Hälfte des Monats April der constitutionelle Club gegründet wurde, traten gleich anfangs drei verschiedene Klassen von Mitgliedern hervor; erstens diejenigen, die bisher dem alten Systeme treu und ergeben gedient hatten und nun die Maske des Constitutionalismus vorzunehmen für zweckmäßig hielten, sodann die aufrichtig und gemäßigt Constitutionellen, endlich solche, die eigentlich auf dem Boden der Demokratie standen und dem politischen Club nur darum nicht

beitraten, weil es ihnen dort nicht fein genug war. Zu welcher dieser drei Klassen Jacobi gehört hat, der von Anfang an ein regelmäßiger Besucher der Club-Sitzungen war, wissen wir nicht. Er hielt sich indeß lange Zeit hindurch passiv; zum erstenmale betheiligte er sich bei der Polendebatte durch eine Bemerkung vom Platz aus. Ein Redner donnerte in die Versammlung hinein: Ist Jemand in diesem Saal, der die Theilung Polens nicht für ein schmähliches Unrecht hält? Alles schwieg, nur von einem Platze aus hörte man in ruhigem und gleichgiltigem Tone: Ich — es war Jacoby. — Sein erstes eigentliches Auftreten war zur Zeit der Wahlen. Der constitutionelle Club hatte es unternommen, Candidaten zur Deputirtenwahl in Vorschlag zu bringen. Jacobi bewarb sich um die Unterstützung des Clubs. Er hielt eine kurze Rede, in der er unter Andern sagte, er halte die constitutionelle Verfassung für die zeitgemäßeste, obschon ihn bei dem Worte Republik gerade keine Gänsehaut überlaufe; man müsse sich aber von jetzt an gewöhnen, mit gewissen Worten einen andern Sinn zu verbinden, z. B. mit dem Worte Ordnung; das hätten die früheren Regierungen stets den Liberalen vorgehalten: ihr werdet um die Ordnung und Ruhe kommen; ja, fügte er hinzu, um die Ordnung und Ruhe der früheren Zeit sind wir gekommen und sollen wir kommen, denn das war eine Kirchhofsruhe, von jetzt an ist Ordnung und Ruhe nicht mehr denkbar ohne freie Bewegung der Geister. — Seine Gegner benutzten diese Stellen, um ihn in den Ruf eines Republikaners zu bringen und zu dem Vorwurf, er habe die heiligsten Begriffe frech verhöhnt. Er bekämpfte aber eben nur die Unterdrückung der geistigen Freiheit unter dem alten Regime, und war nicht so kurzsichtig, um nicht zu sehen, daß auch die äußere Physiognomie der Gesellschaft eine bewegtere sein müsse, wenn die Schranken der individuellen geistigen Freiheit fallen sollten. Gerade auf diesen Punkt kommt er oft zurück; er faßt die Freiheit von dem Standpunkt aus, von dem sie für den Mann der Wissenschaft das meiste Interesse hat; man soll die Menschen nicht hindern, ihre Ueberzeugungen zu haben, sie auszusprechen und für sie zu wirken. Er scheint die Gefahren, die aus einer unbeschränkten derartigen Freiheit hervorgehen, da er sich ihrer unzweifelhaft bewußt ist, entweder nicht zu fürchten, oder für ein nothwendiges Uebel zu halten. Er geht aber offenbar dabei von einer sehr idealen Auffassung aus; was ihm als Frivolität ausgelegt wurde, ist gerade der edelste, der echt humane Zug, der durch seine politische Anschauung durchgeht. — Jacobi erlangte damals wenigstens eine Art von Erfolg. Den heftigen Angriffen, die Crelinger und andere Königsberger gegen die Redlichkeit seines Charakters richteten, der Aufregung, die dadurch im constitutionellen Club entstand, ist vorzugsweise das so plötzliche Sinken dieses Clubs zuzuschreiben. Theils wollte nach den so leidenschaftlichen und heftigen Sitzungen, die die Jacobi'sche Angelegenheit hervorgerufen hatte, der trockene Verlauf der folgenden Debatten nicht mehr zusagen, theils war eine persönliche Verstimmung eingetreten, die das Ausscheiden Crelingers und vieler andern Mitglieder

zur Folge hatte. Während der Streitigkeiten über Jacobi's Charakter schmolz die Zahl der Mitglieder auf mehr als tausend an; als sie beendet waren, betrug die Zahl der Anwesenden selten mehr als hundert. Wir gehen auf die Untersuchung, ob einem Manne Redlichkeit des Charakters zuzutrauen sei, der dem Könige die Hand geküßt, eine ehrfurchtsvolle Dedikation geschrieben habe, und nun erkläre, daß ihn bei dem Worte Republik keine Gänsehaut überlaufe, nicht ein.

Im Laufe des Sommers schied Jacobi aus dem constitutionellen Club und ward Vorsitzender in dem eben erst entstandenen Verein für Volksrechte, einem aus den radikalsten Elementen der Berliner Demokratie bestehenden Club. Daß Jacobi, als er den Vorsitz übernahm und sich verpflichtete, ihn einen Monat lang zu führen, die eigentlichen Tendenzen des Clubs nicht kannte, erhellt daraus, daß er, nachdem dieser Monat verflossen war, nicht nur sein Amt niederlegte, sondern aus dem Club gänzlich schied. Man hatte, um den Club in die Höhe zu bringen, einen berühmten Namen an die Spitze stellen wollen, und hatte schon gleich anfangs daran gedacht, ihn später fallen zu lassen. Da Jacobi die Sache einmal angefangen hatte, hielt er so lange aus, als seine Verpflichtung ging, bemühte sich übrigens redlich, den Verein in eine bessere Bahn zu lenken. Er wagte es einmal, einen Zweifel darüber zu äußern, ob der Proletarier, der von einem Tage zum andern lebe, dieselben politischen Rechte in Anspruch nehmen dürfe, wie derjenige, der zwar ein geringes, aber festes Einkommen habe. Alles war außer sich über diesen Verrath an der Demokratie, wohl zehn Redner nacheinander stürzten auf die Tribüne und überboten sich in Worten der Entrüstung.

Nachdem Jacobi auch aus diesem Club ausgeschieden war, beschränkte er sich auf seinen Bezirk und bemüht sich in diesem auch noch jetzt theils zu belehren, theils zu politischer Bedeutung zu gelangen. Ich habe ihn hier unter Männern, Frauen und Kindern, die meist aus dem Handwerkerstande waren, einen sehr populären Vortrag über das Verhältniß Deutschlands zu Preußen halten hören. Offenbar sah man die Absicht, belehrend und bildend zu wirken, doch verschmäht Jacobi auch nicht die Künste, die einen Redner bei der großen Menge beliebt machen. Mit großer Gemüthsruhe machte er Witze in der Art des Krakehlers und anderer solcher Blätter; Knaben von 8—10 Jahren, die zunächst an der Tribüne standen, tobten Beifall; diese Umgebung genirt ihn nicht. Und doch ist er im Ganzen zu ernst und selbstständig, als daß er sonderliches Glück machte. Die Gebildeteren schieben ihn vor, um mit ihm zu prunken. Er repräsentirt mehr, als daß er wirklich bedeutenden Einfluß hätte. — Im Januar trat er als Candidat für die zweite Kammer auf. Seine Rede machte einen sehr günstigen Eindruck. Durch die Antwort aber, die er auf eine an ihn gerichtete Interpellation gab, verlor er Alles, was er gewonnen hatte. Als er nämlich gefragt wurde, ob er für die Gemeindeverfassung das unbedingte Wahlrecht haben wolle, erbat er sich 14 Tage Bedenk-

zeit zur Beantwortung dieser Frage. Da schon in 8 Tagen die Deputirtenwahl stattfinden sollte, so hatte er natürlich keine Chancen mehr, gewählt zu werden.

Der höchste politische Grundsatz, den Jacobi hat, scheint, wie ich eben schon angedeutet habe, die Forderung zu sein, daß ein Jeder sich frei entwickeln und in der Aeußerung seiner Meinung nicht beschränkt werden dürfe. Es ist klar, daß man von diesem Standpunkt aus einerseits sehr radikal, andererseits den eigentlichen Wünschen des Volkes sehr entgegengesetzt sein kann. Jacobi ist radikal, aber er verleugnet nie den vornehmen Geist, der mit den Edelsten seiner Zeit und aller Zeiten in stetem Verkehr steht, der dem Volke sich nicht nähert, um ihm zu schmeicheln, sondern um es zu der Höhe, die er selbst errungen, heranzubilden. Aber eben daran scheitern seine Bemühungen, eine politische Stellung zu erreichen; keine Partei traut ihm, keine Partei liebt ihn. Für Geister, wie Jacobi, ist die Monarchie ein günstigerer Boden; er ist zu selbstständig und auch wieder in anderer Art zu biegsam, um von den großen Massen getragen und gehoben zu werden.

---

3. Benary.

Es gibt Charaktere, in deren Natur es liegt, stets und nach allen Seiten hin in Opposition zu stehen; zu ihnen gehört Agathon Benary. Ein Bekannter von mir, ein älterer Mann, dessen ganze Geistesbildung vergangenen Zeiten angehört, äußerte über ihn: wie unglücklich muß dieser Mensch sein, er ist ja nie anders als in Wuth! So schlimm ist es nun nicht. Freilich mag eine gewisse Reizbarkeit, ein verhaltener Groll sich in ihm festgesetzt haben durch die unverdiente Zurücksetzung, die er wegen seiner theologischen und politischen Ansichten von der früheren Regierung erfahren hat; — obgleich er an der Universität seit vielen Jahren keine unrühmliche Stellung einnimmt, ist er noch immer Privatdocent geblieben; dies mag ihn gehindert haben seine Stellung am Kölnischen Gymnasium zu Gunsten wissenschaftlicher Studien und akademischer Wirksamkeit aufzugeben. Ein wissenschaftliches Blatt, das er vor etwa vier Jahren in Gemeinschaft mit Hotho und Valke herausgeben wollte, erhielt die Concession nicht. Diese kleinlichen Verfolgungen konnten in einem von Natur tadelsüchtigen Manne einen überspannten Haß gegen Alles hervorrufen, was mit der ihm feindlichen Partei irgendwie zusammenzuhängen schien. Aber Benary besitzt andererseits einen viel zu kalten Verstand, als daß er sonderlich afficirt werden könnte; er ist stets aufgeregt, aber seine Aufregung ist kalt. Man kann nicht sagen, daß sich in seinen beißenden Bemerkungen viel Witz verriethe, ihrem Inhalte nach würden sie einen geringen oder gar keinen Eindruck hervorbringen; nur die Form, in der er sie vorbringt, verschafft ihnen hin und wieder Interesse. Sein Stimmorgan, seine Accentuirung trägt ganz und gar den Charakter des schneidenden und kalten Hohnes; nicht Ironie, sondern Verachtung und Uebermuth ist es, was uns bei dem gleichgiltig-

sten Inhalt, über den er sprechen mag, entgegentritt. Darum macht sein Vortrag einen sehr unangenehmen Eindruck, namentlich bei den akademischen Vorlesungen, in denen er sich mehr gehen läßt. Bei seinen Clubreden schien er sich in Bezug auf das Aeußere etwas zusammenzunehmen und sprach weniger monoton, als gewöhnlich. Vergleicht man das Wesen Benary's mit dem des Mathematiker Jacobi, so tritt ein bedeutender Unterschied hervor. Jacobi ist bei aller Geringschätzung, die er haben mag, immer höflich, freundlich und wohlwollend; Benary rücksichtslos und gleichgiltig gegen Fremde. Jacobi wird nie einen Anwesenden angreifen oder lächerlich machen, vielmehr windet er sich, selbst angegriffen, mit der glattesten Geschmeidigkeit durch; Benary sucht absichtlich Gelegenheiten, bald diesen, bald jenen vor aller Welt auf die wohlfeilste Manier zu verhöhnen und dem Gelächter preiszugeben. Daher trauen viele Jacobi nicht, wenige hassen ihn; über Benary ist Niemand im Zweifel, den Meisten aber, die ihn kennen, ist er ein Dorn im Auge. Dieser Grundzug bewährt sich auch in der politischen Richtung, die beide eingeschlagen haben. Man weiß nicht recht, welcher Partei Jacobi zuzuzählen ist; von Benary wissen es Alle, daß er der radikalen Partei angehört. Bei Wenigen ist Benary beliebt, am wenigsten bei den Lehrern der Berliner Gymnasien. Sein Erscheinen in einer Versammlung von Lehrern der Provinz Brandenburg im Herbst vorigen Jahres erregte einen wahren Sturm. Schon als er in den Saal trat, begann ein leises Geflüster. Als er darauf mit seinem unangenehmen Organ, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, die Rede eines Andern unterbrach, wurde er durch Trommeln zum Schweigen gebracht. Derselbe Auftritt wiederholte sich mehrmals mit gesteigerter Heftigkeit von beiden Seiten, bis zuletzt Benary erklärte: er sei an diesen Ton gewöhnt und pflege sich durch ihn nicht einschüchtern zu lassen. — Solche Scenen trugen sich zu in einer Versammlung der Gymnasiallehrer der Provinz Brandenburg.

Benary's äußere Thätigkeit ist ziemlich bedeutend. Die Schwierigkeit, die darin liegt, die Gymnasialstellung mit der akademischen Wirksamkeit zu verbinden, löst er nicht ohne Glück. Wenn er außerdem nicht allein Zeit gewinnt, sich durch wissenschaftliche Werke, wie die römische Lautlehre, bekannt zu machen, sondern auch sich so lebhaft an dem öffentlichen Leben zu betheiligen, wie er es namentlich im letzten Jahre gethan hat, so kann man annehmen, daß er bei größerer Beschränkung sehr Bedeutendes geleistet haben würde. Man muß dies mit in Rechnung bringen, wenn man den Werth, den er als Universitätsdocent hat, richtig schätzen will. Er tritt jedenfalls in den Hintergrund gegen Männer, wie Böckh, Lachmann, Bopp. Dennoch aber gehört er zu den Philologen, die man nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit Nutzen hört. Durch eine eigene Combination von Kenntnissen nimmt er sogar eine eigenthümliche Stellung ein. Er gehört nämlich erstens zu denen, die das Sanskrit und die verwandten Sprachen auf das Griechische und Lateinische angewandt haben. Bopp macht diese Anwendung nicht in der Aus-

führlichkeit, wie Benary in seinen Vorlesungen über lateinische Grammatik und in seinen Interpretationen zu Sallust, Persius u. s. w. Böckh, Lachmann, Zumpt, Franz verstehen Sanskrit nicht. Erst in den letzten Jahren hatte Benary an Georg Curtius einen Concurrenten erhalten; nachdem aber Curtius einen Ruf nach Prag erhalten hat, ist es wieder Benary allein, der diese Verbindung von Kenntnissen besitzt. Zweitens vereinigt er philosophische mit philologischer Bildung. Diese Vereinigung macht sich namentlich in seinen Vorlesungen über römische Literaturgeschichte und in den literarhistorischen Einleitungen zu seinen Interpretations-Collegien geltend. Ueberwiegend ist in ihm wohl die philologisch-historische Auffassung; durch das Studium der Hegel'schen Philosophie hat er aber eine Anzahl allgemeiner Begriffe und Ideen gewonnen, die ihn in einen großen Vortheil gegen alle Philologen setzen, die es für überflüssig halten, sich mit der Philosophie zu beschäftigen.

War Benary schon früher keine persona grata, so ist er es seit dem vorigen Sommer noch weniger. Nachdem er kurze Zeit Mitglied des constitutionellen Clubs gewesen, gründete er im Verein mit seinen Brüdern den Volksclub. Der Charakter dieses Clubs war nicht ganz so kindisch ausschweifend, wie der des demokratischen Clubs, in allen wichtigen Fragen trat er aber gemeinschaftlich mit ihm auf. Der demokratische Club war der eigentliche Mittelpunkt, ihm gehörten vorzugsweise die Radikalen aus den gebildeteren Ständen an. Die anderen Clubs, den Benary'schen mit eingeschlossen, betrachteten sie nur als Ableger und übten dort als Gäste in der Regel einen größeren Einfluß aus, als die Gründer und Führer des Clubs es selbst im Stande waren. Das Publikum des Volksclubs, das fast ganz aus den niedern Ständen bestand, wählte zwar Benary immer aufs Neue zum Vorsitzenden, ließ sich aber nicht sonderlich durch ihn leiten. So oft ich diesen Club besuchte, fand ich Benary im Kampf mit den übrigen Mitgliedern. Es läßt sich daher schwer begreifen, wie er bei der offenbar verschiedenen Richtung es nicht müde geworden ist, Vorsitzender zu sein. — Bei den letzten Wahlen zeigte es sich, daß seine Popularität doch so bedeutend geworden war, daß er in der Versammlung der Wahlmänner aufgefordert wurde, ohne weitern Zweck eine Rede zu halten. Er erfüllte diesen Wunsch, bewies aber zugleich so viel Selbsterkenntniß, daß er sich nicht verleiten ließ, als Kandidat für die zweite Kammer aufzutreten.

G. B.

Ein Blick auf nordamerikanische Zustände.

War je in der Geschichte einem Volke die republikanische Verfassung zusagend, so waren es die Europäer, welche sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts im nördlichen Theile Amerikas angesiedelt hatten. Fast aus lauter Handelsleuten und Gewerbsgenossen bestehend, bildeten sie eine homogene Masse, die nachdem sie die ursprünglichen Bewohner immer mehr und mehr in das Innere und nach den westlichen Küsten zurückgedrängt, ja sich endlich von den Fesseln des Mutterlandes befreit hatte, den viel schwierigern Kampf mit bestandenen Rechten, Privilegien, Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen einer frühern Geschichte nicht zu bestehen brauchte, einen Kampf, der in Europa nur mit der Vernichtung einer der Parteien zu beenden sein würde. Und so war es denn natürlich, daß diese meist aus dem englischen Volke entsprossenen Ansiedler sich eine ganz volksthümliche Verfassung gaben und weder Fürsten noch Adel, noch Majorate, noch eine reichbegabte Hierarchie, noch theuere Sinecuren bei sich einsetzten. Hierzu kam, daß wie es in Zeiten allgemeiner Bewegung und der Revolutionen häufig zu geschehen pflegt, Männer von außerordentlicher Begabung unter ihnen aufstanden, welche durch zeitgemäße Gesetze und Einrichtungen das Wohl des jungen Staates gründeten.

So entstand aus einer Anzahl von Niederlassungen und Colonien ein Freistaat, welcher in etwas mehr als einem halben Jahrhundert zu einer Macht und Bedeutung heranwuchs, wie die neuere Geschichte kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat. Wer hätte demselben nicht die schönste Zukunft prophezeien sollen? Und doch haben sich diese Hoffnungen nicht erfüllt, wenn man das Wohl eines Staates nicht blos nach seinem materiellen Wohlstande abmißt, sondern auch den sittlichen Zustand seiner Bevölkerung und ihrer Bildung in's Auge faßt.

Wer auf das Urtheil der bewährtesten Schriftsteller über Nordamerika und dortige Zustände, als Marryat, Boz, Raumer, Gerstäcker und in neuester Zeit Ziegler und Naumann etwas gibt, wird nicht leugnen können, daß aus ihren Schilderungen dortiger Zustände eine Demoralisation des Volks und zwar nicht der untersten Stände allein, hervortritt, wie solche in europäischen Staaten, als aus Mißbräuchen aller Art, aus vorenthaltner bürgerlicher und politischer Freiheit, aus Uebervölkerung und Pauperismus hervorgegangen zu erklären, in einem so jungen Staate aber immer eine auffallende und betrübende Erscheinung ist.

Es scheint keine Frage zu sein, daß diese Corruption theils aus den ursprünglichen Bestandtheilen der Bevölkernng hervorgegangen ist, theils ihren Grund in der politischen Verfassung hat. Wie bei allen Colonisten, so war auch bei den Ansiedlern in den jetzigen nordamerikanischen Freistaaten der Trieb nach Erwerb materieller Güter und materillen Wohlbefindens bei weitem der vorherrschende, und es mußte eine lange Zeit vorübergehen, bevor der mildernde Einfluß, welchen Kunst und Wissenschaft auf den gesellschaftlichen Zustand äußert, eintreten konnte. Wie nachtheilig diese übertriebene Sucht nach Erwerb auf die Moralität einwirken muß, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden; ist ja doch allgemein bekannt, daß in den Freistaaten die Gewandtheit, jemand im Handel und täglichen Verkehr zu überlisten, zu bevortheilen, ja zu betrügen nicht als etwas Tadelnswerthes, ja vielmehr als ein anzuerkennendes Talent gilt.

Auch die Verfassung der Freistaaten ist von diesem nachtheiligen Einfluß nicht frei zu sprechen. Das Princip der Gleichheit führt in seinem Gefolge das Ueble mit sich, daß in weltlichen Dingen ihm nichts heilig ist. Der Bürger der amerikanischen Freistaaten hat sich bis jetzt noch nicht auf den politischen Höhepunkt schwingen können, welchen der Bürger Großbritaniens längst eingenommen hat, auf welchem das Gesetz ihm heilig ist. Freilich wird hier vorausgesetzt, daß das Gesetz allenthalben gerecht und weise sei; wer aber kann dies behaupten da, wo die Sclaverei nicht allenthalben verboten ist und wo das Lynch-Gesetz noch ausgeübt wird? Wo die Rechte der Menschheit nicht geachtet werden, werden auch die Rechte der Mitbürger nie volle Geltung finden. Wo es nicht zu den Seltenheiten gehört, daß die Vertreter der Nation in ihren Versammlungssälen sich gegenseitig beschimpfen, ja zu Thätlichkeiten übergehen, (es ist selbst vorgekommen, daß sie Pistolen auf einander abgefeuert), wo noch unlängst der Kärner, der an der Wohnung des Präsidenten des Senats vorüberfuhr, wo Abends die Gesandten und die Honorationen von Washington versammelt waren, seinen Karren stehen ließ und sich in seiner bestäubten und schmutzigen Jacke hinauf begeben und unter die Gesellschaft mischen durfte, da kann weder Achtung der Bürger vor ihren Autoritäten noch Achtung des Bürgers vor seinem Mitbürger aufkommen. Auch mag nicht abzuleugnen sein, daß die oft wiederkehrenden Wahlen zu den Provincial- sowohl als zu dem General-Congressen, wo den rohen Ausbrüchen des Parteigeistes und politischen Sectirerei Thor und Thür geöffnet werden, wie solche Sonnen uns von den oben genannten Schriftstellern mannigfach geschildert werden, einen nachtheiligen Einfluß auf den Volksgeist ausüben müssen.

Als Beleg zu dem hier Angeführten, mag eine Schilderung Marryats eines zu seiner Zeit viel Aufsehen erregenden Vorfalls zu Washington dienen.

„Die Mitglieder des amerikanischen Senates und Repräsentantenhauses werden nicht nur für die Hin- und Herreise bezahlt, sondern erhalten auch während

der Sitzung des Congresses die ansehnliche Auslösung von acht Dollars täglich. Aus diesen Diäten spart mancher Geld zusammen und die welche es nicht thun, werden jedenfalls in den Stand gesetzt, ihre Familien mitzubringen, die dann in Washington gute Tage haben. Zudem wird nie während der Abendzeit und bei Tage nur wenig im Hause gearbeitet; daher es nicht zu verwundern ist, wie wenig in einer Session zu Washington beschickt wird. Dies kommt aber auch mit daher, weil jedes Mitglied sich für verpflichtet hält, zwei oder drei Reden, nicht zum Wohle der Nation, sondern zum Nutz und Frommen seiner Constituenten zu halten. Diese Reden werden gedruckt und den letzteren zugeschickt, um ihnen darzuthun, daß ihr Mitglied einiges Aufsehen im Hause macht. Der Gegenstand dieser Reden ist nur selten von einiger Bedeutung und sie strotzen gewöhnlich von schönen Redensarten, als sternbesäeten Bannern, souveränem Volke und andern Schmeichelworten."

„Während meines Aufenthalts in Washington fiel ein höchst aufregendes Ereigniß vor, welches für den sittlichen Zustand der dortigen Bevölkerung und man kann wohl sagen von dem der amerikanischen Freistaaten überhaupt bezeichnend ist; ich meine das Duell der Congreß-Repräsentanten Graves und Cilley. Wohlbekannt war es, daß Ersterer kaum ein einziges Mal in seinem Leben ein Gewehr abgeschossen hatte; Letzterer hingegen war ein geübter Büchsenschütz und übte sich beständig, ja man wußte allgemein von ihm, daß er beabsichtigte einen Zank mit einem der südlichen Mitglieder anzuzetteln; denn er selbst hatte dies öffentlich laut werden lassen. Er brachte sein Gewehr mit nach Washington, übte sich fast täglich im Schießen und um so eifriger that er dies, nachdem er die Herausforderung hatte ergehen lassen und dieselbe angenommen worden war. Nun traf es sich, gegen Aller Erwartung, daß nicht Graves sondern Cilley auf dem Platze blieb. Man trug den Sarg mit der Leiche in das Haus der Repräsentanten, wo derselbe mit Prunk ausgestellt wurde; das Haus vertagte sich für einige Sitzungen, um dem Gebliebenen seine Hochachtung zu bezeigen. Die Mitglieder des Senats und des obern Gerichtshofs wurden eingeladen, der Leichenfeier beizuwohnen, welche mit einer von dem überlebenden Repräsentanten des Staats Maine gehaltenen Lobrede auf die Verdienste und Tugenden des Gebliebenen eröffnet ward. Nach Abhaltung der eigentlichen Leichenrede und einer darauf folgenden Ermahnungsrede setzte sich in Folge eines gedruckten Programms die Procession in Bewegung, an welcher alle Mitglieder des Hauses der Repräsentanten sowie des Senats, alle Behörden und Würdenträger der vereinigten Staaten, welche in Washington anwesend waren, Theil nahmen und welche alles enthielt, was Washington in diesem Genre Feierliches und Imposantes zu bieten vermochte."

„Der Grund alles dieses hervorzuheben ist, zu zeigen, daß die Vergesellschaftung sich in sehr lockerm Zustande befinden und der Standpunkt der Moralität einer Nation sehr tief sein muß, wenn ein Mann, der auf vorerwähnte Weise

fiel — ein Mann, der, wenn er seinen Gegner getödtet hätte, wie dies sein angelegter Plan war, gemäß den Gesetzen Englands, wegen begangenen Mordes verurtheilt sein würde — wenn solch ein Mann im Tode Ehrenbezeugungen erhielt, die weit größer waren, als die, welche England dem Helden Nelson zollte.

F...r.

Preußische Briefe.

Eilfter Brief.

Für den König oder für das Parlament.

Wir, die wir, jeder einzeln, dir gleich sind, zusammen aber viel mehr als du, wir schwören dir Treue, wenn du unsere Rechte und Freiheiten wahren wirst; wo nicht, nicht!
Huldigungseid der Aragonesischen Stände.

Der Tag der Entscheidung rückt heran. Nach der Erklärung, welche der preußische Ministerpräsident, Graf Brandenburg, in der zweiten Kammer abgegeben hat, ist nicht länger daran zu zweifeln, daß die letzte Hoffnung, welche die deutsche Nationalversammlung auf einen äußern, offiziellen Schutz gesetzt hat, aufgegeben werden muß. Preußen will lieber, wie bisher, der gehorsame Knecht zweier Herren, Rußlands und Oestreichs, bleiben, und ihre gelegentlichen Fußtritte in Demuth und Gelassenheit hinnehmen, als sich mit der Kühnheit, die ihm seine ganze Geschichte als eigentlichen Beruf vorzeichnet, an die Spitze eines freien Volkes zu stellen. Wir gestehen, daß die Erklärung des Grafen Brandenburg, die Nationalversammlung habe „leider, leider" die Ansprüche der Regierungen „ganz, ganz" unberücksichtigt gelassen, und daraus könne „niemals" etwas Gutes werden, „niemals, niemals, niemals!", wir gestehen, daß uns diese Redensarten weniger überrascht haben, als der Zusatz des Herrn v. Manteuffel. Denn in jenen Worten lag nichts, als das Erstaunen des alten Militärs, daß eine Versammlung bürgerlichen Volks, wenn Se. Majestät geruhten, sich mit ihm überhaupt in Unterhandlungen einzulassen, nicht sofort in freudiger Devotion aufspringt und für die allerhöchste Huld den unterthänigsten Dank ausspricht. Der gute Graf soll bei seiner Ernennung gegen den König selber ausgesprochen haben, daß er von Politik nichts verstehe; schadet nichts, soll man ihm geantwortet haben, du verstehst dich wenigstens auf Disciplin. Wenn nun so ein Mann sehn muß, daß jenes bürgerliche Volk die allerhöchste Willensäußerung seines Königs und Herrn „ganz, ganz" unberücksichtigt läßt, so ist

der Gemüthszustand des extremsten Erstaunens bei ihm wohl begreiflich, er wird, wie Meister Anton, den Kopf schütteln und erklären, er verstehe die Welt nicht mehr, daraus könne niemals etwas Kluges herauskommen, „niemals, niemals, niemals!“

Aber dieser Herr v. Manteuffel! Eine Staatsregierung kann unweise, kann vermessen, voreilig, übermüthig, unbedacht und was noch alles sein. Sobald sie aber das Gefühl verliert für die Ehre des Staats, den sie repräsentirt, ist keine Hoffnung mehr auf sie zu setzen. Die preußische Regierung hatte in der Circulardepesche vom 3. März ihre Absicht ausgesprochen, an der Spitze derjenigen deutschen Staaten, die sich darin mit ihr freiwillig einigen würden, einen Bundesstaat zu gründen, wie ihn die deutsche Nationalversammlung anbahnen wollte, wie er seit der Note vom 23. Januar offiziell von Preußen angestrebt wurde. Was antwortet Oestreich? Man kann die Antwort in drei Worte zusammenfassen: „Canaille, unterstehe dich!“ Und in Beziehung auf diese Note, den frechsten Hohn, der je einem souveränen Staat zugefügt ist, hat der Minister die Stirn, der Kammer zu erklären, sie habe allerdings wesentlich dazu beigetragen, die Regierung zur Nicht-Annahme der ihr von Frankfurt übertragenen Würde zu bestimmen! Auch nicht ein Funke des natürlichen Zorns, den doch selbst in dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben ein Mann von Ehre über einen ihm zugefügten Affront empfindet, nicht eine Spur von Scham; der Herr v. Manteuffel erinnert sich nur, in den Mußestunden, die ihm seine gehäuften Bureaugeschäfte übrig ließen, von Frankreich gelesen zu haben, daß es ein höchst revolutionäres, höchst eroberungssüchtiges und gefährliches Land sei, und daß man sich vor dem großen Tyrannen Napoleon in Acht zu nehmen habe, und um also nicht von diesem Wauwau verschlungen zu werden, müsse man sich ganz still, mäuschenstill halten und nur von Zeit zu Zeit Papa Metternich in London und Schwager Nicolaus in Petersburg fragen: was dürfen wir thun? und was müssen wir nicht thun? Und wenn man sich einmal hinreißen lassen, nicht etwas zu thun, behüte! nur etwas zu meinen, und der Papa oder seine Bevollmächtigten in Ollmütz ziehen die Ruthe an, müsse man demüthig seinen Nacken den Schlägen bieten und stammeln: es soll nicht wieder geschehen, Herr! beschütze uns nur vor dem großen Drachen Napoleon und seiner Drachenbrut, den Jakobinern.

Wenn früher von Preußen in Deutschland die Rede war, so gab man es für ein höchst anmaßendes, naseweises Volk aus, man verabscheute es, aber man konnte einen gewissen Respekt nicht verleugnen. Wir müssen gestehn, daß auch bei uns das specifisch preußische Gefühl das specifisch Deutsche überwog. Wo wir um uns blickten, sahen wir Trophäen einer ruhmvollen Geschichte, in unserm eigensten Leben eine Bildung und Anlage, die nur des höhern Aufschwungs bedurfte, um ein vernünftiges Staatswesen hervorzubringen. Deutschland war für uns eine Idee der Zukunft, die sich wesentlich an unsere Geschichte anknüpfte. Wenn wir

vom Aufgehen Preußens in Deutschland hörten, so konnten wir das immer nur so verstehen, daß der im preußischen Staat wenigstens im Keim vorhandene lebensvolle politische Organismus die Kräfte des übrigen Deutschlands in sich absorbiren und sie zu einem blühenden und fruchtbaren Ganzen vereinigen müsse. So haben wir auch das Gagernsche Programm und die Tendenzen der kaiserlichen Partei aufgefaßt, die nicht erst vom Sturz das Ministerium Schmerling datirt.

Das Preußen des vorigen Jahres war allerdings geeignet, uns in unserm Glauben irre zu machen; die Regierung, die constituirende Versammlung und die Bewegung der untern Volksschichten, das Alles hatte in seiner Erscheinung den Charakter des Hinsiechens, der Fäulniß. Wir trennten das Wesen von der Erscheinung und erklärten uns als eine nothwendige Krise der Krankheit, als Entwicklungsprozeß der Reorganisation, worin Andere die Spuren der Verwesung erkennen wollten. Jener Zustand schien uns nur einer gewaltigen, elektrischen Erschütterung zu bedürfen, um zu neuem Leben, zu neuer Bewegung geleitet zu werden. Sittliche Zerwürfnisse werden nicht durch Palliativmittel geheilt, sondern nur durch die Gluth eines großen Ereignisses, in welchem die verwandten Bildungsformen einander finden und durch Krystallisation ein harmonisches Ganze erzeugen.

Die Erschütterung ist gekommen, nicht von Außen, sondern durch einen innerlichen Proceß. Wir haben die Contrerevolution, über deren rechtliche Seite wir uns nie eine Täuschung machten, mit Freuden begrüßt, weil wir in ihr das einzige Mittel sahen, das Volk aus seiner krankhaften, bereits chronisch gewordenen Betrunkenheit gewaltsam heraus zu reißen. Die vollständige Lösung der subjectiven Willkür, wie sie in dem vorigen Jahr als Recht der Freiheit, der Revolution u. s. w. feierlich proclamirt und mit hinlänglicher Virtuosität ausgeübt wurde, hat mit der Betrunkenheit das gemeinsam, daß sie sich nie für freier und kräftiger hält, als wenn sie vollkommen unfrei und unkräftig ist. Der Trunkenbold, frei von den reactionären Fesseln der Vernunft, schwebt in den Sternen, und glaubt schöpferisch über die Welt als den bloßen Inhalt und Ausfluß seiner Gedanken zu gebieten, während er in kläglicher Unfreiheit von den Stimmungen seines Magens geleitet wird, er fordert die ganze Welt heraus, während er sich nicht auf den eignen Beinen halten kann, während ein Fußtritt ihn umwirft. So war es in Berlin; die Contrerevolution machte dem souveränen Rausch ein Ende und die jubelnden Nachtschwärmer sahen mit Schrecken und Schaam, daß ihre Kraft und ihre Haltung nur eine eingebildete sei. Sie verstanden es wohl, die Geister zu citiren, aber diese Geister kamen nicht.

Daß nun die ersten Stunden des Erwachens von jener dumpfen Empfindung begleitet sein würden, die von einer durchschwärmten Nacht unzertrennlich ist, hatten wir erwartet, und die Aeußerungen dieser Empfindung haben uns nicht befremdet. Aber wir hielten den Glauben fest, daß bei dem ersten großen Schritt, der am hellen Tage zu machen wäre, die wieder gefundene Vernunft sich geltend

machen würde. In dieser Hoffnung sind wir getäuscht worden, getäuscht in der ersten großen Frage, die seit den Novembertagen in Anregung gekommen ist, der deutschen Frage. Und zwar bietet uns die Volksvertretung in keiner Weise ein erfreulicheres Bild, als die Regierung.

Wenn Herr Camphausen, der Bruder des Ministers, einer von jenen Männern, die man absolut verständig zu nennen pflegt, eine scharfsinnige Analyse der gegenwärtigen Lage übernimmt, und zu dem Resultat kommt: „Annahme ist sehr bedenklich, vielleicht verderblich. Nicht-Annahme ist auch sehr bedenklich, vielleicht verderblich; ich kann mich also für keines von beiden entscheiden," und dann herunter geht von der Tribune mit der süßen Ueberzeugung, zur Aufklärung der Sache etwas Wesentliches beigetragen zu haben, so steht er in dieser politischen Neutralität auf dem Niveau der gesammten gegenwärtigen Politik. Daß unter allen möglichen Entschlüssen derjenige, keinen Entschluß zu fassen, der verderblichste ist, das bedenkt der absolut verständige Mann nicht. Aber macht es die Regierung anders? Ich erinnere nur an einen Fall, wo die unmittelbare praktische Wichtigkeit einer schnellen Entscheidung am deutlichsten in die Augen springt, den Krieg in Schleswig-Holstein. Das gegenwärtige Cabinet hat kein Interesse an diesem Krieg, einmal aus dem höchst verständigen Grunde, weil er keinen bestimmten Zweck hat, weil im günstigsten Ausgang der Nutzen für den preußischen Staat ein sehr fraglicher ist, und weil die Mittel fehlen, ihn in der Ausdehnung zu führen, die allein für einen günstigen Erfolg Bürgschaft sein darf. Der Krieg ist aber einmal da, und die Regierung hatte nur die Wahl, entweder um jeden Preis Frieden zu schließen, oder wenn das absolut unmöglich war, ihn auf alle Gefahr hin ernst zu nehmen. Sie thut aber keines von beiden! heute beschließt sie, die Armee in Jütland einrücken zu lassen, morgen, wenn ein mißbilligendes Schreiben aus St. Petersburg ankommt, ruft man sie wieder zurück. Man hat weder den Muth, der öffentlichen Meinung durch einen Frieden ins Gesicht zu schlagen, noch auf sie unbedingt zu vertrauen, und sich allen Eventualitäten auszusetzen. Und so führt man, blos aus Mangel an Entschluß, den Krieg auf eine Weise, daß er vielleicht Jahre lang sich fortziehn und den deutschen Handel vollständig ruiniren kann. Wenn nun unter diesen Umständen Herr Camphausen in der Kammer seine Stimme abgeben sollte, so würde er wieder sagen, Krieg ist schlimm, Friede ist schlimm, ich bin für keines von beiden.

Wenn man die jetzigen Minister ansieht, so fragt man sich, wie ist es möglich, daß von solchen Leuten eine immer doch kühne That ausgegangen ist? Die Antwort ist einfach, aber traurig. Die Revolution siegte, weil das was ihr widerstand, hohl und haltlos war; die Contrerevolution siegte aus demselben Grunde. Das alte Regiment sagte: nur einige fremde Aufwiegler, Juden und Franzosen lästern mein gutes Herz; mein gutes Volk betet mich noch immer an. Als es den

Irrthum gewahr wurde, gerieth es außer Fassung, und die Waffen fielen ihm aus der Hand. Die Revolution meinte: nur einige Junker aus Hinterpommern, und einige verthierte Söldlinge glauben nicht an mich; das tapfere Volk, auch das unter der preußischen Pickelhaube, setzt sein Leben für mich ein. Als sie sich betrogen sah, wußte sie nicht, was sie thun sollte, bis ihr in einer glücklichen Inspiration die Idee des passiven Widerstandes kam, durch den sie der Reaction ihre Verachtung bezeigen konnte.

In allen Geschichtsbüchern wurden die Worte des Grafen Mirabeau — „Nur den Bajonnetten weichen wir!“ — mit einem gewissen dramatischen Effect berichtet. Der preußische Mirabeau, der ehrenwerthe Abgeordnete aus Jülich, gebrauchte dieselbe Phrase, aber sie verlor die Pointe, denn die Bajonnette kamen wirklich; Wrangel ließ nicht imponiren.

Das „Cabinet der bewaffneten Furcht,“ wie es die Linke nennt, bestand theils aus alten Haudegen, die hingingen, wo ihr Herr und König commandirte, theils aus allen Bureauchefs, die an eine ordentliche, regelmäßige Arbeit gewöhnt waren, und denen die geistreich liederliche Wirthschaft der frühern Ministerien zuwider war. Es war nicht Genialität, was ihnen den Sieg verschaffte, man kann getrost den Spruch Schiller's auf sie anwenden:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Aber der Erfolg hat diese Männer verblendet. Sie haben in ihren, im Verhältniß zu der öffentlichen Meinung immer auffallenden Schritten keinen erheblichen Widerstand gefunden, sie haben selbst durch die so sehr gefürchteten Urwahlen eine Kammer zusammengebracht, deren Majorität ihre Schöpfung, die neue Constitution, anerkannt hat, und sie schweben jetzt in der süßen Täuschung, sie könnten ja wohl auch weiter fort nach der alten Weise den Staat regieren, wozu sie ohnehin als treue Diener ihres Herrn die Verpflichtung fühlen. Der Irrthum ist gefährlich. Nicht die Kammer ist es, die sie darin hindern wird, denn diese ist nicht im Stande, ihren eignen Willen zu formuliren, nicht das Volk, sondern ihre eigne Unfähigkeit. Sie würden auch einen absoluten Staat nicht regieren können, wenigstens nicht in aufgeregten Zeiten, denn nur was einen bestimmten sittlichen Inhalt hat, eine productive Kraft, kann sich behaupten. Ein Ministerium, welches die Naivität hat, mit den famosen Märzgesetzen vor die Kammer zu treten, die abgesehn von ihrem politischen Charakter auch in sich selbst geradezu widersinnig sind — ich erinnere nur an den §. des Preßgesetzes, nach welchem die Kritik gerade derjenigen Männer, welche der Oeffentlichkeit angehören, der Beamten und der Volksvertreter untersagt ist — ein solches Ministerium würde sich selber untergraben, wenn sich keine anderen Kräfte vorfänden, die ihm den Boden unterwühlten.

Ich weiß nicht, soll ich es ein Glück nennen, daß in diesen Tagen die deutsche

Angelegenheit zur Entscheidung kommt. Für den Augenblick sieht es freilich bedenklich aus und es hätte einen mehr dramatischen Effect gemacht, wenn Preußen in der Lage gewesen wäre, mit kühnem Geist die Krone in die Hand zu nehmen, die ihm die historische Nothwendigkeit entgegenführte. Allein es mochte was immer für ein Ministerium die Geschäfte führen, so weit sind wir im constitutionellen Leben noch nicht, daß man die Person des Königs von der Regierung trennen könnte und wenn wir diese Person auch nicht einer unparlamentarischen Kritik unterwerfen wollen, so dürfen wir doch so viel sagen, daß sie der classische Ausdruck einer Bildung und einer sittlichen Anschauung ist, die mit dem modernen Staatsprincip keine Vereinbarung zuläßt, so lange nicht die äußerlichen Verhältnisse der Art sind, daß auf die Persönlichkeit nichts mehr ankommt. So weit sind wir, wie gesagt noch nicht und darum ist es gut, daß es jetzt zu einer principiellen Entscheidung kommt, in einem Augenblick, wo die Entscheidung noch in die Hände der Vernunft gelegt werden kann.

Nachdem nämlich das Frankfurter Parlament feierlich erklärt hat, von der Verfassung in keinem Punkt abzugehen; nachdem ferner das Ministerium Brandenburg eben so bestimmt ausgesprochen hat, die Verfassung, wie sie da ist, nicht anzunehmen, handelt es sich für jeden Deutschen und namentlich für jeden Preußen, darum, sich klar zu machen, auf welche Seite er sich in diesem, durch keine Vermittelung zu lösenden Conflict zu stellen hat, auf die Seite des Königs oder auf die Seite des Parlaments? Wobei es sich von selbst versteht, daß der letztere nur von dem rex male informatus an den rex melius informandus appellirt, um das Princip nicht zu verletzen.

Der Gegensatz tritt um so schärfer auf, weil er nicht blos in Preußen besteht, weil er in Sachsen und Würtemberg sich bereits in der nämlichen Schärfe ausgesprochen hat, weil er in Baiern und Hannover nur darum noch nicht zum Ausbruch gekommen ist, weil die Regierung den Ständen auf eine höchstbedenkliche Weise den Mund verschlossen hat.

Wir wollen zunächst die Rechtsfrage berühren, obgleich in Zeiten, wo die staatsrechtlichen Begriffe sich so auf den Kopf gestellt haben, wie im vorigen Jahr, das eine ziemlich müßige Frage ist. Das Recht des Buchstabens schwindet vor der höhern politischen Nothwendigkeit.

Auf der einen Seite steht die Nationalversammlung, welche behauptet, sie sei einzig und allein berufen, die Verfassung für Deutschland endgiltig festzustellen. Sie stützt sich theils auf ihre eigene Erklärung, theils auf die Ansicht des revolutionären Vorparlaments — beides sehr schwache Rechtsgründe! Auf der andern die Regierungen, welche kraft ihrer angeblichen Souveränität behaupten, es stände ihnen zu, sich mit der verfassunggebenden Versammlung einerseits, unter einander andererseits, über die neue Reichsverfassung zu vereinbaren.

Darin kann zweierlei liegen. Entweder meinen die Regierungen, es stehe

ihnen frei, dem auf die Grundlag e der neuen Verfassung aufgerichteten Staat beizutreten oder nicht. Oder sie beziehn die Vereinbarung auf den Inhalt der Verfassung selbst.

Die letztere Auffassung wird einfach durch ihre innere Unmöglichkeit widerlegt. Die Regierung kann sich nicht mit der Nationalversammlung vereinbaren, denn wenn zwei Parteien sind, die verschiedenes wollen und zwischen ihnen keine dritte, die entscheidet oder vermittelt, so ist eine Vereinbarung unmöglich. Die Regierungen können sich aber auch nicht untereinander vereinbaren, denn es ist keine gesetzliche Modalität vorhanden, eine für ganz Deutschland giltige Verfassung festzusetzen, seitdem das Institut des Bundestags sich selber aufgelöst hat.

Die erste Ansicht geht von der Voraussetzung aus, durch die Auflösung des Bundes sei den einzelnen deutschen Staaten die Souveränität wiedergegeben. Man kann das bedingt anerkennen. Aber man vergesse nicht, daß jetzt in sämmtlichen deutschen Staaten das constitutionelle System herrscht. Die Regierung ist im constitutionellen Staat nichts anders, als der Repräsentant des Staats, wie derselbe seinen bestimmten Willen in den Volksvertretern findet.*) Wenn die Volksvertretungen der einzelnen deutschen Staaten die Frankfurter Verfassung verworfen hätten, so wäre es wenigstens sehr fraglich gewesen, mit welchem Rechtsgrund man sie hätte zum Beitritt zwingen wollen. Es hätten dann andere Rücksichten entschieden, als juristische oder staatsrechtliche: daß Oestreich nicht beitreten kann, liegt eben einfach darin, daß es keinen constitutionellen Ausdruck für den Willen seines Staats zu bilden im Stande ist.

Wenn aber die Volksvertretungen sämmtlicher deutschen Staaten die Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung sanctioniren — wie es jetzt der Fall ist — dann ist es nicht mehr ein Recht, das dieser Einstimmigkeit entgegentritt, es ist die Gewalt, und diese will wohl abgewogen sein, ehe man sie anwendet.

Es führt mich diese Frage auf den zweiten Punkt, der hier zu besprechen ist, nämlich auf den Inhalt der Verfassung, in welchem eine Reihe von Bestimmungen angeführt werden, die es Preußen unmöglich machen sollen, sich Frankfurt zu unterwerfen. Eine dieser Bestimmungen berührt gerade das vorhin angedeutete constitutionell-monarchische Prinzip: die Aufhebung des absoluten Veto.

---

*) Herr Graf Schwerin, einer von den liberalen Ministern des vorigen Jahres, hat die Ansicht ausgesprochen, die Regierung dürfe auf die Ansicht der Kammer über die deutsche Frage keine Rücksicht nehmen, am wenigsten deshalb zurücktreten. Die parlamentarische Praxis Englands, auf welche sich diese Herren so gern berufen, ist eine andere. Als Robert Peel durch die Combination der Tories und Whigs in der irischen Zwangsbill eine parlamentarische Niederlage erlitt und nur einen Tag mit seinem Austritt zögerte, nahm die gesammte Presse eine drohende Haltung an. Selbst in dem französischen „Scheinconstitutionalismus" wäre eine solche Ansicht unerhört gewesen.

Die Anhänger des absoluten Veto, soweit sie der liberalen Partei angehören, argumentiren so. Es wird keiner konstitutionellen Regierung einfallen, dasselbe anzuwenden, d. h. ein Gesetz, welches von den Ständen zwanzigmal hintereinander erlassen wird, zwanzigmal hintereinander zu verwerfen. Es wäre das keine konstitutionelle, sondern eine absolute Regierung. Aber es ist ein Ehrenrecht der Krone, den Schein des Absolutismus, der Freiheit vor dem Wechsel der öffentlichen Meinung zu bewahren.

Es kommt also darauf hinaus, aus Galanterie gegen die Krone derselben ein Recht zuzugestehen, von dem man nicht nur voraussetzt, sondern auch fordert, daß sie es nie in Anwendung bringen dürfe. Aber aus bloßer Galanterie eine Lüge zur Grundlage des Staats zu machen, ist doch immer etwas Mißliches. Das suspensive Veto räumt der Krone eine große Macht ein: dreimal an das Volk zu appelliren, ob seine Vertreter in seinem Sinne handeln. Diese Macht ist um so größer, da sie bestimmt und beschränkt ist; eine schrankenlose Macht ist eine nur scheinbare.

Die alten Absolutisten verbinden freilich mit dem absoluten Veto einen andern Sinn, aber diese Meinung ist es gerade, die uns dagegen stimmt.

In dem vorliegenden Falle findet man die Aufhebung des absoluten Veto vornehmlich deshalb bedenklich, weil sie auch auf Verfassungsveränderungen ausgedehnt ist, und weil möglicher Weise eine Zeit kommen kann, wo das Parlament so demokratisch ist, die Monarchie überhaupt abzuschaffen. Dies Bedenken wird einmal dadurch ermäßigt, daß zu jeder Abänderung der Verfassung zwei Drittel der Stimmen in beiden Häusern erforderlich ist. Setzt man nun ferner den Fall, daß drei auf einander folgende Legislaturen, jedesmal mit einer Majorität von zwei Dritteln der Stimmen in beiden Kammern, die Abschaffung des Kaiserthums beschließen, so frage ich, was hilft in diesem Falle die Fiction des absoluten Veto? Es drückt das eine im Volk so fest ausgeprägte Ueberzeugung aus, daß damit die Monarchie entweder unbedingt verloren ist, oder daß sie es auf die Gewalt der Waffen ankommen läßt, was ihr in dem andern Falle auch übrig bleibt.

Das zweite Bedenken ist die Auflösung des Reichsraths. — Dieses Institut war an sich schon ein zweideutiges, unnützes und schädliches, und Preußen hat am wenigsten den Beruf, dafür in die Schranken zu treten, nachdem 30 deutsche Regierungen, zu deren Gunsten es erfunden war, darauf verzichtet haben.

Mit dem allgemeinen Wahlrecht ist es auch nicht so gefährlich. Einmal zeigt die jetzige zweite Kammer in Preußen, daß durch dasselbe auch eine conservative Partei gewählt werden kann. Vor Allem aber muß man das Fait accompli anerkennen. Wenn die Manteuffel'sche Verfassung die Urwahlen bestehen ließ, so wird man sie einer von den Volksrepräsentanten herrührenden Reichsverfassung nicht verargen können. Was endlich die direkten Wahlen betrifft, so geben sie

mehr Veranlassung, die eigentlich für die Volksvertretung Berufenen zur Wahl zu bringen, als die indirekten. Das Institut der Wahlmänner erleichtert das Hervortreten der Sonderinteressen; die direkten Wahlen werden reine Parteiwahlen, sie treffen die allgemein bekannten Parteihäupter, und bringen wenigstens in der großen Politik einen reineren Ausdruck der öffentlichen Meinung zu Stande.

Die einzigen Punkte von Bedeutung sind die formale Ausdehnung des Reichs über die gesammten Staaten des ehemaligen Bundes und das Staatenhaus. Das erstere ist allerdings der Sinn der betreffenden Verfassungsbestimmungen, man hat aber nicht gewagt, es deutlich auszusprechen. Es liegt daher in der Hand des Reichsoberhauptes, bei der Annahme seiner neuen Würde zu erklären, daß er das Reich nur über diejenigen Staaten ausgedehnt wissen will, welche sich freiwillig fügen. Mit Ausnahme Oestreichs wird sich alsdann kein einziger deutscher Staat ausschließen, die ständischen Versammlungen bürgen dafür.

Die fehlerhafte und eigentlich ganz sinnlose Zusammensetzung des Staatenhauses ist schon hinlänglich gerügt worden. Es wäre das allein für Preußen, welches in demselben auf eine ungerechtfertigte Weise übervortheilt ist, ein Grund, sich auszuschließen, wenn zwei Umstände nicht wären. Einmal wird das Staatenhaus ohne alle Bedeutung sein, weil es keinen Boden hat; es wird gar kein Interesse vertreten, und wird in allen wichtigen Fragen sanctioniren, was das Unterhaus beschließt. Sodann — Preußen hat keine Wahl; es hat nur die Wahl mit seiner ganzen Kraft in den neuen Staat zu treten und ihn zu beherrschen, oder sich stückweise von ihm absorbiren zu lassen.

So stehen die Sachen. In dem ausgebrochenen Conflict zwischen Krone und Parlament hat die erstere mit Ausnahme der blinden Werkzeuge in Preußen nur die Partei Bismark-Schönmark Schönhausen für sich, die beschränkte Unterthanenpartei, welche die Bürger der einzelnen Staaten ungefähr so behandelt, wie der Russe die „Seelen" der einzelnen Grundbesitzer — der Bojar von Nassau mit 600,000 Seelen u. s. w.; diese hinterpommerschen Junker der vorsündfluthlichen Zeit, wie Vincke ganz richtig sagte, die Nichts vergessen haben. Die Verhandlungen der preußischen Kammern haben uns, den Constitutionellen von Gestern, auf das klarste gezeigt, daß wir mit diesem pietistisch-unterthänigen Geschlecht Nichts gemein haben; sie stehen uns wo möglich noch ferner, als die rothen Jacobiner. Sie sind aber die Herrschenden, wenn in dem jetzigen Conflict die königliche Partei den Sieg gewinnt.

Und wo sind die Stützen der Partei außerhalb Preußen? Sind es die Russen? Die bairischen Jesuiten? Die östreichischen Hofräthe und die Bureaukraten des gottseligen Hannover? Sie sind es, so lange es gilt, gemeinsam die Freiheit zu unterdrücken; sie sind es aber nicht, sobald es sich um die Durchführung der positiven Interessen handelt. Die Particularisten der einzelnen Staaten vereinigt

nur die vorübergehende Gefahr des Augenblickes; eigentlich sind sie gegen einander ebenso feindlich gesinnt, als gegen die Anhänger des neuen Deutschland.

Der Sieg der königlichen Partei kann auf gesetzlichem Wege nicht erfolgen, denn sie hat dazu keine Organe; er kann nur ein Sieg der Gewalt sein, der eine neue, schlimmere Gewalt hervorruft. Der Sieg der Krone ist entweder das erste System der beginnenden Fäulniß, unsers Ausscheidens aus der Reihe der Culturvölker oder er ist der Vorbote einer neuen, blutigen Revolution.

Der Sieg des Parlaments dagegen bringt in allen Staaten, wie im Reich, wenn er sich auch dem Anschein nach auf eine weitergehende Fraction stützen sollte, diejenige Partei ans Ruder, welche allein im Stande ist, Deutschlands Ehre aufrecht zu halten. Er kann auf ganz gesetzlichem, organischem Wege erfolgen, denn das deutsche Parlament stützt sich überall auf die Parlamente der einzelnen Staaten. Hat man den Muth, dieselben aufzulösen, so sind die Folgen einer neuen Wahl leicht zu berechnen; den Muth aber, die Constitution noch einmal gewaltsam aufzuheben, hat man nicht, denn man hat — freilich nicht aus Bewußtsein, aber wohl das instinctartige Gefühl, daß man sich dadurch außerhalb des Gesetzes stellen würde. Die Furcht vor einer deutschen Octroyirung ist wunderlich; was will man denn octroyiren? Wo auf der einen Seite eine vollkommene Uebereinstimmung, auf der andern die vollständigste Rathlosigkeit herrscht?

Für die 30 Staaten, welche die Verfassung anerkannt haben, hat dieselbe Rechtsgiltigkeit. Sobald Preußen länger zögert, wird zuerst Würtemberg und Sachsen, dann Baiern und wahrscheinlich Hannover ihm zuvorkommen. Das Parlament wird sich für permanent erklären, bis der neue Reichstag zusammenkommt, und in dieser Zeit werden die jetzigen Machthaber begriffen haben, daß ihre Zeit vorüber ist, und daß sie Männern Platz machen müssen, die der Krone verständigeren Rath ertheilen. Das Parlament wird dann vielleicht die Mäßigung haben, auf seine frühere Wahl zurückzukommen.

Diese Hoffnungen können scheitern, aber wie die Sache liegt, muß man sich auf alle Gefahr hin erklären. Auf Seite des Particularismus ist jetzt nichts, als die äußerliche, zufällige Gewalt; die alte Zeit in der Fülle ihrer entwicklungsunfähigen Verwirrung. Auf der Seite des Parlaments ist alle Lebenskraft, ist die einzige Möglichkeit der gesetzlichen Freiheit. Uns ist die Krone nur das Symbol einer kräftigen, unerschütterlichen Staatseinheit und insofern bleiben wir monarchisch, auch wenn wir gegen die Krone sind. Die zufällige Stimmung einer Individualität darf nicht mehr über das Schicksal einer Nation entscheiden. In diesem Conflict also stehn wir zu der Partei, welcher die Zukunft der Nation in sich trägt, wir stehn zum Parlament. ††

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Zur neuesten Geschichte Ungarns.

I.

Der Krieg in Ungarn ist nun in seinem Zenith angelangt. Für die eine oder die andere Partei muß die Kampfessonne untergehn, sie wird durch kein göttliches Machtgebot aufgehalten werden, wie zu den Zeiten Josuas bei Gibeon. Schon einmal glaubten wir am Wendepunkte angekommen zu sein — es war am Anfang dieses Jahres; Fürst Windischgrätz stand in der Mitte seiner Generale vor der hohen Königsburg zu Ofen, um deren Besitz in frühern, halbvergessenen Tagen die beiden Krummsäbel Europas so viele kühne Schlachten ausgefochten hatten, und schaute das weiße schneebedeckte Land ringsum zu seinen Füßen, vor ihm die Donau, welche sich mit einer Eiskruste gesattelt hatte, um sein schweres Geschütz von Ufer zu Ufer zu tragen, und trüben die neue Hauptstadt Pesth, den Feuerheerd des Krieges, auf dem ein prasselndes Strohfeuer Funken gesprüht hatte und in sich selbst verloschen zu sein schien. Oestreichische schwarzgelbe Schilderhäuschen standen an den Brückenenden, und in der Mitte derselben, wo Graf Lamberg unter den Streichen seiner Mörder gefallen war, drängte sich eine schweigende Menge um eine Kundmachung des Feldherrn: die Verkündigung des Belagerungszustandes mit seinen ominösen Paragraphen, die heut zu Tage jeder Knabe in Deutschland auswendig weiß. Pesth bot den alten, friedlichen Charakter dar; von Krieg, von Widerstand, von Rebellion war keine Spur zu lesen, und die Verschanzungen, welche sich in einem großen Halbkreise um die Stadt ausdehnten, hatte der Winter mitleidig verhüllt; man hätte sie eben so gut für Gebilde eines phantastischen Schneegestöbers halten können, das sich in der capriziösen Gestaltung von Verschanzungshügeln gefallen haben mochte. Der Fürst und seine Offiziere und mit ihnen wir Alle in und außer Oestreich waren nicht wenig überrascht, als das östreichische Heer beinahe ohne Widerstand die große Strecke von der ungarischen Grenze bis nach Pesth zurückgelegt hatte.

„Magyare, du bist feig? Ein schaurig Weh
„Durchfährt mich kalt bis zu des Herzens Grunde —

Wir hatten viel gehört von den Wällen und Gräben, hinter denen Kossuth die Märzconcessionen vertheidigen wollte. Kinder, Greise und Frauen hatten mit

schwachen zarten Händen das Material dazu herbeigeführt, und jetzt! — es liegt ein großes Weh' darin, sich in einer Menschenseele getäuscht zu haben, gilt das Verkennen einem Volke, dann muß der Schmerz noch bittrer sein.

Wie gesagt, der Fürst stand vor dem Ofner Schlosse. So weit sein Auge reichte, war das Land gewonnen. Aber er dachte nicht, daß der Horizont seiner Siege ein scheinbarer sei, daß dort in weiter Ferne, wo der Himmel den Boden abzuschließen scheint, daß hinter dieser Grenze gegen Osten erst die Welt seiner Feinde lag. Von Pesth bis an die Theiß und von hier weiter bis Debreczin und Großwardein dehnte sich das ungarische Haideland, von wenig Hügeln und vielen Sümpfen unterbrochen. Der Pesther Kaufmann, der seine Waaren nach Debreczin zu Markte bringt, spricht immer mit geheimen Schauern von diesen Wegen, auf welchen er seinen eigenen Wagen viel öfter tragen muß, als dieser ihn, wo nach kurzem Regenwetter das leichte ungarische Roß bis über den Huf versinkt, und Moorboden, Sumpf und Sand mit einander wetteifern, die Straße unwegsam zu machen. Hinter diesen ebenen Mauern hatte sich das Parlament von Pesth zurückgezogen.

In Wien verkündete mittlerweile eine Reihe Bulletins die Siege ohne Kampf in so undeutscher Sprache, daß man versucht war zu glauben, der Fürst und sein Generalstab magyarisiren sich vorsätzlich, um die Sympathien der Ungarn zu gewinnen. Daß er Alles that, nur nicht dieses, das war sein erster Fehler, dem wir die spätern ungünstigen Erfolge großentheils zuzuschreiben geneigt sind. Zum Bombardiren gab's nun einmal nichts, und so reizend auch Pesth von der Natur dazu geschaffen scheint — wie manche Nase für einen Nasenstüber — es wollte sich durchaus keine schickliche Gelegenheit dazu finden. So wurden denn blos einige Todesurtheile und ein Dutzend armseliger Kerkerstrafen dictirt, mehrere Offiziere, welche zur kaiserlichen Fahne zurückkehrten, wurden cassirt mit oder ohne Infamieerklärung, mehrere Städte und verschiedene Judengemeinden mußten Strafgelder zahlen — auf solche Weise wollte der Fürst das Land pacificiren und die abtrünnigen Regimenter zur kaiserlichen Fahne zurückbringen! —

Von vielen Seiten wird es jetzt dem Feldherrn zum Vorwurf gemacht, daß er nicht unmittelbar nach der Besetzung der Hauptstadt gegen die Theiß vorrückte und bis Debreczin vorzudringen suchte, um den Feind mit einem Schlage zu vernichten. Diejenigen, welche so sprechen, haben Ungarn auf der Landkarte bereist, und die Wege von Wien nach Pesth und von dort nach Debreczin mit dem Finger bemessen, wo sich der Meilenunterschied freilich als ziemlich äquivalent herausstellt. War aber der Spaziergang bis Pesth — und mehr ist es kaum zu nennen — in der strengen Winterkälte schon sehr beschwerlich, so war ein Marsch nach Debreczin beinahe eine Unmöglichkeit. Ein warmer Sonnenblick hätte eines Mittags die ganze Armee in einem unabsehbaren halb aufgethauten Sumpfe finden können, aus dem die Pferdeköpfe wie Froschgiganten herausgeschaut hätten, was für eine

Armee mit schwerem Geschütz und Brückenequipagen durchaus keine angenehme Situation sein soll.

Wende man hier nicht ein, daß die Terrainverhältnisse für beide kriegführende Parteien gleiche Schwierigkeiten bieten. Das Pferd des Husaren ist auf jenen Haiden geboren und groß gezogen. Im wilden Zustande durchstreift es die Ebenen, bis der Czikose (Roßhirte) es zur Zucht tauglich findet und es mit Lebensgefahr einfängt, um es zuzureiten, es gewissermaßen zu civilisiren. Wie eine Katze in dem Hause, wo sie das Licht der Welt erblickt hat, jeden Schlupfwinkel vom Boden bis zum Kellerloche kennt, so weiß das Haidepferd aus Instinct und Erfahrung Weg und Steg durch Sumpf und Moorgrund. Es wäre im Stande den Eiertanz der Pfützen mit verbundenen Augen zu tanzen, und wenn der Reiter ihm im Sattel sitzt, kann er bei Nacht und Nebel nichts besseres thun, als dem Rößlein selber seinen Weg suchen lassen. Das späht dann nicht, vorsichtig wie der Esel im Gebirge nach dem Fleck, wohin es mit Sicherheit seinen Huf setzen könne, das schnaubt und fliegt und spielt im Rennen mit den Füßen und kokettirt mit dem Kopfe und thut dennoch keinen Fehltritt. Das Pußtapferdgenie, würde ein deutscher Gelehrter sagen, ist das zur Potenz erhobene Gebirgseseltalent.

Dem Dragoner- und Kuirassierpferde mögen gute Feen an ihrer Wiege andere Tugenden verliehen haben, aber auf der Haide ist es ihnen unheimlich wie Landratten auf stürmischer See, und ihr böhmischer oder deutscher Reiter ist eben auch kein verläßlicher Steuermann. Daher ist es oft gekommen, daß wenn sich unsere schweren Reiter zum Verfolgen ihrer neckischen Quälgeister verleiten ließen, sie gewöhnlich bald die Rolle des Wildes statt des Jägers übernehmen mußten. Daher klagten die Bülletins auch zu wiederholten Malen über den Mangel an leichter Reiterei, welche seit Olims Zeiten in der kaiserlichen Armee zum größten Theile aus Husaren bestand und jetzt gewaltig fehlte, zumal den Uhlanen gegenüber den polnischen Generalen nicht recht zu trauen ist. Die Ungarn kommen und verschwinden mit ihren leichten Geschützen, welche durch ihre leichten Eskadronen vortrefflich maskirt werden können, während die kaiserliche Artillerie trotz ihrer anerkannten Wirksamkeit oft zur Unthätigkeit verdammt ist.

Hier sei mir die kleine Bosheit gegönnt, eine Anecdote einzuschalten, welche an der Tafel Kossuth's in Debreczin zur großen Erheiterung der Gäste erzählt wurde.

Der alte General H... wurde im Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz vom Feldherrn beauftragt, einen Feldzugsplan für diese oder jene Gegend auszuarbeiten. General H... war ein alter Herr von untadelhaftem Stammbaum, der, wenn den Aussagen seines Kammerdieners zu trauen ist, dem Reglement zum Trotz noch heut zu Tage ein steifes Zöpfchen unter der Militärkravate verbirgt. Der alte Herr war nach den Aussagen glaubwürdiger Zeugen einmal sogar jung gewesen, hatte seine Schule durchgemacht und kannte das A B C der alt-

östreichischen Taktik vortrefflich, wo es heißt: Im Centrum die Infanterie, dann die schwere Cavallerie, zu beiden Seiten die Geschütze und zur Deckung derselben die nöthigen Eskadronen Husaren u. s. w.

Nach diesen altbewährten Regeln arbeitete General H... drei Tage und drei Nächte mit gewissenhaftem Eifer. Am Morgen des vierten Tages trat er in den Frühstücksalon des Feldmarschalls, der eben aus dem Lloyd zwei neue Siege über die Ungarn erfuhr, von denen er keine Ahnung hatte. Mit einer steifen militärischen Verbeugung überreichte er sein Elaborat, welches den Rebellen den Garaus machen sollte. Dem Feldherrn schien es zu gefallen, er drückte dem alten Herrn die Hand und überreichte es seinem Nachbar, dieser seinem Nebenmann und so in die Runde. Alle drückten in stummen Gebehrden ihren Beifall aus, da plötzlich — der Feldmarschall hatte zu seiner nicht geringen Ueberraschung eben im Lloyd gelesen, daß die Rebellen dem siegreichen kaiserlichen Bajonnette nirgends Stand halten — tupfte ein junger naseweiser Adjutant dem alten Herrn auf die Schulter und meinte im bescheidensten Tone: „Excellenz haben nur Eines übersehen, daß in diesem Feldzuge von einer Flankendeckung durch Husaren keine Rede sein kann. Sie stehn alle bei den Rebellen.“ Der alte Herr stand bei dieser treffenden Bemerkung wie vom Donner gerührt, die hohen Herren sahen einander verblüfft an, und der Fürst verbarg ein verlegenes Lächeln hinter den Falten der „Presse,“ auf deren letzter Seite ein neuer Kupferstich annoncirt war: den Fürsten inmitten seines hochweisen Kriegsraths vorstellend.

Die Geschichte klingt etwas unwahrscheinlich. Ich muthe auch keinem Menschen zu, sie zu glauben. Aber factisch ist es, daß der Fürst mit wunderbarem Instinkte seine Umgebung aus den talentlosesten Offizieren zusammengesetzt hatte, lauter antediluvianischen Gestalten, die er aus den Coulissen des Wiener Kriegsgebäudes hinaus auf die Schlachtenbühne geführt hatte. Mit der Abberufung des Fürsten Windischgrätz wurden dann auch mehrere hohe Offiziere aus seiner Umgebung pensionirt, so die Generale Wrbna und Rousseau, so F. M. L. Nugent, dem man nachrühmt, er habe, so lange er im Felde stand, so geschickt operirt, daß er nie einen Feind zu Gesichte bekam.

Zu den Uebelständen der militärischen Umgebung des Fürsten gesellte sich noch die schlechte Auswahl seiner politischen Rathgeber. Hätte es sich einfach um die Bekämpfung einer rebellischen Partei gehandelt, so wäre es ganz in der Ordnung gewesen, daß sich der Fürst bei der Gegenpartei Rath erhole. Von dieser Ansicht ging man in Olmütz und in Ofen aus, als man die sogenannten Alt-Conservativen ihre Meinung über die Pacification des Landes abgeben ließ und dieser zum Theile huldigte, indem man magyarische Commissäre in die unterworfenen Comitate schickte. Daß diese Ansicht grundfalsch ist, wollen wir zu beweisen versuchen, indem wir eine Charakteristik dieser Alt-Conservativen geben, durch welche der Fürst eben so erbarmungslos in die Sandsteppen ihrer Politik hinein-

gelockt wurde, wie die kaiserlichen Dragoner durch die Czikose in die Pfützen der Theißgründe.

Die alt-conservativen Magyaren repräsentirten zur Zeit der Preßburger Reichstage das verkörperte Nobilitätsprincip. Auf ihrer Brust stehn in den Landesfarben eingegraben die drei Worte noli me tangere! das heißt: Rüttle nicht an meinen Privilegien, laß mich meine Bauern schinden und plagen, wie es mein Vater und Urgroßvater gethan vermöge der Landesgesetze, laß mich die Deutschen hassen und die Slowaken und die Juden, laß mich keine Steuern und keine Brückenzölle zahlen, aber rüttle auch nicht an den Steuer- und Militärpflichtigkeiten der Nichtedelleute, an den Mißbräuchen in den Comitaten, verbessere beileibe nicht unsere Landstraßen, damit die Erfindung der Wegmäuthe nicht in unser freies Land dringe. Vor allem aber, o König! lege nicht Hand an unsere alte Verfassung, welche die beste ist von Japan bis England. —

Stolz auf seine Freiheit, oder besser gesagt, auf seine Freiheiten, stolz auf seinen Knecht, stolz auf sein Pferd, stolz auf seine Sprache, auf seinen Säbel, auf seine Bornirtheit, auf sein Land und seinen König mußte er jedes plus oder minus der Freiheit verwerfen. Er wollte eben so wenig einen Zuschlag als einen Abzug. Die französische, die englische, die belgische Verfassung galten ihm durchaus als Parvenus, allenfalls gut für jene Barbaren, aber nicht zu vergleichen mit den alten Gerechtsamen Ungarns. Extra Hungariam non est vita, si est vita non est ita.

Als sich in den letzten Jahren im Unterhause zu Preßburg eine Opposition herausbildete, welche, den Forderungen des Jahrhunderts Rechnung tragend, gegen die Uebergriffe des Hofes und die Mißgriffe der frühern Gesetzgeber gleichgewaltig ihre Stimme erhob, da waren es diese Alt-Conservativen, welche die rechte Seite des Hauses repräsentirten. Dem großen Eskamoteur Metternich, welcher die Freiheiten Ungarns auf jenem Reichstage durch seine Creaturen wegzuchangiren versuchte, standen sie nicht minder schroff entgegen als einem Deak, Szt. Kiraly, Kossuth und Bôthy, denen das noli me tangere um einige Linien weniger tief eintätowirt war. Diese Männer, reichbegabt durch Talent, Energie und Beredtsamkeit, waren darum nicht minder stolze Magyaren; die Kämpfe mit den Slaven um die Präponderanz der magyarischen Sprache haben es zur Genüge bewiesen. Aber sie waren nicht sowohl stolz auf das, was Ungarn war und ist, als auf das, was es werden sollte, wenn erst die starren Formen der Freiheiten in das Lichtgewand der Freiheit gekleidet würde. Ihnen stand der Mensch höher als der Magyare, und leider hatten die frühern Reichstage für alle Rechte der Staatsbürger besser gesorgt, als für die freien Menschenrechte.

Kossuth's Lieblingsschriftsteller ist Rousseau. Das mag theilweise seine Richtung bezeichnen, wie sie sich bei seinem ersten Auftreten äußerte. Er war jung, als er aus dem Kerker kam, aber sein Haß gegen die östreichische Schergenherrschaft

war in der Gefangenschaft verholzt, verknorrt. Sein Märtyrerthum für das freie Wort, sein tadelloser Charakter, sein Genie, seine Beredtsamkeit und vor Allem sein Patriotismus, der das alte Ungarn vergötterte und dennoch für ein Neuzuschaffendes schwärmte, hatten ihm die Sympathien der Jugend längst gewonnen. Er wurde in den Reichstag gewählt, und entfaltete hier die Grundsätze seiner Partei mit so siegreicher Suada, daß der größte Theil der Kammer bald zu seiner Fahne schwor. Hier hielt er seine meisterhaften Reden für die Gleichberechtigung der Nationalitäten, für die Aufhebung der Bauernlasten, für die Emanzipation der Juden und gegen die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit.

Den Blumenstaub seiner Gedanken trug der Sturm der Volksbegeisterung bis in die ärmste Hütte der Pußta, bis in den Versammlungssaal der Magnaten (Oberhaus). Im freien, geknechteten Ungarvolke fand es den keimempfänglichen Boden und unter den hohen Würdeträgern der Nation der hochherzigen Geister genug, die ihn in sich aufnahmen und weiter trugen. So kam es, daß der hohe Adel des uncivilisirten Adels that, was kein Adel der Welt bisher gethan hatte*) — er begab sich freudig und freiwillig seiner Privilegien und proklamirte in Ungarn zum ersten Male die freien Menschenrechte.

In Wien folgte der Hof und Metternich diesem Treiben mit bangem Herzklopfen, denn das Beispiel Ungarns konnte gefährlicher werden, als das Beispiel Frankreichs, weil Ungarn näher liegt und durch tausend Bande mit den übrigen Kronländern verschlungen ist. Die Alt-Conservativen aber waren von heiligem Schauer ergriffen, denn die neue Lichtseite der Freiheit galt ihnen als Schmutzfleck auf dem Krönungsmantel des heiligen Stephan, auf den geweihten Blättern ihrer Constitution.

Nun kam der März 1848. In der Hofburg zu Wien flogen die Völker aus und ein, wie Schwalben, die nach Futter streifen, und jedes Volk suchte für sich eine Krume Privatfreiheit, neben der großen allgemeinen zu erbeuten. Den Ungarn war dabei der Zufall günstig. Ihre Vertreter saßen in Preßburg, wenige Meilen von der Hauptstadt, ein Erzherzog, ihr Palatin, machte den dienstfertigen Vermittler, die Studenten wogten noch im ersten Freudentaumel mit den errungenen Waffen durch die Straßen der Hauptstadt, und der Hof war nach zwei Nächten bitterer Todesangst sehr — concessionsmüde. Diesem Zusammentreffen günstiger Umstände verdankten es die Magyaren — wenn jetzt noch vom Verdanken die Rede sein kann — daß sie ihr besonderes Ministerium erhielten, oder

---

*) Auch der Adel in Frankreich hatte sich freiwillig seiner Privilegien entschlagen. Aber man erwäge, daß an jenem denkwürdigen Augusttage das Volk noch heiß war von der Erstürmung der Bastille, daß der Vorhang der großen Revolution schon aufgezogen war, daß der Drang theilweise schon von außen kam, was bei den Preßburger Beschlüssen durchaus nicht der Fall war.

Anm. d. Verf.

besser gesagt erhaschten, wodurch ihr Land sich factisch zur Selbstständigkeit erhob. Die später nachhinkenden Deputationen der Croaten, Böhmen und Polen hatten kein geringeres Begehren auf dem Herzen — und haben es noch jetzt, trotz der vielgepriesenen Loyalität — aber der Hof hatte sich vom ersten Schrecken erholt. Sie durften ihre tiefinnersten Wünsche nicht laut werden lassen, und die allenfalls lautgewordenen wurden mit allerhuldreichsten Versprechungen nach Hause geschickt.

Was dann weiter geschah bis zum Einmarsch des Banus in Ungarn, bis zu jener Epoche, wo die Magyaren an den Thüren des Wiener Reichstags um Vermittlung pochten, bis zur offenen Kriegserklärung Oestreichs durch seinen „bösen Genius" Minister Bach, ist bekannt, und den unbekannten mysteriösen Theil des Drama's, der in den Salons von Olmütz weiter spielte, wird ein Historiker der Gegenwart schwerlich enthüllen können. — Wir kommen auf unsere Alt-Conservativen zurück.

Bevor das Ministerium Stadion-Schwarzenberg die Deputirten in Kremsier auseinander jagte und seine Lügenphrasen von der Gleichberechtigung der Nationalitäten und dem großen, freien einigen Oestreich in die Welt schickte, standen die Alt-Conservativen Kossuth, als dem organisirenden, ihrer Meinung nach dem destructiven Genius Ungarns, schroff gegenüber. Sie waren aus dem Repräsentantenhause ausgetreten, und mit ihnen Viele, deren Gedankenflug dem Kossuth's bisher gleichgekommen war, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie nicht bis zum Extreme mit ihm gehen wollten, so der treffliche Deak, der kluge Szt. Kiraly. Mit der Octroyirung der neuen Charte jedoch hatte die Regierung selbst den schlüpfrigen Boden der Extreme betreten, und der jetzige Ministerpräsident, Fürst von Schwarzenberg, welcher sich rühmen kann, einmal in Wien als General und dann als verantwortlicher Minister der Krone in Olmütz den Vertretern Oestreichs die Thüre ihres Sitzungssaales vor der Nase zugeschlagen zu haben, derselbe Schwarzenberg, der sich in London die Verachtung jedes ehrlichen Bürgers, in Petersburg das Ridicule aller unehrlichen Diplomaten und in Neapel derbe Prügel geholt hatte, wollte mit einem aristokratischen Fußtritte auch die Thüren des Repräsentantenhauses von Ungarn ins Schloß schmeißen. Den Boden des Gesetzes, welchen die äußerste magyarische Linke, mit oft gar zu komischer Aengstlichkeit, festhalten wollte, überhüpften die ministeriellen Excellenzen mit einer graziösen Phrase und strichen mit Einem Federzuge die pragmatische Sanction und die ungarische Verfassung. Die Alt-Conservativen auf den Parquets von Olmütz und im Feldlager zu Ofen fühlten, wie ihnen das eintätowirte noli me tangere auf der Brust blutroth unterlief, denn das hatten sie von ihrem König nimmer erwartet, das hätten sie nimmer geahnt, daß der Knabe Franz wagen werde, was sich der greise Franz im Bunde mit dem grauen Absolutismus und dessen Mandarinen, dem Fürsten Metternich nimmer getraute. Aber zurück

konnten sie nicht mehr, der Debrecziner Reichstag hatte sie für Landesverräther erklärt, darum blieben sie im Lager ihrer Feinde, von nun an selbst Todfeinde des Hauses Habsburg und seiner dermaligen Minister.

Wie herrlich sie — oft unbewußt — in Ofen wie in Olmütz für die Plane Kossuth's gearbeitet haben, das weiß nur derjenige, welcher die Verkehrtheit der Regierungsmaßregeln bei der Pacificirung Ungarns zu würdigen versteht. Diese Conservativen sollten für das Aufgehn Ungarns in Oestreich arbeiten! Eher Kossuth selbst, eher Wesselényi -- diese Männer wären vielleicht im Stande, ihr Vaterland einer gewaltigen großen Idee zum Opfer zu bringen, in den Köpfen Jener aber haben sich die Paragraphe der ungarischen Verfassung so breit gemacht, daß für einen weiteren Gedanken kein Raum mehr übrig blieb. Diese sogenannten Conservativen sind die eigentlichen Ultra-Magyaren, und von diesen erwartet die Regierung und ein Theil der Regierungspresse, daß sie ihre alte theure Verfassung wie einen faulen Kürbiß wegwerfen, um in die fata morgana des einheitlichen Oestreichs Entrée zu bekommen? Und legte ihnen der Kaiser ein Ministerportefeuille zu Füßen, um diesen Preis wird kein Magyare, welcher Partei er immer angehöre, die Rolle des Baron Kulmer übernehmen, vorausgesetzt, daß er einen Namen im Lande hat, und keine der Regierung seit Jahren verkaufte Seele wie Babarczy und andrerseits auch kein Recsey*) ist.

Wenn wir bei dem Thema über die Alt-Conservativen etwa zu lange verweilten und Abschweifungen dabei nicht zu vermeiden waren, so geschah es in der Ueberzeugung, daß man über die Begriffe der Parteien in Ungarn sowohl in als außer Oestreich nicht im Klaren ist. Man hält die Alt-Conservativen gewöhnlich für Moderados und die Partei Kossuth für die Ultras. Daß dies ein Irrthum sei, wollten wir im Vorhergehenden darthun und wie herrlich diese Conservativen als Commissäre der Regierung für die Pläne derselben arbeiteten, beweisen die allgemeinen Klagen, welche gegen sie von allen jenen Comitaten einliefen, mit deren Organisirung sie betraut wurden. Sie werden ewig fanatische Ultra-Magyaren bleiben, während Kossuth und seine Freunde nichts mehr und nichts weniger sind als Vorfechter der demokratischen Monarchie, wie wir deren in ganz Europa finden, mit dem Unterschiede, daß sie auf der Grundlage ihrer alten Verfassung weiter bauen, während Deutschland sich erst jeden Stein zum Grundbau zurechtmeißeln muß. Unsere Vertreter in Frankfurt, Berlin und Kremsier hatten sich erst über Prinzipien zu einigen, während man über diese in Ungarn längst hinaus ist. In Deutschland ist die Revolution der Prinzipien bei zu einzelnen

*) Baron v. Recsey wurde vom Kaiser Ferdinand im September v. J. zum Minister in Ungarn ernannt. Auf der Aula im October gefangen, äußerte sich der alte blöde Mann dahin, er sei General und müßte seinem Kaiser unbedingt gehorchen. Also ein verantwortlicher Minister par subordination!

Städtekrawallen und einer verunglückten republikanischen Invasion gediehen. In Ungarn charakterisirt sich die Revolution als Vertheidigungs kampf. Statt fruchtloser und doch blutiger Cravalle begegnen wir hier Schlachten und Siegen. Der Geist der Gesetzgeber ist dort längst über die Spekulation des zu Gestaltenden hinaus, und der Spekulation der Heerführer allein ist es jetzt vorbehalten, die Revolution zu einem Resultate zu führen.

Wie immer dieser Krieg enden mag, Oestreichs Heere allein werden ihn schwerlich ausfechten. Daß er bis auf die Spitze von Entscheidungsschlachten getrieben werden könne, hat gewiß kein Statistiker geglaubt, welcher auf der Landkarte richtig nachzuweisen vermochte, daß 4 Millionen eigentlicher Magyaren von dreimal so viel feindlichen Männern umgeben sind. Diese Feindschaften aber sind, wie Jeder weiß, noch ein Vermächtniß Metternich's, das sich über kurz oder lang ausgegeben haben wird, und wenn Stadion auf seinem Lehnstuhle Nationen ausbrütet, wie eine gackernde Henne ihre Eier, so dürfte die nächste Zukunft schon beweisen, daß die künstliche Brütezeit längst verstrichen ist und daß die Grasmücke Stadion ihre Muttersorgen an Eiern verschwendet hat, die ihr der Kukuk Nikolaus mit seinen Popen unter den Steiß geschoben hat. —

Briefe aus Oestreich.

Von einem deutschen Reisenden.

I.

Im vorigen Sommer machten alle Wiener Demokraten die ärgerliche, alle Wiener Conservativen die angenehme Bemerkung, daß kein Norddeutscher hieher kam, der sich nicht zum sogenannten Schwarzgelbthum bekannte. Ich gestehe, daß ich vor dem November ebenfalls schwarzgelb war und es noch gerne sein möchte, — im norddeutschen Sinne nämlich. Man pflegte hier als eine Schmeichelei aufzunehmen, was von Seiten des Ausländers nur Sorge um Deutschland war. Das Aufgehen Oestreichs im Arndt'schen Gesammtvaterlande erkannte der Kurzsichtigste als einen gefährlichen Prozeß; Polen, Slowaken, Magyaren, Serben, Walachen und Kroaten konnten über dem Experiment einen Waffentanz aufführen, in den über Kurz oder Lang der Moskoff als Friedensrichter sich einmischen mußte. Dann blieb uns vielleicht für alle Zukunft der Weg nach Osten verschneit, die Donau verloren, wenn nicht noch ärgere Verwirrung daraus erfolgte. Besser also, daß Oestreich, statt mit ein paar brennenden Trümmern unserem Deutschland im Augenblick seines Wiederaufbaues ins Haus zu fallen, ganz beisammen blieb: ein Noth-Obdach für ein Dutzend halbnackte, verwahrloste Völker, zu stolz und

unpassend für die deutsche Gesellschaft, zu unfähig, einen eigenen Hausstand zu begründen. Wir wollten gern warten, bis unsere Brüder in Oestreich sich gekräftigt und bis einige Strahlen deutscher Wirthlichkeit und Bildung den Osten des Ostreiches durchdrungen hätten. Dieser Calcul war einfach. Ich bin überzeugt, daß Sie noch jetzt an ihm festhalten. Man sollte deshalb hier nicht verkennen, daß Niemand es mit der Integrität Oestreichs besser meint, als der Gagern'sche Bundesstaatler. Nicht wahr, Sie wünschen dem einigen und starken Oestreich alles mögliche Gedeihen, damit Ihnen nur nicht bei nächster Gelegenheit ein Stück davon an den Kopf fliege? —

Aber, offen gesagt, seit dem 8. November, ja schon seit dem Anfang der ungarischen Verwicklungen begann ich an unserer Rechnung irre zu werden. Die Monarchie geht nicht in Deutschland auf und doch lodert der wüste, Länder- und Völkerfressende Waldbrand zwischen der Save und den Karpathen. Was durch die Integrität Oestreichs abgewehrt werden sollte — die Einmischung des langen Arms und der noch längern Finger aus Petersburg — droht durch die Art, wie die Integrität behauptet wird, durch die Centralisationswuth des Cabinets und seine Duckmäuserpolitik gegen Magyaren wie Slaven herbeigezwungen zu werden. Unsere rathlosen Minister sitzen wie eben so viele Rastelbinder da, die einen alten Topf, der bald oben, bald unten in Scherben bricht, mit rostigem Draht zusammenflicken.

Um die kostspielige Unterdrückung Italiens rascher zu Ende zu führen, fing man im Juli 1848 an, zur Unzeit und auf eine Weise, welche Talleyrand einen „Fehler" genannt hätte, mit den Magyaren zu brechen. Dadurch wurde der Wiener Octoberparoxysmus hervorgerufen, die magyaro-slavische Conflagration angeschürt, und doch genießt Oestreich bis auf diese Minute keinen Gran jener reichen ungarischen Hilfsmittel, um deren willen die Versprechungen vom 15. März 1848 zurückgenommen wurden. Vielmehr ist Ungarn auf Jahre lang in Verwilderung und Armuth gestürzt, für die Triumphe Radetzky's und die Niederlagen des Fürsten Windischgrätz wurde der Staat bis über die Ohren in Schulden gesteckt. Und was fruchten die Siege Radetzky's? Was fruchten die standrechtlichen Urtheile in allen Städten der Lombardei, oder die Confiscationen, mit denen der greise Feldherr so freigebig war? Wird der „constitutionelle Kaiser" das italienische Brudervolk anders als durch Geheimpolizei, fremde Soldateska, fremde Bureaukraten und gelegentliche Hinrichtungen seinem Herzen erhalten können? Der sarragossanische Kampf in Brescia hat gezeigt, wie die Verzweiflung zuletzt Italiener lehrt, daß das Sterben keine Hexerei ist. Kinder halten's aus, nach dem Sprichwort. Naive Schwarzgelbe hörte ich die Grausamkeiten Haynaus *) in

*) Dieser Landsknecht der rothen Monarchie — Haynau ist ein natürlicher Sohn des verstorbenen Kurfürsten von Hessen — ließ über 400 Gefangene auf dem Markte der brennenden

Brescia mit dem zeitgemäßen Beispiele Barbarossa's entschuldigen! Von Hohenstaufischem Schwung hat die Welt an dem Habsburger wenig bemerkt. Fällt es ihnen im 19. Jahrhundert ein, plötzlich hohenstaufisch zu werden? Dann sollten sie auch an Konradin denken.

Wie man mit Wien verfuhr, wird Deutschland nicht vergessen, denn aus der Soldatenrache, die man hier zu Gericht sitzen ließ, blickte eine ganz specifische Malice auf das Deutschthum. Die Thaten des Fürsten Windischgrätz will ich diesmal ruhen lassen. Nie ward ein Mann schrecklicher verkannt als dieser angebliche Feldherr, der ein philiströser Aristokrat, ein „eiserner Ladstock mit hölzernem Knopf" ist, wie der Wiener sagt. Nachdem der Magyar ihm die wohlfeil errungenen Bombardementslorbeeren in den Staub getreten, zog er sich nach Ollmütz zurück, zufrieden, daß man ihm seine Ahnen nicht rauben kann. Der Hof hat ihn zu seinem Polonius ernannt und als Obersthofmeisterin eingekleidet. Dort geht er nun auf den Festungswällen spazieren, mit Schleier und Federhut, — dieser Abkömmling Wallenstein's — betet, wie der Volkswitz murmelt, einen Rosenkranz, dessen Kügelchen kleine Raketen sind, und singt still vor sich hin: Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen! — Also Friede mit ihm! —

Nur so viel muß ich bemerken, daß ein Erzfeind des Hauses Oestreich nicht schlauer hätte wirthschaften können, als Fürst Windischgrätz, Welden und das Ministerium gethan. Nach dem Einzuge der Armee in Wien hielten die hohen Militärs Rath über das Loos der Besiegten (am 3. November). Marchese P......., rühmlichst bekannt als Krieger und Gelehrter, sprach für Milde und Schonung. Jellachich stimmte ihm bei. Da hieß es: P. ist ein Italiener und ein Philosoph, also ein doppelter Ideologe, Jellachich ist zwar gut habsburgisch, macht aber serbische Verse, — nichts da, Standrecht, habe deinen Lauf! — Gewiß ist, daß eine Amnestie damals ganz Wien binnen 14 Tagen bekehrt hätte. Der Kaiser, der Fürst, die ganze Armee zu Fuß und zu Pferde wären auf Händen getragen worden. Statt dessen bemühte man sich, die schwarzsichtigen Weissagungen der radikalen Presse von ehedem wahr zu machen und zu beweisen, daß der Sieg bei Custozza wirklich

---

Stadt zusammentreiben und niederschießen. Die Wiener Zeitung besann sich zwei Tage, nachdem sie die Katastrophe gemeldet, darauf, daß diese Greuel einiger Beschönigung bedürften, und erwähnte eines „stark verbreiteten Gerüchtes" von unerhörten Metzeleien, welche die Brescianer vor ihrer Besiegung unter den dortigen (?) Deutschen angerichtet hätten. Auf dieses mot d'ordre regnete es in allen gutgesinnten Blättern „Gerüchte," „Privatbriefe," „verläßliche Nachrichten," welche durch die plumpsten Erfindungen die gefallenen Brescianer noch im Grabe verleumden. — Der Fehler ist, daß man die schwierigsten politischen Aufgaben, wie die Pacification einer empörten Provinz, dem Säbel allein überläßt. Wenn irgend ein Feldmarschall oder Feldzeugmeister sich satt gewüthet, stellt man ihm eine Dosis Staatskunst, in Gestalt eines unfähigen oder ohnmächtigen Civilgouverneurs, an die Seite. So in Prag, in Italien und Ungarn.

ein Unglück für die Sache der Freiheit gewesen, denn nicht nur erfüllte er die Armee mit blindem Uebermuth, sondern erhob sie zum Regenten und Vormund Oestreichs und beim Tendenzproceß des Liberalismus zum Kläger, Richter und Henker in einer Person *). Folgte man dem Rath des Marchese, so konnte der Belagerungszustand nach einem Monat aufgehoben werden; die Verschwendung von Pulver und Blei, leichtem und schwerem Eisen, machte seine Permanenz zu einer Maßregel der Nothwehr, zu einem traurigen Panzer für das böse Gewissen der Militärherrschaft, über deren Heldenthaten noch lange nicht genug Gras gewachsen ist. Sie selbst bedarf der Amnestie, sie bedarf des Vergessens von Seiten des Volkes. Ich zweifle, daß sie ihr bald zu Theil wird. Wenigstens ist die kleinherzige Politik des Ministeriums nicht geeignet, das Volk an eine aufrichtige und freiwillige Versöhnlichkeit des Hofes glauben zu machen. . . So lasen wir vor wenigen Tagen eine kaiserliche Entschließung vom 20. März, welche endlich, — endlich die Untersuchung gegen Alle diejenigen niederschlägt, die nicht etwa Anstifter, Urheber, oder thätige Theilnehmer der Octoberrevolution gewesen sind!! — „Da sickt man's!" rief mein Wirth, ein ehrbarer Schneider; „die sein von Gott's Gnaden. Der liebe Gott hat's akkurat so g'macht. Wie alle bösen Buben in der Sündfluth ersoffen gewesen sein und kein' Seel mehr g'muckst hat als der gutgesinnte Noah und seine Schlingel, da hat der Himmel Amnestie 'geben und den Regenbogen als Nationalfarben ausg'hängt!"

In Italien und Ungarn wird die Menschenfresserei großartiger betrieben als hier, dennoch lege ich ein besonderes Gewicht auf die Wiener Vorgänge; denn Blutgerichte der Art sind seit Jahrhunderten in der Residenzstadt nicht erhört worden. Zum ersten Mal bekamen die Wiener eine Ahnung von der östreichischen Herrschaft in fernen Provinzen. Sie träumten sich in die Seele der Lombarden und verstanden das Land, „wo im dunklen Laub die Goldorangen glühen." Der goldene Strom der Loyalität, welcher von hier aus alle Erblande bewässerte, ist auf lange Zeit an der Quelle verstopft. In den Vorstädten schwärmt das Volk für alle Feinde Oestreichs und wenn es vom Krieg in Ungarn spricht, so erwähnt es jeden Vortheil der Magyaren mit den naiv hochverrätherischen Worten: „Die Unsrigen haben gesiegt!"

Da stehen wir wieder vor der magyaro-slavischen Conflagration, deren Flammen fast bis Wien züngeln. Die Magyaren haben die kaiserliche Armee zu eini-

---

*) Zu bemerken ist, daß eine Anzahl älterer Offiziere durch ihre Humanität und Mäßigung sowohl die Oberbefehlshaber, wie den großen Haufen der Portepéejunker beschämen. Unter Andern las ich in dem Privatbrief eines Stabsarztes aus Italien folgende Zeilen, die an die vielbesprochenen und verdammten Aeußerungen Ruge's gegen Radetzky's erinnern: „Ich habe hier sehen müssen, was meinen Augen bis zum letzten Athemzuge vorschweben wird. Es ist gräßlich! Wollte Gott, wir würden aus diesem unglücklichen Lande hinausgehauen, — die Staatspapiere, die meine Tante C. mir aufhebt, mag der T—l holen!"

ger Ritterlichkeit geschlagen und sind, wie einst die Griechen im östreichischen Beobachter, in den offiziellen Bulletins allmälig von Räuberhorden zu Rebellen, von Rebellen zu Insurgenten, von Insurgenten zu feindlichen Truppen avancirt. Die späte Anerkennung der magyarischen Tapferkeit und chevaleresken Anlage (siehe den Lloyd) hat nicht nur ihren Grund in Görgey's und Dembinski's Erfolgen, sondern auch in dem Schmollen der südslavischen Völker, welche das vor zeitige Octroi nicht verwinden können.

Eine unscheinbare Notiz in den offiziellen Blättern warf jüngst ein seltsames Licht auf den Charakter der kroatischen und serbischen Erhebung gegen die Magyaren. Die W. Z. meldete nämlich in dürren Worten, daß Obrist Mayerhofer nebst andern Stabsoffizieren nach Agram und Woydowina abgegangen seien, um den „erkalteten Eifer" der Serben zu beleben. Groß wie die Beschwerden der Südslaven gegen die Pesther Regierung gewesen sein mögen, so scheint es doch, daß ihre nationale Schilderhebung großentheils und von Anfang an durch kaiserliche Offiziere einexercirt worden ist. Auch neue goldene Berge wurden mittelst Billetdoux an Jellachich und Stratimirovich den Kroaten übermittelt, die sogleich mißtrauischen Gebrauch davon machten, indem sie die octroyirte Verfassung auf die genialste Weise mit Füßen traten und der Einheit Oestreichs durch Ausrufung eines dreieinigen Königreichs: Kroatien, Slavonien und Dalmatien, ein Schnippchen schlugen.

Quousque tandem? Glaubt man, die Völker werden nicht zuletzt das plumpe Spiel durchschauen? Ist es möglich, die Politik des 17. Jahrhunderts in das 19. Säkulum hineinzuschmuggeln? Müssen nicht zuletzt Deutschen und Slaven die Augen darüber aufgehen, daß sie nichts als blutrünstige Marionetten sind. Wenn das Cabinet sich nur dadurch halten kann, daß es die alten Schauer- und Trauerspiele von Prag (1620) und Eperies (1687) in einer Provinz nach der andern wieder aufführt, ist es dann werth gehalten zu werden und muß man nicht mit dem Abgeordneten Schuselka rufen: Dieses Ministerium leistet das unmöglich Geglaubte. Es ruinirt Oestreich.

Bald flattert die magyarische Tricolore an der deutschöstreichischen Grenze, kein Heinrich der Finkler ist da, sie abzuwehren, und — doch — steigen die Staatspapiere. Die Börse baut nämlich auf Rußland, dessen Intervention stündlich erwartet wird. Dann wird Oestreich die Wahl haben, entweder in Deutschland aufzugehen oder in Rußland. Was die vielverschrieene Personalunion vielleicht herbeigeführt hätte, wird die russische Hilfe gewiß vollführen.

Sollte es Rußland gelingen, mit einer Uebermacht von 200,000 Mann die Völker zwischen der Save und den Karpathen niederzutreten, so werden Tagelohn und Trinkgeld für diese saure Arbeit groß sein. Gute Nacht, östreichische Zukunft im Osten, gute Nacht gewaltige Donau! Das Kossuth'sche Finanz- und Kriegsministerium wäre im Vergleich damit ein Bankerott, durch den man reich wird; denn

die Donauländer, sagte Cankrin einmal, auf die östreichische Karte zeigend, sind die Weichen des Krokodills; nur dort die Fänge angesetzt!

Doch setzen wir den Fall, daß Oestreich mit seinen materiellen Interessen sich nicht ganz dem Czaren verschreibt oder daß es ihn dupirt, wie die Kirchenbauer des Mittelalters den Gottseibeiuns — wird ein durch russische Hilfe gebändigtes Ungarn nicht ein zweites Polen werden? Muß nicht Schwarzenberg's Politik eine Provinz nach der andern in einen ewig glimmenden Revolutionsheerd verwandeln? So daß ein Tag kommen wird, wo die Conservativen Europas, im Interesse des besonnenen Fortschritts, diese Monarchie fürchten werden, wie einen halb verwesten Leichnam, dessen Ausdünstungen weithin die gesunden Lüfte der Freiheit und Civilisation verpesten.

II.

.... Er war kein Mann nach meinem Herzen. Dennoch möchte ich seinen Nekrolog in Ihren Blättern von keiner unbarmherzigen Feder geschrieben sehen und suche deshalb andern Hiobsboten zuvorzukommen. Stadion gehört unter die zahllosen Opfer, die das östreichische Fatum gekostet hat und kosten wird.

Zum ersten Mal sah ich den Grafen Franz Stadion als Abgeordneten in der hiesigen Reitschule. Während einer Pause der Verhandlung stand er inmitten einer Gruppe von Deputirten, alle um einen Kopf überragend, mit Ausnahme Löhners, welcher lebhaft vor ihm gesticulirte. Stadion verharrte stolz und regungslos: eine Marmorstatue gegenüber der verkörperten Leidenschaftlichkeit. Vom Weiten hatte sein Aeußeres einen Anflug vom englischen Staatsmann; in der Nähe gesehen, machte er einen kanzleistylartigen Eindruck. Er sprach mühsam pedantische Gemeinplätze, zuweilen entschlüpfen ihm Worte und Phrasen, die an das Kucheldeutsch der Maria Theresia erinnerten. Er hatte in frühern Jahren England bereist und liebte es, seine Bewunderung für gewisse praktische Kleinigkeiten, die ihm dort auffielen, an den Tag zu legen; z. B. die Art der Häusernumerirung, die englischen Wegweiser, welche durch Reliefbuchstaben ihren Zweck auch in stockfinstrer Nacht erfüllen u. s. w. Als Gouverneur von Istrien eiferte er, so weit es ging, den britischen Mustern nach, etwa wie Woronzoff in Bessarabien. Er genoß dafür in Triest dieselbe wohlverdiente Popularität wie der aufgeklärte Russe in Odessa. Unermüdlicher Fleiß und entschiedenes Talent im Administriren waren ihm so wenig abzusprechen, wie die uneigennützigste Redlichkeit und der unglückseligste Starrsinn gegen jede bessere Einsicht. Diese Eigenschaften machten ihn zur Zeit der Dobblhoff'schen Ohnmacht zum Hoffnungsstern der Conservativ-Liberalen in Oestreich. Seine Wirksamkeit beim constituirenden Reichstage schien mir jedoch unwürdig des künftigen Staatsmannes. Statt mit muthiger Beredtsamkeit in das Rad der überstürzenden Revolution zu greifen, benutzte er die

vollständige Hilf- und Rathlosigkeit der ruthenischen Bauern zur Agitation für die Dynastie und gegen das Ministerium. Löblich wäre es gewesen, diesen infantibus (Sprachlosen) als treuer Dolmetscher zu dienen und sie dann nach eigenem Gewissen stimmen zu lassen. Allein er kommandirte sie — wie Bauer in Berlin die Wasserpolacken — zum Aufstehen und Niedersitzen. Vom juristischen Standtpunkt läßt sich dies constitutionelle Marionettenspiel nicht verurtheilen; für harmlos mag ein solcher Kunstgriff in England oder Amerika gelten: sündhaft war es, den jungfräulichen Glauben der Wiener Jugend an die Heiligkeit und Wahrheit des constitutionellen Wesens zu untergraben. Es hieß mit andern Worten sagen: Ihr habt Constitution gewollt. Gut, wir wollen Euch zeigen, daß wir auf Constitutionisch dasselbe vermögen, wie auf Absolutistisch. Diese Taktik zur Erkünstelung von Majoritäten, sammt der Unverantwortlichkeit des Kriegsministers und der Unwahrheit seiner öffentlichen Aussagen brachten die Schale des Volksmißtrauens zum Ueberfließen, reizten zu Gegenmine, zur Verschwörung und Gewalthat.

Wie viel die Olmützer Contrerevolution dem Grafen Stadion, wie viel sie seinen Collegen Bach und Schwarzenberg verdankt, kann man zur Zeit schwerlich abwägen. Die volle Verantwortlichkeit für das Wirken des Novemberministeriums lastet jedoch um so sicherer und schwerer auf Stadion, als er zu herrisch und eigenwillig war, um sich von untergeordneten Persönlichkeiten gängeln zu lassen. Die Scheinverfassung vom 4. März kennen Sie. Am Vorabend der Kremsierer Katastrophe wies Schuselka dem Grafen Stadion eine schreiende Lüge nach. Dieser versicherte, nur die amtliche Verbreitung der Frankfurter Grundrechte untersagt zu haben, während er allen Kreisämtern den Ukas zugesandt hatte, auf jeden Abdruck der Grundrechte und jeden Verbreiter eines solchen zu fahnden. So weit ging die contrerevolutionäre Verachtung der Volksmeinung, daß man es nicht der Mühe werth hielt, durch ein Paar Zeilen in der Wiener Zeitung der Anklage entgegenzutreten, sondern sich stumm und laut, ohne Erröthen und Zagen, zum System der Lüge bekannte. Mehr noch entrüstete die massenhafte Assentirung der Studenten. Unter Metternich befreiten nur durchgängige Vorzugsklassen bei den jährlichen und halbjährlichen Zwangsprüfungen vom Soldatenrock. Geistlose Büffelei, duckmäuserische Altklugheit, Kriechen oder Bestechen konnten allein dem Studierenden die Auszeichnung der Vorzugsklassen sichern, und wenn nicht grade die hoffnungsvollsten Studios jährlich in die Kaserne gesteckt wurden, so lag dies theils an der Bestechung der Militärärzte, theils an der Menschlichkeit der Provinz- und Lokalbehörden. Kaiser Ferdinand hob, bis zur Reform des Armeewesens, den Metternichschen Usus auf, und befreite vom Militärdienst alle Studierenden, die den fleißigen Besuch der Collegien nachwiesen. Das Cabinet cassirte das Edict Ferdinands und während er sich auf die Abschaffung der Privilegien berief, erklärte er nicht alle Studenten für militärpflichtig, sondern diejenigen, welche nicht durch Glück oder vormärzliche Manipulirungen im Jahre

1847 (!) die Vorzugsclassen gewonnen hatten. Der Zweck war klar; es galt, die Studentenwelt von „böswilligen Elementen" zu säubern. Folgerecht handelte darin eine Regierung, welche in Galizien und Italien die gebildeten Stände gewißermassen außer dem Gesetz erklärt und nur die Kinder Szela's als gute Oestreicher anerkennt, weil sie keine Bücher lesen, weder am hellen Tage noch in heimlichen Nächten. Aber die buchstabentreue Tücke, mit der das Princip der Gleichheit Aller vor dem Gesetz in diesem Falle ausgelegt wurde, hätte Ehrenshylock Ehre gemacht. Die Gleichheit Aller und die vormärzlichen Vorzugsclassen! Und daß die Anwendung des Princips der Gleichheit eine entsprechende Reorganisation des Heerwesens und des militärischen Strafcodex voraussetzte, sollte vor lauter Patriotismus übersehen werden. Um diesem willkürlichen Treiben die Krone aufzusetzen, behandelte man die Armee als Strafanstalt und steckte verheirathete Journalisten, mit Umgehung aller Gesetze, Gerichte und selbst der Conscriptionsformen, als gemeine Soldaten in den weißen Kittel. Und was sind diese Details gegen die ministerielle Politik im Großen und Ganzen!

Weit entfernt also, ein Freund oder Bewunderer Stadion's zu sein, stelle ich ihn doch bergehoch über seine Mitschuldigen. Er hat seine Thaten gebüßt, indem er an Oestreich zu Grunde ging. Mit ihm ist die Seele des Cabinets dahin. So lange Bach und Schwarzenberg regieren, gibt es für ihn keinen Ersatzmann, — außer man nähme einen alten Jünger der Metternich-Nesselrode'schen Schule, wie Ficquelmont.

Vor 14 Tagen mußte sich Stadion, wegen „geschwächter Gesundheit," auf das Land zurückziehen. Finstere Gerüchte durchliefen die Stadt. Heute sind sie bestätigt. Stadion hat sich überarbeitet, indem er am Ruin Oestreichs arbeitete. Er ist geistesabwesend geworden. Dieselbe Finsterniß, welche Schwarzenberg über die Welt heraufbeschwören möchte, — dieselbe Nacht, welche Lenau, Hölderlin und andere Söhne der funfzigjährigen deutschen Dämmerung ergriffen hat — umhüllt die Sinne des ersten Fahnenträgers eines eisernen einheitlichen Oestreich. Vor so tragischer Nemesis verstummt der rückblickende Tadel, nur kleine Geister können sie schadenfroh belächeln.

Das Unglück gereicht in meinen Augen dem Grafen Stadion zur Ehre. Schwarzenberg und Bach sind vor ähnlichem Loos gesichert. Jener hat keinen Verstand zu verlieren, dieser — jetzt ein Hof- wie früher ein Pöbelschmeichler — hat zu wenig Herz und Gewissen, um über sein Vaterland verrückt zu werden. Wenn es heut in Trümmer stürzt, wird er — gleich dem Stoiker des Horaz — die Fassung nicht verlieren und sich unter den Ruinen — nicht begraben lassen.

Stadion soll sich gegen die russische Intervention bis zum letzten Augenblick gesträubt haben. Sie ist der Lieblingsgedanke Bachs und Schwarzenbergs, die zu einer Zeit, wo der magyarische Hannibal noch nicht vor den Thoren stand, sie

vorbereiteten und bei den Haaren herbeizogen. Von den Winken, welche hochgestellte Offiziere darüber fallen ließen, will ich Nichts erwähnen. Es gab andere und ehrenvollere Auswege. Sie wollten durchaus von Rußland gerettet werden, — um für die Zukunft von den Verpflichtungen gegen Petersburg einen Vorwand und einen Popanz gegen das Volk zu haben.

Vier russische Heersäulen — 160,000 Mann im Ganzen — fallen durch die Bukowina, die Wallachei, Galizien und Schlesien in Ungarn ein. Die letztere wird den Goldknauf des Stephansdomes mit einem dreimaligen Hurrah begrüßen.

Soll ich von dem Eindruck sprechen, den diese Katastrophe in Wien macht? Die „Gutgesinnten“ begrüßen das „Hilf Samiel!“ des Cabinets mit wiehernden Bravos! Ihnen scheint jede russische Kugel gefeit, die Ehrfurcht vor das Autokrators politischer Allmacht im Innern seines Reiches übertragen sie abergläubisch auf die russischen Waffen. Die schwärmerische Jugend baut auf die Verwandtschaft der magyarischen Pußta mit der russischen Steppe, sie sieht im Geiste schon den Waldbrand durch Podolien, Volhynien, Lithauen und Polen flammen, die russischen Schergen zwischen zwei Feuern unter dem Sturmgeläute von ganz Europa erliegen. -- Ach, wenn ein Wunder geschähe, in dieser lendenlahmen Zeit! —

An Oestreichs kymmerische Zukunft denken weder die Einen noch die Andern. Dreimal wurde binnen Jahresfrist die Rettung der Monarchie verkündet. Radetzky war der erste Heiland, die Kroatenarmee im November der zweite, Rußland tritt als der dritte auf. Mit dürren Worten spricht ein halboffizielles Blatt es aus: „Die hereinbrechende Zerstörung der Monarchie“ wird durch die Moskowiter abgewendet werden. Nicolaus und seine Kinder und Kindskinder werden diese Worte mit goldener Schrift über ihren Thronhimmel schreiben.

Mich erinnert die dritte Rettung an den Schlagfluß, der zum drittenmal tödtlich ist, — an Moschus, der dem Fieberkranken in den letzten Zügen und gewöhnlich zu spät gereicht wird. Die Loose mögen fallen wie sie wollen: fahr' hin, östreichischer Stolz und östreichische Ehre! Lebe wohl, majestätische Donau! Die Mongolen werden deine Ufer beherrschen. Der Doppelaar und der einköpfige Adler sind solidarisch geworden. In Galizien, Ungarn, Bukowina, Kroatien, Serbien und Dalmatien wird künftig der Russe sein Wort einlegen, neben dem Oestreicher. Wird der Czar nicht stets vor neuem Untergang im Voraus bewahren müssen, was er im October 1849 nicht umsonst gerettet haben will? Auch Deutschöstreich wird den Eiswind spüren, so oft er sein väterliches Herz öffnet. Sein Schwert ist ja gegen die „europäische Anarchie“ überhaupt gezückt.

Flehend streckt Deutschöstreich seine Arme über die schwarzgelben Schranken und ruft den Deutschen zu: Rettet euch um euret- und unsertwillen. Donnert es

euern Fürsten in die Ohren, daß die letzte Stunde der Entscheidung geschlagen hat. Ist es jetzt noch Zeit zu streiten, ob sich Wittelsbach dem Hohenzoller oder Hohenzoller dem Wittelsbach unterordnen soll? Dreht sich die Welt um Kukelsbach und Kakelsbach? Wahrlich, nicht am deutschen Volke möchte man schier verzweifeln, aber an euch, ihr kleinen blindverstockten Pharaohs, die ihr den diplomatischen Zeichendeutern traut und harret und zögert, bis die eiserne Noth euch den Stuhl auf der Gasse bereitet oder die Wogen des rothen Meeres über euern Häuptern und Kronen zusammenschlagen!

Graf Stadion.

II.

Es ist bekannt, daß nach dem Ausbruche der Octoberrevolution eine Menge Deputirte von der Rechten und den Centren heimlich die Hauptstadt verließen, während das Rumpfparlament in beschlußfähiger Anzahl, unter dem Vorsitze Smolka's forttagte. Stadion schien lange zu schwanken, ehe er einen bestimmten Entschluß fassen konnte, zu welcher Partei er sich schlagen sollte, ob zu der geschlossenen Partei der fliehenden Tschechen, oder zu den Männern des Rumpfparlaments. Es fehlte ihm in diesem, wie in allen spätern wichtigen Fällen der Muth einer selbstständigen Meinung. Er leugnete die Competenz des Rumpfparlaments und wohnte doch den Sitzungen desselben bei; er äußerte sich in den Kreisen seiner Bekannten mißbilligend über die Richtung welche der Reichstag eingeschlagen, und hatte doch nicht den Muth, von der Tribüne herab seine Meinung zu sagen; — nicht daß ich etwa durch diese Bemerkung den Grafen Stadion als einen Mann der blassen Furcht bezeichnen wollte, nein: die Besorgniß, man werde seine Flucht als einen Act der Feigheit auslegen, war das einzige Motiv seines Bleibens. Durch seine Freunde endlich dennoch zum Rücktritt bewogen, verkehrte er abwechselnd mit einigen Vertrauten in der Hauptstadt und mit der Hofpartei in Olmütz bis er nach langem Zaudern den Entschluß faßte, ein neues Cabinet zu bilden; doch machte er dabei den Wiedereintritt des mit Recht bei allen Parteien verhaßten Dr. Bach zur Bedingung. Ueber die verschiedenen Stimmungen, welche durch die neue Ministercombination in Wien erzeugt wurden, ist es fruchtlos Ihnen zu schreiben, um so mehr da diese Combination bis zur Einnahme der Stadt nur gerüchtweise und unvollständig bekannt war. Bald hieß es, Win-

dischgrätz werde das Kriegsministerium übernehmen und Helfert das Ministerium der Justiz; bald wurden Strobach und Welden an der Stelle des Erstern genannt — kurz, die Gerüchte wechselten mit jedem Tage. Unter allen obenerwähnten Männer war Stadion noch der am wenigsten gehaßte; die ganze Volkswuth kehrte sich gegen Windischgrätz und Bach; Helfert, ein ganz junger, unerfahrener Mensch, dessen Nichtigkeit und servilės Wesen in den Grenzboten schon früher nachgewiesen wurde, war damals den Wienern noch zu wenig bekannt. Ueberhaupt konnte inmitten der erschütternden Drangsale der Hauptstadt, das Gerücht einer neuen Ministercombination nicht von nachhaltiger Wirkung sein. Die wochenlange Aufregung hatte zuletzt eine gewisse Abspannung und Erschlaffung erzeugt, man war auf das Schlimmste gefaßt; der glührothe Himmel, die brennenden Vorstädte, die Raketen und Bomben des Fürsten Windischgrätz sprachen deutlicher als alle Worte. —

Es ist hier nicht der Ort zu einer ausführlichen Schilderung der Schreckenstage, welche der Eroberung von Wien vorausgingen, doch scheint es mir nöthig, Ihnen wenigstens andeutungsweise die Zustände der Stadt vom 29. October bis zum Einrücken der Truppen zu veranschaulichen, zur Rechtfertigung meiner Behauptung, daß die später gegen die Bevölkerung angewandten Maßregeln (die folgerichtig dem Ministerium zur Last fallen) verkehrte Maßregeln waren.

Bekanntlich wurden am 29. October in Wien Vertrauensmänner von allen Compagnien der Bürgerwehr zusammenberufen, um zu berathen ob die Stadt kapituliren oder sich noch länger vertheidigen solle. Bei der Abstimmung sprach sich die überwiegende Majorität für Kapitulation aus und schon an demselben Abend wurden von den meisten Bewohnern die Waffen abgelegt. Nur ein Theil der akademischen Legion, die Arbeiter und übergegangenen Soldaten, die lieber im Gefechte sterben, als standrechtlich erschossen werden wollten, weigerten sich, dem Befehl der Entwaffnung Folge zu leisten. Man wagte nicht, Gewalt gegen sie anzuwenden, obschon das numerische Verhältniß der Friedlichgesinnten zu den im Kampfe Beharrenden war wie 100 zu 1. Ich durchstreifte von jenem Abend bis tief in die Nacht hinein mit mehreren Freunden die Straßen der Stadt, um die Stimmung der Bevölkerung zu erforschen; überall war man froh, dem Ende der Wirren nahe zu sein. Die Bürger waren des anstrengenden Waffendienstes müde und sehnten sich zu friedlichen Beschäftigungen zurückzukehren; wo sich Besorgnisse äußerten, galt es nicht dem Einzuge der Truppen, man fürchtete für die Nacht Excesse von den bewaffnet gebliebenen Proletariern und Soldaten.

Ein dichter Nebel lagerte sich über die ganze Stadt, gleich als ob der Himmel einen Schleier ziehen wollte über die Greuel und Schrecknisse der vergangenen Tage. Der Kanonendonner war verhallt, das Feuer verloschen, welches vier Tage hindurch den Himmel röthete und nur hin und wieder schallte noch Waffengeklirr durch die Straßen, gleichsam wie ein Nachhall des frühern Kriegsgetüm-

mels. Die Nacht verstrich ruhig, wie im tiefsten Frieden, und erst am folgenden Tage wurde durch das Gerücht vom Anrücken der Magyaren wieder einige Aufregung erzeugt. Doch, so groß das Geräusch in den Straßen war, so klein war verhältnißmäßig die Anzahl derer, die es machten. Ich übergehe die blutigen Scenen des 31. October, wo die Soldaten und Proletarier den Kampf der Verzweiflung fochten, bis nach einem furchtbaren Bombardement das Militär bei einbrechender Dunkelheit in die Stadt einrückte. Der Kampf war verstummt. Man schöpfte Athem nach der langen, gewaltigen Aufregung. Auf allen Plätzen und Straßen standen Gruppen an Gruppen, drängten sich Menschen an Menschen; die Soldaten wurden mit Vivats begrüßt, kurz, es war ein so reges Leben wie in einer kleinen Stadt, wo zum Erstenmal Militär einrückt. Alle Häuser des Stephanplatzes waren Fenster an Fenster bis zu den Dächern hinauf erleuchtet. In feierlicher Ruhe ragte dazwischen empor der alte Stephansthurm, geisterhaft glänzend vom Widerschein der fern aus der Augustinerkirche auflodernden Flammen; wie eine Hand des Friedens streckte er eine weiße Fahne aus, und aus allen Häusern tiefunten wehte dasselbe Zeichen des Friedens.

Hätte man damals den Umständen Rechnung getragen und Milde geübt, statt Tausende büßen zu lassen für die Schuld Einzelner, so wäre Wien in Kurzem wieder die friedlichste Stadt der Welt geworden, und der Thron der Habsburger stände heute fester als je.

Statt dessen folgte eine kaltberechnete Menschenschlächterei, die kaum in der russischen Geschichte ihres Gleichen findet — und an diesem Treiben ist Graf Stadion wesentlich Schuld. Wußte er auch die Verantwortlichkeit dafür von sich zu schütteln, gegenüber dem machtlosen Reichstage von Kremsier, die Geschichte macht ihn mitverantwortlich für das Blutgericht in Wien. Ich sah ihn am Tage nach der Ermordung Blums bei einem Bekannten. Er war in der heitersten Gemüthsstimmung und hatte keine Ahnung von der politischen Wichtigkeit, den weitausgreifenden Folgen jenes Schrittes. Er machte mir ganz den Eindruck, als ob er dächte: was hab' ich Zeit, mich um dergleichen zu bekümmern! Das muß Windischgrätz besser verstehen! — Graf Stadion dachte damals an ganz andere Dinge. Er träumte schon von der Herstellung des mitteleuropäischen Reichs, wozu eine im „Lloyd" erschienene Beurtheilung der bekannten Fröbel'schen Brochüre ihm den ersten Gedanken gegeben. Er hatte ferner schon mit seinem Vertrauten Oettl die Vorarbeiten zu einem neuen östreichischen Gemeindegesetz begonnen, dessen erster Entwurf später so allgemeinen und gerechten Tadel in der Presse fand. Auch ein ganz eigenthümlicher Centralisationsplan für Oestreich war bereits in Angriff genommen. Alles dies hat ihm manche schlaflose Nacht gekostet, denn, wie schon oben bemerkt, Graf Stadion ist ein ehrlicher und fleißiger Arbeiter; aber leider hat er mehr Sitzfleisch als Geist und Blick . . .

Bekanntlich wurde die Reitschule, wo das Wiener Rumpfparlament bis zur

Eroberung der Stadt seine Berathungen fortzusetzen hatte, von Fürst Schwarzenberg geschlossen und der vollständige Reichstag versammelte sich wenige Wochen darauf in der weltberühmten Hannahstadt Kremsier. Am 22. November fand die Eröffnung des Reichstages statt und am 27. erschien zum Erstenmale das neue Gesammtministerium in der Kammer. Dies war der Tag an welchem der Ministerpräsident Schwarzenberg jenes denkwürdige Programm verlas, davon ein östreichischer Publicist treffend sagte: „ich fürchte mit dem Ministerium in Conflict zu kommen, wenn ich mich an sein Programm halte — und mit dem Programm, wenn ich mich an's Ministerium halte!"

Doch kehren wir zum Grafen Stadion zurück. Wir sind jetzt zu dem Punkte gekommen, wo wir ihn einmal als dramatische Figur, d. h. redend und handelnd auftreten lassen können. Bis dahin war keine Gelegenheit dazu geboten, ein Umstand welcher, wie Sie begreifen werden, meine Aufgabe zu einer sehr schwierigen machte. Ich durfte meinen noch lebenden Helden nicht eher sprechen lassen, als bis er anfing zu reden, denn ich habe Ihnen einen politischen Charakter zu schildern, wie er ist, nicht wie er sein sollte. Und so viel mir bekannt, hat Graf Stadion bis zur Erlangung der Ministerwürde immer ein lautloses parlamentarisches Leben geführt. Das einzige Mal, wo er seine Stimme im Reichstage zu Wien ertönen ließ, war im vorigen Sommer bei der Debatte über die Zurückberufung des nach Insbruck geflüchteten Kaisers Ferdinand. Der Monarch hatte den wiederholten Bitten der Wiener, in die Hauptstadt zurückzukehren, kein Gehör gegeben, und die Herren von der Linken beantragten demzufolge, „die hohe Kammer möge beschließen, den Kaiser aufzufordern, seiner Pflicht nachzukommen, jedem Rufe der Volksvertreter zu folgen." So ungefähr war der Sinn jenes Antrags; ich citire aus dem Gedächtniß und kann mich des Wortlauts nicht genau mehr entsinnen. Stadion erhob sich dagegen und suchte nachzuweisen, daß der Reichstag den Kaiser wohl um etwas bitten, aber zu Nichts auffordern könne. Der Graf gerieth aber dabei so in's Stottern und brachte seine Ansicht in so wunderlicher Wortstellung zum Vorschein, daß jene Rede, weniger ihres Gehalts als ihrer Gestalt wegen, dem Reichstage in unvertilgbarem Andenken geblieben ist.

In Kremsier speißten die Herren von der Ministerbank und ein großer Theil der Deputirten im Saale des erzbischöflichen Palastes. Während des Diners wurden bei den überhäuften Beschäftigungen der Staatslenker auch eben eingelaufene Papiere durchlesen, Leute zum Gespräch zugelassen &c. Von einer solchen Tischscene entsinne ich mich genau, daß, während ich mit einem andern Minister sprach, dem Grafen Stadion ein paar Hofräthe oder ähnlich betitelte Menschen angekündigt wurden. „Was!" — rief der Graf, den Namen des Einen wiederholend — „ist der alte Zopf auch hier; na, der kann warten! und X., dieser Stockreactionär? der kommt gerade an den Rechten, wenn er sich an mich wendet! Diese Leute" — fuhr er fort, sich zum Fürsten Schwarzenberg wendend — „diese

Leute glauben, jetzt blühe ihr Weizen; nun sie werden schlechte Rechnung bei uns finden!“ und ein kaltes Lächeln umschwebte dabei seine Züge, welches Lächeln von seinem fürstlichen Nachbar sehr graziös erwidert wurde.

Ich habe diese Scene hervorgehoben, weil mir dadurch Gelegenheit wurde, den Grafen selbstredend auftreten zu lassen. Was er hier sagte, war ihm vollkommner Ernst, so drollig solche Worte in seinem Munde auch klingen mögen. Er bewegt sich in einem geschlossenen Kreise von Vorstellungen und Ideen, die ihm freisinnig und zeitgemäß scheinen; was darüber hinausgeht oder nicht hineinpaßt, gilt ihm als reactionär oder als ultraradical. In diesem Sinne war auch sein Rundschreiben an die östreichischen Beamten abgefaßt, worin er alle diejenigen, die nicht ganz seine freisinnige Anschauung theilten, aufforderte den Dienst zu verlassen. Eben so ließ er einmal in Wien alle unter ihm stehenden Beamten zusammenkommen und hielt ihnen eine eindringliche Rede, des Inhalts, daß er weder Reactionäre noch Radicale im Dienste dulden wolle, daß also alle diejenigen, welche der einen oder der andern Seite sich zuneigten, augenblicklich ihre Stellen niederlegen sollten. Es versteht sich von selbst, daß alle Beamten die rechte Mitte hielten und Keiner den Dienst verließ.

Graf Stadion hat einen gewissen Begriff von der Nothwendigkeit einer freien Presse, aber er hat im vorigen Sommer so viele Angriffe auf sich gelesen, daß er doch eine gewisse Beschränkung der Presse für nöthig erachtet. Er berieth sich mit seinen Freunden Bach, Helfert, Oettl, Piepitz, Neumann und Leuten ähnlichen Gelichters, die sämmtlich in der Preßfreiheit nichts als ein Mittel sehen, sie an den Pranger der Oeffentlichkeit zu stellen.

„Wir müssen die radicalen Journale ganz unterdrücken,“ sagt Bach, „und die gesinnungstüchtige Presse unterstützen.“ Piepitz und Neumann stimmen dem bei. „Wir müssen Cautionen einführen,“ sagt Oettl, „und zwar nach einem Maßstabe, daß nur der „Lloyd“ und ähnliche gutgesinnte Journale dabei bestehen können; dann haben wir gewonnenes Spiel.“ Helfert ist ganz derselben Ansicht. So wird eine Woche lang herumberathen und es werden Preßgesetzentwürfe angefertigt, so viele wie Tage in der Woche sind, und am Ende kommt Stadion zu der Ansicht, daß der von ihm selbst vorgeschlagene Modus der Preßbeschränkung noch von allen der freisinnigste ist. Nur mit Mühe gelingt es seinen Freunden, ihn von seinem eigenen Entwurfe abzubringen; Zoll für Zoll gibt er nach, bis endlich durch die vielen Zusätze, Veränderungen 2c. eine Mißgeburt zum Vorschein kommt, die ihren Erzeugern wenig Ehre macht. So geht es in Einem, und so geht es in Allem.

Ich hörte Stadion einmal sagen: „Die Leute nennen mich reactionär, während ich doch entschieden freisinniger bin als Bach, Helfert, Oettl und Piepitz; aber diese Männer haben Recht: für Oestreich ist einmal ein gewisses Maaß von Despotismus nothwendig!“

So ist Stadion von seiner Schwärmerei für die Preß- und Lehrfreiheit nach und nach so weit zurückgekommen, daß jetzt sogar die „Grenzboten" in unserm lieben Wien verboten sind, dieselben „Grenzboten," welche die Wiege von Stadion's vormärzlichem Ruhme waren. Einst waren sie seine liebste Lectüre, so lange er von Triestiner Correspondenten darin gelobt und Metternich darin getadelt wurde; seitdem haben sich die Zeiten geändert und mit ihnen die Ansichten des Grafen Stadion. Jetzt begreift er vollkommen, warum der greise Staatskanzler die grünen Wanderer nicht leiden konnte.

Dieser unscheinbare Umstand scheint mir ein wesentliches Moment in der Charakteristik des edlen Grafen. Es läßt sich Vieles daraus erklären. Ich habe keine hinreichend schlechte Meinung von ihm, um anzunehmen, daß er sich von Anfang an für einen großen Mann gehalten. Dieser Wahn wurde ihm erst von seinen Speichelleckern beigebracht. Sein Unglück ist, daß er immer sehr ungeschickt in der Wahl seiner Umgebung gewesen. Es erfordert mehr Selbstständigkeit und Bescheidenheit als Graf Stadion besitzt, sich immer einen großen Staatsmann nennen zu hören und am Ende nicht selbst daran zu glauben. Er hält sich allen Ernstes für einen entschiedenen Fortschrittsmann, und sieht sich zu Rückschrittsmaßregeln immer nur „leider gezwungen." Ich habe ihn stark im Verdacht, daß die Worte im Ministerprogramm: „das Ministerium will sich an die Spitze der Bewegung stellen" von seiner Diction sind. Daß diese Bewegung eine rückgängige werden sollte, lag ursprünglich gewiß nicht in seinem Plane. Er wollte mit der Zeit gleichen Schritt halten, aber die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, hatte er nicht den Muth und die Kraft zu überspringen oder hinwegzuräumen — sie wurden ihm Gründe zur Rückkehr. Er gehört mit Leib und Seele jener Gattung von Menschen an, von welchen Pröhle singt:

„Sind emanzipirte Krebse,
Fühlen uns so groß und frei!
Nur das Rückwärtsgehn behielten
Wir aus Pietät noch bei."

Wie gesagt, Stadion ist, von seinem Standpunkte aus, ein ganz freisinniger Mann; aber er begeht denselben Fehler, den unsere Demokraten begingen. Er will die Freiheit, aber nur die Freiheit des Ministeriums, wie die Demokraten ebenfalls die Freiheit wollten, aber nur die Freiheit des Volkshaufens. Stadion haßt die absolute Monarchie, aber er liebt ein absolutes Ministerium. Nebenbei mag immer noch ein Reichstag existiren, die Leute mögen schwatzen und reden so viel sie wollen, wenn ihre Absichten nur den Absichten des Ministeriums nicht zuwiderlaufen. Könnte ein Reichstag aus lauter Oettl's, Neumann's, Piepitzen und Helfert's gebildet werden, so wäre Stadion der beste constitutionelle Minister von der Welt. So aber war seine ganze ministerielle Thätigkeit nichts als eine Reihe von Niederlagen und Mißgriffen. Die Ereignisse sind noch zu frisch im

Gedächtniß der Leser, um hier mehr als der Andeutung zu bedürfen. Wir erinnern zunächst an seine schwankende Politik in Bezug auf die Neugestaltung Oestreichs. So viele Monate er jetzt Minister ist, so viele Meinungsphasen hat er in jener Frage durchlaufen, und noch immer ist nichts Bestimmtes festgestellt. Dasselbe gilt in Bezug auf die deutsche Frage. Das ministerielle Programm zog eine Scheidelinie zwischen Deutschland und Oestreich, obgleich dem Cabinette schon damals ein mitteleuropäisches Reich unter Habsburger Herrschaft vorschwebte. Aber Stadion und die Herren von Olmütz glaubten, das Frankfurter Parlament werde niemals eine Verfassung zu Stande bringen, fähig, das zersplitterte Deutschland zu einen, und die Fürsten und Völker würden sich zuletzt gezwungen sehen, ihr Heil in der Staatsweisheit der Männer von Olmütz zu suchen. —

Den glänzendsten Beweis seiner Unfähigkeit legte Graf Stadion in der stürmischen Reichstagssitzung vom 4. Januar ab, wo er vor Beginn der Berathung über den vom Verfassungsausschusse aufgestellten §. 1. der Grundrechte: „Alle Staatsgewalten gehen vom Volke aus und werden auf die in der Constitution festgesetzte Weise ausgeübt," jene berüchtigte Ministerialerklärung verlas, wodurch er die Debatte von vornherein zu einer unfreien machte. Von diesem Tage an war sein Ansehn im Reichstage für immer gebrochen, und dem ersten Schritte mußte über kurz oder lang der zweite: die Auflösung des Reichstages, folgen. Die Auflösung wäre schon weit früher geschehen, wenn man nicht unruhige Folgen gefürchtet hätte; erst als man durch die ministeriellen Blätter den Reichstag in der Meinung des Volks hinlänglich verdächtigt hatte, wagte man den entscheidenden Schritt ihn gänzlich aufzulösen.

Die Darlegung der Politik des Cabinets zu Olmütz behalte ich mir für einen größern Aufsatz vor.

Reichstags-Galerie.

Geschriebene Portraits der hervorragendsten Deputirten des östreichischen Reichstags. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

Die Portraits sind während der Sitzungen geschrieben, bis zur Auflösung des Reichstags. Die veränderte Lage der Dinge hat oft genug die Charaktere von einer Seite erscheinen lassen, welche das frühere Leben nicht darbot, und so ist der Verfasser zuweilen in die Lage gekommen, ziemlich scharf ausgesprochene Ansichten über einzelne Persönlichkeiten wieder zurücknehmen zu müssen. Mit Rieger hat er es ausdrücklich gethan, über Bach ist sein Urtheil jedenfalls noch ent-

schiedener geändert. Unbedingte objective Wahrheit darf man von einer flüchtig hingeworfenen Skizze, dem Resultat einzelner Beobachtungen, nicht erwarten; aber dieser Mangel wird in unserem Fall ersetzt durch eine scharfe, ins Innere gehende Anschauungsgabe und durch eine geistvoll plastische Darstellung. Die Galerie zerfällt in 3 Abtheilungen; die erste enthält u. a. Fischhof, Goldmark, Füster, Pillersdorf, Bach, Schwarzer, Löhner; die zweite Strohbach, Borrosch, Lubomierski Violand, Krauß, Rieger, Hornboßl, Stadion; die dritte Smolka, Kudlich, Schuselka, Umlauft, Palacky, Wessenberg, Lasser, Trojan.

Wir theilen auszugsweise die Portraits von Fischhof und Stadion mit, die wir schon von anderer Feder gebracht haben.

Fischhof. Starker runder Kopf, — kurz geschornes Haar, dichter brauner Bart. Er hat auf den ersten Anblick irgend etwas Römisches in seiner Physiognomie, — der Typus seines Stammes ist jedoch bei genauer Betrachtung unverkennbar. Weniger robuster als voller Körper, mit ziemlichem Aplomb. Man würde ihn seinem Aeußern nach viel eher für einen behaglichen Rentier als für einen unbedeutenden Arzt halten, welcher bisher von einem kümmerlichen Taggelde als Assistent des Krankenhauses gelebt hat.

Fischhof ist poetischer Phlegmatiker. Gewiß keine gewöhnliche Natur. Er hat keine eigentliche Bildung, — jedoch ziemlich viel Belesenheit, aber auch wieder nicht in den eigentlichen politischen Fachwissenschaften, sondern mehr in der reflektirenden kritischen Allgemeinheit der Politik, geschöpft aus Börne, Heine, der politischen Broschürenliteratur und der politischen Poesie. Diesen Charakter trägt auch seine Beredsamkeit.

Er hat eine blühende bilderreiche Sprache, welche augenblickliche Wirkung selten verfehlt, welche jedoch durchaus nicht überzeugt, und nachhaltig ist. Er ist mehr dazu geeignet, Ideen anzuregen, als dieselben logisch durchzuführen. Er faßt wo möglich die Fragen von der Gefühlsseite auf. Er besitzt durchaus nicht die Gabe, den vorgebrachten Gründen zu folgen, sie zu widerlegen. Ich möchte Fischhof als Redner mit einem Arabeskenzeichner vergleichen: Lauter hübsche, nette Kleinigkeiten, die ein solides Gebäude wohl zieren könnten, die jedoch an und für sich werthlos und als Nürnbergerei mehr Spielzeug für Kinder sind, und den Geist wohl erheitern, aber nimmer befriedigen, und vor dem Forum der Kritik Stand halten können.

Ich glaube nicht, daß Fischhof je Leiter einer Partei werden wird. Dazu besitzt er weder die nöthige Vertrauen erregende Durchbildung und Rührigkeit, noch die nöthige Energie — noch endlich wie mir scheint, jene Gattung höheren Ehrgeizes, welche eine unumgängliche Eigenschaft eines Parteihauptes sein muß. Fischhof scheint ein durchaus ehrlicher Charakter, — ein Mensch, der sich gehen läßt, (wiewohl er selbst das Gegentheil zu glauben scheint). Er liebt

die Behaglichkeit und würde wahrscheinlich die verlockende Seite der Oeffentlichkeit und des Rufes, vielleicht mit erleichtertem Herzen mit der rural fire side eines Vicar of Wackefield vertauschen.

Fischhof hat viel Bildung im gewöhnlichen Sinne, — besitzt viel Takt und den sogenannten Großen gegenüber eine keineswegs gemachte Nonchalance, worin er sich besonders von der oft widerlichen Affektation und sich in die Brust werfenden, gespielten Noblesse seiner Glaubensgenossen unterscheidet.

Stadion. Das alte System hatte eine ganz eigene Art, seine Auserwählten zu Ruf zu bringen.

Der Anfänger begann seine Laufbahn bei irgend einer höheren Behörde als Volontier, man nennt das überzählig, — bald darauf bekam er einen höheren Posten bei einer untergeordneten Behörde, ebenfalls als unzähliger unbesoldeter Beamte. Das ging leicht und schien unschuldig, Niemand konnte sich dadurch gekränkt fühlen, denn Niemand wurde dadurch materiell beeinträchtiget. Darauf wurde der junge Herr Dillettant, Gubernial- oder Kameralrath, noch immer ohne Gehalt, zugleich aber wurde sein Name in Cours gebracht, als Candidat für irgend einen leitenden Posten in der Provinz. Durch die lange Stufenleiter seiner Dienstleistung, bei verschiedenen Verwaltungszweigen, hatte er dazu die vollsten Ansprüche erlangt, — er hatte sich Vielseitigkeit erworben, er verstand nichts gründlich, nichts von der Staatsökonomie, nichts von Gesetzgebung, nichts von der politischen Administration, aber er wußte von Allem Etwas, er war Encyclopädist.

Das auch ist Stadion. Dabei aber hat er auch nicht den geringsten Anflug von Geistesfrische und Genialität. Selbst auch nicht die Gabe besitzt er, seinem Wissen eine scheinbar originelle Form zu geben. Er ist durchaus keine productive, sondern lediglich nur eine executive Individualität, wiewohl er sich einbildet, das Gegentheil zu sein.

Stadion hatte aus Triest, wo er Gouverneur war, den Ruf eines sogenannten erleuchteten Administrateurs mitgebracht. Galizien hat ihm selbst diesen, wiewohl sehr werthlosen Nimbus abgestreift.

Kein Land der östreichischen Monarchie hatte so sehr zu leiden unter dem Drucke der Bureaukratie, als Galizien. Stadions Aufgabe war es, die Schroffheit, welche zwischen Bureaukratie, d. h. der Regierung und der gesammten Intelligenz dieses Landes bestand, zu mildern. Er mußte, wenn nicht mehr dem alten Systeme wenigstens eine minder verletzende Form geben, worin die bei weitem größere Mehrzahl der gemeinen Menschheit nur zu häufig das Wesen der Sache erblickt. Er that es nicht. Er ging vielmehr in dem breit getretenen Geleise der metternichischen Politik weiter, — aber er vereitelte selbst die Vortheile, welche man früher für das System gewann. Die Absichtlichkeit,

womit er zu Werke ging, die grobe Behandlung dieser fluchwürdigen, bis dahin mit aller Finesse ausgeführten Politik litt unter seinen ungeschickten Händen und hatte zur Folge, daß dieselbe zu augenscheinlich zu Tage kam, und endlich auch von der großen Masse durchblickt und wirkungslos wurde.

Zur Oestreichischen Literatur.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur der östreichischen Monarchie von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Von J. G. Toscano del Banner. 1r Bd. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

Wir wollen auf dieses Werk, dessen nähere Besprechung wir uns vorbehalten, nur vorläufig aufmerksam machen. Es ist die Frucht vieljähriger Arbeiten, und hat außer dem wissenschaftlichen Zweck — der sich namentlich in einer sehr ausführlichen Zusammenstellung des vorhandenen literarischen Materials äußert — auch einen patriotischen; es soll die Deutschen Oestreichs auf ihren geistigen Zusammenhang mit dem großen Mutterlande und auf ihre Berechtigung in demselben aufmerksam machen. Eine Tendenz, welche die Grenzboten nur auf das Lebhafteste unterstützen können. So entschieden wir, wenigstens für jetzt, gegen die politische Trennung Deutsch-Oestreichs von seinen Nichtdeutschen Nebenländern und folglich auch gegen seine Einverleibung in den centralisirten deutschen Bundesstaat uns erklären müssen, so eifrig werden wir jedes Mittel ergreifen, das nationale Verständniß mit unsern vorläufig einem andern Staatsverbande angehörigen deutschen Brüdern aufrecht zu halten.

Zur Charakteristik Heidelbergs.

II.

Dem Ursprung der deutschen Kaiseridee etwas näher nachzuspüren, dürfte, selbst auf die Gefahr hin, oft Gesagtes dabei noch einmal wiederholen zu müssen, doch wohl in der Gegenwart von so vielem Interesse sein, daß der Leser es übersehen wird, wie dafür der Titel des Aufsatzes nicht so ganz paßt — obschon in Heidelberg das Brautbett stand, in welchem dieses schwergeborne Kind in ehrlicher, selbstsuchtsloser Liebe zum Vaterland gezeugt ward. Wir möchten gern für den

kommenden Geschichtsschreiber unserer Tage einige Notizen, Andeutungen und Anschauungen festhalten, welche bei den leise eingedrückten, nur von Wenigen bemerkten Figuren, um die sie sich drehen, fast wohl bald von dem Strom der neueindringenden Begebenheiten zugleich mit jenen verwaschen werden. Denn eben so populär wie heute die preußische Kaiserkrone überall ist, eben so jung ist auch diese Popularität; für die Menge ist sie seit vorigen Herbst allmächtig, eine durch die Wucht der Thatsachen trotz allen Widerstrebens herangerückte Nothwendigkeit geworden; nur Einzelne dürfen sich dieselbe als eine ursprüngliche staatsmännische Idee aneignen; und selbst unter diesen Einzelnen sind es wiederum nur Wenige, welche ihr mit unerschütterlichem Muthe durch alle Wetter des Revolutionsjahres bis zu ihrer Verwirklichung durch das Parlament unausgesetzt angehangen haben. Selbst für Dahlmann war die Frage nach der endgiltigen Form der deutschen Reichsverfassung noch sehr lange eine offene. Sogar im Anfange October, als er bei der Uebersiedlung der „deutschen Zeitung" nach Frankfurt von dem jungen interimistischen Redacteur über die Abfassung des neuen Programms zu Rathe gezogen wurde, strich er noch einen Satz in dem ihm vorgelegten Entwurfe, welcher mit klaren Worten, getreu der Vergangenheit des Blattes, die alte Fahne auch am neuen Orte aufsteckte, mit der Bemerkung: „das kann man jetzt noch gar nicht wissen." Das Hansemann'sche Direktorium hatte damals unter den in Betracht kommenden Mitgliedern des Parlamentes noch viele Chancen für sich. — Herr von Usedom sagt in seinen kürzlich erschienenen „politischen Briefen und Charakteristiken der Gegenwart", die heutige deutsche Bewegung sei nichts als eine Intrigue einiger Süddeutschen, welchen ihre kleinen Länder ein zu unansehnliches Piedestal gewesen wären, als daß sie nicht hätten wünschen sollen, dasselbe gegen ein mehr umfassendes Reich einzutauschen; in den größeren Staaten, d. h. in Preußen, spüre man daher auch nichts von jenem Zuge*). Der ehemalige Berliner Gesandte in Rom ist um die Naivetät zu beneiden, mit welcher er sich dies Armuthszeugniß ausstellt. Von einem Manne, der doch über die Scholle seines Junkerhofes hinausgesehen, der an den verschiedensten Orten der Erde das Weltmeer erblickt hat, und sich als Mitglied einer auswärtigen Diplomatie wenigstens eine Ahnung von dem hätte verschaffen können, was man die äußere politische Stellung einer Nation nennt, um von ihrer ökonomischen ganz zu schweigen, muß eine solche Aeußerung mehr wie auffallen. Aber freilich, auf den preußischen Legationen ist man so wenig an Selbstständigkeit gewöhnt, daß man seine Unselbstständigkeit gar nicht einmal empfindet, und besitzt leider Gottes einen so geringen Grad handelspolitischer Kenntnisse, daß es völlig gleichgiltig bleibt, ob das an der Ostsee gelegene Preußen für immer sich als Agriculturstaat hinschleppt, oder, an das Nordmeer vorgedrungen, mit irritabeler Kraft unabhängig in das kos-

---

*) Ist nicht ganz so schlimm. Anm. d. Red.

mische Güterleben eingreift. Daß die französische Revolution nichts Anderes war, als der Durchbruch des beweglichen Eigenthums durch die Feudalität des Agriculturzustandes zur politischen Gleichberechtigung, daß die Continentalsperre eine nothwendige Consequenz dieser Thatsache war, indem der neu erstandene Bürgerstand Frankreichs vor dem ein Jahrhundert früher zur Herrschaft gelangten englischen nicht zu der ihm gebührenden Theilnahme am Weltverkehr zugelassen werden sollte; daß gegenwärtig das deutsche bewegliche Eigenthum gleichfalls an den Durchbruchspunkt angelangt ist, und von der Kirche und dem Adel, diesen politischen Ablagerungen des Agriculturzustandes, ebenfalls Gleichheit der Rechte fordert; daß in diesem Sinne Deutschland sich nach Einigung sehnt, um seine ökonomische Weltaufgabe zu erfüllen, und den Kampf gegen England wieder aufzunehmen, an dem Frankreich unterging -- „that is too much for the brain of a Prussian — what we call — statesman.“ Aber ein solcher Mensch ist glücklich; er fühlt nichts von dem brennenden Schmerze in der Brust, der auflodert, wenn das Auge täglich mit ansehen muß, wie es sich im Vaterlande statt um Baumwolle zur Lösung der sogenannten socialen Frage nur um russische Hermelinfelle handelt. Denn sein Blick ist für dergleichen „Kaufmannsangelegenheiten“ zu vornehm blind; Handelsconsuln zu sein, wie Talleyrand sagte, davon sind unsere Diplomaten noch himmelweit entfernt, sie wissen noch nichts von ökonomischer Politik, sie kennen nur Könige, Prinzen und Prinzessinnen. —

Die Bewegung unserer Tage scheint eine doppelte zu sein, wir hören so häufig die nationale Frage von der Freiheitsfrage trennen, und doch sind beide nur verschiedene Krystallisationsformen ein und derselben Materie oder der Materie überhaupt. Denn diese ist es, das bewegliche Eigenthum, das wider Willen unserer Diplomaten im Zollverein hervorwuchs, ist es, welches zur Geltung gelangen will. Dazu bedarf aber sein Repräsentant, das Bürgerthum, ein Doppeltes, nämlich die Fähigkeit stets durch geeignete politische Maßregeln dem Handel, der Industrie, kurz dem gewerblichen Leben zu Hilfe kommen zu können, d. h. eine constitutionelle Verfassung, und zweitens die innige Association des gesammten Eigenthums in der ganzen Nation, um nach Außen hin den Kampf gegen die fremde Bedrückung nachhaltig beginnen zu können, d. h. ein einiges Deutschland. Daß auf dem in dieser Weise angemalten Schachbrette die verschiedenen handelnden Figuren bunt durch einander stehen und ganz anderen Triebfedern zu gehorchen scheinen, darf Niemanden in Verwunderung setzen, der in der Geschichte das innere Knochengebäude von dem äußeren Fleische zu scheiden gelernt hat, der da weiß, daß einer jeden Revolution, die nicht ein Knalleffect ist und wirklich eine „neue Zeit“ gebären soll, ein sich durchringenwollender ökonomischer Zustand zu Grunde liegen muß. In ihm allein wurzeln alle unsere edleren, geistigen Hoffnungen beim Anbruche einer lang ersehnten Periode, wie die Blumen in der nährenden Erde, er allein vermag, ohne daß der größte Theil der Gesammtheit es auch nur ahnt,

den Geist, der sich bei der Umwälzung in den Vordergrund gedrängt hat, zu fixiren und so eine Nation vom Rückschlag zu bewahren. Der Agriculturzustand bedingt als nothwendige politische Ablagerung die Feudalität mit ihrem Adel und Pfaffen- oder Pfarrerthum; die ökonomische Unfreiheit des größern Theils der Staatsangehörigen hat unausbleiblich ihre politische Abhängigkeit zur Folge; kommen aber Handel und Industrie irgendwo auf, so darf man gewiß sein, daß die Freiheit nicht fern steht" sagt Friedrich List. Sie sind ein ganz anderer ökonomischer Zustand, sie erfordern eine vollständig andere Lebensweise, also geben sie auch dem sie vertretenden Menschen einen ganz anderen Lebenszug. Stemmt sich der Agriculturzustand mit seiner Schwere der Entwickelung des beweglichen Eigenthums entgegen, so muß das Bürgerthum so lange mit dem Adel kämpfen, bis es sich Gleichberechtigung errungen hat, und dieser fortan einsieht, daß auch er als Gutsbesitzer durch dasselbe gewinnt, oder es nicht einsehend, gehorsam den unsichtbaren aber auch unentziehbaren ökonomischen Gesetzen zu Grunde geht. Daß die Menschheit von Jäger- zum Nomadenleben und von da zum Gründen fester Wohnsitze, zum Landbau fortschreitet, ist eine allbekannte Sache; daß aber nach dem Landbau der Manufacturzustand kommt, der über die Grenzen des Staates hinaus die Existenz einer Nation mit in das kosmische Güterleben verwebt, dasselbe jedoch nur dann in sich einen festen Halt trägt, wenn in der Concentration seiner heimischen Kräfte ein einheitlicher Wille lebt, davon scheint Herr von Usedom eben so viel zu verstehen, als Herr Thadden Trieglaf oder Herr von Bismark-Schönhausen.

Das ist der Standpunkt, von welchem aus Gervinus in der „Deutschen Zeitung" seine Linien durch den anscheinend so verworrenen Knäuel unserer Geschichte gezogen hat; er wollte durch die Erhebung des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser nicht nur das feudale Königthum zum Bürgerkönigthum umwandeln, sondern auch mit demselben Wurfe jene ökonomische Einheit herstellen, ohne deren Grundlage alle übrigen Vereinigungen nur Phrasen bleiben. Schon lange vor den Märztagen des vorigen Jahres lag in diesem Puncte sein Ziel; darum sein scharfer Kampf gegen den „vereinigten Landtag," sobald in demselben sich nicht mehr entwickelte als eine romantische Rococofeudalität, darum sein unermüdliches Ringen für die preußische Hegemonie. Daß Friedrich Wilhelm es gegenwärtig vorzieht, der König seines Bauernadels zu sein, statt über eine mit ihren einzelnen Bestandtheilen harmonisch ineinander greifende Nation zu herrschen, ist ein Geschick Deutschlands, nicht ein Fehler in Gervinus Combination. Er wollte den ökonomischen Zustand fixiren und befriedigen und dadurch den über demselben entstandenen Kampf der Menschen rasch beendigen, welcher auch in seinen Nachschwingungen bald aufgehört haben würde, wenn ihm das ursprüngliche Movens entzogen war; das Auge der Nation sollte dann nach Außen hin beschäftigt werden, denn sein letztes politisches Ziel, vor welchem alle anderen Stufen dahin zum Mittel werden, ist,

Deutschland, als der geographische Mittelpunkt Europa's auch zum ökonomisch politischen Schwerpunkt dieses Erdtheils emporzuheben; und er muß auf dem Wege dahin, wenn er seine Hebel überschaut, eben so nothgedrungen zu einem Zollkriege des Continents gegen England kommen, wie im Anfange unseres Jahrhunderts der Herzog von Gaeta. Der offne ausgesprochene Plan, das Parlament an die Nordküste zu verlegen, um so den politischen und ökonomischen Angelpunkt auch physisch in einander fallen zu lassen, die Nation auf solche Weise durch ihren steten Blick auf die See auch in ihrem Bewußtsein auf die Höhe zu erheben, wo man über den Dorfkirchthurm hinaus von seinem Vaterlande aus auf den gesammten Globus schaut, und von allen Theilen desselben die Linien auf sich zurückzieht, läßt sein politisches Glaubensbekenntniß nicht verkennen. Nur hat er sich in der Verfolgung desselben überstürzt; er bedachte nicht, daß man die immobilis massa nur langsam nachzuziehen vermag; was in ihm klar und bestimmt ausgedacht lag, sollte auch sogleich von der Nation begriffen sein; in der Ausführung seiner Gedanken war er für einen Staatsmann viel zu hastig zu — nervös, weil er trotzdem die Revolution nicht zum vollkommenen Ausbruch gedeihen lassen wollte. Und in diesem Sinne gehört er zu den Girondisten unserer Zeit! Er stumpfte zu früh seine Waffe ab, an der unempfindlichen Menge, welche, wenn er sie erst durch den Zug der Zustände hätte für seine Idee empfänglich und reif werden lassen, das Rettende in derselben weit mehr gefühlt haben würde, und, wie gesagt, er traute dabei zu viel dem gesunden, ehrlichen Sinn der — Fürsten!

Schlosser hat im Laufe des Sommers einmal geäußert: „Gervinus geht jetzt viel zu viel mit den Diplomaten um und wird in seiner Ehrlichkeit gewiß von ihnen betrogen. Denn um den Leuten die Stange zu halten, muß man gerade so niederträchtig sein, wie sie.“ Und so war es auch. Seinen Plänen zu Liebe vergaß er, daß das dieselben Preußen waren, denen er noch vor dem März als ein rother Republikaner erschienen; dieselben, die sein Blatt noch im Februar hatten von Bundestagswegen unterdrücken wollen. „Die „Deutsche Zeitung“ war einige Male nahe daran, im besten Glauben, die Rolle der Oberpostamtszeitung zu spielen, wenn freilich Herr von Blittersdorf auch vergebens um Einlaß bei ihr bettelte, um seine Bundestagspolitik rein zu waschen.

Die obige Episode wird in der folgenden Entwickelung dem Leser zu Gute kommen. Wir haben sie nicht etwa deswegen eingeschaltet, um den albernen Verdacht zu entkräften, der während des Sommers hie und da in der Presse auftauchte, als sei die „Deutsche Zeitung“ von Preußen aus bestochen worden; sondern einmal um Gervinus gegen den ihm oft gemachten Vorwurf des Doctrinärismus zu vertheidigen, und andererseits seine gesammte Anschauungsweise festzustellen, in welcher er kürzlich an die Heidelberger Universität kritisch hinangetreten ist. Von diesem nationalen Boden aus beurtheilt er, wie es uns wenigstens scheint, Menschen und Zustände. Wir Deutschen sind jedoch gar zu sehr Familienhocker,

um uns über dieselbe hinaus auf einen solchen allgemeinen Standpunkt zu stellen. Weil bisher unser Blick auf das Haus beschränkt war, rücken wir nun auch in einer großen Zeit das Haus mit Allem, was darin hängt in die Politik hinein, und bilden uns ein, wenn Jemand ein guter Hausvater sei, so müsse er auch nothgedrungen in der Politik ein achtbarer Mensch sein. Die Weiber mit ihrem „Herzen" machen bei uns viel zu viel mit in Politik; sie können es nicht begreifen, daß man zum Wohle des Vaterlands im sittlichsten, edelsten Willen oft ein hartes, schneidendes Verdammungsurtheil aussprechen muß. Sobald ja etwas aus Deutschland werden soll, kann man das häusliche Pantoffelregiment nicht grob genug aus der Politik hinauswerfen. Wir werden in diesem Sinne in der Fortsetzung an die „berüchtigten" Artikel der „Deutschen Zeitung" über die Heidelberger Universitätszustände hervortreten. Uns kümmert nicht der Mann in seinen häuslichen Beziehungen, uns kümmert nur der Mann auf dem öffentlichen Gebiete; hier allein haben wir das Recht, ihn zu beurtheilen. —

Preußische Briefe.

Zwölfter Brief.

Die Fürsten gegen die Nation.

Die Würfel sind gefallen. Die gleichzeitige Auflösung der Kammern in Berlin, Hannover, Dresden — München wird voraussichtlich in kürzester Frist folgen; die gleichzeitige definitive Ablehnung der deutschen Reichsverfassung von Seiten Preußens, Hannovers und Baierns sind ebensoviel Symptome, daß das Königthum von Gottes Gnaden, der Egoismus der einzelnen fürstlichen Hoheit sich enge verbindet hat zum Entscheidungskampfe gegen die Nation. In meinem letzten Briefe, wo die Monarchie das letzte Wort noch nicht gesprochen hatte, durfte ich mich meiner Gemüthsaufregung überlassen; Hoffnungen, Wünsche, Befürchtungen haben von der letzten Stunde der Entscheidung noch Raum. Jetzt, wo der Fehdehandschuh hingeworfen ist, gilt es, sich ernstlich zu rüsten, nicht in der Hitze eines augenblicklichen Unwillens, sondern mit der Kälte des festen Entschlusses.

Der Feind ist der angreifende Theil; wenn wir ihm begegnen sollen, müssen wir uns zunächst klar machen, was er vorhat.

Es ist kein Zweifel, daß die gleichzeitigen Kammer-Auflösungen auf einer gemeinsamen Verabredung beruhen. Man hat erklärt, in Preußen sei der Entschluß erst im letzten Augenblick gefaßt, als der Telegraph den Beschluß der deutschen Nationalversammlung nach Berlin brachte, durch welchen alle Regierungen aufge-

fordert wurden, ihren Völkern die Gelegenheit, sich durch die gemäßigten Organe über die deutsche Angelegenheit auszusprechen, nicht zu entziehn. Die preußische Bureaukratie hätte darauf geantwortet: „Just nicht!“ — Man geht zwar ziemlich sicher, wenn man diesem Gouvernement jedesmal die unvernünftigsten Motive unterlegt, diesmal aber würde es doch den Horizont des Begreiflichen überschreiten. Jener Beschluß der Paulskirche war unter allen, die in Frage kamen, der gelindeste; er war namentlich für Preußen so günstig, daß ihn nur eine so gemäßigte Versammlung fassen konnte; er war endlich, was jene Aufforderung betrifft, nicht gegen Preußen gerichtet, sondern gegen Baiern und Hannover, wo durch die fortdauernde, dem Geist des constitutionellen Staats widersprechende Vertagung der Kammern dem Volk jede Gelegenheit abgeschnitten wurde, seinen Willen gesetzlich zu formuliren. Wenn eine äußerliche Thatsache auf den Entschluß der Regierung eingewirkt hat, so sind es wohl die Vorgänge in Würtemberg, wo der Eigenwille der königlichen Persönlichkeit dem Willen der von den Ständen getragenen königlichen Regierung weichen mußte. Der König hatte erklärt, er würde sich dem Hause Habsburg unterworfen haben, dem Hause Hohenzollern aber unterwerfe er sich nicht, denn das sei gegen das Wohl des Landes. Die Regierung und die Stände antworteten ihm: es ist nicht gegen das Wohl des Landes, das müssen wir besser wissen. Darauf wurde das tel est notre plaisir als letzter Trumpf ausgespielt und verlor: ein bedenklicher Vorgang für gesalbte Häupter, wenn er auch seinem materiellen Inhalt nach dem Geschlecht der Hohenzollern zu Gute kam. Der König will nicht gedrängt sein! Er wird ermessen u. s. w. Man kennt die Phrasen.

Die Motive, durch welche die preußische Regierung die Auflösung der Kammern begründet, sind folgende: Einmal seien von Seite der Opposition sehr subversive Theorien ausgesprochen. Die alte Doctrin des Absolutismus! er will nicht nur seinen Anhängern, sondern auch seinen Gegnern das, was sie sagen sollen, in den Mund legen, und eine Opposition, die andere Ausdrücke gebraucht, als ihm bequem sind, erklärt er für mißliebig, er findet in ihren Angriffen einen frechen, unehrerbietigen Tadel der bestehenden Landesgesetze, er verwundert sich über sie und weiß ihnen nicht zu antworten, wie der angehende Doctor, der sich auf ein Disputatorium nach der Schablone vorbereitet hat und nun durch eine Stegreiffrage aus der Rolle gebracht wird. Wenn im Uebrigen seine Majorität in der Kammer gewiß wäre, schon eine Opposition von 10—12 Mitgliedern mit subversiven Theorien würde ihn außer Fassung setzen, er würde die Kammer auflösen, um das ihm unbegreifliche Factum zu constatiren, daß Principien, die er gar nicht versteht, von einem Theil des Volks gebilligt werden können.

Das zweite Motiv ist die Fluctuation der Majorität. Mit einer Kammer, von der sich bei keiner Frage berechnen ließe, wohin die Entscheidung fallen würde,

könne man nicht regieren. Es ist das an sich ein richtiger Vorwurf, den wir selber schon mehrfach erhoben haben; die Kammer hat eine grenzenlose Ungeschicklichkeit erwiesen, Beschlüsse zu fassen. In solchen Fällen hat allerdings die Regierung nur die Wahl, durch eine Auflösung der Kammer an's Volk zu appelliren oder zurückzutreten. Man löst die Kammern auf, wenn man auf einen günstigern Ausfall der neuen Wahlen rechnet. In diesem Fall hat die Regierung nur Einen Umstand übersehen. Jene Fluctuation beruhte gar nicht darauf, daß ihre Anhänger und ihre Gegner sich ungefähr die Wage hielten, sondern darin, daß die verschiedenen Fractionen ihrer Gegner aus Eifersucht gegen einander jedesmal verschiedene Anträge stellten, die zwar das Gemeinsame enthielten: „Die Politik des Ministeriums ist erbärmlich," aber dann noch irgend einen unerheblichen Zusatz, z. B. „gelb ist eine schöne Farbe," oder grau oder dergleichen. Wenn sie nach den eben so leidenschaftlichen als durchdachten Angriffen, in denen Vincke, der Repräsentant, wenn auch nicht der Führer des rechten Centrums, ihr System in seiner ganzen Kläglichkeit enthüllte, diese Partei zu ihren Anhängern rechnen, so überschreitet das beinahe das Gebiet des Möglichen.

Wie dem auch sei, das Ministerium hat jedenfalls das formale Recht, die Kammer aufzulösen, auch wenn es in derselben eine überwiegende Majorität gegen sich hat, sobald es nur hofft, in den neuen Wahlen zu siegen. Nach der Constitution vom 5. December, die durch Annahme von Seiten der Kammer rechtskräftig geworden ist, müssen die neuen Wahlen in spätestens 40 Tagen beendet, die neuen Kammern in 60 Tagen einberufen sein. Ob das Ministerium darauf rechnet, daß sie conservativer ausfallen werden! Folgende Umstände sprechen dagegen. Die äußerste Rechte hat mehrfach ausgesprochen, daß bei den Urwahlen an eine zweckmäßige Volksvertretung nicht zu denken sei; daß sie selbst ihre Wahl lediglich dem Zufall verdanke. Man hat die Urwahlen mit zu den Motiven gerechnet, der deutschen Reichsverfassung die Zustimmung zu versagen. Die letzten Wahlen gingen aus einer Stimmung des größern Theils der Nation hervor, um jeden Preis einen geordneten Zustand und als Fundament desselben die Anerkennung der octroyirten Verfassung zu erwerben. Diese Anerkennung ist jetzt aber ausgesprochen und es treten andere Bedürfnisse in den Vordergrund, die bereits factisch einen großen Theil der rechten Seite bewogen haben, mit der Opposition zu stimmen. Die Hoffnung des Ministeriums auf einen conservativen Ausfall der neuen Wahlen wäre also wenigstens eine Illusion; daß dieselbe aber gar nicht ein wesentlicher Bestimmungsgrund der Kammerauflösung war, zeigt das dritte, das wichtigste und gefährlichste Motiv. Es wird mit dürren Worten gesagt, die Kammer habe ihre Competenz mehrfach überschritten, und zwar namentlich in zwei Fällen, bei dem Antrag auf Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin und bei der Anerkennung der deutschen Reichsverfassung. Es ist also evident, daß die Regierung die Möglichkeit, daß von den neuen Kammern ähnliche Beschlüsse

ausgehn, in Erwägung gezogen und für diesen Fall eine neue Auflösung in Aussicht gestellt hat, und so in's Unendliche fort.

Wir wollen zunächst jene beiden Fälle ins Auge fassen. Der erste ist ganz unzweifelhaft. Der Belagerungszustand darf nur mit Genehmigung der Kammern aufrecht gehalten werden; in Folge dieses unbestrittenen Grundsatzes legt die Regierung der Kammer ihre Motive vor und verlangt theils eine Indemnitätsbill über die frühere Verhängung des Belagerungszustandes, theils eine Erlaubniß zur vorläufigen Fortdauer desselben, bis durch anderweitige Gesetze den Gefahren, welche die Auflösung mit sich führte, vorgebeugt sein würde. Die Kammer erklärt die Motive für ungenügend; sie hat die Mäßigung, das Gouvernement nicht, wie es ihr zustand, wegen der Vergangenheit in Anklagestand zu setzen, in Anbetracht der eigenthümlichen Verhältnisse, für welche der Rechtspunkt schwer aufzufinden wäre; sie setzt aber voraus, daß nunmehr diese Beschränkung der constitutionellen Freiheit nothwendig wegfallen müsse, und hält es, einem Ministerium gegenüber, das noch neu in constitutionellen Dingen ist, für nöthig, diese Voraussetzung bestimmt auszusprechen, also dasselbe aufzufordern, den Belagerungszustand sofort aufzuheben: eine Voraussetzung, die sich eigentlich von selbst versteht, da derselbe rechtlich nur mit Genehmigung der Kammern möglich ist, da seine Rechtsgiltigkeit also augenblicklich wegfällt, sobald diese Genehmigung versagt wird. Wenn nun das Ministerium erklärt, zu einer Einmischung in Verwaltungsangelegenheiten (die Beschränkung der Freiheit eine Verwaltungsangelegenheit!) sei die Kammer nicht competent, so läßt es sich dadurch von einer Reminiscenz an vergangene Zustände verleiten, die in keiner Weise mehr paßt. Damals hatte man es mit einer constituirenden Versammlung zu thun, d. h. mit einem Staatskörper, dessen einzige Aufgabe die Feststellung der Verfassung war, soweit ihm nicht ständische Befugnisse ausdrücklich übertragen waren; jetzt aber leben wir in einem constitutionellen Staat, und die Kammer hat das Recht, jede Handlung der Regierung vor ihr Forum zu ziehn, und namentlich bei Schritten, die eine Verletzung der Constitution enthalten oder darauf ausgehn, die augenblickliche Zurücknahme zu fordern. Sonst wäre ja die Regierung nicht constitutionell, sondern absolut; sie ließe die Stände Gesetze geben, welche sie wollte und handelte dann nach Gutdünken.

Der zweite Punkt, in welchem die Regierung eine Ueberschreitung der ständischen Competenz zu erklären glaubt, ist die Anerkennung der Reichsverfassung von Seite der zweiten Kammer. Ich habe schon früher auseinandergesetzt, daß die deutsche Angelegenheit eine Lebensfrage Preußens ist und daß es der Regierung nicht freistand, in derselben irgend einen entscheidenden Schritt zu thun, ohne die Zustimmung der Vertreter des deutschen Volks. Die Ansicht derselben hatte sich in beiden Kammern, durch mehrere auf einander folgende Adressen, auf das Unzweideutigste kundgethan. Ich gebe zu, daß eine fehlerhafte Taktik der Parteien, eine gewisse Unbestimmtheit in dem, was man eigentlich erreichen wollte,

es der Regierung erleichtert hat, die zweideutige Politik, die sie namentlich ihren Anhängern in Frankfurt gegenüber getrieben, weiter fortzuführen. Es kam hinzu, daß es damals den Anschein hatte, als ob die verfassungsmäßigen Gewalten der deutschen Königreiche sich gegen das Gagernsche Programm aussprächen. Mit der definitiven Feststellung der Verfassung aber und mit dem Eindruck, den die Aufnahme derselben von Seiten des Königs in Deutschland erregte, änderte sich die Sache. Die Volksrepräsentanten der gesammten deutschen Staaten erklärten ihren Willen, die von der deutschen Nationalversammlung entworfene Verfassung für rechtsgiltig zu erachten — ob sie es auch ohne diese Zustimmung war, ist eine ebenso zweifelhafte und unerhebliche Frage, als bei der Constitution, welche Manteuffel und Genossen dem preußischen Staat octroyirt haben. Als die sogenannte Rechtspartei in der Paulskirche, von Vinke geleitet, gegen den Anspruch der Nationalversammlung, ausschließlich über die deutsche Verfassung entscheiden zu wollen, Protest einlegte und den Regierungen der einzelnen Staaten das Recht vindicirte, ihre Stimme dabei abzugeben, so meinte sie damit die constitutionellen Regierungen d. h. die aus der Majorität der Volksvertretungen hervorgegangenen Ministerien. Die reinen Royalisten aber verstehn unter Regierung nichts anders, als die Person der Gesalbten und es ist eine Inconsequenz, die lediglich aus der Kürze und Ungewohntheit ihrer neuen Herrschaft zu erklären ist, wenn sie nicht auch für sämmtliche Agnaten der regierenden Fürsten das Recht in Anspruch nehmen, durch ihr Veto die deutsche Verfassung aufzuheben, wie es ja im Jahr 1838 mit der hannöverschen Verfassung der Fall gewesen ist. Gegen diese Partei von Gottes Gnaden ist mit Gründen nicht zu streiten, denn sie bewegen sich in dem transcendenten Gebiet des unmittelbaren göttlichen Einflusses, gegen sie gelten andere Waffen. Wer sich dagegen an das constitutionelle Princip hält, wird nicht in Abrede stellen können, daß die preußische Regierung die Verpflichtung hatte, ihren definitiven Entschluß in Beziehung auf die deutsche Angelegenheit den Kammern zur Begutachtung, resp. Genehmigung vorzulegen, daß daher, als die Regierung diese constitutionelle Pflicht versäumte und im Gegentheil andeutete, sie werde sich „niemals, niemals, niemals!“ von den Fluthen der Volksmeinung treiben lassen, die Kammern vollständig in ihrem Rechte waren, ihre Auffassung der Frage durch einen bestimmten Beschluß zu formuliren. Wenn dagegen die Regierung, gleich nachdem sie die Kammer aufgelöst, ihre definitive Erklärung an Frankfurt abgab, worin sie erstens die Reichsverfassung, zweitens die auf Grund derselben dem König von Preußen übertragene Kaiserkrone ablehnte, so ließe sich allenfalls über die Berechtigung des letzteren streiten, da hier eine bestimmte Persönlichkeit in Betracht zu kommen scheint; ich sage scheint, denn gesetzt, Friedrich Wilhem IV. wäre der Ueberzeugung, er könne die dem König von Preußen übertragene Kaiserkrone nicht annehmen und gesetzt, der preußische Staat wäre der Ueberzeugung, daß sein König die deutsche Kaiserkrone tragen müsse, so

wäre die Lösung wie mich dünkt, eine sehr einfache und man dürfte nur an das jüngste Beispiel in Oestreich erinnern, wo auch das fragliche Verhältniß des Kaisers zum König von Ungarn zu einem Thronwechsel Veranlassung gegeben hat. Indessen es ließe sich, wie gesagt, über diesen Punkt streiten; nicht so über den ersten. Die preußische Regierung hatte nicht das Recht, ohne Zuziehung der Volksvertreter und gegen den deutlich ausgesprochenen Willen derselben die deutsche Reichsverfassung für ungiltig zu erklären und es ist also nicht die Kammer, sondern das Gouvernement ist es, welches den Boden des Rechts verlassen hat.

Um die Ansicht, welche unsere Regierungen von dem Repräsentativsystem haben, schärfer aufzufassen, muß man die Motiven, welche bei den übrigen Kammerauflösungen vorangestellt sind, in Vergleichung ziehn. Die hannöversche Regierung ist stets offner, d. h. brutaler gewesen, als die preußische, sie ist es auch jetzt. Die Ordonnanz, in welcher der König von Hannover die Kammer auflöst, gibt ausdrücklich als Hauptgrund dieses Schrittes an, daß sich in der Kammer eine Partei gebildet habe, welche in der deutschen Frage eine bestimmte Haltung einnehme, welche der Ansicht der Regierung entgegengesetzt sei. Ich bezweifle, ob je ein officielles Actenstück der Regierung die Naivität weiter getrieben hat. In Preußen moquirt man sich darüber, daß durch einige Schwankende der Ausschlag bald nach dieser bald nach jener Seite gegeben werde, in Hannover ist man darüber entrüstet, daß ein solches Schwanken nicht stattfinden solle. Die sächsische Regierung, die sich immer in gesetzlicheren Formen hält, motivirt die Kammerauflösung durch die spärliche Art, wie die Volksvertreter ihr die Steuern zumessen, um sie fortwährend in Abhängigkeit zu halten, was doch unzweifelhaft ein constitutionelles Recht derselben ist, und das einzige Mittel, auf die Regierung einen wirklichen Einfluß auszuüben. Ich muß übrigens gestehn, daß, wenn die sächsische Kammerauflösung allein stünde, ich auf Seite der Regierung treten würde, wenn ich auch über die Zweckmäßigkeit ihres Verfahrens anderer Meinung wäre; in diesem Zusammenhang aber setzt sich auch die sächsische Regierung dem Verdacht aus, dem Bunde der Fürsten gegen die Nation beigetreten zu sein.

Ueberhaupt hat in Preußen die Kammerauflösung eine ganz andere Bedeutung als in den übrigen Staaten. In diesen kleinen politischen Gebäuden von höchst beschränktem Gesichtskreis hatte eine einzige Partei die Wahlen gelenkt, und die Gläubigen den Schriftgelehrten vorgezogen. Die Collisionen dieser kleinen Kammern mit den Regierungen machten einen höchst peinlichen Eindruck, denn man konnte es sich nicht ableugnen, daß die Einsicht und auch zum Theil der gute Wille bei Weitem mehr auf Seite der letztern war. In Preußen war das anders. Es waren in den Kammern sämmtliche politischen Standpunkte auf das Würdigste vertreten, und man kann sagen, daß sie die Blüthe der Nation darstellten, so gut und so schlecht diese nun sein mag. Ihnen gegenüber spielte die Regierung eine klägliche Rolle, denn sie vertrat eine schlechte Sache und noch dazu ohne alles

Geschick. Die Auflösung erschien also hier um so mehr als ein Act roher Gewalt. Endlich repräsentirt jede andere Kammer doch nur einen sehr geringen Bruchtheil der deutschen Nation; in Preußen handelt es sich aber um einen Staat und um ein Volk, in dem auch intensiv die eigentliche Macht Deutschlands ruht.

Alles dies zusammengenommen, fallen die Kammerauflösungen unter zwei Gesichtspunkte. Einmal wollen die Regierungen zwei Monate frei haben, um 1) ihre militärischen Maßregeln zur Beruhigung des Volks ungestört fortsetzen zu können, um 2) dem Versuch, von Seiten der Nation aus die Reichsverfassung zu begründen, nach Belieben ein Ende zu machen, um endlich 3) die dänische Frage ohne ständische Dazwischenkunft zu erledigen. Ob gegen die Frankfurter Nationalversammlung ein Gewaltschritt im Werke ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, es wird das theils von dem Verhalten der Paulskirche, theils von den Erfolgen der östreichisch-russischen Waffen in Ungarn abhängen. Daß die Fäden des fürstlichen Einverständnisses in Olmütz und weiterhin in St. Petersburg zusammenlaufen, kann nicht länger in Zweifel gestellt werden. Hat man doch in Berlin das bisherige Organ der preußisch-deutschen Partei, die deutsche Reform, dem östreichischen Gesandten, der bei der Bekehrung des Potsdamer Hofes die thätigste Rolle gespielt hat, Ritter v. Prokesch-Osten verkauft, und läßt also das eigentliche Blatt der ministeriellen Partei durch einen Diplomaten aus der Schule Metternichts influenziren. Auch darüber ist kein Zweifel, daß die Fürsten vollkommen geneigt wären, das deutsche Volk mit einer octroyirten Charte zu beschenken, wenn nur unter ihnen selbst über diesen Punkt eine Vereinbarung so leicht wäre. Am liebsten würde man, da man eigentlich in Oestreich wie in Preußen, höchst unproductiv ist, da man eigentlich beiderseits nicht weiß, was man will, die Sache ruhig gehen lassen, nur mit Unterdrückung aller Parlamente, wenn nicht die dänische Frage vorläge, wenn nicht für das Reich, in dessen Namen doch bis dahin der Krieg geführt worden ist, eine Vertretung gefunden werden müßte, die eine internationale Bedeutung haben muß. So ist der dänische Krieg, so verkehrt er an sich ist, für die deutsche Sache der letzte Rettungsanker. Gibt sich Preußen zum zweiten Mal dazu her, unter den vorwaltenden Umständen einen schimpflichen Separatfrieden zu schließen, so hat seine letzte Stunde geschlagen.

Der zweite Gesichtspunkt ist nun der. Was soll nach den zwei Monaten geschehen, innerhalb welcher die Kammern wieder einberufen werden müssen? Voraussichtlich wird man innerhalb dieser Frist so viel Sünden an der Nation begehen, daß dann eine Volksvertretung der Krone gegenüberstehn wird, erbitterter und feindseliger als zu den Zeiten der französischen Revolution. Wenn man sich auch bis jetzt noch nicht den Gedanken klar gemacht hat, so wird man unbedingt darauf hingedrängt werden müssen, dieser Verantwortlichkeit durch einen neuen Eingriff in die Verfassung zu entgehen. Ich glaube gern, daß das Ministerium Brandenburg verblendet genug ist, sich diese Consequenz nicht klar zu machen, und

ehrlich genug, sich ihm, wenn es dazu kommt, zu entziehn. Aber ist es erst so weit, so wird der Hof schon andere Werkzeuge finden. Die absolute Rechtlosigkeit wäre dadurch proklamirt und damit die Revolution.

Es fragt sich nun, wie können wir diesem Aeußersten entgehen? Wir, die constitutionelle Partei, die bis zum März vorigen Jahres in den einzelnen Staaten die Opposition bildeten, die wir vom März bis zum September an der Spitze der liberalen Partei das neue Reich zu gründen suchten, und seit dem September durch die Gefahren des Radikalismus zu einem Bund mit den Regierungen und der alten dynastischen Partei gedrängt wurden?

Wir haben uns zunächst klar zu machen, daß dieser Bund lediglich der Noth des Augenblicks entsprang und daher ein vorübergehender sein mußte; daß unsere Ansicht von der Monarchie in allen Punkten der Doctrin des historischen Rechts diametral entgegengesetzt ist. Hätte die preußische Regierung den Muth gehabt, den Traditionen des großen Friedrich zu folgen, und mit einem großen Entschluß durch einen Bund mit der Nation dem Militär- und Diplomatenregiment Alt-Oestreichs einerseits, der verrotteten Kleinstaaterei andrerseits gegenüberzutreten, so hätte es keine eifrigern Royalisten gegeben als uns. Wir gaben Preußen das Schwert des Reichs in die Hände; es war zu furchtsam und zu befangen in seiner alten Convenienz, um es zu ergreifen. So müssen wir denn unsern Weg gehen ohne Preußen. Wir waren monarchisch, absolutistisch, wenn man will, in dem Sinn, daß wir für Deutschland eine mächtige Centralisation, daß wir eine kräftige Unterdrückung der Sonderbündlerei, der sogenannten Stammesunterschiede der Hechinger und Lippe-Detmolder Nationen für nothwendig erachteten; aber nicht in dem Sinn monarchisch, wie die Hofjunker, Hofseifensieder, Kammerdiener und Maitressen unserer Duodezresidenzen, die als ein Recht von Gottes Gnaden die Fortdauer ihrer faulen Zustände vertheidigen, Zustände, welche die deutsche Nation vor Europa mit Schande und Schmach bedeckt haben. Wir wollen das Königthum, das Kaiserthum, um an diesen Angelpunkt die constitutionelle Krystallisation des Volks zu knüpfen; wir wollen das Königthum nicht, wenn es sich dieser nothwendigen Entwicklung widersetzt. Wir waren für Preußen, weil wir in ihm den mächtigen Kriegerstaat sahen, der das Banner der neuen Zeit siegreich den Barbaren des Ostens entgegen tragen würde; wir sind gegen den Staat, der sich zum Trabanten der Baschkiren und Croaten hergibt.

Auf der andern Seite müssen wir uns klar machen, daß unter unsern bisherigen Gegnern, den Radikalen, ein großer Theil durch die Schule der Erfahrung geläutert ist und von uns eigentlich nur noch durch die Traditionen des vorigen Jahres getrennt wird. Mit diesen uns verbinden, kann gegen unser Princip nicht streiten, es liegt aber auch in ihrem Interesse, denn lassen wir die Dinge weiter gehen, wie sie gehen, so ist in kurzer Zeit nur noch von dem reinen Gegensatz die Rede zwischen rother Monarchie und rother Republik, zwischen Win-

dischgrätz und Hecker. Ein großer Theil unserer Partei scheut sich vor einer energischen Opposition gegen das Gouvernement, obgleich es dasselbe ebenso mißbilligt als wir, in diesem Augenblicke, wo die sociale Frage hereindroht. Er fürchtet in jedem neuen Kampf eine neue Stockung der Geschäfte, neuen Nothstand, neues Elend, — zuletzt Krieg der Besitzlosen gegen den Besitzenden. Ein Bedenken von der höchsten Wichtigkeit, welches aber durch die einfache Reflexion gehoben wird, daß in einer schnellen und energischen Opposition der gesammten liberalen Partei und den schnellen Sieg über die Willkür der Höfe das einzige Mittel gegeben ist, jenen blutigen Kampf zu vermeiden, der sonst unvermeidlich hereinbrechen muß.

Das einzige Organ unserer Partei — der Partei der gesetzlichen Freiheit — ist für jetzt die Nationalversammlung zu Frankfurt. Wir hoffen, daß sie mit der unglaublichen Mäßigung und Besonnenheit, die sie bis jetzt bewährt hat, im entscheidenden Augenblick auch die Kraft und Energie verbinden wird, ohne welche jene Eigenschaften keine Berechtigung haben. Ihr zur Seite stehen die Staaten von Würtemberg, Baden, beiden Hessen und sämmtliche kleine Staaten, stehen die ständischen Erklärungen von Preußen und Sachsen, steht endlich die gesammte Nation. Sie hat über keine militärischen Mittel zu disponiren, aber die Nothwendigkeit der Verhältnisse ist für sie. Bleiben die Regierungen auf constitutionellem Boden, d. h., schreiben sie nach der Aufforderung der Paulskirche augenblicklich die neuen Wahlen aus, und berufen die daraus hervorgegangenen Kammern, dann ist die weitere Entwickelung einfach und organisch. Bis dahin haben alle Corporationen, die städtischen Behörden, die Bürgerwehren, laut ihre Stimme zu erheben zu Gunsten der deutschen Sache, zu Gunsten der Freiheit. Je schneller und energischer das geschieht, je weniger wird die Regierung versucht werden, ihre letzte Karte auszuspielen.

Sollte es aber dennoch geschehen; sollten die Männer der Gewalt es wagen, ihre Hand an das Palladium der deutschen Nation zu legen; es wagen, die Grundlage der gesetzlichen Freiheit in den einzelnen Staaten ebenso zu unterwühlen, als die des Reichs; sollten sie, wie das tief gesunkne Oestreich, den Russen gegen ihren eignen Mitbürger zu Hilfe rufen — dann ist unsere Partei, die Partei der Vermittelung, aufgelöst, und der Fluch der Ereignisse, die dann unvermeidlich sind, möge auf das Haupt derer fallen, die sie heraufbeschworen haben.

Nachschrift. Jeder Tag bringt sein Neues. Preußen hat also an demselben Tage, wo seine Ablehnung nach Frankfurt gesandt wurde, die Fürsten aufgefordert, in einem Berliner Congreß die Verfassung zu berathen, die dem deutschen Volk octroyirt werden soll; es hat gegen jede Widersetzlichkeit der Unterthanen kräftigen militärischen Schutz verheißen. Es wird falsch gerechnet haben, die 30 Regierungen werden nicht in einen preußischen Sonderbund eintreten, sie werden halten, was sie dem Parlament gelobt; die vier Königreiche, welche nur darum, weil Preußen an die Spitze gestellt werden sollte, der Verfassung ihre Anerkennung versagten, werden jetzt sich freudig ihr anschließen. — Ferner spricht die „Deutsche Reform," das Organ des Hofes, es aus, nach dem bisherigen Wahlgesetz dürfe in Preußen nicht wieder gewählt werden. Also geht das Ministerium in der That damit um, die von ihm selber octroyirte Verfassung willkürlich wieder aufzuheben; es proclamirt den Zustand der Willkür und Rechtlosigkeit. Diesmal wird die Rechte — welche die Verfassung anerkannt hat — mit der Linken einig sein, daß von einer Wahl nach dem neuen Modus nicht die Rede sein könne.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Zur neuesten Geschichte Ungarns.

II.

Seit der Zerstörung Jerusalems haben die Juden, wie bekannt, sehr viel Geld gewonnen und sehr viel Courage verloren. Von dem gerühmten Todesmuthe des alten israelitischen Volkes bei der Vertheidigung ihrer Mauern und ihres Tempels hatte die jüngere Generation Capital sammt Zinsen verzehrt, und ihre Feigheit einer nackten Klinge gegenüber „die um Gotteswillen losschießen könnte," mußte nothwendig viel zur Erniedrigung dieses unglückseligen Volkes beitragen.

Seit dem großen Revolutionsjahre 1848 haben die Juden, wie bekannt, sehr viel Geld verloren und sehr viel Courage gewonnen. Dieses Jahr 1848, diese Thürangel in der Historie, um welche sich die Geschichte der europäischen Völker mit einem kreischenden Ruck gedreht und ihre eisenbeschlagene Eichenseite den Machthabern zugewendet hat, scheint somit auch einen Wendepunkt in der Geschichte des Juden abgeben zu wollen. Aus den kriechenden Feiglingen hat die öffentliche Meinung plötzlich die furchtbarsten Wühler gemacht, ein Avancement, das allerdings über sich hinausgelaufen ist, aber doch — ein Avancement!

Die ungarischen Juden standen zu ihren Glaubensgenossen in den übrigen Provinzen der Monarchie von jeher in demselben Verhältnisse, wie Ungarn überhaupt zu den andern Kronländern. Das freie Naturleben des Volkes hatte sich auch im Charakter des Juden abgespiegelt, er war weniger gedrückt als sein Glaubensgenosse in Böhmen, Mähren und Galizien, darum ist er auch weniger feige, weniger kriechend, und die Vaterlandsliebe, welche der kaum emanzipirte Jude in Deutschland noch als Eierschale auf dem Kopfe trägt, läuft bei den Juden in Ungarn schon lange als ausgewachsenes Huhn herum. Die reichen Juden fahren übrigens mit vier Pferden und einem Husarenbedienten auf dem Kutschbock wie der erste Edelmann, dagegen sagt mancher arme Schelm unter ihnen ganz wie sein katholischer Nachbar im Walde: „Hob' ich ehrlich' Auskommen, bin ich Rauber." Sie sind alle gute Magyaren geworden und haben die Landessprache lieb gewonnen, so daß ich zu meinem Erstaunen in ungarischen Dörfern oft kleine Judenjungen traf, die gut magyarisch sprachen, aber vom deutschen keine

Ahnung hatten, während es eine ausgemachte Erfahrungssache ist, daß man in den übrigen Ländern Europa's, Frankreich und England nicht ausgenommen, nur sehr selten einen Hebräer findet, der nicht den jüdisch-deutschen Jargon spricht oder doch versteht. Auffallend ist es ferner, daß in allen zu Ungarn gehörigen Kronländern *), in Slavonien und Croatien, in der Militärgrenze wie in der Slovakei die Juden sich ohne Ausnahme dem Magyarismus zuneigen, das Deutschthum gern verläugnen und dem Slaventhum immer abhold blieben. Der Slavismus war im Allgemeinen bisher nicht glücklich im Proselytenmachen, es darf daher nicht sehr wundern, daß er auch den Juden nicht mundete. Das Deutschthum aber, wie es in den k. k. Freistädten Ungarns durch den deutschen Städtebürger repräsentirt wird, konnte — wir müssen es mit Leidwesen eingestehen — dem Juden unmöglich viel Zutrauen abgewinnen.

„Der Magyare," sagt Adolph Neustadt in seinen dem neuen Preßgesetze leider zum Opfer gefallenen politischen Briefen, „ist großherzig, der deutsche Bürger engherzig. Kein Magyare hat seinen Namen deutsch umgetauft, während hunderte, ja tausende Deutsche ihre Bittgesuche einreichten, um die Namen ihrer Väter abzulegen und sie magyarisiren zu dürfen. Deutsche Magyaren gibt es in Unzahl. Sollten die Ungarn im Reichstage der Monarchie ihre Plätze einnehmen, so wird man nach der ersten Stunde erkennen, welcher Seite die beiden Parteien angehören. Die Magyaren werden links, die Deutschen im Centrum ihre Plätze wählen, rechts wird kein einziger Ungar sitzen, außerdem es gelingt, einem slovakischen Prediger gewählt zu werden. Selbst die Magnaten gehören zur liberalen Partei, während der Schuster aus der Stadt sich der Reaction anschließt. Der Deutsche in Ungarn hat keinen nationalen Eifer, keine nationale Tendenz, er bestrebt sich blos um Rechte; der Magyare steckt ganz und starr in seiner Nationalität, sein Gott ist magyarisch, sein Himmel ist magyarisch, Adam trug ungarische Schnürhosen, sein ganzes Bestreben aber ist: Freiheit. Der Deutsche will die Freiheit als Ausnahme, der Magyare als Regel. Bei Berathung der Grundrechte wären die Deutschen Ungarns ein Bleigewicht, die Magyaren Luftballons u. s. w."

Neustadt's Urtheil ist hart, aber darum nicht minder wahr. In dieser Wahrheit ist der Grund zu suchen, warum die Juden von jeher lieber mit den Magyaren als mit den Deutschen fraternisirten. Denken wir dann noch an die letzten Judenverfolgungen vom vorigen Jahr in Preßburg und Tyrnau durch deutsche Städtebürger — in magyarischen Ortschaften ist ähnliches nie vorgekommen — daß ferner der ungarische Reichstag durch Kossuth's Motive schon vor dem März

*) Das Kleeblatt Stadion-Bach-Schwarzenberg möge mir's verzeihen, daß ich an seine octroyirte Charte und an sein einiges freies Oestreich noch nicht glaube.

Anm. d. Verf.

die faktische Emanzipation der Juden ausgesprochen hatte, so werden wir es erklärlich finden, daß die Juden Ungarns sämmtlich begeisterte Freunde Kossuth's und des Magyarenthums sind.

Nach dieser zum Verständniß des folgenden nothwendigen Einleitung wenden wir uns wieder zu den beiden kriegführenden Mächten.

Das Ministerium Stadion-Schwarzenberg, welches, da es einmal nicht populär werden kann, sich gerne das „starke" schimpfen läßt, hatte es nicht nöthig, für Ungarn Ruthenen zu erfinden. Die Magyaren hatten an den Wallachen, Slovaken, Serben und Croaten Feinde in beliebiger Auswahl, und wenn sie bisher im stolzen Uebermuthe sich für die alleinigen Herren des 4000 Quadratmeilen großen Gartens gehalten hatten, in welchem die Pferde wild wuchsen und die Tabaksstaude, und als dessen Cactusumzäunung die slavischen Stämme figurirten, so hatte diese ihre Stacheln doch eben so wohl nach innen wie nach außen. Das Ministerium Wessenberg und das jetzige hatten als freundliche Gärtner nichts besseres zu thun, als die Umzäunung sorgfältig zu begießen, sie groß zu ziehen und nach einwärts zu rücken. Sie versprachen den Feinden der Magyaren alles was sich deren Phantasie nur träumen lassen wollte, sie caressirten die Slovaken und die Serben und die Rumainen, sie caressirten den Banus und den Wojwoden geheim und öffentlich, kurz sie buhlten um die Freundschaft dieser Männer, und vergaßen dabei an die mächtigste der Nationen, die nie ungestraft vergessen werden darf, weil sie sich selber nie vergißt — sie unterließen es, sich die Juden zu befreunden, die allein von dem „großen, freien, einigen Oestreich" nichts zu erwarten hatten, weil sie durch den ungarischen Reichstag schon emancipirt waren.

Ja, Fürst Windischgrätz that noch weit schlimmeres, er machte sich die Juden zu *Feinden*. Während andere Lieferanten und Helfershelfer Kossuth's einfach mit Pulver und Blei abgethan worden waren, wurde den Judengemeinden, denen ein solcher Verräther — alias Patriot — angehörte, das bei der Exekution verpuffte Schießmaterial noch extra mit 20,000 Fl. C.-M. berechnet. Die Gemeinde sollte haften für jeden aus ihrer Mitte, daß er kein Leder oder Tuch schmuggle nach Debreczin; der Vater mußte zum Strick beisteuern, mit dem sein Sohn gehängt werden sollte, und fand es doch so natürlich, daß sein Schmuhl Leder für Kossuth liefere und dabei seinen Profit hatte in diesen ledig schlechten Zeiten. — —

Die immensen Strafgelder blieben nicht ohne alle Wirkung. Die Gemeinden sahen die Unmöglichkeit ein, ihre einzelnen Mitglieder zu überwachen, darum gingen sie den sichereren Weg und schmuggelten *als Corporation*, wo das Erwischtwerden schwerer ist. Während Schmuhl und Mosche mit ihren christlichen Nachbaren Lajos und Ferencz in den ersten Reihen der Magyaren tapfer fochten, bildeten die daheimgebliebenen Graubärte die Mittelglieder jenes ungeheuren Telegraphennetzes, welches sich von Wien bis Debreczin und von Arad bis Kommorn ausdehnte. Ihre weitverzweigten Handelsgeschäfte, Correspondenten

und Bekanntschaften kamen ihnen dabei vortrefflich zu statten. Was half's, daß man den Knoten des Briefgeheimnisses mit dem Säbel entzweihieb? Der Inhalt war immer unschuldig und unverfänglich wie die Augsburger Allgemeine. So schreibt z. B. ein ehrenwerther Graubart aus Waitzen an seinen Geschäftsfreund in Kereßtur: „Reb Anschel geht mit 14 Kisten schwerer Waare morgen zu euch auf den Jahrmarkt. Thu' alles was in deinen Kräften steht, damit ihm unsere Freunde seine Waare abnehmen." — „Verfluchtes Judenpack!" höre ich den Offizier in der Canzlei seines Chefs sagen, „das mitten im blutigsten Kriegsgetümmel noch an seine lumpige Waare denkt." — Der Geschäftsfreund aber weiß jetzt, daß Reb Anschel (die jüdische Uebersetzung von Alfred, dem Taufnamen des Fürsten) 14 Stück schweres Geschütz mit gehöriger Bedeckung gegen Kereßtur beordert, und hat sofort nichts Eiligeres zu thun, als die guten Geschäftsfreunde, die Husaren, die zufällig an der Theiß spazieren reiten, davon zu benachrichtigen. Ist das dann ein Balgen und Raufen um die schwere Waare! — Nach zwei Tagen schreibt der Geschäftsfreund aus Kereßtur dem Vetter nach Waitzen zurück: „Reb Anschel ist glücklich hier angekommen und hat brillante Massematten (Geschäfte) gemacht. Er hat alle seine Kisten bis auf zwei abgesetzt."

Da hätten Sie denn ein Formular eines magyarisch-jüdischen Siegesbulletins, das in wenig Tagen seine Runde durchs ganze Land macht. Ist es auch nicht besser deutsch geschrieben, wie eines von den 30 Armeebulletins, mit welchen Welden die Rebellen vernichtet hat, so denken Sie: Gott sieht auf's Herz und nicht auf den Styl. Die Ungarn haben das Herz, und Welden — den Styl.

Doch ich sprach von einem Telegraphennetze! — Ein deutscher Gelehrter, welcher diese wunderbar ungelehrte Abhandlung über die neueste Geschichte Ungarns in einem Winkel des Leipziger Museums liest, rutscht auf seinem Sessel hin und her und beginnt an seiner eigenen Gelehrsamkeit zu zweifeln, denn so viel er auch studirt — von ungarischen Telegraphen hat er nie gehört und nun gar ein Telegraphennetz, ein ungeheures Netz! — Ein deutscher Gelehrter aber, der an seiner Gründlichkeit zweifeln muß, ist ein Minister; der zweifelt, ob er ein Schurke oder bloßer Lump sein soll, ist ein Ruthene; der zweifelt, ob er nicht am Ende doch nur ein Pole ist, ist der König von Preußen, der in Zweifel ist, ob er denn doch „aufgehn" soll, kurz er ist einer der unglücklichsten Menschen der Schöpfung. Dem Manne muß geholfen werden! —

Trösten Sie sich mein Freund im Leipziger Museo. Es gibt keine Telegaphen und gab keine Telegraphen im freien Lande Ungarn, das da grenzt an das starke einige Oestreich noch heute und an das starke einige Deutschland mit Nächstem. Es gibt da keine Balken- und keine Räder- und keine Feuerwerksapparate auf den Höfen, keine Kupferdräthe und elektrischen Batterien in der Ebene und dennoch hatte Kossuth seine Telegraphen.

Werfen Sie mit mir gefälligst einen Blick nach Ofen auf die Generalwiese. Dort herrscht ein buntes Gewimmel. Offiziere sprengen ab und zu, Marketenderinnen packen ihren Kram, die Brückenequipage wird bespannt, die Trommel und die Trompete schallt. Die Pferde wiehern, das Riemzeug knarrt, Tornister werden geschnallt, Kanonen rücken vor in Marschordnung, die Colonnen setzen sich in Bewegung und allmälig ordnet sich der ganze ungeheure Train und marschirt mit dumpfem Tritt über die beiden Brücken nach Pesth um den Weg gegen Szolnok einzuschlagen. Schweigend stehn die Pesther in den Straßen gedrängt, aus den Fenstern sehn bekümmerte Frauengesichter, aber alles schweigt, kein Zuruf an die in den Kampf ziehenden Krieger wird gehört und ein hunderttausend fromme Wünsche für die Feinde, die sie bekämpfen sollen, ist alles, was sie mit auf die Reise bekommen. — Ein eleganter Reiter war indessen vorausgesprengt durch die Straßen und hat an der Pfeife eines an der Barriere müßig dastehenden Landmanns seine Cigarre angezündet. Dem Bauer ist dabei das Feuer ausgegangen — ich weiß nicht, was ihn so heftig bewegt — er läuft seitwärts gegen einen Sandhügel, schlägt mit Stein und Stahl schnell wieder Feuer, aber statt des Tabaks in der Pfeife zündet er ein Reisigbündel an, löscht es wieder aus und zündet es wieder an und geht seine Wege. Der Mann ist offenbar ein Träumer oder Toller, denn er hat auch sein kurzes Pfeifenrohr in die Glut geworfen, damit das Feuer lustig flackre. — Jetzt schaun Sie weiter. In mäßiger Entfernung wieder eine Rauchsäule und wieder und noch eine. Ein kleiner buckliger Junge, der seit frühem Morgen Reisig im Gehölze gesammelt hat, sieht die Rauchsäulen und wirft gleichfalls sein mühsam zusammengerafftes Bündel auf den Boden und steckt seinen Schatz in Brand, ein zweiter Sardanapal. — Jetzt blicken Sie noch weiter gegen Osten. Durch das Dorf läuft ein Knabe, über die Haide fliegt ein Reiter, durch den Fluß schwimmt ein Hund und Roß und Reiter, Hund und Knabe, sie alle sind Glieder jener unsichtbaren Telegraphenkette, von der ich Ihnen sagte. Wenige Stunden nachdem sich die kaiserliche Armee in Pesth in Bewegung gesetzt hat, weiß man in Debrezin ihre Marschroute und trifft die nöthigen Vorkehrungen, während der kaiserliche Feldherr mit all' seiner Macht und seinem Golde keinen verläßlichen Spion erkaufen kann. -- Und dies, mein Herr, ist die Geschichte von den ungarischen Telegraphen, die schon unter Philipp II. in den Niederlanden gang und gebe waren und überall ihre Anwendung finden werden, wo ein nationaler Krieg gegen ein fremdes stehendes Heer geführt wird.

Die Kraft eines Volkes ist gleich der Kraft des Bodens auf dem es fußt. Das Individuum repräsentirt die Scholle Erde, aus welcher sich der Pflanzenstengel entwickelt, und wie das kleinste Atom des Bodens noch keimempfänglich ist, so birgt auch die Seele des unscheinbarsten Individuum genug des Stoffes, um fruchtbringend zu werden für das Allgemeine. Was zumal ein ursprünglich tapferes Volk vermag, wenn durch potenzirte Geister sein kriegerischer Charakter zu

Kraftanstrengungen angeregt wird, das haben wir aus diesem Kriege erfahren, der sich Armeen aus dem Boden stampfte.

Ein Theil der jetzigen ungarischen Heeresmacht und zwar ihr Kern, die Husaren lagen beim Ausbruch des Krieges einige Regimenter stark im Lande selbst, und wer den Katechismus des Husaren kennt, war nicht lange in Zweifel darüber, zu welcher Partei sich derselbe schlagen werde. Aber auch von Böhmen und Mähren, von Galizien und Steiermark desertirten einzelne Schwadronen, um für das gefährdete Vaterland zu fechten. So schlugen sich, um hier nur Ein Beispiel aus vielen zu erwähnen, 300 Mann mit ihren Pferden und Offizieren von Klattau aus Böhmen bis nach Ungarn durch. Ich selbst war Zeuge, als diese Braven in Oedenburg ankamen, und von der begeisterten Menge mitsammt ihren Pferden in die Stadt beinahe g e t r a g e n wurden. Von allen Seiten verfolgt, so lange sie sich noch auf kaiserlich östreichischem Boden befanden, hatten sie sich durch ein ganzes Regiment Kürassiere mit bedeutendem Verluste durchschlagen müssen. Den Tag über verbargen sie sich in Wäldern, um ihren Verfolgern zu entgehen, und nur des Nachts gings ohne Unterlaß fort gegen die heimathlichen Grenzen. Ihre Kleider waren in Fetzen, Blut und Koth klebten auf ihren Gesichtern, das Riemzeug war zerrissen, die Pferde zu Skeletten eingeschrumpft, sie selbst mehr todt als lebendig von Entbehrung und Strapatzen, aber ihr Auge blickte begeistert auf die Landsleute, die sich um sie drängten, und ihr Ohr lauschte gierig den theuren Lauten der Heimath, für die zu sterben sie gekommen waren mit Lebensgefahr. —

Auch in Italien stehn noch an 20,000 Mann Ungarn, aber so sehr man ihnen von Hause aus in die Hände arbeitete, die waren zu strenge bewacht, um an Flucht denken zu können, und so sehnsüchtig sie auch nach dem piemontesischen Boden hinüberblickten, sie konnten ihn nicht erreichen, um von dort aus auf sardinischen Schiffen in Dalmatien ans Land gesetzt zu werden, und sich zu ihren Brüdern durchzuschlagen. Kossuth hatte auf diese Regimenter sehr gerechnet, aber dennoch, aufs schlimmste gefaßt, mittlerweile nichts versäumt, um für Ungarn ein neues Heer zu organisiren. An Rekruten fehlte es nicht, und für Offiziere sorgte die östreichische Armee, dann Polen. Der neue Soldat sollte auch mit seiner neuen Bestimmung einen neuen Namen bekommen; Kossuth nannte ihn Honvéd, was so viel bedeutet als „Vaterlandsvertheidiger“ im Gegensatz zum „Soldaten“, der sich für armseligen Sold anwerben läßt. Es ist daher ein Irrthum, den ich allgemein verbreitet fand, wenn man die Honvéds für irreguläre Truppen, für Landstürmler hält. Der Honved ist aber der reguläre ungarische Soldat, und der Husar ist der berittene Honved.

Wo aber ein reguläres Corps sich zu einer Expedition in Bewegung setzt, da verlassen die Bauern ihren Pflug oder ihre warme Stube, um als Avant- und Arrieregarde dasselbe zu begleiten, zu umschwärmen. Lavinenartig schwillt dann dieser Knäul mit jeder Meile an. Die Landstürmler sind die Quartiermacher, sie

besorgen die Transportmittel, die Verproviantirung, den Vorpostendienst, und übernehmen dann wohl auch aus eigener Machtvollkommenheit, die Arbeit, kleinere kaiserliche Corps zu umzingeln oder zu jagen. Die Bleiknopfpeitsche des Csikose und seine Hacke, die er mit bewundernswerther Sicherheit zu werfen versteht, sind den Kaiserlichen eine furchtbare Waffe geworden, da gegen dieselbe bis jetzt kein östreichischer General ein Defensivmanöver ausgemittelt hat. In neuster Zeit sind ganze Schwadronen solcher Csikose den regulären Truppen eingereiht worden, und die Kühnheit und Verschlagenheit dieser Roßhirten muß in der That wunderbar sein, wenn schon der östreichische Soldatenfreund (ein militärisches Tagesblatt) eingesteht, daß das kaiserliche Centrum vor Kommorn von ihnen durchbrochen und östreichische Cavalleristen zu widerholten Malen von ihnen im Stalle überfallen wurden.

Herr v. Radowitz wird freilich über solche Kriegführung die Hände andächtig falten, und schwer begreifen können, daß eine östreichische Schwadron sich nicht durch Vedetten sicher stellen sollte. Aber der Vorpostendienst der Kaiserlichen ist in diesem Kriege so ermüdend und dabei doch so unzuverlässig, daß er allein im Stande ist, die beste Truppe in wenig Monaten aufzureiben. Wochen lang kam oft der arme Soldat nicht aus seinen Kleidern, der Sattel nicht vom Rücken des Pferdes. Zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht, bei Sturm und Wind und Sonnenschein mußten sie eines Ueberfalls gewärtig sein, und beliebt es dann einmal einem vorgeschobenen Piquet die Sybariten zu spielen d. h. die Schuhe auszuziehen, oder sich für die Nacht menschlich bequem zu machen, oder die Fleischtöpfe übers Feuer zu stellen, so wird beim ersten Sattelriemen, den der Cavallerist losschnallt, auch schon der Bauer des Dorfs den draußen lauernden Csikosen ein Zeichen gegeben haben, daß etwas für sie zu holen ist. Die magyarischen Vorposten dagegen schlafen sanft in den Betten ihrer Wirthe, das Rößlein frißt aus der vollen Krippe, der Junge striegelt es und wäscht ihm seine Glieder mit Wein, und lange, ehe der Feind in Schußweite kömmt, sind beide schon in Sicherheit.

Auf einem Rückzuge gehts gewöhnlich den Kaiserlichen noch viel schlimmer. Haben sie nach stundenlangem, forcirtem Marsche, welchem, um mit Welden zu sprechen „der Feind in Eile folgt" ein Dorf erreicht, wo sie eine Stunde Rast, ein Glas Wein, ein Stück Brot, einen Trunk Wasser für sich und ihre Pferde zu erlangen hoffen, so finden sie die strohbedeckten Lehmhütten gewöhnlich menschenleer. Die zurückgebliebenen Mütterchen haben selbst kein Wasser mehr und klagen, daß sie dem Verhungern nahe sind. Die Brunnen sind versandet, die Keller geplündert, und vom Heuschober sind blos die leeren Stangen übrig geblieben. Drohungen führen zu keinem Ziele, zum Suchen aber ist die Zeit zu kurz, denn am Horizonte werden schon die nachjagenden Husaren sichtbar. So zieht der Trupp fort aus dem Dorfe, schmachtend und verhungernd wie er gekommen, um vielleicht doch noch mit den letzten Kräften ein Hauptcorps zu erreichen.

Aber o Wunder! kaum haben sie den Rücken gewendet, so wirds lebendig in den verlassenen Hütten. Die Männer kriechen aus den Verstecken, wie Biber aus ihren Wasserbauten, wenn der Feind vorbei gehuscht ist, und alles rennt jetzt toll durch einander, die angesagten befreundeten Gäste zu empfangen. Wein in Ueberfluß — Wasser in Strömen — Heu, Brot und Speck in Massen — und Küsse und Händedrücken mit in den Kauf. Das Dorf ist zum Jahrmarkt geworden, die Mütterchen trippeln hin und her, die Buben streicheln die Pferde, die Mädchen sorgen fürs Essen und die Männer fragen in Eile, ob Kossuth „den Gott segne" noch in Debreczin ist und ob Windischgrätz „dessen Urgroßmutter schon verflucht war" den König noch immer gefangen halte.

Es liegt viel Schreckliches und viel Poesie in diesem nationalen Kriege, und die Russen werden trotz ihrer Kautschukmagen ihren Kindeskindern noch viel von dieser Poesie zu erzählen haben. —

Die Hofpartei in München und ihre Presse.

Sonderbar genug hatten die Stiefkinder der Neuzeit — die Künstler, Mitte Februar d. J. zu München in prachtvoller Festlichkeit die große Wallfahrt aller deutschen Stämme zum Kyffhäuser und Barbarossa's Erlösung dargestellt *); die Wittelsbacher hatten's mit angesehn und in den Begeisterungsjubel des versammelten Volkes eingestimmt. Als aber der beschworene Barbarossa am 28. März d. J. unter dem Glockengeläut der Mainstadt wirklich erstanden, da waren die hiesigen offiziellen Stimmen die zuerst feierlichst Protestirenden. Die Weltkinder spotteten, daß die Kaiserboten so langsam reisten: sie fürchteten, hieß es, am 1. April das Kaiservließ zu bringen; die Auserwählten des Herrn aber sahen weiter; sie erblickten in dem Umstand, daß die Nachricht von der Wahl des protestantischen Kaisers am schmerzhaften Freitag hier einlief und wiederum die Antwort Friedrich Wilhelm IV. am Charfreitag, eine höhere Fügung; die stille Woche der Kirche sollte den Kindern der Politik die Enttäuschung bringen. Die kirchlichen Ceremonien dieser Woche und deren Ausgang, die Auferstehungsfeier wurden unter Theilnahme des Hofes mit aller mittelalterlichen Pracht begangen und die ultramontane Presse wollte wissen, die Kirchen seien noch nie so zahlreich besucht, noch nie mit so glühender Andacht der Gläubigen erfüllt gewesen. Es konnte nicht auffallen, wenn unsere illustrirte Zeitung, die „Leuchtkugeln," die

*) Das Fest mußte wiederholt werden und hat so reichen Ueberschuß geliefert, daß aus demselben eine Kasse zur Unterstützung schuldlos verarmter Künstler gebildet werden konnte.

deutsche Kaiserfrage von ihrem demokratischen Standpunkte aus ausbeutete, aber es war gewiß sehr lehrreich, daß die offizielle und ultramontane Presse, die Augsburger Postzeitung an der Spitze, den neuen Kaiser so lange mit wahrhaft cynischem Hohn und Spott übergossen, als sie in ihrer blinden Leidenschaft annahm, der König Friedrich Wilhelm IV. könne die Ankunft der Kaiserkrone kaum erwarten, er werde ihr wohl noch entgegenreisen. Als aber des Königs Antwort an die Kaiserboten dieser Presse als Ablehnung erschien, stand der preußische König plötzlich vor ihnen als ein Charakter, mit welchem Ehrennamen die sacrosancte Presse nun auch unsern Premier Dr. Ludwig v. d. Pfordten geschmückt hat.

Ein Dr. Friedrich Beck hatte im „Reichsboten," einem schwachen Contingent der loyalen Regierungspresse, mit großer Salbung den Schaudertag des 28. März besungen und es dem deutschen Volke verkündet, es werde demnach dem Parlamente nicht gelingen, das große einige Deutschland zu spalten.

Fragen Sie nach wahren, aufrichtigen Volkssympathien für Preußen, so sind solche wohl in keinen der acht bairischen Kreise vorhanden, wenn sie eine kleine Schaar eifriger Protestanten ausnehmen, die in Preußen einseitig den Hort des confessionellen Protestantismus sehen, während doch gerade in Preußen wenigstens von Seiten der gebildeteren Volkskreise der Protestantismus von einer höheren Warte als der schmalen Zinne der Confession aus aufgefaßt wird und andererseits gerade dort die katholische Kirche durch den edlen Charakter und die tiefe Gelehrsamkeit ihrer Priester wie durch den festen Zusammenhalt ihrer Laien eine wahrhaft respektable Stellung behauptet. Die Mittelfränkische Zeitung brachte zwar im verflossenen Winter in einem längern Aufsatz so etwas von Hinneigung der Ansbacher und Baireuther zu Preußen; allein es ist spurlos verhallt. Dagegen läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß hätte Preußen seit 1848 eine bestimmte, offene, beharrliche volksthümlich deutsche Politik eingeschlagen, die Mehrheit der Bevölkerung Baierns wie ein Mann zu ihr gestanden wäre. Man ist der mittelalterlichen Politik der eigenen Regierung, der bureaukratischen und geistlichen Bevormundung etwa mit Ausnahme der Mehrheit von Oberbaiern im ganzen übrigen Lande herzlich müde und sehnt sich nach freierm Wettlauf mit dem übrigen Deutschland in allen geistigen und materiellen Interessen. Der Ultramontanismus im vulgären Sinne ist Allen bekannt, nicht so die ultramontane Torypartei am Hofe, geleitet durch die Prinzessin Luitpold, geborene Erzherzogin Auguste von Oestreich, großherzogliche Prinzessin von Toscana, einen hochkatholischen, politisch wie dynastisch ganz entschiedenem Frauencharakter, welcher den Einflüssen der geistvollen Sophie, der Mutter des jugendlichen Kaisers von Oestreich so weit sehr nahe steht, als es das bairische Hausinteresse zuläßt. Der reiche Graf Arco-Valley gibt von hier aus die Parole und die Inspirationen an die dii und deae minorum gentium im Staate und die rothen Schaaren des Ultramontanismus draußen im Volke. Die Hauptstrebnisse dieser Hof-

partei laufen auf die Glorie des strengsten Katholicismus und die Wahrung der alten Hausinteressen und der auf sie gestützten Cabinetspolitik hinaus: doch ist diese Partei eben so entfernt von dem professorlichen Panbavarismus der preußischen Ankömmlinge (Görres, Philipps), als von dem geistlichen ultramontanen Ueberschnappen, das nur in Folge totaler Unkenntniß der schlauen östreichischen Weltlichkeitspolitik von dem katholischen Nachbarlande alles Heil erwartet, in ihm nöthigenfalls aufzugehen bereit scheint. Die ultramontane Hofpartei weiß sehr wohl, was der uralte Volksspruch bedeutet: „Lieber bairisch sterben, als östreichisch verderben.“

Man hat in dem Umstande, daß das Wohl Baierns in dem kritischen Wendepunkte deutscher Interessen in die Hand des Protestanten Dr. Ludwig von der Pfordten gelegt worden, den Sieg einer „protestantischen Hofpartei“ sehen wollen. Das ist ein Irrthum. Die Zahl bairischer Staatsmänner ist nicht sehr groß. Ein Ministerium Abel, ganz abgesehen von dessen jüngster parlamentarischer Niederlage in der Volkskammer und der Abfertigung seiner Unschuld durch Maurers Eröffnungen, würde wie jedes andere ultramontane Cabinet die Mehrheit des Landes, auch die Kammer gegen sich haben, könnte also mit constitutionellem Gewissen gar nicht verwalten, würde sich auch von der tiefgrollenden Geistlichkeit gedrängt, mit unzeitigen Maßregeln überstürzen, ein deutschgesinntes Ministerium von dem schwachen Willen Lerchenfelds an bis hinauf zu voller Wahrheitehrlichkeit des würtembergischen Römer will der König so wenig als der Hof; also bliebe noch Ludwig von Oettingen-Wallerstein, der fürstliche Literat, der Großdeutsche, der aber einst auf einer Volksversammlung in Nördlingen gesprochen und deshalb creditlos am Hofe ist, ferner auf Seiten der verfassunggebenden Nationalversammlung steht und im Stillen wie man weiß, einen gefährlichen Groll hegt. Also war von der Pfordten der einzige Mann, dem man vertrauen durfte. Bewährt durch seinen Widerstand gegen Frankfurt im Reiche der Diplomatie, war er auch durch die Gloriale des Altliberismus, durch reinen Privatcharakter und den festen Willen, ein bairisch-constitutionelles Eden aufzurichten, gewissen Kreisen empfohlen. Er soll hocherfreut gewesen sein, Baiern noch zu rechter Zeit als eine terra integra zu finden und gelobt haben, das schöne Baierland vor der preußischen Scylla und der östreichischen Charybdis gleich entschieden sicher zu stellen. Da war er ja also ganz der Mann nach dem Herzen des Hofes und der Bureaukratie; diesen Regionen ist es ohnehin nicht wünschenswerth einem Manne des Volkes das Staatswohl in die Hände zu geben.

Es gibt aber auch eine preußisch-kaiserliche Hofpartei mit den Idealen eines geistig großen, materiell hochblühenden und militärisch unüberwindlich einigen Deutschlands. Was die hellsten Köpfe, die bravsten Herzen in Preußen, in ganz Deutschland von jeher erstrebt, das will auch sie, unaufhaltsamen Fortschritt in allen geistigen und materiellen Interessen, sie hält die Verwirklichung dieser Ideale

an die Vollendung nicht des einseitig confessionellen, sondern des intellectuellen und sittlichen Protestantismus geknüpft; es war immer ihre schönste Hoffnung auch in schlimmen Zeiten, Baiern dereinst noch in vollem ebenbürtigem Wettlauf mit dem gesammten übrigen Deutschland zu sehen; darum erschien es ihr als die allein würdige Politik eines jeden bairischen Cabinets, mit Preußen eher als mit Oestreich zu gehen. Der Hauptträger dieser erbkaiserlichen Partei ist der Fürst von Leiningen; sie ist auch im Lande organisirt. Sichere Charaktere, erleuchtete Köpfe, die von jeher wußten, was sie wollten, gehören zu ihr. Die neuesten Hefte der „historischen politischen Blätter" sagen in den Glossen zur Tagesgeschichte mit verhaltenem Groll von diesen Männern: „die eifrigen und übereifrigen Führer und Verfechter des Protestantismus in Baiern, Graf Gied, Baron Rotenhan, Professor Stahl, v. Raumer aus Dinkelsbühl, v. Zerzog, Dekan Bauer haben in demselben Augenblick das Interesse Baierns und ihres Königs geopfert, als sich die Aussicht bot einen protestantischen Kaiser zu führen."

Wir müssen hier noch eines Instituts gedenken, das in der täglichen, schlimmsten Erinnerung der Münchener, der bairischen Presse überhaupt lebt — es ist das auf Regierungskosten erhaltene Hofblatt die „neue Münchener Zeitung", redigirt von Dr. Haller und Vogel; von denen ersterer ehemals Redacteur des radicalen, nunmehr eingegangenen fränkischen Merkur gewesen, und letzterer den freisinnigsten Volksschriftstellern früher angehört hat. Dr. Haller lieferte auch, bis zum Sturz der französischen Julidynastie in Paris wohnhaft, der Allgemeinen Zeitung die Mittheilungen über spanische und französische Zustände und soll seine Feder eine Zeit lang von Espartero beeinflußt gewesen sein. Die erwähnte Zeitung ist die Arena der gesinnungstüchtigen bureaukratischen und Hofschriftsteller. Die Namen Armansperg, Abel, Dönniges, Seuffert und eine bunte Zahl von activen und ehemaligen Ministern, Staats- und Ministerialräthen werden als solche genannt, die hier bald gegen die Grundrechte, bald gegen die Reichsverfassung, bald gegen das souveränetätsschwindsüchtige Parlament, bald gegen das infernale preußische Erbkaiserthum, bald für Groß- und Ganzdeutschland gegen Halbkleindeutschland, bald für Baierns unbedingte Selbstständigkeit und Unverletzbarkeit in blitzendem Waffenschmuck sich ergehen. Es ist mehr eine glänzende Parade als ein Krieg höchster und hoher Federn, die natürlich schon als solche des Eingehens in die Sachen überhoben sind. Da die Aufsätze dieser Zeitung wirklich aus „staatsmännischen" Federn geflossen sind, so ist auch damit erwiesen, welche kolossale Veränderung die Welt erlitten hat. Auf schwankenden, dünnen Seilen tanzen ergraute Staatsmänner sogar ohne Balancirstange und zwar gratis und ohne Zuschauer, wenigstens ohne das Publikum, — in wunderlichsten, in wahrhaft halsbrechenden Sprüngen einher. Nach diesen Aufsätzen bringt bald Baiern für Deutschland die ungeheuersten Opfer, bald wieder heißt es, Baiern werde auch eine Zeit lang ganz allein ohne Deutschland zu stehen wissen, bald wieder

ist Hoffnung da, mit Preußen nicht zu brechen, bald wieder ist Baiern schon von dem furchtbaren preußischen Fiscus verschlungen und man sieht nur noch schwache Spuren ehemaliger Größe aus seinem Maul herausragen, bald fällt Baiern dem Oestreicher, an Siegen und an Ehren reich, liebeglühend um den Hals, bald wieder beschließt es Verrath witternd auch ohne Oestreich fest zu stehen und allein durch seine Entscheidung, d. h. Unentschiedenheit die deutsche Einheit und Freiheit zu retten; jeden Tag hat hier Baiern einen andern Zollverband, heute mit Preußen, morgen mit Oestreich, übermorgen mit sich allein; auch an Drohungen, schlimmsten Falles lieber mit dem freien Frankreich als dem absolutistischen Preußen zu stehen, hat es im Laufe vorigen Sommers nicht gefehlt.

Es ist, kurz gesagt, eine elende Wirthschaft in unseren Regierungskreisen und die neulichen Worte eines ihrer östreichischen Correspondenten passen auch auf Baiern: „es ist wunderbar, mit wie wenig Witz die Welt regiert wird."

Briefe aus Oestreich.

Von einem deutschen Reisenden.

Am ersten Mai — zugleich mit der offiziellen Anmeldung der nordischen Godegisel — erhielten wir eine wahlverwandte Bescheerung: die letzte preußische Rundnote, die ihren Vereinbarungs-Mehlthau sorgsamlich bis auf das letzte Gänseblümchen des deutschen Völkerfrühlings träufelt.

Nach dem ersten Anfall von Zorn, Ekel und Entmuthigung überraschte mich die fast athemlose Stille im Lager unserer Feinde. Sie selbst schienen verblüfft über diesen Triumph Schwarzenberg's. So große Wunder sie sich von dem romantischen Wankelmuth des vierten Friedrich Wilhelm versprachen, — das hatten sie nicht erwartet; am wenigsten jetzt, nachdem man hier Miene machte, sich mit Ergebung in das Unvermeidliche zu fügen und für das verlorene Bundestagspräsidium sich durch den Vorsitz im sogenannten weitern Bunde zu trösten. In diesem Augenblick bläst der König von Preußen sammt der Verfassung des Reichs *) seine Einheit um, droht mit einem Fürstencongreß und hängt die Zornruthe der Octroyirung aus. Und dennoch geizt der „Lloyd" mit seinem Bravorufen, und der „Oestreichische Correspondent" gibt nur ein gedämpftes Hosiannah! von sich.

---

*) Die Reichsverfassung hat den kostbaren Fehler, jene republikanischen Grundsteine zu enthalten, ohne welche die constitutionelle Monarchie moderner Zeit zur beliebten Louis Philippistischen Lüge wird.

Der Eins.

Es ist und bleibt aber diese Note ein Triumph des bornirten Schwarzenberg über die diplomatische Intelligenz von Berlin, wo sehr viel Geist, Geschmack und Treibhausromantik, und sehr wenig Muth, weder zum Guten noch zum Bösen, zu Hause ist. Es fällt schwer, diesen kläglichen Entschluß, Nichts zu beschließen, anders auszulegen denn als eine Olmützer Eingebung und einen Sehnsuchtsblick nach Oben, auf den König der Könige am Newastrand, nach dem nordöstlichen Winterhimmel, von wo die prachtvollste Fata Morgana einer neuen heiligen Allianz oder eines europäischen Brandes herüberlockt.

Offenbar hatte Manteuffel nicht auf die Einstimmung der achtundzwanzig kleineren Souveräne gerechnet. Als der schwarzrothgoldene Strich durch seine Rechnung fuhr, appellirte er an die vier Könige, die mit Olmütz verbündet waren, und siehe da, das östreichische Hexarchenprojekt, welches man glücklich begraben glaubte, taucht mit einem Mal frisch und munter aus den Fluthen der Spree zu neuem Leben auf.

Davon können Sie überzeugt sein, daß, wie die Dinge jetzt stehen, Oestreich mit vereinbaren wird. In der preußischen Note ist Nichts, womit das Olmützer Cabinet nicht einverstanden sein könnte. Oestreich hat jetzt freie Hand; die Sorge für die Erziehung seiner ungeberdigen Kinder im Osten hat es bis auf Weiteres dem russischen Hausfreund überlassen, so daß ihm die nöthige Muße zur Intervention in Rom und Toskana bleibt. In Deutschland wird es um so derber und gröber sein Wörtlein mitsprechen und zwar nicht als Fürst der deutsch-östreichischen Stämme, sondern auch als Pächter von Galizien, Grundherr in Italien, Majoratsherr in Kroatien und Plantagenbesitzer in Ungarn. Wer wird einem so reichen, mächtigen Landedelmann, der noch obenein die Protektion des Selbstherrschers besitzt, nicht das erste Wort einräumen! Preußen hat dies gethan, es hat der östreichischen Gesammtmonarchie das Principat über Deutschland abgetreten!

Und doch, wie gesagt, hört man keinen Jubel im Lager der Schwarzgelben. Es scheint, daß die Constellation ihnen nicht geheuer vorkommt. Der „Lloyd“ verstieg sich sogar zu einem Warnungsruf an die Fürsten, sie möchten rasch mit einem positiven Plan hervortreten, es sei Gefahr im Verzuge. Rasch! Als hätten die Cabinette etwas Positives fertig! Als müßte das Windei nicht erst neun Monate lang in einem kosmopolitischen Badeort ausgetragen, begackert und sorgfältig gebrütet werden.

Ja, kleinlaut wird die Freude der Schwarzenberg'schen, denn sie trauen der deutschen Geduld nicht mehr. Sie fürchten die Wirkung, die das Triumphgeschrei der Republikaner haben wird: „Seht, Ihr habt fromm und gläubig gewartet, die Souveräne mußten es euch erst schwarz auf weiß geben, daß — sie Souveräne sind. Haben wir euch nicht vor Jahr und Tag gesagt, daß die schwerste Noth von den Großmächten kommen wird? Daß auch Preußen, trotz seines

musterhaften bureaukratisch=militärischen Uhrwerks, nach Stämmen und Provinzen zerfallen müßte, um in Deutschland aufzugehn?"

Gott bewahre Deutschland vor kleinen Krawallen. Begierig suchen die Schwarzenberg'schen in den auswärtigen Zeitungen nach telegraphischen Depeschen über Proletariertumulte, rothe Kinderstreiche und improvisirte Barrikaden. Darüber sprächen sie ihren Segen.

Was sie ernsthaft erschrecken würde, ist: — entweder eine Revolution im großen Maßstabe, — oder, noch mehr, die gesetzliche Agitation nach dem Beispiel der trefflichen Würtemberger.

Ein Wink mit dem Zaunpfahl. — In Pesth herrscht vollständige Anarchie, meldet die Wiener Zeitung. Natürlich, denn seit dem Abzuge der Kaiserlichen ist dort die Herrschaft des Standrechts unterbrochen, und Kossuth hat verkünden lassen, daß Niemand seiner Gesinnung wegen verfolgt werden solle. Das eben ist Anarchie. — Als Windischgrätz vor drei Monaten merkte, daß er den wohlorganisirten Kräften der Magyaren Nichts anhaben konnte, warf er ihnen in feldmarschallicher Bannbulle den „Communismus" an den Kopf. Und indem die Wiener Zeitung heute die Heerschaaren Nicolai's anmeldet und alle Flügelthüren und Hinterpförtchen Oestreichs, die der Magyar nicht verrammelt hat, vor ihnen weit aufreißt, ruft sie laut aus: der Czar, der edle Czar kämpft in Ungarn nur gegen die allgemeine europäische Seuche, er kommt, die Menschheit vor der „Auflösung aller gesellschaftlichen Bande" zu retten. — Hütet euch, zu glauben, dieser Kolophoniumblitz gelte blos dem aristokratischen Magyarenvolk; auch dem demokratischen Deutschland gilt er. Die geleckten Gesandschaftsattachés und die außerordentlichen Hofemissäre, die hier im Interesse eines gewissen Königreichs gegen die deutsche Einheit wühlen, flüstern und säuseln es überall laut genug: Es handelt sich in Deutschland um den Bestand der Familie, des Eigenthums, ja beim wahrhaftigen Gott, des Eigenthums. — Ich hätte es nie geglaubt, daß Gagern und Consorten Communisten geworden sind, aber so ist es. Ich hab es von diplomatischen Lippen, und diese trügen niemals, wenn sie aus der Schule schwatzen.

Nachschrift: So eben erzählt mir ein Mann aus der Grünangergasse, — wo Juden und Christen mit Staatspapieren spielen — es sei „Befehl" nach Berlin ergangen, 40,000 Mann preußischer Truppen gegen Ungarn zu stellen. Wissen Sie etwas Näheres darüber?

Damit Sie nicht für Verleumdung halten, was ich Ihnen letzthin über die rechtlose Assentirungswirthschaft in Oestreich schrieb, mache ich Sie auf ein Aktenstück aufmerksam, welches zuerst die „Deutsche Zeitung aus Böhmen" mittheilte. Dies ist ein Präsidiale Nr. 153 — p., oder ein Regierungserlaß an die Werbbezirkskommandos und die Mitglieder der Assentirungskomission, des Inhalts:

Da es im Lande bösgesinnte Leute gebe, wider welche „keine genügenden Anhaltpunkte zur strafgerichtlichen Amtshandlung“ vorlägen, deren „Unschädlichmachung“ jedoch „wünschenswerth“ sei, so möchten die Assentirungskommissionen, wenn ein solches Individuum ihnen gestellt würde, in der Beurtheilung seiner Militärdiensttauglichkeit „möglichst nachsichtig“ verfahren. Unterzeichnet ist der Erlaß: Khevenhüller, datirt: Prag, 24. April.

Klingt es nicht ungemein väterlich und wohlwollend, dieses „möglichst nachsichtig?“ Und doch heißt es so viel als: Wenn der Unglückliche, von dessen böser Gesinnung sein Denunziant und die betreffende Behörde moralisch überzeugt sind, dem jedoch, aus Mangel an Belagerungszustand und Kriegsgericht, auf gesetzlichem Wege nicht beizukommen ist, — wenn dieser Unglückliche nicht grade bucklig, lahm, blind, taub oder mit einem doppelten Wasserbruch gesegnet ist, so möge man über sonstige Leibesschäden „nachsichtig“ wegsehen und ihn unter irgend eine Abtheilung der ambulanten Strafanstalt, die man Armee nennt, stecken. Aehnliche Nachsicht wurde im J. 1824 geübt, als Kaiser Franz, der Väterliche, nach Prag kam und sah, daß der Studenten zu viele waren. Ein Jurist, der zum Fuhrwesen gekommen war, mußte nach einem Vierteljahr wegen Blutspeiens wieder entlassen werden. Ein Anderer war so glücklich, die Sehkraft des Militärarztes mittelst einiger Doppeldukaten zu schärfen: ihn befreiten vom Militärdienst zwei Hühneraugen auf der großen Zehe des rechten Fußes!

Das sind die constitutionellen „Wege der Verordnung.“ Und die „starken“ Minister, welche auf diese Art Willkür, Anarchie und Lüge zum System der Verwaltung erheben, führen die „Ordnung“ und die „Gesetzlichkeit“ im Munde. Schwarzenberg's Creaturen ist das Beispiel Englands in der Theorie gar geläufig, in der Praxis ist ihr Vorbild Neapel.

Auch ein hiesiges Blatt theilte obige Verordnung mit; sie wurde ohne Erstaunen und ohne Entrüstung gelesen. Die Mehrzahl hat gelernt, die monströsesten Ordonnanzen von diesem Cabinet zu erwarten, den Andern ist eben Alles recht und billig, was von Oben kommt; und ich verpflichte mich, Sie zum Pascha von Kalifornien zu machen, wenn es Ihnen gelingt, einem hiesigen Vollblutloyalen nur ein inconstitutionelles Jota in dem erwähnten Aktenstück nachzuweisen. Um sich von der obligaten Begriffsverwirrung dieser Prachtmenschen eine Vorstellung zu machen, müßten Sie wieder meinen Freund Kappelbaumer hören. Und wohlgemerkt, die Kappelbaumers sind nicht immer fette Hausbesitzer, sondern eben so häufig weitgereiste Kavaliere, Staatsbeamte und Zeitungsschreiber.

Also pflegt mein Freund Kappelbaumer zu rufen, wenn vor seinen Fenstern das Militär in wohlgeordneten Reihen vorbeimarschirt: „Warum ist unsere Armee einig, he? Wo hört man in der Armee von Parteien und Factionen? Ach, hätten sich die Herrn in Kremsier daran ein Exempel genommen! Fast in jedem Regi-

ment befinden sich heute von allen möglichen Nationalitäten Oestreichs *), und doch welche Harmonie: welche Ordnung und Brüderlichkeit! Wann werden wir's erleben, daß die Völker so einträchtig und ordentlich zusammengehen wie unsere braven Soldaten!"

Die russische Intervention und der Lloyd.

Wien, im Mai 1849.

Diese Blätter gehören zu den Gegnern des Ministeriums Stadion-Schwarzenberg. Der Lloyd gehört zu ihren Freunden. In diesen Blättern wurde die Befürchtung ausgesprochen, die Regierung könnte geneigt sein, sich gegen Ungarn die Hilfe Rußlands zu erflehen, zu erbetteln, zu erkaufen. Der Lloyd dankt dem Glücke Oestreichs dafür, daß ihm russische Truppen in der jetzigen Zeit der Bedrängniß zu Gebote stehn. Mag nun die Freundschaft des Lloyd für die ersten Organe der östreichischen Verwaltung eine obligate, paktirte oder freiwillige, aus der Ueberzeugung des Wahren geflossen sein — wir wollen darüber hinweggehn, weil wir es können. Der Lloyd jedoch trägt seit Monaten als treuer Schildknappe der Minister diesen ihre Lanzen und Köcher mit in die Schlachten, welche sie der öffentlichen Meinung zu liefern für gut finden, er politisirt und diplomatisirt mit ihnen in seltener bedientenmäßiger Harmonie, er hat wie hochnasige Kammerdiener altadeliger Häuser die Manieren seiner Herrschaften sich angeeignet und behandelt alles was nicht zum „Hause" gehört als Canaille. Man muß daher einmal mit diesem Kammerdiener ein offenes Wort reden, damit es zu den Ohren seines Gebieters komme.

Wie gesagt, der Lloyd glaubt sich dem Glücke Oestreichs gegenüber zu Dank verpflichtet, daß ihm die Freundschaft Rußlands zur Disposition steht und tröstet sich leicht über das Wehgeschrei der Opposition und ihre „sentimentale" Politik. Auch wir würden uns gerne über die praktisch sein sollende Politik des Lloyd trösten, wenn sie sich ihr Terrain in Schweden oder Nordamerika ausgesucht hätte. Wir stehen aber auf östreichischem Boden und bereiten uns Trauerflöre für die

---

*) Kappelbaumer sagt noch viel zu wenig, denn in der östreichischen Armee sind, wie in Wallenstein's Lager, alle Nationalitäten der Welt vertreten. Im Offizierkorps wenigstens findet man, außer den Oestreichern, Norddeutsche, Belgier, Schweizer, Spanier, Skandinaven, Franzosen, Schotten, Eng- und Irländer; sogar Brasilien hat sein Contingent geliefert. Ein Beweis, nach Kappelbaumer, daß der babylonische Thurmbau blos aus Mangel an Disciplin und Spießruthen nicht rentirt hat und daß die Prophezeihungen des Jesaias und des Fourier von der Wiederkehr des goldenen Zeitalters und der Verbrüderung aller Völker kein leerer Traum sind!

Zukunft, darin sind wir sentimental. Wir würden ganz Europa in Bewegung setzen, um uns die Kosakenfreundschaft zu ersparen, darin sind wir Wühler. Wir tragen in unserer hilflosen Lage unserer „starken" Regierung gegenüber unsere Schrecken und unsre ungeheuern Besorgnisse vor den Russen offen zur Schau; darin sind wir Heuler. Warum wir fürchten, wo der Lloyd hoffen kann, das wollen wir in Kürze auseinandersetzen, und dabei den Leitartikeln des Lloyd Schritt vor Schritt zu folgen trachten.

Er fragt: „Liegt das Jahr 1813, wo weißgekleidete Mädchen und Blumen und Ehrenpforten und Ehrengeschenke 2c. 2c. die Mitbefreier des deutschen Volkes freudig begrüßten, denn gar so weit hinter uns, daß wir bei dem Anblick der Russen, welche unsere Väter mit Jubel begrüßen, vor Entsetzen außer uns gerathen sollten?" — Darauf antworten wir folgendes: Die Russen haben mit uns gekämpft gegen Napoleon, sie haben mit uns gesiegt und haben sich den Dank und den Lohn selber geholt mit wucherischen Zinsen. Dem Wucherer aber dankt kein Schuldner. Zwischen dem Jahre 1813 und dem jetzigen liegt ein Jahrtausend, und in diesem Jahrtausend steht verzeichnet: Der Wiener Congreß, die Karlsbader Beschlüsse, die Münchergratzer, Teplitzer und Veroneser Verhandlungen, die Einverleibung Polens, die Katzenschliche in den Donaufürstenthümern, die Correspondenzen Metternichs, ferner die großen Freiheitsbewegungen in Paris, Wien, Berlin und Frankfurt, die Furcht und die Annäherung, die Freundschaft und der Zwiespalt der beiden Großmächte in bunten Abwechselungen. Nicht auf die Väter dürfen Sie sich berufen, welche jene Ehrenfeste in Wien gesehen haben. Die Väter, die Greise sind's zumeist, welche die graue Staatsweisheit Rußlands fürchten. Die Jugend Oestreichs fürchtet sie weniger; es gelüstet ihr seit Jahren, sich im offenen Felde mit ihr zu messen. Wenn daher von Furcht und Sentimentalität hier die Rede ist, so trifft dieser Vorwurf das bedächtige Alter, welches viel erlebt hat, was es nicht wieder erleben will, nicht aber die Jugend, die an der Spitze der Opposition steht und auf's Aeußerste gefaßt ist.

Der Lloyd sagt ferner: „Unsere sentimentalen Politiker mögen keine Unterstützung von Rußland, weil der Selbstbeherrscher aller Reussen keine Constitution beschworen und seinem Volke keine politische Macht zugestanden hat." Wenn der Haß des freien Oestreichs gegen den russischen Absolutismus blos die Eingebung einer mondsüchtigen Sentimentalität ist, dann bei Gott ist auch die Liebe zur Freiheit eine lächerliche Sentimentalität, wenn man die Erhebung im März vorigen Jahres die lächerlichste Comödie einer überspannten Burschenschaft nennt, dann haben wir für eine sentimentale Position gelitten, gekämpft und geblutet, dann beschäftigen wir uns lieber mit der Zündhölzelfabrikation, oder redigiren ministerielle Journale. Vielleicht thut man uns dann die Ehre an uns praktisch zu nennen. Liebe und Haß sind ja blos Empfindungen einer noch nicht petrificirten Menschenseele. Was soll's mit diesen Albernheiten? —

„Aber“ — meint der Lloyd — „wo sollen wir denn Hilfe suchen, deren wir benöthigt sind? Preußen hat eine recht hübsche, nagelneue Constitution, aber kein Heer für uns. England genießt seit Jahrhunderten die Segnungen der Freiheit, aber Lord Palmerston intriguirt gegen uns in Italien und wird uns ganz gewiß seine Hilfe in Ungarn nicht angedeihen lassen. Frankreich nennt sich auch frei, aber es nennt sich nicht unsern Bundesgenossen. Wir wollten gerne auf die hunderttausend unconstitutionellen russischen Truppen Verzicht leisten, wenn nur unsere Russenhasser uns hunderttausend Mann constitutioneller Truppen irgend einer andern Macht in's Feld stellen könnten, welche uns helfen würden, die ungarische Insurrektion zu bekämpfen?“ — Lloyd, Lloyd! du hast ein Wort gesprochen, bittrer, kränkender, beschämender als alle verlorne Schlachten, als eine verlorne Provinz. Also so weit ist es mit Oestreich gekommen, daß es bei den freien Völkern Europas nicht Einen Freund mehr aufzuweisen hat? — So weit hat es die Politik dieses Ministeriums nach außen und seine Schreckensregierung im Innern gebracht, daß seine Organe eingestehen, wie uns der civilisirte Westen von sich stößt, daß wir in die Arme der Barbarei im Osten taumeln? Oestreich wollte sich an das Morgenroth im Westen anschließen, und die Regierung aus Furcht für ihre pitoyable Existenz verkroch sich im Abenddämmerungsschein des Ostens? Wohin soll ein solcher widerstrebender Kampf der Meinungen zwischen Volk und Regierung führen? Ist das die gelobte Praktik? Uns schauert vor einer solchen Politik, denn es ist keine Politik der Volksinteressen, es ist die unselige Diplomatie der Cabinette, und diese verhält sich zur wahren Politik wie die Spitzbüberei des Augenblicks zur ewigen Vorsicht. Und wer hat uns so weit gebracht, daß wir keine Freunde mehr im freien Europa haben? Das Volk? — Nie und nimmermehr. Oestreichs Volk ist geliebt und geachtet in Europa von unsern äußersten Marken bis dort wo die Meereswellen ein freies Inselland bespülen. Oestreichs Revolutionen? — Nein, denn das Volk hat seinen biedern Charakter bewährt, selbst nachdem sich der Mord in seine Reihen eingeschlichen hat, selbst nachdem es der Wahnsinn bis auf die Spitze trieb. — Die Regierung hat uns an den Rand des Abgrunds gebracht, durch ihre schlechtgewählten Organe, durch ihre Politik gegen Deutschland, durch ihre Ordonnanzen im Innern. Die Minister haben zu Deutschland gesagt: constituire dich, wir wollen das gleiche thun, dann wollen wir abrechnen. Deutschland hat sich constituirt und Oestreich hat mit ihm abgerechnet. Die Minister betrieben die Wahlen nach Frankfurt als es zu spät war, und riefen sie zurück als es wieder zu spät war. Die Minister traten als Candidaten für den östreichischen Reichstag auf und jagten ihn 3 Tage darauf auseinander. Die Minister gaben hierauf eine octroyirte Charte und müssen sich dazu verstehn, sie schon theilweise zurückzunehmen. Die Minister geben ein Preß- ein Assoziations- ein Gemeindegesetz und das östreichische Volk fragt starr vor Schmerz: Ist das unsere Freiheit? — Unsere tapfern Truppen erkämpfen mit ihrem greisen

Führer an der Spitze das verlorne Italien und heute erklärt sich Odillon-Barrot gegen die Friedensbedingungen, welche das Ministerium zu dictiren für gut findet! Ein anderes tapferes Heer verblutet in Ungarn an den Fehlern seiner unumschränkten Feldherrn und aus — Mangel an Munition und Geschütz! — Und nach allem dem schilt man uns Träumer, weil wir den Lenkern von oben nicht weiter vertrauen wollen? — Es ist nicht praktisch, die Tretmühle des Unglücks weiter zu treten, weil das Rad einmal im Gange ist; es ist nicht praktisch eine Provinz zu erobern und die Monarchie dafür zu verkaufen. Es wäre sentimental, ewig und immer zu vertrauen, weil Vertrauen eine schöne Tugend ist, weil ein Mädchen ihrem Geliebten noch vertraut, wenn er sie dreimal getäuscht hat. Wir vertrauen längst nicht mehr, darum sind wir praktisch. Und wenn es Rußland heute einfiele, Nein zu sagen, nun dann — wird der Lloyd sagen, wenden wir uns an die Araber, an die Chinesen, an die Kaffern, oder an die Rothhäute in den Urwäldern. Sind lauter charmante Leute, wenn sie auch keine Constitution haben und werden die Ungarn zu Paaren treiben. Als wenn alles gethan wäre, wenn wir aus Ungarn ein östreichisch Italien, ein russisch Polen gemacht haben, als wenn Rußland nicht seine Bedingungen stellte, als wenn es ihm um Gotteslohn zu thun wäre; doch davon im zweiten Theil des Aufsatzes.

Der Lloyd hat zwei Arten zu argumentiren, wenn er den Staatsanwalt oder Advokaten seines Herrn und Meister spielt. Entweder er bringt Gemeinplätze und allgemeine Maximen vor, trotz einem La Rochefoucauld, oder er schlägt in dem großen schwarzen Register nach, wo die Leiden anderer freien Völker und die Mißgriffe ihrer Regierungen verzeichnet sind, und dann ist ihm nicht bange, irgend eine passende Stelle zu finden; die schreibt er uns dann ab und sagt: „Seht, England ist frei, Amerika ist frei, Frankreich ist freiheitsdurstig und doch ist dort Analoges mit unserem gegenwärtigen Zustande zu finden"!! Zumeist benimmt sich der Lloyd bei solchen Vergleichen grob und ungeschickt, und man brauchte weder Mezeray noch Hume zu sein, um ihn zu widerlegen; immer aber vergißt er klüglich auf die Consequenzen jener Mißgriffe einzugehen; er erzählte uns wohl, daß England erst in neuester Zeit die Habeas-Corpus-Acte in Irland aufhob und mit bewaffneter Macht dem drohenden Aufstande dieser unglücklichen Schwesterinsel entgegentrat, aber das erzählt er nicht, daß jener Suspension ein Parlamentsbeschluß zu Grunde lag, und daß keiner von den Rädelsführern in Irland mit Pulver und Blei hingerichtet wurde, das erzählt er nicht, daß den Assignaten in Paris die Füsiladen und Noyaden in ganz Frankreich die Hinrichtung des Königs und die Proklamirung der Republik folgte. — In solchen Gemeinplätzen und Analogieen bewegt sich der Lloyd auch in seinem Leitartikel vom 27., wo er der russischen Intervention das große Wort führt. „Wenn wir fremde Hilfe brauchen, müssen wir uns zuvörderst an jene Macht wenden, welche Willens ist, sie uns zu leihen."

— „Wenn wir in der Noth sind, so ist der uns ein guter Freund, welcher uns in unserer Bedrängniß zu Hilfe eilt.“ — „Der absolutistische Russe, der uns hilft, ist uns lieber, als der konstitutionelle Engländer, der am Brande Oestreichs ruhig sein Beafsteak schmort.“ — Das ist alles sehr kindlich und weise, erinnert uns aber unwillkürlich an die Arien Bertrams in Meyerbeers Robert dem Teufel, mit denen er seinen Freund und Schützling im Unglück tröstet, zu dem er selbst das Meiste beigetragen hatte. — Die ministeriellen Blätter haben seit den letzten Unglückstagen in Ungarn schon so vieles eingestanden, über dessen Enthüllung durch die sogenannte Oppositionspresse sie vor Kurzem noch Mord und Zeter riefen, vielleicht ist jetzt der Moment eingetroffen, wo sie auch zugeben, daß die octroyirte Charte nicht jenen Enthusiasmus in den Provinzen hervorrief, den sie durch ihre Correspondenten so hinreißend zu schildern versuchten. Vielleicht gestehen sie ferner, daß alle bisherigen Ordonnanzen des Ministeriums — das Jagdgesetz vielleicht allein ausgenommen — nicht alle wirklichen Patrioten für sich hatten, vielleicht bekennen sie endlich, daß die Oppositionsblätter mit Recht ihre warnende Stimme erhoben, wenn sie sagten: „Auf diesem Wege wird das einheitliche Oestreich nimmer zu Stande kommen, auf diesem Wege kann das kranke Vaterland nicht gesunden.“ Nachdem aber die Oppositionspresse bei jeder Karte, welche die Regierung ausspielte, dieser jedesmal zugerufen hatte: „Ihr seid verzweifelte Spieler, Ihr kennt die Karten nicht, mit denen Ihr handtirt, und reißt uns Alle und Euch mit ins Verderben!“ — ziemt es da dem Lloyd, welcher dergleichen vornehm überhüpfte, in diesem Augenblicke zu fragen: „Was sollen wir denn thun, wenn uns das constitutionelle Europa verläßt, und wir uns selber nicht mehr helfen können?“ — Ziemt es dem Lloyd dann mit bitterem Spott zu sagen: „Helft Ihr uns, Ihr sentimentalen Politiker, die Ihr vor den Russen zurückschreckt wie vor einer Vogelscheuche!“ — Lloyd, Lloyd, der du so weit gereist bist, wirst auch einmal an einem grünen Tisch gestanden sein, wo rouge et noir gespielt ward. Ein Spieler setzt, allen Mahnungen zum Trotz, sein Hab und Gut auf trügerische Karten, endlich ist Alles, Alles verloren. Die Freunde wenden sich schaudernd ab von dem Unglücklichen, und wenn dieser ihnen in einer der nächsten Nächte im Hohlwege als Räuber begegnet und sie mit spitzbübischer Gelassenheit frägt: „Was wollt Ihr, daß ich anders thue, helft mir doch Ihr sentimentalen Freunde, die Ihr vor dem Aeußersten zurückschreckt!“ da freilich werden die Freunde nichts anderes zu sagen haben als: „Du bist verloren, gottloser Mann, wende die Pistole gegen die eigene Brust — für Dein Weib aber und Dein Kind wollen wir ehrlich sorgen.“ — Den Spieler, Lloyd, Du wirst ihn errathen haben. Weib und Kind aber das ist unser Vaterland, das man auf die Karte setzte und — verspielte. Den Spieler geben wir auf, Weib und Kind aber drücken wir an unser Herz, wir werden vereint noch Kraft genug haben, sie zu retten. — Hängt das Wohl Oestreichs an ein paar Männern, die — im besten Falle — sich ver-

rechneten? Hängt das Schicksal des Vaterlandes an der Durchführung eines Programms, einer Charte, die sich, seitdem sie geboren, schon gehäutet hat? — Schieß Dir eine Kugel durch den Kopf, wahnsinniger Spieler, Weib und Kind werden wir retten. Oestreich hat der Freunde genug im freien Europa und hat noch Enthusiasten genug im freien Vaterlande. Für das octroyirte Oestreich aber schwärmen nur Wenige, und diese mit Unverstand, denn auf jene Höhe haben sie sich noch nicht hinauf geschraubt, wo sie ein Ministerium Kossuth-Pinkas-Schuselka für möglich hielten, und zur hypothetischen Möglichkeit eines so gestalteten Centralministeriums muß man wenigstens doch gekommen sein, wenn man von einem einigen und freien Oestreich phantasiren will. — Der Lloyd möge uns nicht wissentlich hier mißverstehen wollen. Wir sind nicht so sentimental-schwärmerisch, um das Ministerium Stadion-Bach-Schwarzenberg durch jene Männer jetzt ersetzen zu wollen; der Lloyd wäre im Stande, uns einen solchen utopischen Gedanken zuzumuthen. Aber wir sagen nur höflich — weil wir nach dem Preßgesetze nicht schmähen dürfen — es thuen uns Männer an der Spitze der Regierung noth, welche etwas weniger Selbstvertrauen und dafür etwas mehr Vertrauen in die Völker Oestreichs besitzen, und um welche sich Oestreichs Jugend mit Enthusiasmus schaaren kann — stark genug gegen jeden Feind von innen und von außen.

Der Lloyd sagt: „Wer uns hilft, dem dürfen wir nicht viel Fragen vorlegen; ob er ein Ketzer, oder ein Rechtgläubiger, ein Constitutioneller oder ein Absolutist ist, kann uns dann gleichgiltig bleiben.“ Ja wohl kann uns das politische und religiöse Glaubensbekenntniß des Helfers gleichgiltig sein, aber ein Blöder ist's, der sich helfen läßt und nicht frägt: „Was soll dein Lohn dafür sein?“ Oestreich sieht bekümmert die Russen ins Land rücken und frägt betroffen: „Um welchen Preis?“ — Zahlbar nach Monaten oder nach Jahren — gleichviel. Oestreich wird ihn zahlen müssen, wenn die Männer, die den Vertrag abgeschlossen haben, schon verstorben oder auf Reisen sind. — Wir trösten uns nicht, daß Oestreich, oder besser gesagt, seine Regierung, mit seiner praktischen Russenansicht unter den freien Staaten nicht allein dastehe. Wäre ein analoges Beispiel aus dem schwarzen Register des Lloyd aufzuweisen, auch dann selbst wär's ein bitterer Trost, aber es ist nicht, es ist Lüge, daß irgend ein freies Volk ein Bündniß mit einer absoluten Macht geschlossen habe, um einen Theil seiner selbst zu pazifiziren.

„Wir sind also gern bereit“, schließt der Lloyd, „russische Hilfe anzunehmen, jedoch auf Bedingungen. Die erste ist, daß sie uns schnell, daß sie uns gleich zu Theil werde; die zweite, daß sie uns in ausreichender Zahl, massenweise zukomme.“ O, es ist zu klug, zu fein, was der Lloyd da sagt. Also wir stellen die Bedingungen und Rußland keine, gar keine? Wirklich? — Wir, die Bedrängten fordern 100,000 Mann und das noch in diesem Monate. Und wenn Rußland nicht will, so — rufen wir die Gesandten zurück, oder wir schmollen mit Petersburg, weil es nicht großmüthig genug war. Und wenn Polen und Deutschland

dann in Brand geräth und einen Kreuzzug gegen die russischen Hilfsvölker predigt, und wenn Oestreich um einen Schritt näher am Abgrunde steht, dann wird der Lloyd wieder fragen: „Warum helft Ihr nicht, sentimentale Politiker?" — Ja wahrhaftig, die ostdeutsche Post hat Recht, wenn sie sagt: „So räsonnirt kein Oestreicher." Was thut's, wenn Oestreich kosakisch wird! Der Redacteur des Lloyd wandert mit seinen Mitarbeitern über die Grenze.

Die Fortschritte der Contrerevolution.

1. Deutschland.

Während der Agitationen für das Erbkaiserthum zerfielen die aus dem Princip hergeleiteten Parteien in landsmannschaftliche Fractionen; die unerwartet feste Haltung, welche das absolutistische Preußen in der seine eigenen Interessen so nahe berührenden Oberhauptsfrage einnahm, hat sie wieder vereinigt. Die gesammten Absolutisten Deutschlands, mit Oestreich und Rußland im engsten Einverständniß, haben ihren alten Bund wieder erneuert, auf der andern Seite halten die Rothen, mit polnischen Flüchtlingen zersetzt, mit Sympathien für die ungarische und italienische Sache sich tragend, gleichfalls zusammen. Kartätschen und Barrikaden sind wieder die Träger der entgegengesetzten Principien. Und in der Mitte dieser todfeindlichen Gegensätze steht unsere eigne, die constitutionelle, nationale Partei, im Zustand der völligsten Desorganisation — wir dürfen uns eine Thatsache nicht verhehlen, die unabweisbar geworden ist.

Die constitutionelle Partei, welche in den einzelnen deutschen Staaten — in Oestreich und Preußen — durch die vereinigten, wenn auch entgegengesetzten Anstrengungen des Radicalismus und der Reaction gefallen war, hatte in Frankfurt in der Weidenbuschpartei ihren bestimmten Ausdruck gefunden, und es schien, als ob der in Preußen siegreiche Absolutismus sich mit ihr verbünden würde. Das Ministerium Manteuffel octroyirte eine Verfassung, in welcher durch Anerkennung des Rechts der Urwahlen die Demokratie befriedigt wurde, während es den Ausschweifungen der Partei einen festen Damm entgegensetzte; es schlug in seinen Noten an Frankfurt und die deutschen Regierungen einen Weg ein, der freilich die demokratischen Centralisationspläne nicht befriedigen konnte, der aber wenigstens den ernstlichen Wunsch, mit der Nationalversammlung in ein gedeihliches Einverständniß zu treten, ausdrückte, und der den altdynastischen Gelüsten Oestreichs scharf genug entgegentrat. Es erfolgte nun der Zusammentritt der preußischen Kammern, in welche unsere Partei das Uebergewicht zu haben schien, gleich

darauf die Constituirung des Centralstaats Oestreich, freilich vorläufig nur auf dem Papier, und in Folge dessen der Welcker'sche Antrag, der durch einen kühnen Griff das Heft des Reiches in die Hände Preußens legen sollte.

Mit dem Fall desselben beginnt eine Reihe von Intriguen, die einen höchst widerwärtigen Charakter an sich tragen, über die man aber nicht hinausgehn kann, wenn man sich über die jetzige Lage der Parteien verständigen will. Die Demokraten, welche für sich die Majorität nicht erlangen konnten, beobachteten die von ihrem Standpunkt aus gar nicht zu verwerfende Taktik, mit den beiden dynastischen Parteien zu handeln, und für den Gewinn realer Freiheitsbestimmungen der einen oder der andern diejenigen dynastischen Formen preiszugeben, welche man gerade begehrte. Die östreichischen Absolutisten hatten die Gemeinheit, auf diesen Plan einzugehen, und, indem sie mit der Linken stimmten, in die deutsche Reichsverfassung eine Reihe von Paragraphen einzuschmuggeln, die nur die Absicht hatten, die Annahme derselben von Seiten des Königs von Preußen unmöglich zu machen. Die constitutionelle Partei stand in diesem Augenblick rathlos; sie hatte auf Preußens Hegemonie die letzte Hoffnung einer energischen Constituirung des Reichs gebaut, und Preußen hat es verschmäht, durch eine bestimmte Erklärung vor der definitiven Feststellung der Verfassung sich darüber auszusprechen, wie es sich zu derselben verhalten wolle. Ob diese Zögerung Perfidie oder Schwäche war, kann mit Bestimmtheit nicht ausgemacht werden; die sogenannte Großdeutsche Partei — als deren Wortführer in Sachsen Herr Professor Wuttke bekannt ist, hat zwar nicht verfehlt, den Erfolg der Weidenbuschpartei den Intriguen der preußischen Politik zuzuschreiben, welche sich dadurch in eine günstige Position habe bringen wollen, wenn sie gleich entschlossen gewesen sei, die auf solche Weise erschmeichelte Kaiserkrone nicht anzunehmen; allein trotz des Dunkels, mit dem unsere modernen Diplomaten sich umgeben, scheint uns doch die Ehrlichkeit solcher Männer, wie Brandenburg und Manteuffel, zu unzweifelhaft, als daß wir ihrem Verfahren den Verdacht einer offenbaren Ehrlosigkeit unterschieben sollten, wir finden vielmehr, daß diese Partei durch die Motive, die sie ihrem Gegner unterschiebt, sich selber charakterisirt. Es scheint alles darauf hinzudeuten, daß das preußische Cabinet bis zur letzten Stunde unschlüssig war, und zu einer bestimmten Entscheidung erst dann kam, als die Bewegung für das Erbkaiserthum einen entschieden demokratischen Charakter angenommen hatte.

Der Weidenbuschpartei blieb nichts anderes übrig, als auf der Ausführung der Verfassung, für welche sie ihre Ehre verpfändet hatte, zu bestehn. Sie stützte sich auf die constitutionellen Vertreter der einzelnen Stämme, die nun sich überall in ihrem Sinne aussprachen; freilich aber dadurch auch Elemente in die Partei brachten, die ihr bis dahin fremd geblieben waren. So wurden z. B. wir in Sachsen, die wir bisher auf Seite der Regierung gegen die radicalen Kammern gestanden hatten, in eine gemeinsame Opposition gegen die Regierung gedrängt.

Verfolgen wir nun die Fortschritte der Parteibildung.

In Baiern und Hannover werden die Kammern vertagt. Die Nationalversammlung sendet durch die Reichsgewalt Commissaire an die einzelnen Regierungen, um sie zur nachträglichen Anerkennung der Verfassung zu vermögen und sie aufzufordern, der gesetzlichen Stimme der Landesrepräsentanten ihr Ohr nicht zu verschließen. Als Antwort darauf werden in Preußen, Sachsen und Hannover die Kammern aufgelöst; Herrn Bassermann wird in Berlin die Thür gewiesen, mit dem Ersuchen, sich in die innern Landesangelegenheiten gefälligst nicht mischen zu wollen; dasselbe geschieht in Dresden mit Herrn v. Watzdorf, in München mit Herrn Matthy, nur daß Herr v. d. Pfordten, wie es bei untergeordneten Agenten der Fall zu sein pflegt, noch etwas unhöflicher ist, als Graf Brandenburg.

Den gesetzlichen Vertretern des Landes ist nun der Weg verschlossen. Einzelne Kammermitglieder sammeln sich in Frankfurt, um aus der Entfernung, dem Mittelpunkt der Bewegung, auf ihre Heimath zu influiren. Dagegen treten zuerst die östreichischen Abgeordneten, dann ein Theil der bairischen und noch andere aus der Nationalversammlung aus. Sie beschließt, um nicht ganz auseinander zu fallen, die Zahl der zur Giltigkeit eines Beschlusses erforderlichen Mitglieder zu reduciren, und das Präsidium zu ermächtigen, an jedem beliebigen Ort den Reichstag auf's Neue zu versammeln.

Die Coalition der Linken mit den Centren ist schon gelöst. Die Linke, gestützt auf die allenthalben gebildeten demokratischen Vereine, verlangt einen Aufruf an's Volk zur zweiten Revolution; sie verlangt die augenblickliche Vereidigung des Militärs auf die Verfassung. Diese Anträge werden verworfen, „weil nur durch die Regierung auf die Soldaten eingewirkt werden könne.“ Die rechte Seite schmeichelt sich noch, die Regierungen gewinnen zu können, nachdem ihre Agenten überall hinausgeworfen sind.

Dagegen beschließt sie, den neuen, nach der Verfassung zusammengesetzten Reichstag auf einen bestimmten Tag auszuschreiben. Als Antwort erläßt das preußische Cabinet an die Oberpräsidenten den Befehl, jedem derartigen Ansinnen mit der ganzen Strenge des Gesetzes zu begegnen.

Die Bewegung beginnt einen gewaltthätigen Charakter anzunehmen. In Würtemberg gelingt es, durch die Vereinigung des Ministeriums mit den Kammern wenigstens die Form des gesetzlichen Ganges zu wahren. Der König fügt sich nach längerem Sträuben dem Willen des Volks. Darauf richtet Preußen an sämmtliche Fürsten eine Circularnote, worin es sie zu einer Conferenz nach Berlin einladet, um die Reichsverfassung zu octroyiren und innerhalb derselben einen Sonderbund (politischen Zollverein) unter preußischer Hegemonie, mit vorwiegender Richtung gegen den Radicalismus, zu errichten, und worin es jeder Regierung zum Kampf gegen ihre Völker Waffenhilfe verheißt. Die Deutsche Reform, das Organ der herrschenden Partei, erklärt, daß an Transaction nicht weiter zu denken

sei, das Schwert müsse entscheiden, und sie hoffe nur, die Entscheidung werde nicht allzublutig sein — eine Hoffnung, die bekanntlich bei der Unterdrückung des Wiener Octoberaufstandes Herr Welcker, der damalige Reichscommissar, gleichfalls getheilt hatte.

Das Reichsministerium erklärt dieses Versprechen Preußens für ungesetzlich; nur der Centralgewalt stehe es zu, über die Verwendung von Truppentheilen des einen Staats in dem andern zu verfügen. In Folge dieser Erklärung rücken preußische Truppen in Dresden ein, um den eben ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen, preußische und östreichische Truppen nähern sich der Rheinpfalz, wo ebenfalls ein Aufstand zu Gunsten der Verfassung bevorsteht.

Was thut unter diesen Umständen die Centralgewalt? Sie schickt auf's Neue Commissarien an die betreffenden Punkte, deren Wirksamkeit noch dadurch gehoben wird, daß sich der Träger der Centralgewalt in einem Privatschreiben an den König von Würtemberg mit dem Princip der Vereinbarung vollkommen einverstanden erklärt.

Inzwischen bekämpft der Kaiser von Oestreich mit Hilfe russischer Truppen die ungarischen „Heiden", seine rebellischen Unterthanen.

Die blutigen Ereignisse in Sachsen scheinen nun derjenige Punkt zu sein, um welchen die vollendete Contrerevolution sich crystallisiren wird. Die gesetzlichen Mittel, die Regierung von ihrem bisherigen Wege abzuwenden, waren für den Augenblick erschöpft. Dennoch war es, so lange die Regierung noch durch keinen offenen Schritt angedeutet hatte, sie wolle von der sächsischen Verfassung abgehen, ein Verbrechen, zum Aufstand zu schreiten, um so mehr, da man zu denselben die unreinen Elemente, von welchen man sich bis dahin strenge gesondert hatte, heraufbeschwören mußte. Durch die Einsetzung einer provisorischen Regierung trat der Aufstand in Dresden aus allen constitutionellen Schranken; in Leipzig schrieen die Sturmvögel der rothen Republik ihre wilden Schaaren zusammen, bei deren Bekämpfung es sich nicht mehr um ein politisches Princip, sondern um die letzten Fundamente der gesellschaftlichen Ordnung handelte. Es waren zum Theil entlassene Zuchthaussträflinge, die man auf der Barrikade einfing. Die Stadt, deren Behörden im Anfang soweit gingen, sich für neutral zu erklären zwischen der Regierung und der Insurrection, ist nun durch eine sehr natürliche Reaction wieder im extremsten Sinne conservativ geworden.

Unter diesen Umständen bleiben der Nationalversammlung nur zwei Wege. Entweder stellt sie sich offen an die Spitze des Aufstandes oder sie unterhandelt mit den Regierungen und geht im Wesentlichen auf deren Vorschläge ein. Sie wird keinen von beiden wählen. An dem ersten hindert sie ihr gesetzlicher Sinn; sie müßte, wie die Franzosen in Canada gegen die Engländer, die wilden Rothhäute bewaffnen und diese Verantwortung kann sie nicht tragen. Von dem zweiten hält sie ihr Ehrgefühl zurück. Jeder Mittelweg aber entscheidet den Sieg der Contrerevolution.

Er wird den Siegern nicht zu Gute kommen. Sie sind eben so wenig productiv als die Republikaner. Sie können mit ihren Heeren den Aufstand bändigen, aber sie können den wankenden Staatsorganismus nicht wieder in seine Fugen einrücken. Entweder halten sie bei der Verfassung, an die sie gleichfalls durch ihre Ehre gebunden sind, und dann erliegen sie auf eine gesetzliche Weise der Demokratie; oder sie wagen einen neuen Staatsstreich und damit ist der letzte Rest des Rechtsgefühls in der Nation untergraben und die Revolution nur auf kurze Zeit vertagt, die durch eine weise Anordnung der Umstände bereits hätte beendigt sein können.

2. Italien.

Es ist ein leidiger Trost, wenn wir das Joch, unter dem wir seufzen, auch auf Anderen lasten sehen. Unser Freiheitstraum ist nicht schneller verflogen, als der Rausch unserer Nachbarn im Süden und Westen. Eine Armee der französischen Republik identificirt auf italienischem Boden Republik mit Anarchie und erklärt die freien Städte in Belagerungszustand, um das göttliche Recht des Papstes, von frechen, heidnischen Unterthanen verletzt, wieder herzustellen. Die Nationalversammlung, der ganz reactionären Regierung gegenüber im Geruch eines extremen Radicalismus, erklärt sich mit 423 gegen 226 Stimmen für das Fortbestehn des Preßzwanggesetzes und unterwirft die Presse Cautionen, die noch bei uns unerhört sind. Sie genehmigt die Schließung der Clubs, also die dauernde Suspension des Vereinigungsrechtes. Herr Falloux, Cultusminister, erläßt an die naseweisen Schullehrer ein Circular, das Eichhorn nicht besser hätte abfassen können. Eine partielle Amnestie der politischen Verbrecher, eine Mäßigung der massenweisen Deportationen, wird als Gnadenact am Jahrestag der Republik der Nation ins Gesicht geworfen. In der auswärtigen Politik waltet die alte dynastische Intrigue, im Innern dreht sich das Hauptinteresse um die persönlichen Angelegenheiten des neuen Hofs, der Familie Bonaparte. Wie in Oestreich, dominirt der Wille der Feldherrn, nur daß neben ihnen noch die Herren von der Börse und ihre Agenten das Wort führen. Die gesammte Reaction, mit welchem königlichen Portrait sie sich auch ausstaffiren möge, sammelt sich um die Doctrinärs des alten Regiments. Für die socialistischen Fragen, in denen man die eigentliche Productivität der neuen Staatsumwälzung sah, hat man weiter keine Antwort, als Gefängniß, Geldstrafen und die Carricaturen des Charivari. Dem forcirten Pathos der modernen Gläubigen, P. Leroux, Proudhon und wie sie heißen, stellt sich der rohe Cynismus der Besitzenden entgegen. Für die staatliche Organisation ist gerade so wenig geschehen, als unter Guizot, und wäre man nicht durch die Wahl unter verschiedenen Dynastien in Verlegenheit gesetzt, schon längst wäre das Palladium des souveränen Egoismus wieder auf dem Altar des Vaterlandes aufgerichtet.

In Frankreich hatte die Bewegung den einzigen Zweck, eine volksthümliche Regierung herzustellen; in Deutschland kam dazu die schwierige Aufgabe, die Staatseinheit der Nation zu gründen. In Italien wurde beides erschwert durch den Einfluß, den ein fremder Kriegerstaat über die Politik der Halbinsel ausübte. Von den beiden Parteien, welche seit Jahren für die Unabhängigkeit Italiens arbeitete, hatte die revolutionäre, repräsentirt durch Mazzini, für den Augenblick immer die meisten Chancen, denn es war nichts leichter, als die ganz kraftlosen Regierungen durch einen raschen Stoß umzuwerfen; allein das Volk militärisch zu organisiren, um es gegen die Restauration von Seiten Oestreichs zu schützen, dazu hatte sie keine Kraft. Die Hoffnungen der echten Patrioten, die über den Augenblick hinausblickten, knüpften sich also an diejenige Partei, welche sich mit unserer erbkaiserlichen vergleichen läßt. Der Abbate Gioberti ist ihr vorzüglichster Vertreter. Sein Plan ging auf die Gründung eines Bundesstaates unter der Hegemonie eines kriegerischen Königthums. Dieses Königthum konnte nur dem einzigen militärisch organisirten Staat und seinem Fürsten, dem „Schwert Italiens" zufallen. Der geringe Erfolg des vorigen Jahres hatte die Hoffnungen Carl Albert's nicht gebrochen, er setzte noch einmal die Existenz seines Staates für seinen Ruhm und für die Unabhängigkeit Italiens ein, und verlor. In drei blutigen Tagen vernichtet der greise Radetzki (20.—23. Mai) die Streitkräfte der Piemontesen, und der neue König mußte das Reich mit einem demüthigenden Waffenstillstand, mit der Auflösung der nationalgesinnten Kammern und der Bekämpfung seiner eigenen Stadt Genua eröffnen. Sardinien ist nun in die Reihe der von Oestreich abhängigen Kleinstaaten gezogen und nur Eines kann es retten, die Unmäßigkeit des Siegers. Seit der rücksichtslosen Besetzung von Alessandria durch die Oestreicher (24. April) sind die Unterhandlungen vorläufig abgebrochen, und weniger die Intriguen Gioberti's in Paris, als die Erfolge der östreichischen Waffen in Ungarn werden nun entscheiden, ob das westliche Europa sich in den Kampf des Absolutismus und der Republik in der Halbinsel einmischen wird.

Nur eine Stadt der Lombardei hatte sich durch den Krieg verleiten lassen, von Oestreich abzufallen; Brescia wurde mit blutiger Geißel gezüchtigt (1. April). Die Schnelligkeit der Kriegsoperationen ließ in der übrigen Lombardei keinen Gedanken an Wiederstand aufkommen. Gleich nach dem Sieg über die Piemontesen wurden die kleinen von Oestreich abhängigen Fürstenthümer — Parma, Modena — restaurirt. In Toscana war die Bewegung über ihre natürlichen Grenzen hinausgegangen, das liberale Ministerium hatte sich, von den Demagogen gedrängt, in ein republikanisches verwandelt, ohne sich doch der zu Rom versuchten italienischen Centralisation anzuschließen. Wenn in der ersten Aufregung über die Ereignisse in Oberitalien Guerazzi (27. März) zum Dictator ernannt wurde, so war das eine künstliche Anspannung; die Reaction ging auf natürliche Weise von dem Volke selbst aus, das sich theils vor den Republikanern aus den untern Volksschichten,

theils vor den Oestreichern fürchtete. So erfolgte den 12. April die Restauration des Großherzogthums und gleich darauf die Auflösung der Kammern, nur in Livorno behauptete sich die Republik, aber auch hier nur durch das Proletariat.

Auf Sicilien hatte man die besten Hoffnungen gesetzt. Während des vorigen Aufstandes hatte das Volk einen tüchtigen Sinn und eine Entschlossenheit gezeigt, die eine seltene Erscheinung bei den Italienern ist. Die Entschiedenheit, mit welcher die Regierung und das Parlament im März die Vermittelungsvorschläge der englischen und französischen Bevollmächtigten verwarfen, ließ einen ernstlichen Kampf erwarten, und das Erstaunen war daher nicht gering, als im Lauf von noch nicht 14 Tagen ganz Sicilien sich ohne eine Schlacht der Discretion des Königs von Neapel unterwarf. Den Polen, welche hier wie in Sardinien, wie in allen Kriegen gegen den Absolutismus sich am Commando betheiligt hatten, blieb nichts übrig, als sich nach Frankreich zurückzuziehn.

So ist das letzte Asyl des „freien Italiens" — wenn wir Venedig ausnehmen, dessen ernstliche Belagerung jetzt gleichfalls durch den Eroberer von Brescia, F. M. Haynau, beginnt — die alte Hauptstadt der Christenheit. Hier hat der Radicalismus sein höchstes Ziel erreicht; man hat die Bannbulle des frommen Pius verlacht, und das ehemalige Haupt des jungen Europa, der Chef aller geheimen Verbindungen, die seit 20 Jahren die Grundvesten der alten Legitimität unterwühlten, steht an der Spitze der Republik. Wahrscheinlich ist der kurze Traum schon in diesem Augenblick vorüber; unsanft gestört von einer Seite, wo man es am wenigsten erwartet. Die französische Republik, welche mit der Versicherung debutirte, allen Völkern durch „friedliche Mittel" zur Erwerbung ihrer Freiheit zu verhelfen, beginnt ihre Thätigkeit damit, das Papstthum zu restauriren. Die Phrasen, mit denen der in den Formen der jüngsten Philosophie geschulte Mazzini reichlich umzugehn weiß, werden gegen die Bajonnette des alten Napoleonischen Marschalls nicht weit ausreichen, und die Wiege der italienischen Erhebung wird auch ihr Sarg sein.

Aus Leipzig.

Die Ostermesse stand hier im schönsten Flor, da flog durch die Menschenmassen und Budenreihen die finstre Nachricht, in Dresden sei Aufstand losgebrochen, man kämpfe gegen das Militär, die hiesige Garnison solle auf der Eisenbahn nach Dresden geschafft werden. Aufgeregte Volkshaufen wogten um den Bahnhof und durch die Nachbarstraßen, die Schienen wurden aufgerissen, um den Abzug der Schützen zu verhindern, welche auf einem Umwege außerhalb Leipzig die Bahnlinie zu erreichen wußten; das Frankfurter Thor wurde durch Lastwagen verrammelt, weil man den Einzug von Preußen aus Merseburg oder irgend woher

befürchtete. Das war der Anfang von vier unruhigen Tagen. Die Nachrichten aus Dresden erhielten eine athemlose Spannung, die Sprecher der demokratischen Vereine schürten in der Masse, allerlei Gesindel, welches zu Meßzeit in dem wohlhäbigen Leipzig zahlreicher ist, als sonst, lärmte mit den wenigen Exaltirten Leipzigs durch die Straßen. Ein Waffenladen ward vom Pöbel erbrochen und in der Nacht vom Sonntag zum Montag floß in dem Kampf der Communalgarde gegen die Tobenden Menschenblut im Straßenkampfe. Der Kravall in Leipzig war so unmotivirt, planlos und schädlich als möglich, die Communalgarde und der Magistrat hatten ihre deutsche Gesinnung erklärt, ein Feind der deutschen Einheit war in der Commune Leipzig gar nicht zu bekämpfen. Dagegen wurde durch diese Aufregung Vieles verloren. Außer mehr als einem tüchtigen Menschenleben, die Einkünfte aus einer großen und glänzenden Messe, welche in ihrer besten Zeit aufgehoben werden mußte, und was noch höher anzuschlagen ist, ein Theil des Selbstgefühls und des Gewichts, welches Leipzig in die Waagschale des Parlaments zu werfen hatte. Zwar hat die hiesige Communalgarde mit ehrenwerther Ausdauer für Ordnung und Gesetz gestanden, und fünf Nächte hindurch die Pflichten eines treuen Wirths gegen ihre Gastfreunde und deren Güter männlich erfüllt; aber die Vorsteher der Commune ließen sich durch das Drängen der exaltirten Partei doch zu einem Schritt verleiten, welcher mild gesagt, unklar war; sie stellten die Gemeinde Leipzig durch Absendung eines Commissars nach Frankfurt und durch öffentliche Erklärung „bis zu Austrag der Conflicte zwischen Krone und Volk" unter den Schutz der deutschen Centralgewalt. Was sollte das heißen? — Keine Commune, und sei sie die mächtigste, hat das Recht sich in solcher Weise von ihrer Landesregierung loszulösen, so lange diese verfassungsmäßig besteht. Und bestand die Regierung Sachsens nicht sowohl factisch, als zu Recht, trotz dem Aufstand in Dresden? — Das kann von keiner Partei geleugnet werden. Die Krone Sachsens hat die Anerkennung der Frankfurter Verfassung verweigert und deshalb die Kammern aufgelöst. Für die Anhänger des Frankfurter Parlaments, welche die Ueberzeugung haben, daß erst durch die gemeinsame Einwilligung der Regierung und der Landeskammer die deutsche Verfassung für den einzelnen Staat Rechtsgiltigkeit erhalte, ist das Recht der Krone, in diesem Fall durch Auflösung der Kammern und neue Wahlen an das Volk zu appelliren, ganz unzweifelhaft und der gesetzliche Weg, den Volkswillen in den neuen Kammern auszudrücken, ganz unzweifelhaft; für die Entschiedenen aber, welche erklären, daß die Publikation der Reichsverfassung im Centralgesetzblatt allein, auch ohne Beistimmung der Landesregierungen und Landeskammern und also ohne Publication derselben in den Landesgesetzblättern ausreiche, die Reichsverfassung rechtsgiltig zu machen, ist die Berechtigung sich gegenwärtig von ihrer Landesregierung loszusagen, um nichts größer. Zwar ist von ihrem Standpunkt aus jede Weigerung der Landesregiernngen eine gesetzwidrige Handlung, aber da sie die Ober-

gewalt des Centralparlaments und seiner Executive, des Reichsministeriums, so hoch fassen, müssen sie auch die Beschlüsse dieser höchsten Autorität über die Schuld und Strafe der ungesetzlichen Handlung abwarten, und haben nicht das geringste Recht, sich in That oder Wort eigenwillig und voreilig von ihrer Landesregierung abzulösen. Weder hatte Dresden auch von diesem Standpunkt aus das Recht die Waffen zu ergreifen, noch Leipzig, sich durch eigenmächtige und willkürliche Erklärung von einer unpopulären Regierung abzulösen. Auch praktisch nützlich war die Erklärung nicht, denn was hätte die Centralgewalt der Stadt Leipzig für einen Schutz gewähren können? Reichstruppen? Auch die Braunschweiger sind noch nicht vereidet. Oder einen neuen Reichskommissar nach dem Königstein? Es ist keine Hoffnung, daß der etwas ausrichten werde. Leipzig mußte sich selbst helfen gegen seine innren Feinde, und das hat es endlich auch gethan, und in dem Kampf gegen die Krone durfte die Gemeinde nicht zweifelhaft sein, welchen Weg sie zu gehen habe. Es ging aber, wie es in der Eile und im großen Eifer auch dem Guten zu gehen pflegt, man suchte nach einer Phrase, um sich und Andere zu beruhigen.

Wenn übrigens jene Erklärung der Gemeinde, wie wir hören, ein Grund ist, daß Leipzig seinen tüchtigen Oberbürgermeister Klinger verliert; wenn er wirklich wegen seiner Neigung zum Radicalismus von den ehrenwerthen ältlichen Herren zur Niederlegung seines Amtes gedrängt wurde, so bedauern wir seinen Abgang herzlich, denn wir halten ihn für ein Unglück Leipzigs. Wohl möglich, daß Klingers ehrenwerthe Gesinnung sich inmitten des kraftlosen und hastigen Parteitreibens nicht immer freien Blick und Ruhe erhalten hat, wie viele von uns können sich dessen rühmen? — aber er ist ein Mann von Talent und versprach ein politischer Charakter zu werden und an den alten grauen Motten, welche durch die letzten harten Schläge in Leipzig aufgeschreckt, um den Rathstisch herumflattern, läßt sich weder Talent, noch Charakter, noch irgend etwas bemerken, als Unfähigkeit.

Die Grenzboten haben ihr leichtes Zelt in der Gemeinde Leipzig aufgeschlagen, auch sie haben der Stadt für gastliche Aufnahme und vielen Einzelnen für menschliches Wohlwollen zu danken. Und so sei es uns gestattet, an die Bürger Leipzigs ein ehrlich gemeintes Wort zu richten. — Dieser Frühling hat über Teutschland den Anfang eines ungeheuern Kampfes gebracht, in welchem die deutschen Völker vor der Welt den Beweis zu führen haben, ob sie Männer mit Vernunft, festem Willen und praktischen Forderungen, oder ungeschickte Poeten und schwache Träumer sind, ob der alte Drang nach deutscher Einheit eine unnütze Phantasterei oder ein tiefes Bedrängniß edler Naturen war. Was die Besten der deutschen Nation lange ersehnt, das hat die Blüthe deutscher Kraft zu Frankfurt durch die Thätigkeit eines Jahres der Wirklichkeit nahe gerückt, aller Idealismus, alles Selbstgefühl der Völker hat sich an das Frankfurter Parlament gehängt, die deutsche Verfassung ist durch unsere gesetzlich gewählten Vertreter auf

rechtsgiltigem Wege zu Stande gebracht worden, unter den schwierigsten Verhältnissen, eine Riesenarbeit für ein edles, aber politisch ungebildetes Volk. Durch Blut und Irrthümer, durch Zweifel und Täuschungen schritt unsere Nationalversammlung eifrig und ehrlich in dem Wege des Rechts und der Gesetzlichkeit vorwärts. Jedes gute Wort, das in Frankfurt gesprochen, jeder Beschluß der dort gefaßt wurde, war unser, wie auch der Parteistandpunkt ihn grade beurtheilte; wir waren ein Jahr lang wirklich ein einiges Volk und troz allerlei Unglück des Privatlebens war das lezte Jahr das größte, welches die deutschen Völker seit langer Zeit erlebt, ist die Verfassung unsere größte That seit langer Zeit. Es kommt jezt gar nicht mehr darauf an, ob alle Bestimmungen der Verfassungen alle Parteien befriedigen, die Verfassung ist nach Recht und Gesetz geschaffen, durch unser Herzblut, durch unsere Thränen, unsere Liebe geweiht, sie gehört uns und wir ihr. Jezt gilt es, ihr Gesetzeskraft zu verschaffen, die Regierungen weigern sich, sie anzuerkennen, die Souveräne und ihre Hausmacht stehen gegen die Völker. Unsere Pflicht ist, die Souveräne zur Anerkennung zu zwingen.

Das ist die Pflicht der einzelnen Völker, der Sachsen, Preußen, Hannoveraner und Baiern. Das Frankfurter Parlament hat der Hausmacht der einzelnen Regierungen gegenüber keine andere Waffe, als die Sympathien der Völker. Und wie das Parlament im letzten Jahr für uns gearbeitet hat, so ist jezt die Zeit gekommen, wo wir, die deutschen Männer, für das Parlament arbeiten müssen. Erwartet jezt von Frankfurt keine diktatorischen Beschlüsse, es wäre unweise und schädlich, wenn das Parlament jezt viel mehr thäte, als in würdiger und fester Haltung der Nation zu vertrauen. — Wie man auch das Recht der Nationalversammlung gegenüber den einzelnen Staaten fassen möge, faktisch ist bereits der Weg eingeschlagen worden, daß die einzelnen Staaten ihre Stellung zu der Verfassung erklärten, also das Recht in Anspruch nahmen, sich darüber zu entscheiden. Daß dies in der That ihr Recht sein müsse, ist nebenbei gesagt, unsere Ansicht, aber wohlgemerkt, ein Recht der Staaten, d. h. der Regierung und ihrer Volkskammern zusammen, keinenfalls der Regierung allein. Wenn also in einem Staat, wie in Sachsen, Preußen und Hannover die Kammern die Anerkennung der Reichsverfassung ausgesprochen haben und die Regierung sich weigert, diese Anerkennung zu bestätigen, so tritt für die Bürger des einzelnen Staates das Recht ein, im verfassungsmäßigen Wege den Widerstand der Regierung zu beseitigen. Zunächst in den neuen Kammern. Verfassungsmäßig müssen in den einzelnen Staaten die neuen Kammern in kurzer Zeit zusammentreten. Wahrscheinlich werden die Regierungen bis dahin alle Mittel aufbieten, das Frankfurter Parlament unschädlich zu machen. Was sie auch durch Anwendung von Gewalt wagen mögen, die Verfassung können sie nicht vernichten, sie ist in Recht und Gesetz gemacht und Eigenthum der deutschen Nation. Die nächsten Kammern werden die Rechtsgiltigkeit derselben von neuem auszusprechen haben. Weigert

sich dann die Krone noch, so tritt der Fall ein, wo das absolute Veto, welches nach den Verfassungen ihr Recht ist, auch ihr Verhängniß wird. Das suspensive Veto macht eine constitutionelle Lösung der Conflicte zwischen Kammern und Krone sicher, das Volk weiß, daß die Krone durch zwei Legislationen das Recht hat, dem Volkswillen zu widerstehen und hat unter allen Umständen die Pflicht, dies Recht zu ehren. Das absolute Veto faßt den Begriff der Majestät so hoch, daß es die Versöhnung eines Gegensatz zwischen Krone und Volkswillen der Intelligenz des Souveräns vertrauensvoll überläßt. Wenn aber den Souveränen, wie gegenwärtig der Fall ist, das Verständniß für die Forderungen des Volkes fehlt, so tritt der unlösbare Gegensatz zwischen dem gesetzlichen Recht des Volks und der Krone in so schneidender Schärfe hervor, daß eine Versöhnung im Gleise des Gesetzes unmöglich wird; dann kämpft Gewalt gegen Gewalt; wenn die Krone dann Gewalt nicht scheut, die Bürger Leipzigs werden sie nicht fürchten. —

So ist in dem großen Kampf der Gegenwart auch dem sächsischen Volk seine Rolle zugetheilt. Die neuen Kammern haben die Anerkennung der Reichsverfassung von neuem von der Krone zu verlangen. Verweigert der besonnene und ehrliche Mann, welcher gegenwärtig Sachsens Krone trägt, auch dann die Anerkennung, so werden sie ihm den Wunsch des Volkes vorzutragen haben, von einer Stellung freiwillig abzudanken, in welcher seine Ueberzeugungen mit denen des Volks nicht länger bestehen können. Verweigert er auch das, so wird durch Auflösung der Kammern und daraus hervorgehende Verweigerung der Steuern der Staat aufgelöst und eine neue blutige Katastrophe wird Sachsen mit den Bruderstämmen zusammenkitten. Hoffen wir, daß es zu diesem Letzten, Furchtbaren nicht kommen wird, wenn die Krone aber eine solche Katastrophe herbeiführen sollte, dann komme die Schuld des Blutes über das gekrönte Haupt. Leipzig wird dann seine Schuldigkeit thun, wie es jetzt für Gesetz und Ordnung seine Pflicht gethan hat. Wenn endlich die Souveräne wagen sollten, die Kammern nicht in der gesetzlichen Frist zusammen zu berufen oder eigenmächtig die Verfassung zu verändern, so haben sie die Constitution gebrochen und sind Verbrecher gegen das Gesetz. Das gilt auch von Preußen, denn obgleich die Verfassung dort noch nicht beschworen ist, besteht sie doch zu Recht, und *das Wahlgesetz ist ein Theil der Verfassung.* — Die jetzigen vereinzelten Aufstände, wie in Dresden, waren nichts als *gesetzlich unberechtigte* Gährungen eines unbesonnenen Taumels, und die Regierung war *noch* in ihrem vollen Recht, sie zu bekämpfen.

Man ist auch hier in Leipzig geneigt, den beginnenden Kampf mit Mißmuth und Bangigkeit zu betrachten. Die Grenzboten können diese Stimmung nicht theilen. Das Parlament hat abgeblüht, eine seltene Blüthe, die aus unseren Herzen hervorgeschossen ist. Was thut's? Die Frucht ist uns geblieben, ihre Verfassung, und wir haben zu sorgen, daß sie Wurzel schlägt und ein Baum daraus wächst, unseren Kindern zu Freude und Schutz. — Wir haben lange genug die Hände in den Schooß gelegt und zugesehen, wie unsere Brüder in Frankfurt für uns gestanden haben, jetzt sollen wir uns selbst regen, um das Größte durchzusetzen. Bei Gott, das ist Freude und Ehre, aber kein Grund zur Trauer! Oder meintet ihr, daß die Freiheit und ein gesetzliches Gedeihen von Oben herab dem Unthätigen in den Schooß fallen würde? Diese höchsten Güter werden nur durch Mühe erworben, durch Falten auf der Stirn und schwielige Hände. Wir würden sie nicht über Alles lieben, wenn sie wohlfeiler werden. —

Was ihr aber auch thun müßt, ihr Bürger von Leipzig, *ein* heiliges Schwert haltet fest, so lange ein Stück davon auf der Welt ist, das Recht! —

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von *Friedrich* Andrä.

Preußische Briefe.

Dreizehnter Brief.

Aristoteles und das octroyirte Wahlgesetz.

Die Partei des guten alten christlichen Staats, welche bisher meistens nur auf populäre Weise das Volk aufgefordert hatte, die „infamen Judenbengel," die es gegen seinen allergnädigsten König und Herrn aufwiegelten, tüchtig durchzuprügeln, fängt plötzlich an, sich auf das Gebiet der heidnischen Gelehrsamkeit zu verirren. Die „Deutsche Reform" erklärte in einem Artikel, der mit „Land! Land!" anfing, die Gutgesinnten könnten sich jetzt einem ungetrübten Entzücken überlassen, da die Regierung entschlossen sei, die Urwahlen, die sie octroyirt, durch eine neue Octroyirung wieder aufzuheben, und motivirte die Rechtsgiltigkeit eines solchen Staatsstreichs aus dem grimmen Heiden Aristoteles. Selbst dieser von Gott verlassene Mensch, der von den Wahrheiten des christlichen Staats und der in demselben begründeten Ungleichheit der Menschen noch nichts wissen konnte, hat durch eine gewisse Vorahnung des himmlischen Lichts, wie es der barmherzige Gott von Zeit zu Zeit auch in die Brust Ungläubiger fallen läßt, die Entdeckung gemacht, daß es drei Klassen von Menschen gebe, die hochbesteuerten, die mittelbesteuerten und die niedrigbesteuerten. Auf diese Grundregel fordert die Deutsche Reform das Publikum auf, seine gespannte Aufmerksamkeit zu richten, und deducirt nun folgendermaßen. Die Gerechtigkeit verlangt, daß im Repräsentativstaat Alle vertreten sein sollen, da es nun aber drei verschiedene Menschenklassen gibt, so wäre es eine himmelschreiende Bevorzugung Eines Standes, sämmtliche Klassen bei der Wahl durcheinander zu mischen; dem könne man dadurch abhelfen, daß man jede Klasse für sich wählen lasse.

So innig ich nun auch von der Richtigkeit dieser Beweistheorie durchdrungen bin, so glaube ich doch, daß die Deutsche Reform nicht weit genug geht. Es gibt nämlich nicht drei Menschenklassen, sondern sechs. Die Deutsche Reform hat sich an eine falsche Autorität gewendet. Aristoteles war eigentlich eine gemeine Seele; zwar hatte er seinen plebejischen Ursprung anscheinend durch seinen Hofdienst bei dem gesalbten Monarchen Alexander dem Großen in Vergessenheit ge-

bracht, aber naturam expellas furca, tamen usque recurrit! der Hofphilosoph ließ sich mit den rothen Republikanern von Athen, dieser zum großen Theil aus Jacobinern zusammengesetzten ultrademokratischen Stadt in hochverrätherische Umtriebe gegen seinen König und Herrn ein, und wurde daher mit Schimpf und Schande cassirt. Wie kann die Deutsche Reform einen Wühler als Autorität citiren! Hinter dem gleisnerischen Anstrich einer guten conservativen Meinung versteckt sich dieselbe verruchte Gesinnung, die seit Klisthenes fluchwürdiger Auflösung der alten Phylen die Geschichte Athens zu einem beklagenswerthen Gewebe unausgesetzter Meuterei und perennirenden Hochverraths gemacht, wie sich die Deutsche Reform aus den Schriften ihres Freundes, des Professor Heinrich Leo, des Breiteren darüber belehren kann.

Vielleicht erinnert sich die Deutsche Reform aus ihren Jugendjahren an den römischen Schriftsteller T. Livius, den man in Secunda zu exponiren pflegt. In diesem Autor, der jedenfalls populärer ist, als der häufig unverständliche Stagirit, hätte sie eine viel höhere Staatsform finden können, als ein philosophirender Dilettant sie bieten kann: ich meine die Verfassung des Königs Servius Tullius, welche dieser Monarch mit der seinem Hause angestammten Erbweisheit (seine illegitime Geburt thut nichts zur Sache) seinem Volk octroyirt hatte, und welche seitdem im römischen Staat zu Recht bestand, selbst nachdem das Königthum von Gottes Gnaden aufgehoben war. Diese Verfassung, mit zeitgemäßen Reformen, dem preußischen Staat zu Grunde zu legen, wäre nicht nur dem Princip entsprechender — weil hier eine concrete historische Basis vorliegt, bei Aristoteles ein bloßes Ideal — sondern auch zweckmäßiger für die gute Sache der conservativen Partei. Es müßten in jedem Kreise durch die Steuerkataster die Angehörigen der sechs Classen ermittelt werden. Jeder Kreis stellt 192 Wahlmänner, wovon die erste Classe — die Millionäre — 97 erwählt, die andern Steuerklassen 95, die letzte, die Proletarier, die capite censi, weil wir doch einmal Christen sind, nach der günstigsten Interpretation Einen. Diese Wahlmänner wählen nach absoluter Stimmenzahl die betreffenden Deputirten. Wenn daraus nicht eine conservative Kammer hervorgeht, dann kann Herr v. Manteuffel sich niederlegen in die Gruft seiner Ahnen, und ausrufen: Ich verstehe meine Zeit nicht mehr.

Die Bezugnahme auf die Centurien hätte noch einen andern Nutzen, was die Rechtsgiltigkeit einer neuen Octroyirung betrifft. Im preußischen Staat besteht zu Recht, was durch das Landrecht und die Gesetzsammlung in der Deckerschen Wirkl. Geh. Hofbuchdruckerei publicirt ist. Die Schriften des Aristoteles gehören nicht dazu, wohl aber das mit der Verfassung vom 5. December gemeinsam octroyirte Wahlgesetz. Der griechischen Philosophie ist gesetzlich kein Einfluß auf das preußische Recht eingeräumt worden. Wohl aber haben berühmte Juristen es versucht, das Landrecht durch einen Recurs auf die betreffenden Paragraphen des Codex Justinianeus, aus denen es doch zum guten Theil hergeleitet ist, zu kritisiren.

Zwar ist in diesem Codex von der Centuriat-Verfassung keine Rede, aber unsere bewährtesten Rechtslehrer haben es ja nachgewiesen, daß eigentlich diese Aufzeichnung nur als eine principlose Unterbrechung der organischen Fortbildung des römischen Rechts aufzufassen ist. Gesetzlich ist die Centuriat-Verfassung nie aufgehoben, wenn auch das bekannte Gesetz ut quod tributim plebes jussisset, populum teneret, dem Umfang ihrer politischen Functionen Abbruch gethan haben mag. Es wäre immerhin ein Zurückgehn auf ein im wissenschaftlichen Recht Begründetes, wenn man die Manteuffelsche Verfassung durch das Statut des Servius Tullius amendirte.

Ueberdem wäre dadurch die Einheit des Princips in der Verfassung strenger festgehalten. Wie es jetzt ist, wählen die Hochbesteuerten — die beiden ersten Tullianischen Classen — die erste Kammer ausschließlich, an den Wahlen zur zweiten haben sie nur so viel Theil, als die übrigen Classen, wenn das Ministerium auf meinen Vorschlag eingeht, würde diese Form beibehalten, dem Inhalt nach aber würden die Wahlen zu beiden Kammern ausschließlich der ersten Classe zukommen, was auf die Uebereinstimmung dieser beiden gesetzgebenden Körper nur einen ersprießlichen Einfluß haben könnte. —

Bekanntlich hat schon in den vormärzlichen Zeiten das Princip der sogenannten ständischen Vertretung mit dem Princip der abstrakten Kopfzahl gekämpft. Damals konnte die Partei des organischen Naturwuchses nicht lebhaft genug das System des französischen Census verurtheilen, welches den Staat in die Hände der dickbäuchigen Bourgeoisie gab. Damals coquettirte die Reaction mit dem Radicalismus, und es wurden gegenseitig Complimente gewechselt: was der Gegner behaupte, sei zwar Blödsinn, aber es habe doch Hand und Fuß; das princip- und farblose Juste Milieu dagegen u. s. w. Das preußische Repräsentativsystem hatte die wunderliche Einseitigkeit, einem einzigen Stande, dem Grundbesitzer, die Vertretung des Volks zu übertragen; es unterschied zwischen fürstlichem, ritterlichem, städtischem und bäuerlichem Grundbesitz, aber der Kaufmann, der große Fabrikant, der Gelehrte, der Staatsbeamte war weder wählbar noch Wähler, wenn er nicht zugleich Grundbesitzer war. Herr v. Bülow Cummerow gab damals das Stichwort: Vertretung der Interessen, anstatt Vertretung der Stände. Denn die staatliche Anerkennung ständischer Unterschiede hat nur so lange Sinn, als diese selbst bestehn; der specifische Unterschied aber zwischen dem Ritter, dem Bürger und Bauern war im Zeitalter der Aufklärung verwischt. Das Princip, sämmtliche divergirende Interessen innerhalb des Staats zu einer politischen Geltung zu bringen, hat den Anschein großer Berechtigung, wenn nur die Möglichkeit der Ausführung näher läge. Einmal ist es aber schwer, die Interessen zu sondern. Nur ein Beispiel. Nichts kann mehr auseinanderlaufen, als das Interesse des Fabrikanten und des Kaufmanns, des großen Kaufherrn und des kleinen Krämers, des Fabrikbesitzers und des Fabrikarbeiters. Wirft man alle diese Classen zusam-

men, so wird eine Einheit des Interesses wahrlich daraus nicht hervorgehn; trennt man sie, so ist es unmöglich, sie auch nur räumlich zu einem öfteren Beisammensein, wie es die Wahl erforderte, wenn sie etwas Organisches sein soll, zu vereinigen, am wenigsten in einem Staat, wo der Zunftzwang so völlig aufgehoben ist. Es würde ferner schwer sein, principmäßig festzustellen, wie das Verhältniß sein soll, um eine verständige Ausgleichung der widersprechenden Sonderinteressen zu sichern. Endlich darf man nicht vergessen, daß der Fabrikant nicht blos Fabrikant, der Kesselflicker nicht blos Kesselflicker ist, daß der Mensch nicht völlig in die Interessen der Fabrik, des Handels, des Gewerbes, der Gelehrsamkeit aufgeht, daß er noch andere menschliche und bürgerliche Interessen hat, die vorzugsweise das verbindende, das zugleich conservative und vorwärtsdrängende Moment des Staatslebens ausmachen. Der Staat ist nicht ein Conglomerat aus Fabrik-, Handels-, Soldaten-, Gelehrten- u. s. w. Interessen, er ist ein ethisches Ganze, wie der Mensch, der sich noch nicht zu der Theaterfigur eines abstracten Schneiders, Bedienten, Hofmarschalls herabgesetzt hat. Daß wir übrigens eine Vertretung der technischen Corporationen in einer ersten Kammer als Ergänzung der Volksvertretung für nützlich und selbst nothwendig halten, haben wir mehrfach ausgesprochen.

Wenn aber diese Systeme wenigstens den Anschein eines Princips haben, so hört bei der Theilung der Classen nach der runden Summe des Vermögens auch aller Anschein von Vernunft auf. Zwischen sämmtlichen Bauern, sämmtlichen Kaufleuten u. s. w. ist doch etwas gemeinsam; aber zwischen denen, welche 600 Thlr. jährliche Einkünfte haben, gar nichts. Von der Brutalität, einen Rothschild, weil er 10 Millionen im Vermögen hat, bei der Wahl gerade so viel Stimmen einzuräumen, als 20,000 Krämern, Gelehrten, Beamten (ein Assessor schlägt sich bis zum 35. Jahre, ein Oberlehrer bis zum 40. mit circa 500 Thlr. Durchschnittseinkommen herum), will ich gar nicht reden.

Jener Abklatsch vom System des Servius Tullius oder des Aristoteles hat auch nicht einen logischen oder sittlichen Grund, er geht nur von der Zweckmäßigkeit aus. Man hofft durch Wahlen, in denen der Reichthum den Ausschlag gibt, gefügige Kammern zu erhalten. Man vergißt dabei nur, daß Kammern die Regierung nur so weit kräftigen, als sie selbst Kraft haben. Wenn sie nicht von der öffentlichen Meinung getragen werden, sind sie ein sehr schwaches Bollwerk gegen die Fluth der Revolution. Das hat das Parlament der Juli-Dynastie gezeigt, das ließ im Kleinen schon jetzt die Herrencurie und die preußische erste Kammer erkennen, obgleich wir bei einer ersten Kammer nicht vergessen wollen, daß ihre einzige Aufgabe die ist, voreilige Beschlüsse der zweiten Kammer, die mit einer kleinen Majorität gefaßt werden und von denen man daher nicht weiß, ob sie auch wirklich der öffentlichen Meinung entsprechen, durch ein vorläufiges Veto aufzuhalten, ohne die Krone in diesen immer gehässigen Conflict hineinzu-

ziehen. So hat das Oberhaus Großbritanniens seine Aufgabe gefaßt; einer entschiedenen Majorität des Unterhauses setzt es keinen Widerstand entgegen.

Die einzige Aufgabe liegt darin, diejenigen Personen, welche ein selbstständiges Urtheil über Staatsangelegenheiten unmöglich haben können, von der Wahl auszuschließen, um dieselbe nicht zu einem unwürdigen Hasardspiel zu machen. Man hat schon eine gewisse Altersgrenze anerkannt, man wird auch eine Grenze des Besitzes oder der Beschäftigung finden können. Völlig genügend wird eine solche Grenze nie sein, so wenig man bestimmen kann, wie viel Sandkörner dazu gehören, um einen Sandhaufen zu bilden; sie wird nur annähernd ihr Ziel erreichen, und Zufall und Willkür sind nicht davon auszuschließen. Völlig aufgehoben wird der Uebelstand nur dann, wenn ein kräftiges, organisches Gemeindeleben in Stadt und Land sich entwickelt haben wird. Darauf können wir aber nicht warten, denn die völlige Organisation der Gemeinde wird längere Zeit erfordern, als die vorläufige Organisation des Staats.

Es handelt sich, wie man sieht, um eine verständige gesetzliche Definition des Begriffs „selbstständig." Auch eine solche stellt die Deutsche Reform in Aussicht. Hätte das Ministerium am 5. December eine solche gegeben, so wäre rechtlich dagegen so wenig einzuwenden gewesen, als gegen die Octroyirung der Verfassung überhaupt. Es hat vorgezogen, Urwahlen anzuordnen, und die zukünftige Beschränkung derselben der gesetzmäßigen Revision zu überlassen. Es hat recht daran gethan, denn die Idee der allgemeinen Wahlen war so populär geworden, daß eine eigenmächtige Einschränkung derselben mit größeren Nachtheilen verbunden gewesen wäre, als je aus dem allgemeinen Wahlrecht sich hätten ergeben können.

Nachdem aber die Verfassung durch die Anerkennung von Seiten der Kammern rechtskräftig geworden, wäre es ein hochverrätherisches Attentat gegen die Majestät der Nation, auch nur den kleinsten Punkt derselben, wenn auch nur durch eine neue Interpretation, eigenmächtig wieder aufzuheben. Es wäre nicht allein verbrecherisch, es wäre auch verderblich; denn die letzte Spur einer Achtung vor Recht und Gesetz wäre durch ein so frevelhaftes Spiel ausgelöscht. Nicht nur das gegenwärtige Ministerium, sondern auch die Krone, in deren Namen die Verfassung proklamirt worden, ist mit ihrer Ehre an den Buchstaben des Gesetzes gebunden.

Herr v. Vincke hat erklärt, so schädlich die Politik der Regierung sei, so halte er doch die Träger derselben für Ehrenmänner. Wenn sich Herr v. Manteuffel u. s. w. dazu hergeben sollen, wie es die Deutsche Reform ihnen eingibt, durch einen unerhörten Wortbruch dem Rechtsgefühl der Nation und ihrem eignen ins Gesicht zu schlagen, so müssen wir bedauern, unsere Achtung vor dem Urtheil jenes ausgezeichneten Mannes aufgeben zu müssen.

Vierzehnter Brief.

Der alte Fritz und die Epigonen.

„Wäre ich wie Friedrich der Große," soll unser König zu Herrn v. Beckerath gesagt haben, als dieser ihn zu bewegen suchte, auf die Anträge des deutschen Parlaments einzugehn, „so würde ich mich auf eine kühne Politik einlassen; ich kann aber nur nach meinem Naturell handeln." Daß Friedrich Wilhelm IV. kein Friedrich der Große ist, können wir nach diesem Eingeständniß als Factum gelten lassen; es handelt sich hier nur darum, was unter den gegenwärtigen Umständen gefährlicher war, die Kühnheit eines Friedrich, oder die Zaghaftigkeit seines Epigonen.

Das Ministerium Brandenburg — denn es würde unmöglich sein, den eigentlichen intellectuellen Urheber der gegenwärtigen preußischen Politik herauszufinden, und so halten wir uns nach constitutionellem Gebrauch an den verantwortlichen Träger derselben — das Ministerium gab als einen der Gründe, welche es bestimmten, dem Könige die Annahme der Kaiserkrone anzurathen, die Nothwendigkeit an, in welche Preußen dadurch gesetzt sein würde, mit deutschen Bruderstämmen Krieg zu führen. Diese Nothwendigkeit war sehr problematisch, im Gegentheil hätte es aller Wahrscheinlichkeit nach nur eines Vorgangs von Seiten Preußens bedurft, um auf friedlichem Wege die übrigen deutschen Fürsten — mit Ausnahme Oestreichs — im Einverständniß mit ihren Ständen zu einer Anerkennung des deutschen Reichs zu bewegen. Der König von Sachsen hat als das wesentliche Motiv seiner Weigerung das Versprechen angeführt, das er dem König von Preußen gegeben. Und sieht sich Preußen jetzt in einer besseren Lage? Die Ablehnung der Kaiserwürde war unmittelbar verbunden mit der Nichtanerkennung der deutschen Verfassung; für diese stehn aber nicht nur die Mehrzahl aller deutschen „Unterthanen" ein — darauf würde es den Männern des alten Regime wenig ankommen — sondern auch eine Reihe souveräner Fürsten, die im Einvernehmen mit ihren Ständen die deutsche Verfassung anerkannt haben, und jeden Augenblick dazu bereit sind, ihr Heer und ihre Beamten auf dieselbe zu vereidigen. Preußen sieht sich also jetzt genöthigt, wenn es nicht die Bildung eines zweiten Rheinbundes dulden will, den Krieg, den es gegen seine Feinde scheute, jetzt gegen seine Freunde zu führen, denn jene Fürsten waren es, welche sich zuerst für die preußische Suprematie aussprachen. Und seine neuen Bundesgenossen sind mehr als zweideutig. Noch schwankt Baiern, wenn sich aber das Parlament dazu entschließt, in der letzten Noth dem König von Baiern die Rolle zu übertragen, welche Preußens Zaghaftigkeit verschmähte, so wird man plötzlich alle Parteien einig, und alle gegen Preußen die Fahne erheben sehn, Herrn v. Abel mit Herrn v. Beisler und

Herrn v. Hermann im Bunde. Oestreich, auf dessen Drohungen hin nach Manteuffels eigner Erklärung das Cabinet sich entschlossen, blickt mit übelverhehlter Geringschätzung auf den jetzt schwächlichen Staat, der vor einem Jahrhundert dem halben Europa in den Waffen getrotzt, und wird jetzt am wenigsten auf die Hegemonie Gelüste eingehn, welche das preußische Cabinet durch kleinliche Intriguen erschleichen möchte, da es einen großen Schritt nicht gewagt. Der König von Hannover war vorzüglich darum gegen Frankfurt, weil es ihn dazu zwingen wollte, sich den Hohenzollern zu unterwerfen; er wird sich unter den gegenwärtigen Umständen leichter mit Frankfurt als mit Potsdam verständigen. In Sachsen freilich ist der alte Einfluß Preußens auf eine ähnliche Weise wieder hergestellt, wie unter dem Ministerium Könneritz, aber nicht zum Heile Preußens, denn er wird reichlich aufgewogen durch den neu angefachten Preußenhaß, der sich fast ganz verloren hatte.

Wenn die Abneigung, durch Gewalt die Erneuung Deutschlands zu bewirken, auf dieser Seite zu einer viel größern Gewaltthätigkeit führen müßte, so ist es mit der Scheu vor der Rechtsverletzung nicht viel anders. Auf den Gegensatz zu dem Frankfurter Parlament will ich nicht so viel Gewicht legen, denn hier war die Rechtsfrage nicht klar, obwohl sich eigentlich Preußen durch die Anerkennung der Centralgewalt, die lediglich aus der constituirenden Versammlung hervorgegangen war, die Hände gebunden hatte; aber das Widerstreben gegen die Beschlüsse des Reichs führte auch zu einem Widerspruch mit den eignen Ständen, dies führte zu Gewaltthätigkeiten, und eine offenbare Rechtsverletzung wird am Ende nicht zu vermeiden sein. Es sind nicht etwa die Communisten, die jetzt am Rhein in einer offnen Erklärung die Fahne des Parlaments aufpflanzen, selbst auf die Gefahr hin, daß darüber der preußische Staat zu Grunde gehe; es sind die Conservativen, welche der Anarchie von Oben denselben Widerstand entgegensetzen, mit dem sie früher die demokratischen Anarchisten bekämpft. Vereinzelte Tumulte kann die Waffengewalt dämpfen; gegen den unausgesetzten, organisirten Widerstand der gesammten Nation ist sie wehrlos.

Es ist nicht der Inhalt der Reichsverfassung, es ist ihr Ursprung, den ihre Gegner nicht verzeihen können. Wie die Doctrinärs der souveränen Demokratie das vortrefflichste Gesetz nicht anerkennen, wenn sie es nicht erobert haben, so stößt die Schule der absoluten Monarchie, auch was ihr günstig ist, zurück, wenn es nicht seinen Weg anscheinend durch den Thron genommen hat. Daß der eigentliche Urheber der fürstlichen Gesetze fast niemals derjenige ist, den der fürstliche Reif schmückt, ist ihnen ebenso gleichgiltig, als die physische Legitimität legitimer Monarchen. Man kann sich leicht ein System des absoluten Despotismus denken, ohne eigentliches Oberhaupt. In Oestreich ist es so; die Regierung ist absoluter, als unter Metternich, wenn man aber fragt, von wem sie eigentlich ausgeht, so wird die Antwort schwer sein. Der Kaiser ist es nicht, das Mini-

sterium ist es eben so wenig; dieser oder jener General gibt den Ausschlag, aber auch nicht ein bestimmter, denn selbst der mächtige Windischgrätz fiel, als er den herrschenden System nicht mehr als ein brauchbares Werkzeug erschien. Selten hat der Absolutismus das Glück, welches ihm in Rußland geworden, daß in seinem Träger Name und Sache zusammenfallen.

In den preußischen Friedlands ist keine Productivität; sie sind wohl die Stützen des Thrones, denn sie haben den unmittelbarsten Einfluß auf die Heere, aber der Gang der Politik geht nicht von ihnen aus. Wrangel fordert wohl in einem Augenblick des Enthusiasmus die Königin auf, dafür zu sorgen, daß der König fest bleibe, das Uebrige möge man ihm überlassen. Aber das ist etwas ganz Allgemeines. Sie mögen die Frankfurter nicht leiden, weil es Federfuchser sind; die Berliner nicht, weil sie Barrikaden gegen sie aufgerichtet haben. Ueber diese Antipathien hinaus erstreckt sich ihr Gesichtskreis nicht.

Einflußreicher ist die alte Schule, die Politiker der Wilhelmstraße, welche unter der Regierung des vorigen Königs gegen den modernen Staat Opposition machten, dann das Heft in die Hand nahmen, und seit dem März zuerst in versteckter, dann in offener Conspiration das Zusammenwirken des Königs mit seinen constitutionellen Ministerien vereitelten. Die Voß, die Gerlach, die Bethmann-Hollweg, Stahl u. s. w. Die Herren v. Thiele und v. Radowitz, ihre frühern Chefs, sind in der Metropole der Intelligenz wieder anwesend, und dem Letzteren ist sogar der Vorsitz in den Berathungen über das neu zu octroyirende deutsche Reich übertragen — Berathungen, die sich freilich vorzugsweise durch den Mangel an Theilnehmern auszeichnen. Diese Götzendiener einer ausgestorbenen Zeit werden mit einander Betstunde halten und sich durch eine Inspiration vom heiligen Geist über die Maßregeln, welche zur Erhaltung der Throne und Altäre nöthig sind, unterrichten wollen; gedeutet werden ihnen aber die dunkeln Orakelsprüche dieser Pythia durch die erfahrenen Priester zu Olmütz und St. Petersburg. Die östreichische Regierung ist weder geistreich, noch witzig, noch romantisch, darum hat ihr Verfahren immer einen gewissen Zusammenhang; der vielseitige Dilettant auf der Wilhelmsstraße sieht von seiner Vogelperspective mit suffisantem Lächeln auf diese Naturkinder herab, er umkreist sie mit neugieriger Ironie, aber er folgt ihnen, denn sie haben einen bestimmten Weg, langsam oder schnell, sie gehn auf's Ziel, er ist nur ein Kritikus und darum unfrei. Der Wiener ist Enthusiast oder brutaler Egoist, er ist aus Einem Gusse; der Berliner schwindelt sich in den Egoismus oder Enthusiasmus erst hinein, darum reißt er auch Niemanden mit sich fort. Wenn man den Berliner wirthschaften sieht, so fürchtet man sich vor dem unabsehbaren Apparat von Listen, mit denen er den Gegner zu fangen gedenkt; oder der Apparat ist so weitläufig, daß man mit ihm nicht bequem hantieren kann; am Ende wirft man ihn ungeduldig weg, ist blasirt und verstimmt, und läßt geschehen, woran im Anfang auch nur zu denken man

für eine Lächerlichkeit gehalten hätte. Der Wiener geht gemüthlich weiter, spricht von Zeit zu Zeit von seiner Ehrlichkeit und Treuherzigkeit, und hat dabei doch einen kleinen verschmitzten Teufel im Nacken, der ihn über Wege leitet, auf denen ein geschickter Seiltänzer den Hals brechen würde. Was ist noch darüber zu verwundern, daß die östreichische Politik die preußische ins Schlepptau nimmt!

— Indem ich dieses schreibe, erhalte ich den Staatsanzeiger mit dem Abberufungsdecret der preußischen Abgeordneten aus der Paulskirche. Also auch darin ist man dem Herrn und Meister in Olmütz getreulichst gefolgt. Aber Oestreich hatte eine dringende Veranlassung, seine Deputirten aus Frankfurt zu entfernen, es hatte schon zu lange gezögert. Wo von beiden Seiten der ursprüngliche Zweck, wozu die Versammlung einberufen war, ein Centralisationssystem Deutschlands mit Einschluß von Oestreich, aufgegeben war, konnte die Anwesenheit der Oestreicher nur noch wie ein Spott auf die weiteren Zwecke der Versammlung aussehn. Das preußische Cabinet dagegen geht lediglich von dem Gesichtspunkt aus: wenn die kaiserliche Regierung grob sein kann gegen die Männer der Nation, so weiß ich nicht, wer es mir verwehren will. Um seinen Schritt einigermaßen zu motiviren, stammelt es etwas von dem exaltirten Preußenhaß der Versammlung, während es gerade die Ansicht war, welche die Majorität von dem hohen geschichtlichen Beruf Preußens hegte, was die Partei der Republik und die Partei des mitteleuropäischen Reichs — beide wollen Preußen mediatisiren — zu Falle brachte, was die Entscheidung zu Gunsten Preußens geleitet hat. Nie hat Preußen edlere Vertheidiger gehabt, als die Anhänger des Gagern'schen Programms; und mit ihnen stößt es die letzten von sich.

Noch in einem Punkt täuscht sich das Cabinet. Oestreich — wenn es durch weise Schonung seine verschiedenen Nationalitäten mit einander versöhnt — ist lebensfähig und mächtig auch ohne Deutschland. Preußen ohne Deutschland ist ein absolut werthloser Staat, eine politische Monstrosität, welche die erste Fluth verschlingen muß. Der Geist Friedrichs und der Geist der Männer, welche es in den Jahren 1806 bis 14 regenerirten, gab ihm eine weltgeschichtliche Bedeutung; das Preußen aber, welches sich lediglich auf die Disciplin seiner Unterofficiere stützt, während die Herzen der gesammten Nation anderwärts schlagen, wird aus der Geschichte gestrichen werden.

Die Physiognomie von Breslau.

Der Streich ist gefallen, der seit einem Jahr unserem Haupt drohte, auch wir haben einen Barrikadentag gehabt und der Belagerungszustand hängt mit seinen häßlichen Fledermausflügeln über den spitzen Giebeln unserer alten Stadt. Das Detail des hiesigen Aufruhrs ist aus den Zeitungen bekannt, es ist so traurig als möglich und gleicht ähnlichen Momenten in anderen Städten so sehr, daß wenig darüber zu sagen ist; doch hatte Breslau vor anderen Städten vielleicht größere Rohheit des Pöbels, größere Bornirtheit und Feigheit der Aufhetzer und im Verhältniß zu der Masse blutiger Phrasen und Vorsätze auch weniger Leichen zu beklagen, als andere Städte, obwohl die Anzahl der Letzteren leider groß genug ist. Wer Breslau früher gekannt hat, die alte respektable Stadt mit den hohen Thürmen, dem prächtigen Marktplatz, den lebenslustigen Leuten und dem frischen Verkehr in den engen Straßen, der konnte sie seit vorigem Frühjahr traurig verwandelt finden, sie sah aus, wie eine freundliche dicke Dame, die in ihren Vermögensverhältnissen sehr heruntergekommen ist, ihr Gesicht wird sauertöpfisch, ihr Rock fadenscheinig und bettelhaft. Es war jammervoll, wie die Stadt aussah; das Gedränge auf den Straßen hatte noch zugenommen, aber es waren meist schmutzige, verwilderte Gesichter, unreinliche und wüste Bärte, eingefallene Augen und faltige Wangen, die man an den slavischen Köpfen der Einwohner zu bewundern hatte. Keine Stadt Deutschlands hat ein so zahlreiches und so demoralisirtes Proletariat, als Breslau, und ich muß hinzusetzen, in keiner Stadt ist es seit einem Jahr so furchtbar gewachsen, als hier. Das hat mehrere Gründe. Die slavische Vergangenheit Schlesiens hat seiner Hauptstadt als letztes Erbtheil eine schmutzige Armseligkeit und Mangel an Energie in den unteren Schichten der Vermögenslosen zurückgelassen. Die Nachbarschaft Polens und die Handelsverhältnisse Schlesiens als einer Grenzprovinz, haben große Entwicklung der Industrie viel weniger, als einen Kleinhandel und Handwerkerthätigkeit begünstigt. Die Bevölkerung Breslaus besteht fast ausschließlich aus kleinen Handwerkern, solchen, die ohne Capital von der einen Woche zur andern lebten und aus den großen Märkten der Hauptstadt und der Provinz ihre Existenz fristeten, die immer kläglicher wurde, je fester die polnische Grenze sich verschloß. Solche Bevölkerung kann die Verluste eines Revolutionsjahrs nicht überstehen, ohne die größte Einbuße an Selbstgefühl und moralischer Kraft zu erleiden. Und dieser zahlreichste Theil der Bevölkerung, der arme zurückgekommene Bürger, war gefährlicher, unruhiger und gesetzloser als der Arbeiter, der an regelmäßige Fabrikthätigkeit gewöhnt ist, oder der junge Gesell, der am Leben noch

nicht verzweifelt. Es war eine traurige Beschäftigung für Physiognomiker, im letzten Herbst oder Winter die Wachmannschaften der Bürgerwehr zu beobachten, wie sie sich mühsam mit der langen Muskete schleppten, ein schwächliches, bleiches Geschlecht, ohne jede Spur der stämmigen Behaglichkeit, welche den Nationalgardisten in Wien oder Berlin treu begleitete, auch wo ihn die kriegerische Haltung verließ. — Und vollends die Lungerer und Bummler auf den Straßen, welche abscheulichen Köpfe, welche Rohheit in ihren Reden und welch frecher Uebermuth in ihrem Benehmen. Bis zum December vorigen Jahres war es für Männer und Frauen nicht rathsam, in neuem Rock oder mit dem Strich einer eleganten Toilette über die Straße zu schlüpfen und wer das Renomée hatte, kein „Demokrat“ zu sein, that weise, nach Sonnenuntergang nicht ohne eine Waffe in der Tasche auszugehen. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, es war eine sehr häßliche, schlechte Zeit, die wir verlebt haben und es ist nothwendig, sich daran zu erinnern, um die gegenwärtige Stimmung der Stadt nicht auffallend zu finden. —

Breslau brachte gefährliche Elemente in die Revolutionszeit und hat die Schrecken derselben redlich durchgemacht. Die Bürgerwehr war so schlecht disciplinirt, so unsicher und anmaßend als möglich, die städtischen Behörden einer schreilustigen und unzuverlässigen Bevölkerung gegenüber so schwach als möglich, und die „demokratischen“ Vereine so thätig, talentlos und frech, als möglich. So konnte es geschehn, daß durch Vermittlung des Russen Bakunin, welcher sich incognito in Breslau aufhielt, damals Ruge als Candidat nach Frankfurt durchgesetzt wurde, so kam es, daß das ganze vorige Jahr ein Straßenscandal auf den andern folgte, daß diesen Herbst und Winter Diebstähle, Noth und Cholera fürchterlich um sich griffen und daß Breslau ein widerliches Bild von politischer Unreife und Bürgerschwäche gewährte. Ueber die Führer der alten Demokratie in Breslau: Stein, Behnsch, Graf Reichenbach, Nees von Esenbeck, Engelmann, Laßwitz u. s. w. ist wenig zu sagen, sie waren politische Boviste, nicht besser und nicht schlechter, als Clubführer zu sein pflegen; da sie jetzt in Unglück und Gefahr sind, so hat dies Blatt ein Recht, sie zu schonen und deshalb möge hier nur die Bemerkung stehen, daß die große Schwäche der gemäßigten Partei sie erst zu etwas gemacht hat. Hätte Breslau einen einzigen starken Charakter unter seinen städtischen Autoritäten gehabt, Vieles wäre anders und besser geworden.

Die conservative Partei aber war bis zum Spätherbst 1848 ohne jede erwähnungswerthe Organisation, denn ihre Clubs waren nicht der Rede werth, nichts als ein schwächliches Geschwätz und leere Bänke. Die Auflösung der Nationalversammlung aber rief gegen die Steuerverweigerer eine Verbindung der conservativen Kräfte in's Leben, den Verein für Gesetz und Ordnung. Er schwoll zu großer Ausdehnung an, alle furchtsamen Herzen und reactionären Wünsche schlossen sich an ihn an, er wurde eine Macht für Breslau und unterstützte die

Behörden wirksam und energisch bei den Winterleiden der Stadt. Der Einfluß, den das geschlossene Auftreten der Conservativen ausübte, zeigte sich sehr bald auch darin, daß die demokratischen Clubs immer mehr in Verfall geriethen. Freilich war der neue Verein nichts als eine verständige Reaction der Besitzenden gegen die Ruhestörer; er war nützlich bis zu dem Zusammentreten der letzten preußischen Kammern, ist aber schon vor der Erklärung des Belagerungszustands überlebt und für den politischen Fortschritt Breslaus unnütz geworden. Es sind ehrenwerthe und tüchtige Männer, welche sich ihm widmeten; aber man konnte an ihm sehen, daß ein solcher Verein, der sich nicht auf einen bestimmten Zweck concentrirt, sondern in den politischen Fragen des Tages sein Votum abgibt, die Mitglieder nie fördert, sondern zurückhält.

Die Presse Breslaus wird durch drei größere Zeitungen vertreten, welche alle, als echte Provinzialblüthen, aus Inseraten mehr als aus Abonnentengeldern ihr Gedeihen schöpfen. Die schlesische Zeitung ist ein respektables Blatt, einer respektabeln Handlung gehörig und wird sehr wohlmeinend und conservativ regiert. Ihr offizieller Redakteur Voigt ist ein tüchtiger Geschäftsführer, die Seele der Politik ist Hahn, ein junger talentvoller Mann, Hauptsprecher im Verein für Gesetz und Ordnung. Die schlesische Zeitung ist wie ein schlesischer Geschäftsfreund aus gutem Hause, etwas breit und wortreich, geneigt das Beste aus Allem herauszusaugen, loyal und salbungsvoll, voll Zorn gegen die Bummler, aber durchaus gutherzig und gern guter Laune, wenn es die Demokratie nicht gar zu bunt treibt.

Ihr zur Seite läuft die Breslauer Zeitung, die einst der Ehrenmann Karl Schall, Breslaus Fallstaff gegründet und der Avanturier von Baerst von ihm geerbt hat, bis sie in die gegenwärtigen ehrlichen Bürgerhände gekommen ist. Die Geschichte dieser Zeitung ist ein kleiner düsterer Roman, in dem berühmte Todte, Gaunereien und Täuschungen scandalös genug vorkommen. Der gegenwärtige Redakteur und Miteigenthümer Rimbs ist zu gleicher Zeit Theaterdirektor und man erzählt sich, daß er beide Institute zeitgemäß und constitutionell nach den Grundsätzen des Selfgovernments verwaltet, Zeitung und Theater regieren sich selbst und es wird nicht durch doctrinäres Wesen oder Arroganz dem Publicum irgend ein Aergerniß gegeben. Die Breslauer Zeitung ist etwas jünger und kleiner als die Schlesische und als ein jüngeres Herrchen von mäßiger Statur auch beträchtlich mehr links, als seine Schlesische Tante. Dem Demokraten erster Klasse wird sie durchaus nicht genügen, denn ihr Herz ist noch weich und menschlicher Gefühle fähig, sogar für Könige und was noch mehr sagen will, für Regierungsbeamte, sie haßt nicht, aber sie mißtraut, ja sie mißtraut sehr und schüttelt schwermüthig den Kopf oder schlägt wohl auch in hitziger Aufregung auf die Rocktasche, als auf den Ort, wo verzweifelte Gesellen furchtbare Mordgewehre tragen, sie selbst hat aber nichts darinnen, als ihr Sacktuch und eine Düte Bonbons für die Damen

vom Theater. Sie ist ein gutherziger Krakehler, der zuweilen mit Widerwillen Scandal macht, blos um nicht durch Zufriedenheit und Lächeln ein Aergerniß zu erregen; und ist das Blatt aller unzufriedenen Freisinnigen, welche recht viel Freiheit wollen, aber keinen Communismus. — Das dritte Blatt, die Allgemeine Oderzeitung, von einer ultramontanen Partei gestiftet, ist jetzt das auserwählte Blatt der Demokratie, eine schlechte Zeitung, die viel Schuld hat an der blödsinnigen Aufregung des Landvolks in Schlesien. Wenn ein ehrlicher Breslauer alle drei Zeitungen alle Morgen zu lesen im Stande wäre, er müßte ein wunderbarer Philosoph werden, denn täglich würde eine Zeitung die Wirkung der andern neutralisiren; z. B. der König hat eine Verfassung octroyirt, die Schlesische Zeitung ruft: Hurrah! die Breslauer: Sehr bedenklich! die Oder: Fluch! — oder: Graf Zieten ist zum Deputirten für den Breslauer Landkreis erwählt, die Schlesische: Hurrah! die Breslauer: Sehr bedenklich! die Oder: Fluch! — oder: In Dresden ist der Bürgerkrieg ausgebrochen! Die Schlesische ruft: Fluch! Die Breslauer: Erfreulich aber bedenklich! Die Oder: Hurrah! Hurrah! — Da nun bei Ausbruch der Revolution ungefähr ein Drittel der sämmtlichen Zeitungsabonnenten so viel selbstständige Meinung hatte, um sich das Blatt nach ihren politischen Ansichten zu wählen; zwei Drittel der Abonnenten aber durch die Zeitung, die sie grade hielten und die großentheils ihre einzige Tageslektüre war, erst zu einer politischen Farbe gebracht wurden, so kann man ermessen, welchen ungeheuern Einfluß auf die politische Stimmung unserer Provinz von 3 Millionen Menschen durch diese drei Zeitungen ausgeübt wurde. Wenn z. B. die jüngern katholischen Geistlichen im vorigen Jahr der großen Mehrzahl nach radikal waren und ihre Gemeinden in derselben Richtung führten, so war ihre ungesunde sociale Stellung viel weniger die Ursache, sondern der zufällige Umstand, daß sie die Oderzeitung noch aus ihrer katholischen Periode her zu halten gewöhnt waren. Eine solche Betrachtung unserer Volksintelligenz ist sehr demüthigend, aber sie ist leider wahr.

Den letzten Winter verlebte Breslau in einer Abspannung, die etwas Trostloses hatte. Die demokratischen Clubs waren erschlafft, die Cholera wüthete furchtbar in den lichtarmen und schmutzigen Wohnungen der Armen, der Verein für Gesetz und Ordnung hielt seine Sitzungen und auf der Straße prügelten sich hin und wieder zwei Verbindungen, die schwarz und weißen Landwehrkreuze unter dem Motto: Mit Gott für König und Vaterland und die rothen Landwehrkreuze, eine demokratische Verbindung von Bummlern. So lange die Kammern versammelt waren, hielt diese mißliche Ruhe an, die ungeschickte Auflösung der zweiten Kammer warf neuen Gährungsstoff in die Massen und die deutsche Frage wurde von der demokratischen Partei zum Vorwand genommen, eine Schilderhebung zu versuchen. Der 20te Mai scheint ursprünglich auch in Breslau dazu bestimmt gewesen zu sein und die letzten Fäden des Complotts waren in den Händen eines geheimen Comités, von

welchem der erwähnte Russe Bakunin, der in Dresden selbst commandirte, ein thätiges Mitglied war. Die Führer der Breslauer Demokratie waren wahrscheinlich theils im Einverständniß, theils selbst dupirt. Die Taktik der Empörer war hier, nicht hinter den aufgeworfenen Barrikaden zu kämpfen, sondern die Truppen an dieselben zu locken und aus den benachbarten Häusern auf die Stürmenden zu schießen. Es war ein böser Tag in der Geschichte Breslaus und der Belagerungszustand noch nicht die schlimmste Folge desselben.

Weit gefährlicher für die gute Sache ist die Stimmung der „constitutionellen" Partei in Breslau. Diese besteht, wie Sie wissen, aus dem zahlreichen und angesehenen Kaufmannstand, aus der überwiegenden Mehrzahl der Beamten, einigen Professoren und der verhältnißmäßig geringen Anzahl wohlhabender und besonnener Bürger, wozu noch die in Breslau lebenden Gutsbesitzer mit ihrem Familienanhang gerechnet werden mögen, letztere fast durchweg von Adel und tüchtige Reaktionäre. Seit einem Jahr hat diese Partei für Eigenthum und Leben gefürchtet und sie hatte in der That Grund dazu, seit einem Jahr ist ihre Sehnsucht vor Allem auf Herstellung eines geordneten Zustandes gerichtet, welcher dem Privatleben und Verkehr Sicherheit und Garantien bietet. Und deshalb ist diese Partei zunächst darauf angewiesen, die Regierung zu kräftigen, damit diese ihr selbst und dem Lande ein kräftiger Schützer sein könne. Wer wird solche Reflexionen tadeln? sie sind natürlich und haben volle Berechtigung. Aber traurig ist es, daß die tüchtige Kraft und die deutsche Gesinnung vieler Einzelnen durch diese herrschende Parteipolitik gebunden sind; und noch trauriger ist, daß aus diesen Gründen für die Sache des deutschen Volkes und seiner Verfassung von Breslau und Schlesien wenig zu hoffen ist. Man kann sich eines sehr bittern Gefühls nicht erwehren, wenn man sieht, wie durch die Schurkerei und die Dummheit einer bornirten und leidenschaftlichen Partei auch die Verständigen in Einseitigkeit getrieben und in ihrem Gesichtskreis bornirt worden sind. Erwarten Sie, ich wiederhole es, von Breslau Nichts für die Sache des deutschen Volkes; die Parteibildung der Stadt und Provinz ist noch gar nicht reif für einen energischen und männlichen Widerstand gegen die preußische Regierung, so traurig steht es damit noch in Breslau, daß der Belagerungszustand von Vielen als ein Glück gepriesen wird, und ich versichere sie, es sind keine schlechten Männer, die so sprechen.

.A.

Unsere Partei.

Die Barrikaden sind gefallen, auf das wüste Träumen unserer jungen Republikaner ist ein nüchternes Erwachen gefolgt, die Souveräne haben — mit unserer Hilfe — den Versuch einer Partei vereitelt, den Staat zu vernichten. Ueber den Barrikaden aber schwebt ein anderer Kampf, nicht mit Büchsen und Spitzkugeln, sondern mit den Waffen des Gesetzes. In diesem Kampf stehen wir, conservative Männer, gegen die Kronen. Wir kämpfen für die deutsche Verfassung gegen die Souveränitätsträume und gegen die ungesetzliche Willkür der Fürsten.

Die Partei, welche dieses Blatt stolz mit „wir" bezeichnet, hat verschiedene Namen, ja sie hat oft in entgegengesetzten Lagern gekämpft, die rechte, wie die linke Seite hat ihre besten Häupter daraus genommen. Es ist die große Anzahl deutschgesinnter Männer, welche das Parlament von Frankfurt während seiner Thätigkeit mit Liebe und Theilnahme begleitet haben, weil sie in ihm eine Versöhnung der alten mit der neuen Zeit sahen, die Heiligung leidenschaftlicher Volkswünsche durch Recht und Gesetz; weil sie in ihm fanden, was weder die Könige, noch die rothen Demagogen haben, productive Gestaltungskraft; weil sie unter seinen Mitgliedern fast ausschließlich die Männer zählten, auf deren Schultern das Vertrauen der deutschen Völker unsere Zukunft legen wird; die Frucht der parlamentarischen Thätigkeit war die deutsche Verfassung, ihre Anerkennung ist ein Rechtsprozeß geworden zwischen den Kronen und den Völkern, „unsere" Partei ist die Volkspartei, welche diesen Prozeß auf gesetzlichem Wege durchführen wird gegen die Krone.

Wir haben in diesem Rechtsstreit keinen Obmann und Richter. Die parlamentarischen Kämpfe zwischen Fürst und Volk schweben in Deutschland noch ohne Reichsgericht, sie sind demungeachtet an bestimmte gesetzliche Bestimmungen gebunden, von denen nur der Frevler abgehen darf. Der nächste Ort für den Kampf sind die neuen Kammern in Preußen, Sachsen, Hannover und Baiern.

Nicht die Centralgewalt mehr und nicht die Nationalversammlung zu Frankfurt. Als die vier großen Regierungen die Anerkennung der Verfassung verweigerten, gingen sie noch einen Schritt weiter und versagten der Centralgewalt auch in anderen Dingen den Gehorsam. War es doch schon im letzten halben Jahr mit dem Gehorsam nicht Ernst gemeint, nur widerwillig, nach langem Verhandeln und Zögern fügten sich die Regierungen, oder nahmen wenigstens den Schein an, als thäten sie's. Offen gegen die Centralgewalt aufzutreten, wagten sie erst jetzt, seit Preußen sich an die Spitze der Regierungen gestellt hat, um unabhängig von

Frankfurt die deutschen Verhältnisse zu ordnen. An diesem ersten offenen Widerstand mußte die Centralgewalt und die Nationalversammlung zerbrechen. Doch die Centralgewalt war nichts als ein Provisorium, dessen Ohnmacht alle Parteien längst gefühlt hatten, über welche herüber die Besonnenen nach Preußen, die Republikaner nach ihren Idealen sahen; die Thätigkeit der Nationalversammlung war schon seit langer Zeit gehemmt und bestimmt durch die selbstständige Gestaltung, welche die einzelnen deutschen Staaten neben ihr gewonnen, schon längst hatte das vernünftige Leben der einzelnen Staaten sich an der Revolutionslaune gerächt, welche das Gebäude deutscher Einheit vom Dache und nicht vom Grunde begann; aber die Klugheit und Mäßigung einer geschlossenen Fraction der Nationalversammlung hatte über alle diese Schwierigkeiten hinweg den Weg gebahnt für ein wirkliches Zusammenwachsen der einzelnen Staaten. Mit der Vollendung der Verfassung war ihre Aufgabe erfüllt, ihre Kraft erschöpft. Was wir seit der Weigerung des Königs von Preußen, die deutsche Volkskrone anzunehmen, in Frankfurt erlebt haben, waren Symptome der Auflösung einer Versammlung, deren executive Macht mit der Größe ihrer Vollmacht in gar keinem Verhältniß stand. Und wenn es ein tragischer Anblick ist, daß edle Kräfte sich zersplittern und der lang verhaltene Parteigroll in bedauerlichen Ausbrüchen sich auf derselben Tribune Luft macht, wo das Edelste und Gehaltvollste gesprochen wurde, was je an das politische Ohr der Deutschen flog, so muß uns über diese Zerstörung der Gedanke trösten, daß die Verlegung des Verfassungskampfes in die einzelnen Staaten und deren Kammern an sich betrachtet, ein großer Fortschritt in unsrer Entwicklung ist.

Unsere Partei muß dafür sorgen, daß die Zusammensetzung der neuen Kammern Garantien für die Energie und Würde des neuen Staatsprocesses gebe. Sie kann es, wenn sie will, das heißt wenn sie ihre Kräfte gebrauchen lernt. Bis jetzt standen die Wahlen in den einzelnen deutschen Ländern fast ausschließlich in den Händen politischer Clubs und Vereine — welche, wie auch sonst ihre Haltung und Tendenz sein mochte — der bei weitem größern Anzahl von Indifferenten und Schwankenden als compacte Massen gegenüberstanden und dieselben fortrissen. Das alte Vereinswesen ist ungenügend für den gegenwärtigen Standpunkt unsrer Entwicklung. Die demokratischen Vereine sind, abgesehn von ihrer Tendenz, zum großen Theil durch die neusten Aufstände compromittirt und in Auflösung begriffen. Die constitutionellen Vereine haben an vielen Orten Haltung und Vertrauen, wenn sie dasselbe überhaupt je besaßen, verloren und werden in der jetzt schwebenden Frage schwerlich im Stande sein, Einfluß zu gewinnen, weil die conservative Partei sich jetzt selbst in verschiedene Lager vertheilt. Außerdem ist das Mißtrauen und der Haß der einzelnen Vereine gegen einander zu groß, als daß eine Vereinigung derselben zu einem gemeinschaftlichen Zweck in Aussicht stünde. Ueberhaupt kann ein politischer Verein nur dann eine große Frage mit Kraft durch-

setzen, wenn er sich für einen bestimmten Zweck zusammen thut und nach Erreichung desselben auflöst. Soll unsre große Partei in den nächsten Kammern der vier Königreiche ihre Stärke entfalten können, so muß sie in einem großen Verein ihren Ausdruck finden, einer Association für Durchführung der deutschen Verfassung. Ein solcher Verein braucht weder Statuten, noch regelmäßige Versammlungen, nichts als ein kurzes Programm, in welchem der Weg vorgezeichnet ist, auf welchem er die Anerkennung der Verfassung durch die Souveraine auf gesetzlichem Wege durchzusetzen gedenkt. Gegen einen solchen Verein ist selbst der Belagerungszustand ohnmächtig und wenn er sich über das ganze Land ausdehnt und durch seine Candidaten in den nächsten Kammern gemeinsam zu operiren weiß, so wird sein Auftreten unwiderstehlich, sein Erfolg sicher sein. Der Gegner, welchen wir zu bekämpfen haben, sind die Gefühle und Stimmungen der Könige gegenüber der deutschen Bewegung. Die Monarchen haben ihre persönlichen Ansichten dem gesetzmäßig ausgesprochenen Willen des Volks mit schneidender Schärfe gegenübergestellt, und dadurch für diesen Streit das constitutionelle Recht verloren, ihre Persönlichkeit der öffentlichen Betrachtung zu entziehn. Wir haben die Ansicht, daß wir unsre Partei nicht mehr ehren können, als wenn wir von unsern Gegnern so groß und gut als möglich denken. Noch halten wir eine Versöhnung der Völker mit den Kronen für möglich und so lange diese möglich ist, ist sie nützlich und nothwendig für die Staaten. Wir wünschen die Krone dem deutschen Staatensystem zu erhalten, vielleicht nicht deshalb, weil wir sie lieben, sondern weil wir erkennen, daß ihr Fall uns möglicherweise durch alle Stadien der alten französischen Revolution, eine Schreckensherrschaft und die Tyrannei brutaler Feldherrn führen wird. Wir wollen die großen Kronen erhalten, und sei es auf Kosten derer, welche dieselben gegenwärtig tragen. Die Fürsten, welche ihren Willen dem des Volks entgegengesetzt haben, sind mit Ausnahme des Königs von Baiern, dessen ganze Stellung in der deutschen Frage eine andre ist, vor der Revolution auf den Thron gestiegen, sie sind in den Gefühlen und Ueberzeugungen souveräner Herren der alten Zeit zu Jahren gekommen. Alle drei haben die Tugenden, welche dem Leben eines Privatmannes Werth und Ansehn geben, allen dreien ist von ihrem Volke die Ehrfurcht nicht zu versagen, welche ein unbeflecktes Privatleben und ehrenhafte Gesinnung abnöthigen; aber auch das ist ein Fluch unsrer furchtbaren Zeit, daß die Souveräne gerade jetzt, wo bürgerliche Sittlichkeit und häuslicher Sinn, die alten Stammtugenden der Deutschen, in ihren Kreisen heimisch geworden sind, das Verständniß verloren haben für die Forderungen der Gegenwart, daß grade jetzt ein heller Blick und fester Wille auf den Thronen seltner geworden ist, als in der Zeit maaßloser Regentenwillkür. Mit Theilnahme, ja mit Rührung mögen wir den Conflikt sehn, in welchen ein ehrlicher, vielleicht liebenswürdiger Mann, zwischen seinen anerzogenen Ansichten und den strengen Forderungen der Gegenwart kommt. Aber diese Betrachtung wird uns nicht irre machen auf dem Wege, welche

unsere Partei zur Rettung des Vaterlandes eingeschlagen hat. Wir wollen eine Versöhnung mit unsern Fürsten, ehrlich und mit vollem Herzen, wenn aber ihre Ueberzeugungen sich unversöhnlich gegen das stemmen, was Noth thut, so werden unsere Kammern an den Edelmuth derselben zu appelliren haben, sie ehrfurchtsvoll zu bitten haben, durch ein großes persönliches Opfer den schwebenden Streit zu lösen. Hoffen wir, daß diese Bitte eines schmerzlich aufgeregten Volkes nicht nöthig sein wird, und daß, wenn sie nöthig wird, ihr eine hochherzige Gesinnung entgegenkomme; denn was dahinter liegt, wird bitter und finster sein.

Was wir wollen, müssen wir thun, um das Vaterland zu retten. Wir müssen diese Revolution schließen, wir dürfen den Faden des Rechts und eines gesetzlichen Fortschritts nicht zum zweitenmal aus der Hand verlieren, wir fordern Frieden, damit sein segnendes Licht die Verwüstungen heile, die dieses letzte Jahr unserem Verkehr, unserem Vermögen, unserer Thätigkeit geschlagen hat; wir fordern endlich Achtung vor dem Selbstgefühl der deutschen Völker und Verwirklichung der edlen Sehnsucht, welche die deutschen Stämme durch ein volksthümliches Band zusammenbinden will. Wir sind keine Doctrinäre, keine eigensinnigen Systematiker, könnten die Regierungen uns das Recht, den Frieden, das Selbstgefühl eines freien Volkes auf dem Wege geben, welchen sie eingeschlagen haben, wir würden ihn aus ihrer Hand nehmen. Aber sie können uns nichts von dem Allen bieten. Auf dem Pfade, den sie betreten haben, liegt nichts, als Emeuten, Insurrectionen, Belagerungszustände, eine Tyrannei durch Soldatenregiment; ein fortdauerndes Siechthum der Völker, ein fortgesetztes Hadern in den Kammern, Ausnahmegesetze, Sinken des Handels und Verkehr und vor Allem eine immerwährende Demoralisirung der Volksmassen, Ertödtung alles Rechtsgefühls und zuletzt eine greuelhafte blutige Katastrophe. Wenn die Könige sich über unsere Zukunft täuschen, wir dürfen es nicht. Zu tief ist das letzte Jahr in die Seelen der lebenden Generation gedrungen, es ist nicht mehr darin zu vernichten. Wohl ist Hoffnung, daß unsere Jugend noch Achtung vor dem selbstgegebenen Gesetz lerne, vor den Befehlen der Monarchie lernt es keine mehr. Wie man diese Wahrheit auch betrachte, sie ist durch keine Füsilladen wegzubringen. Die weisesten Gesetze, das reinste Wollen, von den Thronen herab wird mit Mißtrauen und Groll betrachtet werden, sobald die Könige einen Strich machen durch den Weg, der von Frankfurt aus vorgezeichnet ist; Alles, was sie thun können, um eine Vereinigung der deutschen Stämme hervorzubringen, wird vom Volk mit Hohn und Haß betrachtet werden; denn nimmer werden die Völker vergessen, daß sie durch das Octroi der Könige um eine selbstkräftige Verbindung gebracht worden sind. Allerdings ist das Volk in manchen Landschaften jetzt noch lau und gleichgiltig gegen die Verfassung, welche seine Vertreter gegeben haben, von dem Augenblick aber, wo das Revolutionsjahr durch die Fürsten begraben wird, wird sich eine warme Sympathie in der ganzen Nation verbreiten, die

dreifarbigen Kokarden werden als theure Erinnerung den Kindern aufgehoben, die Verfassung wird hinter Glas und Rahmen gesetzt, die Poeten werden hervorkommen und Lieder machen, die Jugend wird sie singen und das Volk wird nach seiner Weise naiv und sentimental das Jahr 48 im Herzen tragen und daneben seinen Groll gegen die Fürsten, bis einmal plötzlich der ganze Vorrath von Gefühlen und Reflectionen in einer raschen That des Zornes explodirt. Es ist unmöglich, das vergangene Jahr aus den Seelen des Volkes zu streichen, es ist unmöglich, dem Volke durch octroyirte Verfassung das freudige männliche Selbstgefühl zu geben, nach dem es sich so lange gesehnt hat, bis zur Schwärmerei und Krankheit. Es ist unmöglich, auf dem Wege der Könige, selbst wenn diese alle Weisheit und Kraft für sich hätten, das Volk aber nichts, als seine Begehrlichkeit und seine Träume.

So steht es aber nicht. In Opposition gegen die Kronen stehn nicht nur die Gefühle des Volkes, auch fast Alle, die in dem parlamentarischen Leben der Nation sich Verehrung oder Liebe verschafft haben. Nicht nur die wilden Schößlinge der Revolution, die Männer der Linken, sondern das ganze Centrum der Nationalversammlung, alte und neue Kraft, ja die Talente der Landeskammern bis tief in die rechte Seite hinein, die preußische Streitaxt Vinke, der redliche Harkort u. s. w. Zu tief sind die Frankfurter Deputirten durch das taktlose und verletzende Verhalten der Krone Preußen gekränkt worden, als daß sie nicht eifrige Gegner einer Politik werden müssen, von welcher sie sich für verrathen halten. Und auf die Worte von Gagern, Beseler, Riesser, Ludwig Simon und anderer von ähnlichem Klange wird die Nation noch lange hören. Wenn diese Männer nach der eingeleiteten Auflösung der Nationalversammlung in ihre Heimath zurückkehren, so werden ihr Geist, ihre Ueberzeugungen in allen Theilen Deutschlands der Empörung gegen den Unverstand der Machthaber Organ und Ausdruck geben, zumeist gegen den König von Preußen. Und welche Persönlichkeiten bleiben den Kronen als Rathgeber? alte Höflinge, Beamte aus der alten Schule, wenig Talente, noch weniger Kräfte. Diese allein können als Werkzeuge für das neue Regiment verwendet werden. Wohl mag hier und da eine aristokratische Kraft, wie Radowitz, Graf Arnim oder eine tüchtige Beamtenroutine, wie Bodelschwingh, Friesen u. s. w. handlich und brauchbar werden, aber diese Kräfte, die sich schon vor dem Jahr 48 in glattem Fahrwasser als ungenügend erwiesen, wie können sie das Staatsschiff durch den Orkan und die Klippen retten, zumal jetzt die höchste Unpopularität und deshalb ein Mangel an Sicherheit auf sie gekommen ist, der den verhaßten Mann, auch wenn er stark ist, niederdrückt. Sie und die Krone, welche sich an sie lehnt, können nur regieren trotz dem Volk, der Trotz aber treibt in Einseitigkeit und Verblendung immer tiefer hinein. Schon jetzt sind die frommen Thiele und Consorten der Trost des leicht erregten Königs von Preußen, jeder Widerstand von Frankfurt oder den Rheinlanden her treibt schon jetzt von einem

gewagten Schritt zum andern, auf die Abberufung der Frankfurter Deputirten wird schnell die rechtswidrige Veränderung des preußischen Wahlgesetzes, auf jede Weigerung eines Bezirkes, nach dem neuen Wahlgesetz zu wählen, werden neue Willkürlichkeiten folgen müssen, und wieder auf jeden Widerstand der neuen Kammern neue Beschränkungen der Verfassung und der gesetzlichen Freiheit, die Presse wird lästig und unter tüchtige Controle gesetzt, die politischen Vereine werden verboten; eins folgt aus dem andern, und dieselben Männer, die sich als Helfer mit den Kronen verbanden, ehrlich und mit erträglich liberalen Empfindungen, um ihr aus dieser Verlegenheit zu helfen, werden sich und die Krone bis zu einem Punkt der Tyrannei führen, vor dem sie jetzt selbst erschrecken würden. Denkt daran, auch Graf Stadion von Oestreich war ein ehrlicher und „liberaler" Mann, als er vor einem halben Jahr übernahm, den Kaiserstaat zu retten und wohin ist er gedrängt worden? Der Staat in die Hände der Russen, er selbst in traurige Geistesschwäche. Vielleicht ist die Kraft der preußischen Minister dauerhafter, aber schon jetzt sind sie von der octroyirten Verfassung durch alle möglichen Gesetze und Gesetzentwürfe, die Wenige zu lesen, noch wenigere zu befolgen Lust haben, bis zur Aenderung des Wahlgesetzes, also der Verfassung, die sie selbst publicirt haben, gekommen. Aendern sie eigenmächtig das Wahlgesetz etwa durch neue Interpretation des Wortes „selbstständig", so sind sie bereits jetzt Verbrecher gegen das von ihnen selbst octroyirte Verfassungsgesetz.

Die Gesandten der königlichen Höfe sind jetzt in Berlin versammelt, die Reichsverfassung zu revidiren, diese revidirte Verfassung soll octroyirt werden und die Anhänger der Krone hoffen dadurch alle billigen Forderungen zu befriedigen. Auch das ist eine verhängnißvolle Täuschung. Es ist möglich, daß die so revidirte Verfassung in einzelnen Punkten praktischer wird; ja es ist möglich — obwohl wir das sehr bezweifeln — daß sie von unserem Standpunkt aus im Ganzen besser wird, als die Verfassung der Paulskirche. Alles das kommt jetzt gar nicht mehr in Betracht; die Berliner Verfassung und sei sie ein Meisterstück hat grade so viel Berechtigung, als eine andere, die z. B. die Märzvereine dem deutschen Volk octroyiren könnten, sie ist eine ministerielle Stilübung, denn sie ist nicht nach Recht gemacht. Dreißig Staaten haben die Frankfurter Verfassung anerkannt, mit welcher Stirn kann die preußische Regierung ihre ungesetzliche Arbeit diesen aufdrängen wollen? sie hat auch nicht den kleinsten Rechtstitel dafür. Ihr einziges Recht ist — Gewalt. Gutwillig werden sehr wenige der dreißig Verbündeten die octroyirte Verfassung annehmen, und wenn die Regenten es wollten, sie dürfen es nicht wagen, ohne wortbrüchig zu werden und die Rache der empörten Völker auf sich zu laden. Und kennt die preußische Regierung den tiefen Haß, das Mißtrauen, ja die Verachtung so wenig, welche im Süden und Westen Deutschlands seit jener Audienzstunde in Berlin gegen sie emporquillt? Oder glaubt sie, daß die finsteren Stirnen und zornigen Blicke nur

jenen rothen Aufwiegeln angehören? da ist sie wieder in einem verhängnißvollen Irrthum. Der Kern der deutschen Nation, der sichere angesessene Mann ist's, der sehr, sehr niedrig von ihr denkt, und sie für treulos und heuchlerisch hält, während sie doch nur aus Schwäche gewaltthätig ist. Was auch die jetzige Regierung Preußens dem deutschen Volk noch bringe, und sei es wie eine Gabe des Himmels, es wird mit Haß und Verachtung zurückgewiesen werden, und von einem großen Theil der Preußen erst recht. Der jetzige König von Preußen hat den Stolz einer weichfühlenden und träumerischen Nation tödtlich verletzt, denn als sie grade entschlossen war, ihn zu lieben, hat er sie in ihren Vertretern gedemüthigt. Er kann Deutschland keinen Frieden mehr geben, und die Hohenzollern können es nur noch, wenn ein anderes Haupt ihre Krone trägt, und wenn das lange aussteht, gar nicht mehr.

Die Stunde, in welcher der König von Preußen in seinem Audienzsaal der Frankfurter Deputation die vielbesprochene Antwort gab, war die unglückseligste Stunde seines Lebens; damals öffnete sein zweideutiges Wort die Thüren der Hölle, in welche die Geister der Zerstörung und des Bürgerkriegs zurückgedrängt waren. Wir trauern nicht darüber, daß ihm die Verfassung nicht gefiel, sondern darüber, daß er, den man als geistreich rühmt, nicht einsah, wie ihm gar keine Wahl blieb, sie anzunehmen oder abzulehnen. Die Annahme der Verfassung war das Opfer, welches die Fürsten bringen mußten, zu ihrer und des Volkes Rettung, der letzte Preis, um welchen sie den Dämonen der Zerstörung unser Vaterland abkaufen konnten. Daß Friedrich Wilhelm IV. und seine Verbündeten das nicht verstanden, wird vielleicht ein Verhängniß für sie selbst; wir haben die Verpflichtung zu verhindern, daß das Unheil nicht auch uns und den Staat verderbe.

Die Ereignisse überstürzen sich, der Rheinbund, an welchen unsere süddeutschen Brüder jetzt denken, ist nur ein Erzeugniß der Opposition gegen die norddeutschen Könige, auch er ist eine Vernichtung der Einheit Deutschlands, seine Möglichkeit und Lebensfähigkeit höchst zweifelhaft. Ueberall aus dem Kriegslärm und Tumult, aus der Anarchie und dem Bürgerkriege werden Urtheil und Rechtsgefühl auf das einzige Positive, das Gesetz der Nation, auf die Verfassung zurückkommen müssen. Denn Aufstand und Bürgerkriege bauen nichts auf, sie reißen nur nieder. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß eine wilde Zukunft die Ursache des Kampfes, die Verfassung, zeitweise vergessen wird, es ist möglich, daß das Endziel des beginnenden Kampfes sich so weit von dem Ausgangspunkt entfernt, daß die Verfassung nicht mehr in all' ihren Paragraphen anwendbar ist, aber immer und in jeder Lage wird sie, die Schöpfung des Volkes und sein Gesetz, wieder der Grund werden müssen, auf dem die gebrochene Burg unsers Rechtes sich von Neuem aufbaut. Und deshalb müssen wir daran festhalten bis zur letzten Möglichkeit in jeder Lage; jetzt aber ist die Möglichkeit noch vorhan-

den, sie auf dem Wege des Gesetzes durchzusetzen, und auf diesen Weg treten wir. —

War es je die Pflicht der Presse, den Empfindungen des Volkes Stimme zu geben, so ist dies jetzt der Fall. Auch die Grenzboten werden nach Kräften versuchen, dies zu thun. Und wenn sie sich sonst als Wochenschrift etwas damit gewußt haben, daß ihr Urtheil ruhiger, die Wahl ihrer Worte bedächtiger sein konnte, und der Anschlag ihrer Stimme an die Seelen ihrer Freunde zwar langsamer, aber vielleicht nachhaltiger war, als bei der Tagespresse; so empfinden sie in dieser Zeit doch sehr klar, daß sie ihre Partei nicht zu führen, sondern als treue Boten und Wächter auf ihrem Wege zu begleiten haben. Auch diese Stellung ist nicht ohne Nutzen. Unsere Ueberzeugungen, unsere Politik haben wir immer ehrlich herausgesagt, gradezu und rücksichtslos haben wir das Schlechte getadelt, und was wir als gut erkannten, nicht säumig gelobt. Wir haben uns als Demokraten gefühlt, als wir im vorigen Jahr die Uebergriffe der Volkspartei geißelten, wir haben ein Recht uns jetzt conservativ zu nennen, wo wir in Opposition gegen die Regierungen treten. Die Parteinamen schwanken und die Vorstellungen, die man mit ihnen verbindet, wechseln noch sehr schnell; in der Sache, in dem, was wir wollen, sind wir stets dieselben geblieben, und in der Strömung und Gegenströmung gewaltiger Ereignisse schaukelte unsere Zeitschrift auf und nieder, ein grünes Blatt auf den rollenden Wogen; aber seinen Halt hatte es tief unten im stillen Grunde, und der Boden, in dem wir fest Wurzel geschlagen haben, war das Recht. Wir erinnern jetzt unsere Freunde daran, denn auch jetzt stehen wir fest auf dem Grunde des Rechts.

Genrebilder aus Paris.

Schon wieder Trommelschlag und kriegerische Fanfaren; mit klingendem Spiel ziehen die Jäger von Vincennes und das zwanzigste Linienregiment über die Place de la Concorde, neugierige Gaffer, jubelnde Gamin's umdrängen sie, aber nur hier und da steht mit verschränkten Armen der Mann des vierten Standes an den Straßenecken und schießt zürnende Blicke nach den glänzenden Troupies. Wenn Sie ihn fragen, was der Einmarsch der Truppen bedeute, so zuckt er höhnisch die Achseln und entgegnet mit wegwerfendem Tone: „Der Bourgeois fürchtet sich, denn der Berg kreist — aber er wird eine Maus gebären!“ So ist es — die Bergpartei beschließt in jeder Woche mindestens zweimal, es müsse nunmehr etwas geschehen, aber die Garnison wird verstärkt und so bleibt es beim Alten. Dafür sind aber Messieurs Ledru-Rollin und Marrast auch noch lange keine Georges

Cadoudal und Pichegru — und Louis Napoleon hat gleichfalls von dem kleinen Corporal nichts als den Namen. Doch nein — noch eine Eigenschaft seines Oheims hat sich auf ihn vererbt: Er liebt die Repräsentation, Glanz und Pracht, gefällt sich in feierlichen Aufzügen und hält viel auf einen glänzenden Hofstaat, üppige Diner's und reiche Girandolen. Das kostet freilich viel und weder die Civilliste noch das sehr zusammengeschmolzene Privatvermögen des Napoleoniden vermag Alles genügend zu bestreiten. Und somit scheint es gar nicht unwahrscheinlich, daß der Prinz sich eines schönen Tags um die Hand der Miß Coutts in London, der reichsten Erbin der Welt, beworben haben mag. Aber die gute, ältliche Dame, welche schon allen möglichen Anfechtungen ausgesetzt gewesen ist, hatte so wenig Neigung für den Präsidenten der französischen Republik, wie einstmals für den Marquis of Waterford, und sandte einen zierlichen Korb zum größten Leidwesen aller Pariser Epiciers, welche schon ihre gesammte Phantasie in Thätigkeit gesetzt hatten, um die bevorstehenden Hochzeitsfestlichkeiten sich vorzumalen. Inzwischen möchte ich hier irgend Jemand kennen, der mir einen in die Augen fallenden Unterschied zwischen Republik und Monarchie nachzuweisen vermöchte. Die Reformbankette sind nach wie vor verboten und die Preßfreiheit ist jetzt viel eingeschränkter, wie zur Zeit des Bürgerkönigs. Das Ministerium weiß mit merkwürdiger Consequenz alle mißliebigen Blätter durch fortwährende Preßprozesse aufzureiben; dem Peuple hat es allein deren schon etliche zwanzig angehängt, aber dies Blatt hat das zähe Leben einer Boa, und ist selbst in seinem Agoniekämpfen gefährlich. Sein Herr und Meister Proudhon, welcher wie Beranger's petit homme gris, eine wahre volksthümliche Persönlichkeit geworden ist, hört nicht auf, aus seinem Schlupfwinkel die Präsidentschaft und deren Träger mit den Pfeilen des giftigsten Hasses, oder besser gesagt, einer maaßlosen Grobheit, zu verfolgen. Offiziell soll sich der große Socialist in Rousseau's Asyl am Leman aufhalten, allein jedes Kind in Paris weiß, daß er die Königin der Städte niemals verlassen hat, daß er eines Tages an der Spitze der Travailleurs égalitaires von Neuem auf dem Kampfplatz erscheinen wird, ehe Mr. Odilon Barrot es vermuthet, und dann wehe Euch, ihr Familienväter und Hausbesitzer, wehe der Bourgeoisie und vive la banque du Peuple! — Zuweilen besuche ich die Clubs socialistes — trotzdem, daß mein ehrwürdiger Papa, dem ich dies einstmals brieflich berichtete, mir zu verstehen gegeben hat, daß er mich enterben würde, wenn ich solche Höhlen des Unheils frequentire — und ich muß gestehen, daß ich mich allda trefflich amüsire. Freilich ist ein solcher Besuch ohne gewisse Vorbereitungen unmöglich oder mindestens gefährlich; denn Hut und Rock sind in diesen stürmischen Versammlungen als Aristo's vervehmt und gebrandmarkt, und nur die Blouse wird als citoyen honnête betrachtet. Daher werfe ich die Blouse über, setze die Schirmmütze mit der Troddel, welche den Ouvrier auszeichnet, verwegen auf's Ohr, umgebe auch zuweilen mein glattes Kinn mit einem mächtigen falschen Barte und dann —

Sie sollten nur sehen, wie Marc Caussidière mir die Hand drückt, was er freilich jedem Einzelnen thut, oder wie Jaques Hilbert mir vertraulich in's Ohr flüstert: ça va bien — nous sommes en train, nous et les autres — tuverras ton miracle! Von der parlamentarischen Ordnung dieser Clubs machen Sie sich übrigens keinen Begriff, nirgends wird eine ungehörige Opposition siegreicher bekämpft als hier, denn sobald irgend ein Unsinniger es sich wollte beifallen lassen, hier Vernunft zu predigen, so wären augenblicklich hundert Arme bereit, ihn durch Thüre oder Fenster zu spediren, so schnell, daß er selber nicht wüßte, wie ihm geschähe. Ich habe dies Experiment ein einziges Mal an einem homme de sureté in der Straße Marceau ausführen sehen und habe vor solchem argumentum ad hominem allen möglichen Respect bekommen. Thatsache ist inzwischen, daß die socialistische Partei in Frankreich mit jedem Tage zunimmt. Sie entfaltet aber auch eine außerordentliche Thätigkeit, namentlich jetzt, wo die Wahlen zur Nationalversammlung bevorstehen und schon das Tagesgespräch aller Flaneurs bilden. Trotzdem ist kein Zweifel, daß die kommende Assemblée nationale zum größten Theil aus Royalisten und darunter die Majorität Legitimisten, bestehen wird. Stehen ja doch schon, — wer sollte es glauben, aber bei Gott und in Frankreich ist kein Ding unmöglich — die Herren Guizot, Duchatel und der Admiral de Joinville auf der Candidatenliste! Die beiden Letztern haben zwar in großen Placaten sich mit bestem Dank für die gütige Absicht die Wahl verbeten, aber der erstere hat wirklich alle Chancen für sich, gewählt zu werden. Das hätte man heute vor einem Jahre prophezeien sollen — man wäre augenblicklich gesteinigt worden. Die Unzufriedenheit mit der jetzigen Lage der Dinge ist auf das Höchste gesteigert worden durch die niederschlagende Nachricht von dem Sieg der Römer über das Oudinot'sche Interventionscorps. Franzosen — und zwar Schnurrbärte aus Algier — besiegt, und besiegt von italienischen Mausfallenhändlern, das war ein furchtbarer Schlag! Der Pariser Epicier bestritt die Nachricht drei Tage lang, allen Zeitungen zum Trotz, auf das Hartnäckigste; Mr. Lefevbre stellte sich im Caffee Turque auf das Billard und bot Jedem seine Karte an, der es wagen könne, dem französischen Namen eine solche Schmach aufzuheften — aber es half Alles nichts und die Niederlage der Franzosen blieb wahr.

Da hätten sie nur den Ingrimm und den Schmerz unserer guten Bürger sehen sollen! Wenig hätte gefehlt und sie hätten das Elysee national gestürmt; die Titel, mit welchen der Präsident und seine Minister in diesen Tagen in Cabarets und Estaminets beehrt worden sind, hätten selbst die Volkssprachekenntniß des in sich selbst zurückgezogenen Mr. Sue bereichert. Gewiß ist, daß in allen Portierlogen und Epicerien die niemals fehlende Statue des Kaisers mit einem Flor umwunden ward; Mr. Lefevbre ging noch weiter und sperrte die Bronzefigur seines angebeteten Feldherrn, die als Heiligthum den Kamin zierte in einem Wandschrank. Denn, sagte er und biß sich auf den grauen Schnurrbart, seine edlen

Züge würden sich selbst im Metall verzerren, wenn er Solches von seinen Kindern vernähme! — Also Krieg, Krieg, Krieg mit der ganzen Welt, wenn es sein muß, nur in Blut den Makel abzuwaschen! — Die Cholera wüthet immer noch und sogar in stetem Zunehmen, jedoch ist sie weit minder gefährlich, wie 1832. Diesmal hat die Seuche es hauptsächlich auf die Assemblée nationale abgesehen, wenigstens ist schon ein halbes Dutzend Deputirte von ihr hinweggerafft worden. Man bekümmert sich übrigens im Durchschnitt sehr wenig um sie. Die Vergnügungsorte sind durchaus nicht weniger zahlreich besucht, wie sonst und in den Spectacles drängt sich die Menge nach wie vor. Ein großer Vorzug der Seinestadt ist die Wohlfeilheit der Theater; Sie in Deutschland werden erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich für zwanzig Franks Actionaire de la Gaité bin und für diese Bagatelle ein ganzes Jahr lang jeden Abend das Theater besuchen kann. Aber wer wird das thun und namentlich jetzt, wo mit dem Frühling die eigentliche Saison von Paris, d. h. die Saison des Volkslebens beginnt? Schon hat Pére Mabille am ersten Mai zum erstenmale seine glänzenden, heiteren, freudesprühenden Räume eröffnet; schon zaubern die farbigen Lampen und im Feuer springenden Fontainen unter den grünenden Bäumen des Chateau rouge eine Feenwelt hervor; Musard hat von seinem Orchester nicht einen Mann eingebüßt und vor Allem sind sie noch da — Alle sind sie noch da, die eleganten Loretten, die zephyrleichten, reizenden Kinder des Faubourg, die Blumen des Boulevards und die Sterne der Barrieren, sie lachen, scherzen, küssen und trinken Champagner, wie sonst à bas la politique! Das Leben öffnet seine schönsten Pforten, laßt es uns genießen, mit dem leichtsinnigen Volk, das uns umschwärmt und welches mit gleicher Leidenschaft Barrikaden baut, wie den verführerischen Cancan tanzt. Welches Gewühl jetzt schon vor den Barrieren, in den tausend und tausend Auberges und Tanzsälen! Welch ein Lärmen, welch sinnbetäubendes Getöse! Aber selbst hierher, in das ländliche Paris, von welchem Deliba sang: Paris est pour le riche le pays de cocagne, Sans sortir de la ville il trouve la campagne — streifen die düsteren Klänge der bewegten Zeit. Dort eine Bettlerin; eine Inschrift neben ihr nennt sie: Veuve d'un deporté du Juin, und reichliche Almosen fallen in ihren Teller und hier die Verkäufer der Tagesliteratur, die sich wie Schatten an die Spaziergänger heften und ihnen mit gellender Stimme so lang in die Ohren rufen: Les martyres du St. Barbés, oder: Chanson du fils de St. Louis — bis der Gemarterte sich zum Kauf entscheidet, für das Eine, wenn er rother Republikaner, für das andre, wenn er rother Royalist ist.

Im Mai. Alfred H.

Der russisch=ungarische Krieg.

Als Fürst Windischgrätz im März d. J. die Ungarn über Pesth-Ofen hinweggedrängt hatte und die durchlauchtigen Lügen seiner pomphaften Siegesbulletins uns glauben machten, der Feldzug sei bald beendet und die Intregität des Gesammtstaates gesichert, da sprachen wir die Zweifel aus, ob der vielgerühmte Belagerungsheld auch die Pacification der wiedereroberten Landestheile zu vollführen im Stande sein werde und ob überhaupt die jetzigen Gewalthaber Oestreichs eine nationale Politik des freien Kaiserstaats verfolgen würden? Wir mißtrauten dem Organisationstalent des kaiserlichen Cabinets, dem Uebermuth und den aristokratischen Neigungen des unumschränkten Bevollmächtigten. Unsere Zweifel waren mehr als gerecht! Fürst Windischgrätz hatte sich von seinen magyarischen Freunden in Schlaf lullen lassen, indessen brachen die „Rebellenhaufen“, welche bisher von der tapfern kaiserlichen Armee wie Spreu hinweggefegt schienen, aus den Theißsümpfen hervor und jagten die hochgräflichen k. k. Generäle bei allen Grenzen zum Lande hinaus. Der gefeierte Held von Prag und Wien wurde abgedankt und das östreichische Cabinet suchte die Schmach des verlornen Feldzugs nicht durch völlige Entfernung des Feldmarschalls, durch einen begeisternden Aufruf an die treuen Völker Oestreichs, durch energische Entwickelung frischer Streitkräfte zu tilgen — nein, das kaiserliche Cabinet sank zitternd zu Boden und flehte den großen Czaar im fernen Osten um seine Huld und Hilfe an! Dieses Faktum an und für sich zeugt, wie sehr die Herrn Schwarzenberg=Stadion=Bach ihren eigenen Kräften mißtrauen, daß ihnen der Bestand eines einigen und starken Oestreichs nicht als „ein europäisches Bedürfniß“, sondern als ein Sinekur der Habsburger und deren Anhänger und Minister erscheine, daß sie kein Gefühl für die Ehre der von ihnen vertretenen „Großmacht“, noch weniger für die Freiheit der östreichischen Völker kennen. Wir „sentimentalen Politiker“, wie uns der ministerielle Lloyd zum Unterschiede von den gewöhnlichen „Wühlern“ nennt, sind der entschiedenen Meinung, daß ein Volk, das sich nicht durch seine eigene Lebenskraft gegen einen Angriff von Innen zu halten im Stande ist, keine selbstständige Stellung verdient; eine Regierung aber, welche, bevor sie noch die Begeisterung und materielle Macht ihrer Nation in den Kampf gerufen hat, schon an ihrer eigenen Kraft verzweifelt und ihre Existenz von der Gnade einer fremden Macht abhängig macht, eine solche Regierung gibt sich und die von ihr vertretene Nation der allgemeinen Verachtung und — der Gewalt des Stärkern preis.

Wir wollen über das Factum selbst nicht weiter sprechen. Die 150,000 Russen, welche bereits die östreichischen Grenzen überschritten haben, werden wahrlich

vor dem Zuruf eines Federhelden nicht zurückschrecken. Aber wir wollen der östreichischen Regierung klar machen, welches Verhängniß sie über sich und das Reich heraufbeschworen hat. Im November v. J. wurde der Feldzug gegen die Magyaren im Namen des Gesammtstaats und der Gleichberechtigung aller Nationalitäten begonnen. Damals war es blos die revolutionäre Partei des ungarischen Reichstags, welche mit ihren schnell zusammengebrachten Schaaren der kaiserlichen Armee gegenüberstand. Der hohe Edelmann und der deutsche Bürgerstand hatten sich der Bewegung nicht angeschlossen, standen vielmehr mit der kaiserlichen Regierung im besten Einvernehmen. Die Freunde eines einigen und mächtigen Oestreich billigten das bewaffnete Einschreiten in Ungarn, obwohl sie keinen Augenblick verkannten, daß das formelle Recht, mit Berufung auf die pragmatische Sanction und die Aprilgesetze 1848, auf Seite der magyarischen Nation war. Aber um einen östreichischen Staat mit einer dauerhaften Organisation zu gründen, mußten alle Privilegien und Spezialfreiheiten der einzelnen Völker für die Freiheitsentwicklung und Machtäußerung der ganzen östreichischen Nation geopfert werden. Die Aprilgesetze 1848 hatten das unsittliche Verhältniß, welches bisher zwischen den Ungarn und ihrem Könige bestanden, nur in eine neue Phase gebracht.

Seit der Verbindung Ungarns mit dem Hause Oestreich war das ganze konstitutionelle Staatsleben der magyarischen Nation Nichts als ein selbstgefälliges Pochen auf seine angestammte persönliche Freiheit seiten des Edelmanns, während in Wahrheit alle Kraft in Händen der unverantwortlichen Regierung am Wiener Hofe lag und die fortlodernde Opposition der Preßburger Stände schlug oft in hellen Flammen auf und verbreitete sich über das ganze Land — ohne daß das unparlamentarische Cabinet der östreichischen Kaiser davon berührt ward. Der Haß der Nation gegen die östreichische Bevormundung und die Kluft zwischen der Dynastie und den ungarischen Ständen mußte von Jahr zu Jahr größer werden, da der Widerstand der Nation stets aus der parlamentarischen Bahn heraus auf das alte legitime Mittel der bewaffneten Insurrection geworfen ward. Die Aprilconcessionen v. J. enthielten Nichts als die nothwendigen Konsequenzen der pragmatischen Sanction und der ungarischen Verfassung: die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Krone des h. Stephan, welche der Nation gegenüber durch verantwortliche Rathgeber vertreten sein soll. Das Unrecht der Ungarn lag daher nicht in der Forderung ihrer Rechte, sondern in der Verkennung ihrer politischen Lage. Sie hatten allerdings ein gutes Recht, das unnatürliche Verhältniß zwischen dem absoluten Kaiser und ihrem constitutionellen Lande zu reformiren, ja selbst es aufzuheben — aber aus der Geschichte und geographischen Lage der Donauländer und aus dem Bedürfnisse einer raschen und durchgreifenden Culturentwicklung mußten die ungarischen Patrioten erkennen, daß nur in Verbindung und unter dem Schutze einer starken östreichischen Centralgewalt die materiellen und geistigen Interessen ihres Landes gefördert werden können, daß also jene beab-

sichtigte Reformation der constitutionellen Gesetzgebung nicht in einer Sonderstellung gegenüber den übrigen Theilen der Monarchie, in der Begründung eines neuen unnatürlichen Verhältnisses zwischen dem östreichischen Kaiser und dem ungarischen Könige bestehen könne, sondern in einer Gleichstellung ihrer constitutionellen Rechte mit jenen der übrigen östreichischen Provinzen. Der magyarische Stolz, die Erinnerung an das freie ungarische Leben des Mittelalters, das in den eigenen Sümpfen bei Mohacs erstickt war, verblendet den Demokraten Kossuth eben so sehr über die mögliche Regeneration seines Volkes wie die Hocharistokraten aus der Betlenschen Schule. — Mit der Losreißung vom Hause Habsburg-Lothringen haben die Debrecziner Stände nur die Erbschaft des blinden Haßes, den sie von ihren Vätern überkommen, vollständig angetreten. Das Gaukelspiel mit der angestammten Treue an das Haus Oestreich, welches besonders im letzten Jahrhundert von der Dynastie und der ungarischen Nation zu gegenseitiger Schwächung getrieben wurde, hat in dem blutigen Ernst der Schlachten sein Ende gefunden. Ungarn wagt den letzten Kampf für seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit und appellirt an den begeisterten Patriotismus der ganzen Nation. Oestreich kämpft gleichfalls für seine Unabhängigkeit und Integrität und appellirt — an das Mitgefühl des russischen Czaren. Das Wiener Cabinet erklärte selbst durch das Herbeirufen der Russen, daß es jetzt nicht mehr als östreichische Centralgewalt gegen eine aufständische Provinz, sondern gegen einen äußern Feind kämpfe. Ungarn soll nun mit Hilfe der Russen nicht zum gesetzlichen Gehorsam gezwungen, sondern e r o b e r t werden. Wenn sich die ungarische Nation durch polnische und deutsche Führer und Verbündete verstärkt, so handelt sie ebenfalls als selbstständige politische Macht, welche von einem Nachbarlande bedroht wird. Das läppische Geschwätz „von einer socialen Revolution, welche von Ungarn aus den Umsturz der ganzen europäischen Gesellschaft beabsichtigt", kann weder die auswärtigen Cabinette noch das östreichische Volk über den Charakter des jetzigen Krieges in Ungarn täuschen. Die östreichische Regierung hat durch das Herbeirufen Rußlands negativ die Selbstständigkeit Ungarns anerkannt und sich selbst, als in ihrer Existenz von einem äußeren Feinde bedroht, der Gnade eines starken Bundesgenossen anvertraut. Rußland aber, dessen erste Intervention in Siebenbürgen Nichts als eine Inspection der zu erwartenden Beute und eine Falle für das gutgläubige Oestreich war, das despotische Rußland führt nicht für die Integrität des Gesammtstaats Oestreich, sondern für s i c h, für die Integrität des eigenen Reichs den Krieg gegen Ungarn. Eine slavisch-ungarische Republik, zu welcher viele Elemente vorhanden sind, wäre jedenfalls, so schwach sie auch im Anfang sich gebärdete, dem nordischen Absolutisten gefährlicher, als ein hinfälliges, russificirtes Oestreich. Also nicht für das östreichische Volk, nicht für das Haus Habsburg führt Fürst Paskewitsch die Armee seines kaiserlichen Herrn gegen Ungarn in's Feld! Nein, der alte Polenbändiger jagt in den ungarischen Wäldern nach neuer Beute für den

Völkerkäfig des großen Czaars. Russische Tagsbefehle und Ukase werden den Kaiser von Oestreich belehren, wie er seine Völker constitutionell regieren kann, russische Polizei hat sich bereits in Krakau angesiedelt, um zugleich mit dem Vorrücken der Armee ihr geheimes demoralisirendes Gift den östreichischen Völkern einzuimpfen; wie viel von dem „eroberten" Lande sich Rußland vorbehalten werde, bleibt der Gnade des Czaars oder „der Treue" desselben, wie sich die Wiener Zeitung ausdrückt, und den englisch-französischen Cabinetten anheimgestellt. Wir glauben selbst, wie das sehr gläubige östreichische Ministerium, daß sich Rußland nicht direct bei der ungarischen Beute, wie einst bei Polen, betheiligen werde. Ihm wird die intime Bekanntschaft mit den östreichischen Serben und Wallachen, die Befestigung in der Herrschaft über die Donaufürstenthümer, eine Absperrung Oestreichs und Deutschlands von den Ufern des schwarzen Meeres und des Bosphorus genügen. Das russische Cabinet wird sich freundlichst bemühen, dem schwachen Verwaltungstalente des östreichischen Cabinets durch ein réglement organique für die ungarischen Länder zu Hilfe zu kommen, welches dessen Einfluß in Serbien, Croatien, Siebenbürgen und Ungarn eben so sichern wird, als bisher das russ. réglement organique in der Wallachei und Moldau. Fürst Paskewitsch versteht sich auf gouvernementale Behandlung der Polen und wird seine Thätigkeit nicht blos auf die ruthenischen Schützlinge des Grafen Stadion beschränken, sondern dem erlauchten Grafen gewiß in der „Organisation" der übrigen Provinzen mit seinen Erfahrungen und Besatzungen an die Hand gehen.

Noch sucht das östreichische Kabinet sich selbst über die verhängnißschweren Folgen seiner Feigheit zu täuschen und verbirgt, wie Vogel Strauß, den Kopf, um die unausweichliche Gefahr nicht zu sehen. Der junge, von seinen Rathgebern verrathene Monarch übernimmt den Oberbefehl über die vereinigte Armee, um der Eifersucht der östreichischen und russischen Feldherrn vorzubeugen. Aber er vergißt, daß der Retter in der Noth seine Hilfe um so höher anschlägt, je schwächer und verächtlicher sich der Bedrängte in den Augen der Welt gezeigt hat. Die östreichische Armee ist durch die Ungeschicklichkeit ihrer Führer, durch die geistige Ohnmacht des obersten Kriegsraths desorganisirt und materiell und moralisch geschwächt – die russische Hilfsarmee ist der östreichischen an Anzahl, Disciplin, Ausstattung und Vertrauen in den europäischen Ruf der Führer überlegen. Der Russe läßt sich für seine Hilfe nicht bezahlen, er will nicht Diener, sondern Herr im Hause Oestreich sein. Glaubt nun der Kriegsminister Gordon oder Feldzeugmeister Welden, der russische Feldmarschall, ein Meister in der Unterdrückung von Volksinsurrectionen, werde sich von ihnen Operationspläne und Befehle dictiren lassen? Oder hofft das östreichische Kabinet den russischen Sieger nach der ersten gewonnenen Schlacht über die Ungarn in seinem wohlberechneten Vordringen aufhalten und zum Friedensschlusse mit den Ungarn vermögen zu können? **Eine Pacification Ungarns von Seite Oestreichs ist jetzt unmöglich**

geworden ohne die Intervention Englands und Frankreichs, das östreichische Kabinet hat den ganzen Kaiserstaat abermals zum Spielball fremder Interessen gemacht. Eine Zertrümmerung oder Zerstückelung des Reichs, welche bisher als ein beabsichtigtes Werk des Radikalismus betrachtet wurde, oder die vollständige Contrerevolution, die russische Botmäßigkeit der Habsburger und ihrer unterjochten Länder — dies sind die zwei Chancen, in welche die östreichische Monarchie durch die feige Rathlosigkeit des jetzigen Kabinets getrieben wurde.

Wir sprechen daher nicht mehr vom östreichisch-ungarischen Kampfe, sondern von einem russisch-europäischen Kampfe. Das factische Recht, welches bisher die Ungarn als ihr heiliges Privilegium gegen Oestreich vertheidigt haben, ist jetzt durch das gemeinsame Auftreten der Contrerevolution in Deutschland, Italien und Oestreich zu einem gemeinsamen Palladium der im Jahr 1848 befreiten Nationen Europas geworden. Es gilt nun den Kampf der rohen Willkür gegen die Freiheit und das in ihr begründete Recht der Völker.

Die einzelnen Excesse des Pöbels oder die republikanischen Putsche, welche von einer unverständigen ehrgeizigen Partei versucht werden, können die jetzige Bewegung in den europäischen Ländern nicht als „soziale Revolution" bezeichnen. Es handelt sich vor Allem um die Sicherung des politischen Fortschritts innerhalb des frei und selbstständig organisirten Staates. Kann Oestreich diese historische Aufgabe nicht durch seine eigene Kraft erfüllen, ist es in seinem innern Lebensmark so ausgehöhlt, daß es anstatt „eine Vormauer europäischer Bildung und Sitte" zu bilden, seine losen Ländertheile zu russischen Verschanzungen verwenden ließe, dann mag die Habsburgische Hausmacht in Trümmer gehen und unter ihrem Schutte den russischen Koloß erdrücken. Die kräftigen Volksstämme, welche das heutige Oestreich bewohnen, werden sich in dem Kampfe gegen den gemeinsamen Unterdrücker vereinigen und ihre besondern Berechtigungen gern für einen kräftigen und freien Gesammtstaat aufopfern. B. Friedmann.

Aus Berlin.

„Na, heute Abend wirds losgehen!" sagte mit nachdrücklichem Tone ein junger Mann, dem man es ansah, daß das Kaffeehausleben seine vornehmste Beschäftigung war — „heute Abend wird's losgehen!"

— Das sagten sie gestern auch — entgegnete ungläubig die schmucke Kellnerin — das sagten Sie vorgestern auch, als die Kammer aufgelöst war, und es wurde doch nichts Gescheutes!

„Nun, ging's denn nicht bunt genug her, Sie kleine Reactionärin? wurden nicht Barrikaden gebaut und die Straßen gesperrt, und mußten nicht ganze Regimenter aufmarschiren und dreinhauen und schießen um das Volk zu zerstreun?"

— Ja, aber was war's denn am Ende? Im Ganzen sind nur fünf Menschen um's Leben gekommen, und zwölf, glaub' ich, verwundet. —

Die Worte des jungen Mädchens machten einen seltsamen Eindruck auf mich. Es ist mein Schicksal gewesen, die Menschen verschiedener Himmelsstriche und verschiedener Kulturstufen in ihrer rohesten Kraftäußerung zu sehen: den wilden Abasechen, der seinen Gefangenen die Fußsohle aufschlitzt und Pferdehaare hindurchzieht, um die Wunde unheilbar zu machen; den räuberischen Tartaren, der jeden Raub mit einem Morde besiegelt; den fanatischen Feueranbeter, der in seinem eigenen Fleische wühlt, wähnend der Gottheit dadurch zu gefallen; die Bruderkrieg predigenden Pfaffen des Sonderbundes der Schweizerkantone und die den Leichnam des gemordeten Latour umtobenden, entmenschten Weiber von Wien. Aber all diese grausigen Bilder der Vergangenheit schienen mir in dem Augenblicke weniger schrecklich, als die gleichgiltig gesprochenen Worte des jungen Mädchens: „es sind nur fünf Menschen um's Leben gekommen, und zwölf, glaub' ich, verwundet."

Welch ein Schrei des Entsetzens ging durch die deutschen Lande, als vor einigen Jahren in Leipzig ein Conflict zwischen Militär und Bürgern stattfand, wobei auch mehrere Menschen um's Leben kamen. Ich war eben damals auf einer Rundreise durch Deutschland begriffen und überall, wohin ich kam wurde von dem Vorfalle mit Entrüstung, als von einem ungeheuerlichen Ereignisse gesprochen; alle Zeitungen waren voll davon, verbotene Gedichte und Brochüren flogen darüber von Hand zu Hand.

Ich thue dieses Vorfalls Erwähnung, weil er als Maßstab dienen kann für den ungeheuern Umschwung, welcher seitdem stattgefunden in Deutschland. Heut zu Tage wird es als ein ganz gewöhnlicher Vorfall berichtet, wenn bei einem Straßenkravall ein halb Dutzend Menschen erschossen werden; das Interesse, der Unwille gilt weniger der Sache, als den dabei gefallenen Opfern. Das Volk hat sich an das Schrecklichste gewöhnt, und das Schrecklichste ist jetzt vom Volke zu fürchten. Wir stehen am Vorabend einer Revolution, gegen welche die Märzstürme des vergangenen Jahres nur wie ein lindes Frühlingswehen erscheinen werden. Ich schreibe diese Worte mit blutendem Herzen, denn blutige Wahrheit liegt darin. Noch vor wenigen Wochen wäre es möglich gewesen, dem Unglück vorzubeugen; die Schicksalsfäden Deutschlands lagen in der Hand der preußischen Regierung; von ihr hing es ab, die Lösung der deutschen Einheitsfrage auf friedlichem oder auf gewaltsamem Wege herbeizuführen; sie wählte den Weg der Gewalt, und das Volk wird ihr begegnen auf demselben Wege. — Unser erleuchtetes Cabinet hat vollbracht, was alle Demokraten und Wühler bis jetzt vergeblich erstrebt

haben: es ist ihm gelungen, die Gährung durch alle Schichten der Gesellschaft zu verbreiten, das unzufriedene Volk zum Bundesgenossen des revolutionären Volkshaufens zu machen. Dieselbe Bedeutung, welche das Ministerium Stadion-Schwarzenberg in Oestreich gewonnen, wird das Ministerium Manteuffel-Brandenburg in Preußen gewinnen. Die Geschichte wußte was sie that, als sie solche gute Männer an die Spitze der Staaten stellte. Sie bilden das eigentliche revolutionäre Element unserer Zeit; jeder Einzelne von ihnen macht für die Bewegungspartei mehr Propaganda, als alle Freiheitsapostel der Gegenwart zusammengenommen. Die Männer des Umsturzes, die Faustkämpfer der Freiheit mögen frohlocken über sie; die Partei der Gemäßigten, welche auch die Freiheit will, aber nicht durch blutigen Umsturz, kann nur trauern darüber. Es ist so weit gekommen, daß alle unabhängigen Blätter, mit Ausnahme der berüchtigten Kreuzzeitung, auf der Seite der Opposition stehen; aber das Ministerium kümmert sich so wenig um die Meinung der Presse, wie es sich um die Meinung des Reichstags kümmerte; die „deutsche Reform", das einzige Journal, worauf man im Cabinet einige Rücksicht nahm, wurde durch Redactionswechsel und reiche Subventionen aus seiner bisherigen Bahn getrieben und in ein ministerielles Organ umgewandelt. Dadurch hat dieses Blatt, welches eben im kräftigsten Aufblühen begriffen war, allen Credit verloren und wird in den meisten Häusern und öffentlichen Lokalen gar nicht mehr gelesen. Und in der That, hätte noch Jemand zweifeln können an Schlechtigkeit der Sache des Ministeriums, die letzten Artikel der Reform, worin das Ministerium seine eigenen Maßregeln vertheidigt, wären hinreichend, alle Zweifel zu zerstreuen. Ich habe Herrn v. Manteuffel in Verdacht, der Verfasser dieser Artikel zu sein, denn sie sind eben so stotterhaft geschrieben, wie er von der Ministerbank herab stotterhaft sprach. Ergötzlich sind die schlauen Prophezeiungen, welche gewöhnlich Morgens durch die Spalten des ministeriellen Blattes schleichen, und dann schon Abends in Erfüllung gehen. Im Morgenblatte heißt es: „wir hegen die feste Erwartung, daß unsere Regierung auf die negative Erklärung v. 28. Apr. über die Nichtannahme der Frankfurter Verfassung, jetzt eine positive Erklärung über dasjenige, was zu thun sei, folgen lassen wird." Danach beginnt dann der Leitartikel des Abendblattes: „In unserer Erwartung über den von der ꝛc. haben wir uns nicht getäuscht; wir konnten das Kommende um so leichter voraussehen, als bei der bekannten Offenheit und Ehrlichkeit unserer Regierung ꝛc. ꝛc."

In einem andern Leitartikel (v. 1. Mai) wird nachgewiesen: es stehe der zweiten Kammer nicht an, sich auf den Standpunkt des offenbar ungenügenden geschriebenen Rechts zu versetzen, nachdem von den Mitgliedern der Majorität in dieser Kammer so oft auf die politische Nothwendigkeit eines über geschriebenen Gesetzen stehenden Rechts hingewiesen worden sei! ferner habe man Unrecht, die preußischen Zustände mit den englischen zu vergleichen; in Eng-

land müsse allerdings das Ministerium zurücktreten, wenn es die Majorität in der Kammer gegen sich habe, aber diese parlamentarische Regel könne in Preußen nicht angewandt werden, weil — hier die Volksvertretung aus allgemeinen Urwahlen hervorgegangen sei!!

Und mit solchen dummen Phrasen, wovon die hier angeführten noch nicht die dümmsten sind, glauben die klugen Herrn das Volk irreleiten zu können. Sie mögen daraus die Verblendung erkennen, in welcher man höheren Ortes lebt! Auch ist die Stimmung jetzt hier eine solche, daß Niemand — etwa mit Ausnahme von Bodelschwingh, Griesheim u. s. w. es wagt, sich öffentlich als einen Anhänger des Ministeriums zu bekennen.

Die ultramontane Partei in Baiern und ihre Presse.

Die ultramontane Volkspartei in München ist an die Ufer der Isar nicht einzig geknüpft; sie reicht durch Baiern, durch Deutschland, durch die Welt. Sie verlangt die unbedingte Freiheit des kirchlichen Glaubens, Unterrichtes und der Verwaltung von aller und jeder Staatsbevormundung, in allem auch dem unscheinbarsten Geäder des Kirchenlebens, Selfgovernment. Gott hat durch Christum unmittelbar seine Kirche auf Erden gegründet, diese ist die römisch-katholische; sie hat vor dem Staate, der zeitlich ist, die Ewigkeit und die Erziehung der Menschen im Zeitlichen für dieselbe voraus, darum ist ihr Werk höher als das des Staates und der Staat hat keinerlei Berechtigung, wenn sie in freiester Entwickelung ihrem göttlichen Berufe nachkommen will, sie darin zu stören. Der Träger der höchsten Kirchengewalt und aller Kirchensatzungen ist das Priesterthum in seiner geschichtlich vollendeten organischen Gliederung; darum und weil der heilige Geist die Kirche in alle Wahrheit leitet, hat das Priesterthum die tiefste Einsicht in die Mittel und Wege zur Vollendung der Kirche im Glauben, Unterricht und Leben. Die Priester wählen nach ihrer Einsicht aus den Laien die tauglichsten zur Mitarbeiterschaft am Werke der Kirche.

Das sind die Schlüsse, Grundsätze und Ueberzeugungen, nach welchen die ultramontane Partei als integrirender Theil des katholischen Weltganzen sich darstellt; ihr besonderer Beruf aber und womit sie erst den Charakter einer Partei annimmt, besteht darin, daß sie über die Verheißungen des heiligen Geistes, und

seinen geschichtlich-organischen Wirkungen im Kirchenganzen hinaus, die Aufgabe ergriffen hat, in voller, freier Selbstthätigkeit die Zwecke und Ziele der Kirche der Entwickelung des Staatslebens gegenüber zu sichern, und die dadurch unvermeidlichen Conflicte mit dem Staate durchzufechten. Daher die Erscheinung, daß die ultramontane Partei bald als entschiedene Feindin der jeweiligen Staatsregierungen und Staatsrichtungen, bald als ihre scheinbar intime Verbündete auftritt, je nachdem ihr Parteizweck gesichert erscheint, ganz abgesehen davon, daß die politischen Interessen überhaupt im Völkerleben überwiegend geworden und die geistliche Herrschaft nur durch den Einfluß im politischen Leben begründet werden mag. Je nach den priesterlichen und Laiencharakteren, die sich am Bau des Ultramontanismus betheiligen, werden natürlich auch die Sonderinteressen neben dem kirchlichen Gemeininteresse ihr Gewicht behaupten; doch dürfte es nicht leicht eine Partei geben, deren Mitglieder durch Aufopferungsfähigkeit an das Ganze besser geschult sind, als die ultramontane.

Als die hauptsächlichsten Führer und Sachwalter des Münchener und bairischen Ultramontanismus in Kirche, Wissenschaft, Politik und Leben kann man betrachten, die Grafen Arco-Vallez (Reichsrath), Graf Seinsheim (Reichsrath), Freiherr v. Aretie (Reichsrath), Baron Freyberg, v. Abel, Baron Schrenk, v. Ringseis (Geh. Ob. Medicinalrath und Prof.), v. Guido Görres (Sohn des 1847 verstorbenen Joseph v. Görres), vornämlich der Erzbischof v. München-Freysing, Graf Reisach, die Bischhöfe von Würzburg, Regensburg, Passau und Speyer, Dompropst Prof. Dr. Döllinger, Domcapitular Dr. Windischmann, Pfarrer Stumpf, Prediger Eberhard, der quiescirte Regierungspräsident v. Hörmann, Regierungsrath v. Moy, die Professoren v. Lassaulx (Philolog in München), Philipps (für Jurisprudenz in Würzburg), Bruder des preußischen Abgeordneten und Bürgermeister Philipps v. Elbing, Arndts (für Jurisprudenz in München), Archivar Dr. Constantin Höfler (Bamberg), Assessor Dr. Krätzer (München), die DD. Sepp (Verfasser des Lebens Jesu) und Strehle, die Redacteurs Dr. Haas (ehemals evangel. Pfarrer), Zander, Antiquar Zipperer.

Schon aus den Namen und einflußreichen Stellungen der genannten Personen kann man wohl auf die Macht der ultramontanen Partei schließen. Und in der That beherrscht sie den Geist und Charakter des Münchner Lebens, und darüber hinaus steht so ziemlich ganz Oberbaiern, der größere Theil Niederbaierns und der Oberpfalz unter ihrem höchst wachsamen und kein Mittel scheuendem Einflusse. Daß in Baiern von jeher der Unterricht auf allen Lehr-, Bildungs- und Erziehungsanstalten der männlichen wie weiblichen Jugend in den Händen der Geistlichkeit gewesen, kommt ihr sehr zu Statten. Bei der gegenwärtig handelnden Generation, die sich aus wer weiß welchen liberalen Elementen zusammengesetzt träumt, sind die ultramontanen Jugendeinflüsse oft in höchst interessanter und piquanter Weise hervortretend. Die guten Leute schimpfen auf die Pfaffen, auf den Ultra-

montanismus in liberaler Gesellschaft oder des guten herrschenden Zeittones halber, und sieht man ernster zu, so sind sie entweder von den Unterstützungen der Ultramontanen abhängig oder die von diesen durch religiöse Eindrücke vollkommen beherrschte Frauenwelt oder ihre eigene mangelhafte und sittliche Bildung hält sie an unsichtbaren Fäden fest in den Händen jener Partei.

Wundert man sich, daß München allein unter den großen bairischen Städten in der Agitation für die Reichsverfassung zurückgeblieben ist? Diesmal war die ultramontane Partei gegen die Bewegung, während sie die Austreibung der Lola und in den ersten Märztagen die Bevölkerung geschoben und getrieben hatte, weil sie damals noch der frohen Hoffnung war, die Bewegung in ihrem Sinne auf weiterhin lenken und ausbeuten zu können. Fast alle ultramontanen Kräfte waren in Frankfurt vereinigt. Man hoffte anfangs die unbedingte Freiheit der Kirche vom Staate im Parlamente durchsetzen zu können und selbst als dies mißglückte, hoffte man noch. Wir wissen, wie bedeutungsvoll die Würzburger Bischöfeversammlung sich für die Nationalversammlung aussprach. Erst als die erbkaiserliche Partei mit ihren Planen offenbar wurde, begann das von dem bairischen und dem übrigen deutschen Ultramontanismus gegen Frankfurt gerichtete Zerstörungswerk in den fatalen Abstimmungen in der particularistischen Wirksamkeit an den Höfen.

In München hatte sich frühzeitig die ultramontane Wirksamkeit in dreifacher Richtung gezeigt, am Hofe, in der Presse und im Vereinsrecht. Ein Hauptverein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit hatte sich unter Guido v. Görres Leitung gebildet, der alle Bestandtheile des Adels, der höheren und mittleren Bürgerkreise vereinigte, in stetem Briefverkehr mit den Koryphäen in Frankfurt und mit den Filialvereinen in Ober- und Niederbaiern, Oberpfalz und Schwaben stand. Diese Vereine entwickelten in der deutschen Frage eine erstaunenswerthe Rührigkeit; sie stand fortwährend auf ihrer Tagesordnung und als die Wogen für Preußen hoch zu gehen schienen und der König Friedrich Wilhem IV. noch nicht definitiv die Krone und Reichsverfassung abgelehnt, hatte der ultramontane constitutionell-monarchische Verein in Augsburg, der sich bekanntlich feierlich für ein erbliches östreichisches Kaiserthum ausgesprochen, bereits die besten Arrangements zu allseitiger Befriedigung getroffen, in der Augsburger Postzeitung und in Flugblättern hatte er ein Programm veröffentlicht, nach welchem der König von Preußen als Kaiser an die Spitze von Norddeutschland, an die von Süddeutschland der König Max von Baiern treten, Oberhaupt von ganz Deutschland aber der Kaiser von Oestreich (der Jüngling) werden sollte, dann sollte der König von Preußen den Reichsmarschall und der König von Baiern den Reichsoberrichter spielen. Dieser von dem protestantischen Freiherrn v. Bernhard in Augsburg herstammende Plan wurde von allen ultramontanen Preßorganen dem Hofe und der Regierung in allem Ernste empfohlen.

Auch in der Presse entwickelte unsere ultramontane Partei die umfassendste Rührigkeit; der „Volksbote" mit einem Beiwagen und einem Sonntagsblatt „der treue Katholik" „das neue Münchener Tageblatt" „Scherz und Ernst" mit einem katholischen Sonntagsblatt und einem Zuschauer in München nach Art der neuen preußischen Zeitung bearbeiten die mittleren und unteren Volksschichten in Stadt und Land. Die „historisch-politischen Blätter" v. G. Görres und Philipps, diese ultramontane Großmacht in Deutschland, die Augsburger Postzeitung mit ihrem geistlichen Sonntagsblatt, redigirt v. Ludwig Schönchen, die neue Sion, redigirt von Dr. Haas, der Lechbote in Augsburg, das Würzburger Journal, redigirt von Dr. Brühl und das bairische Volksblatt in der Oberpfalz entwickeln die Ideen und Pläne des Münchener ultramontanen Centrums des weiteren in Baiern und im übrigen Deutschland, wie der „Westphälische Merkur" und namentlich die „Rheinische Volkshalle" wiederum in den hiesigen ultramontanen Kreisen gelesen und verbreitet werden. Daß alle irgend brauchbaren Aufsätze in deutschfeindlichen particularistischen Zeitungen z. B. in der Frankfurter, hannoverschen und preußischen Zeitung, in der ultramontanen Presse weiter verbreitet werden, versteht sich von selbst. Auch an Brochüren von dieser Seite gegen Preußen hat es nicht gefehlt. So erschien bei Manz in Regensburg: „Temgesta, Preußens Verdienste um Kaiser und Reich" und in dem bekannten ultramontanen Verlag von B. Schmid in Augsburg: „Preußens Politik in Beziehung auf Deutschland." Ferner „die Grundrechte und die Reichsverfassung für Deutschland, beleuchtet von einem Baier (v. Moy?) bei B. Schmid. Augsburg. Auch zwei Flugblätter von den Ultramontanen ausgegangen, wurden in unzähligen Exemplaren in Stadt und Land jüngst verbreitet, die „Reichsverfassungszeche" (Berechnung der Verluste Baierns bis auf den Heller) und das andere: „Wie durch die Frankfurter Reichsverfassung Baierns Wohlstand und ganzer Bestand zu Grunde gerichtet wird."

Zwei Umstände begünstigten insbesondere den Einfluß der Ultramontanen in jüngster Zeit; der Hof und die bureaukratische Partei fühlten ihre Schwäche ohne jene dem Volke gegenüber; darum ward die Coalition mit den Ultramontanen eingegangen, die so eng ist, daß die Neue Münchner Zeitung, das anerkannte Hof- und Regierungsorgan ihre Spalten auch der so mächtigen Partei zu öffnen genöthigt war. Die Bureaukraten und ihr Volksorgan „der Reichsbote" standen der geistlichen Partei nicht mehr gegenüber, wiewohl sonst, sondern mit aller Entschlossenheit zur Seite. Der andere günstige Umstand ist darin ruhend, daß die beiden gelesensten Organe in Baiern, die Augsburger Allgemeine Zeitung und namentlich der Correspondent von und für Deutschland in Nürnberg das ganze Jahr 1848 hindurch bis heute eine mittlere zusehende, mehr warnende und rathende als leitende Stellung in der Agitation für die deutsche Einheit behaupteten, und namentlich letzteres Blatt weder Oestreich jemals ernstlich aufzugeben, noch vom Vereinbarungsprincip zu lassen entschlossen war und in der Coalition der erklär-

ten Conservativen mit den Republikanern, zu Gunsten des preußischen Erbkaiserthums, nur die Niederlage der Conservativen zu sehen vermochte.

Mag man immerhin spottweise von einer „rothen Kirche" sprechen, mögen immerhin an den Straßenecken in München und Augsburg die famosesten Carrikaturen auf die Geistlichkeit und unzählige Flugblätter z. B. gegen die barmherzigen Schwestern (deren Oberin man als zu barmherzig schildert), der Teufel im Talar, römisch-katholischer Küchenzettel, der Peterspfennig, Christus und der Papst, der Herr Pfarrer u. s. w. ausgeboten und in immer neuen Auflagen verkauft werden, mag man selbst auf öffentlichen Spaziergängen die Christlichkeit insultiren, so daß die Concurrenten beim Pfarrerexamen nicht nach München kommen wollten, der Ultramontanismus muß grade durch solche unedle Angriffe gewinnen, wie der Märtyrer in der öffentlichen Meinung steigt. Die Geistlichkeit wirkt im Stillen um so sicherer. Einige Beispiele. Die Basilika des heiligen Bonifacius konnte bisher dem öffentlichen Gebrauch nicht übergeben werden, weil der Erzbischof beharrlich, da die Fonds zur Dotirung der Geistlichkeit fehlten, die Einweihung verweigerte; jetzt sind die Fonds zu rechter Zeit erwirkt und die brillante Kirche wird zu rechter Zeit die Münchner Frömmigkeit vermehren.

Im baierischen Hochlande hängen die Bildnisse der frommen Koryphäen, selbst das des unglücklichen Sepp in den Bierbrauereien und Dorfhütten, und werden gleich Amuletten verehrt. Die Hirtenworte der in Würzburg versammelt gewesenen Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands an die Gläubigen ihrer Diöcesen (v. 11. Nov. 1848 und die desfallige Denkschrift (v. 14. Nov. 1848) sind, die erstern in allen untern und mittleren Volkskreisen in Stadt und Land in unzähligen Exemplaren verbreitet und wie das wirkliche Evangelium der Gegenwart und Zukunft aufgenommen, die andere Schrift aber in den höheren und gebildeten Kreisen als einzige Leuchte im Wirrsal der Gegenwart betrachtet.

Zwar haben die guten Volksschullehrer im December 1848 hier in München einen Congreß gehalten und sehr liberale Beschlüsse gefaßt; allein wer wird sie ausführen und wie mögen sie daheim von Pfarrern und Gemeinden empfangen worden sein. — Sogar die letzte protestantische Generalsynode hat das vortheilhafte der Ohrenbeichte sich angeeignet und die Prediger in Franken dieselbe in seiner Gemeinde bereits eingeführt, wie man in der neuesten Nummer des Mainzer „Katholiken" lesen konnte; die königliche Regierung von Mittelfranken hat an alle Schulbehörden ein Rescript ergehen lassen, nach welchem die Schullehrer, die sich den Geistlichen widersetzen und den extremen politischen Ansichten, (d. h. den Grundrechten und der Schulreform) huldigen, in letzter Instanz mit Absetzung bedroht werden. Selbst an den Universitäten dauert das System der Zwangscollegien fort. Die Leiche der Königin Caroline steht noch heute in der Theatinerkirche, also getrennt von ihrem guten Max I.; wenn am 13. Novbr. ihr alljährlicher Trauergottesdienst in der protestantischen Kirche stattfindet, fehlen alle höhe-

ren Chargen, bei Begräbnissen wird nicht selten protestantischen Männern katholischer Frauen das Vortragen des kirchlichen Kreuzes verweigert, noch im December 1848 stand öffentlich und amtlich an der St. Michaelskirche zu lesen, wie man nicht nur für begangene, sondern auch für künftige Sünden auf 4 Jahre voraus einen Ablaß erlangen könne. Es ist Thatsache, daß der bairische Buchhandel fast nur durch Gebetbücher-Verkauf getragen wird, daß die flammenden Gebet- und Erzählungsbücher der Liguorianer in unzähligen Exemplaren verbreitet, das Volk beseligen, daß wir als tägliche Buchhändlerannoncen folgende lesen: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesus verliebten Psyche, Andachtbuch zur allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes um ihren Schutz zu erflehen, besonders für unsere Zeit; Andacht zur Ehre der heiligsten Kindheit Christi, geistlicher Krippenbau u. s. w.," es ist Thatsache, daß unser Volk sich auch nach folgenden Schriften drängt und sich um sie schlägt: der Traumdeuter, Worte eines alten Propheten niederschrieben „gegen Ende 1848, um vor Aufhebung der Lotterie noch reich zu werden," der unfehlbare Schlüssel zum Sprengen der Lotterie. Nach den hinterlassenen Schriften der 115 Jahre alt gewordenen Nonne Cäcilia Catalini von Ludovico Caraccini Dr. theol. und philos.; diese Broschüren erleben fortwährend neue Auflagen.

Unsere liberale Partei täuscht sich sehr, wenn sie ihren Feind für schwach und überwunden hält; er ist sehr mächtig und sobald er es einmal für nützlich halten wird, den Fanatismus des Volkes zu gebrauchen, wird er uns seine Macht beweisen.

Die Ansprache des Königs von Preußen an sein Volk.

Um die Abberufung der preußischen Deputirten aus der Nationalversammlung zu rechtfertigen, erklärt der König, „sie sei in ihrer Mehrheit nicht mehr jene Vereinigung von Männern, auf welche Deutschland mit Stolz und Vertrauen blickte." Wenn man nun fragt, wer an jener Vereinigung fehlt, so sind es die Oestreicher und Baiern, die nämlichen, durch deren perfide Coalition mit der Linken eben jene Bestimmungen in die Verfassung eingeschwärzt wurden, um deren Willen Preußen dieselbe nicht annehmen zu können erklärt. Wenn also die Haltung jener Männer gegen Preußen eine andere geworden ist, so liegt das nicht in dem Austritt jener Feinde Preußens, sondern an der veränderten Stellung des Cabinets. Der König versichert, er habe Alles gethan,

um eine Verständigung herbeizuführen. Das ist nicht der Fall. Hätte die preußische Regierung vor der letzten Entscheidung mit Bestimmtheit erklärt, unter diesen Bedingungen könne die Krone nicht angenommen werden, so hätte man sich anders resolvirt; man hätte sich mit den Oestreichern verständigt, ein Directorium eingerichtet, oder was immer. Jetzt ist aber diejenige Partei, welche die Sache Preußens auf das Lebhafteste verfochten hat, u. A. gegen Herrn v. Würth, den jetzigen Bundesgenossen der preußischen Politik, der sie damals öffentlich beschimpfte, von Preußen selbst auf das Aergste compromittirt. — Der König versichert, die Centralgewalt habe Unrecht gethan, sich in das Einrücken der preußischen Truppen in Sachsen zu mischen, während doch selbst nach den alten Bundesgesetzen ein derartiges Einschreiten nur auf Veranlassung der Centralbehörde verstattet war. Es war gerade so, als bei der Erklärung der Kammer über die Gesetzlichkeit des Belagerungsstandes derselben versichert wurde, sie habe sich in Verwaltungsangelegenheiten nicht zu mischen. — Der König spricht der Nationalversammlung das Recht ab, eine Verfassung zu geben, obgleich 30 Regierungen sich dafür erklärt haben, sich selbst aber vindicirt er, im Verein mit drei Königen, dieses Recht, gegen den Willen jener 30 Regierungen und der Nationalversammlung. — Er versichert, die octroyirte Verfassung einem Reichstage zur Revision vorlegen zu lassen; wahrscheinlich eben so, wie die octroyirte preußische Verfassung, wo man die Kammern sprengte, ehe sie noch an ihre Aufgabe gehen konnten. — Er setzt hinzu: „Deutschland vertraue dem Patriotismus und dem Rechtsgefühl der preußischen Regierung." Eben darum, weil Deutschland weder dem einen noch dem andern vertraut, will es die Verfassung nicht, sie möge ausfallen, wie sie wolle. Deutschland mißtraut nicht einmal mehr, sondern es weiß, daß die gegenwärtige Regierung nichts ist, als der Ausdruck des alten Regiments. Sie wird eine Verfassung geben, in der es §. 1 heißt: Die Regierung darf nur nach den Gesetzen verfahren, §. 2 es steht ihr frei, wenn sie es für gut findet, nicht nach den Gesetzen zu verfahren. Sie kann nur durch Ausnahme-Maßregeln, Belagerungszustand u. dergl. regieren, und darum will Deutschland weder sie, noch ihre Verfassung, wenn eine solche überhaupt zu Stande kommen sollte, wo sämmtliche Betheiligten etwas Anderes wollen.

Daß selbst unsere gegenwärtigen Machthaber, so bereit sie sind, eine Frage, welche freie Staaten auf verfassungsmäßigem Wege erledigen, der blutigen Entscheidung des Schwertes zu überlassen, ja — wir bedauern es aussprechen zu müssen, so geneigt sie waren, eine solche Entscheidung zu provociren — ein jedes Blatt der Neuen Preußischen Zeitung spricht dafür — so schrecken sie doch vor dem Aeußersten zurück.

Die Deutsche Reform hatte darauf hingedeutet, das man von dem so vielfach geschmähten Rußland zuletzt in der äußersten Noth die Hilfe erwarten müsse, die Deutschland sich selber nicht leisten könne. Von den Organen der Frankfurter constitutionellen Partei wurde diese Aeußerung, die sich freilich zunächst auf die östreichischen Angelegenheiten bezog, deren Anwendung auf uns aber zu nahe lag, mit großer Heftigkeit angegriffen. Die Deutsche Reform protestirt nun gegen eine solche Unterlegung. Sei es! wir glauben selbst, daß es Preußen nicht wünschenswerth sein wird, in eine noch größere Abhängigkeit von dem nordischen Coloß zu gerathen, aber ist es etwas

anderes, wenn überall das ruhmvolle Preußische Heer die Rolle von Dienern der Gewalt spielen muß! Ist es ein Schritt zur Versöhnung, wenn in dem königlichen Armeebefehl sämmtliche Gegner der Regierung — wozu Männer wie Vincke gehören — als eine Partei des „Eidbruchs, der Lüge, des Verraths und des Meuchelmords" bezeichnet werden? Nicht wir haben zuerst gesagt, wer nicht mit uns ist, ist wieder uns, sondern ihr. —

Es ist außer allem Zweifel, namentlich seit der offenbar republikanischen Insurrection in Baden, daß die Bewegung, welche ursprünglich durch das von der preußischen Regierung verletzte Rechtsgefühl des deutschen Volkes hervorgerufen wurde, in ihrer jetzigen Wendung einer Partei in die Hände gefallen ist, welche die deutsche Reichsverfassung nur zum Vorwand braucht. Wie wir es vorausgesagt, steht die rothe Republik der rothen Monarchie gegenüber. Wenn nun aber, auf dieses Dilemma gestützt, die Organe der reactionären Partei den Constitutionellen zurufen: „wer hätte es gedacht, daß ihr in dieser Krisis von uns abfallen würdet!" so ist der Vorwurf lächerlich. Die Vereinigung der constitutionellen und der legitimistischen Partei im November des vorigen Jahres hatte in vorübergehenden Verhältnissen ihren Grund. Die constitutionellen Regierungen konnten den Ausschweifungen der Demokraten nicht kräftig genug entgegentreten, weil sie über die Kräfte des Staats nicht frei disponirten; sie machten daher der Gegenpartei Platz, und unterstützten dieselbe, unter der Voraussetzung, daß sie durch die Zeit belehrt und wahrhaft zum constitutionellen Princip übergegangen sei. Die preußischen Kammern haben uns eines andern belehrt; die Camarillen haben nichts gelernt und nichts vergessen, der Constitutionalismus ist nur ein schlechtes Aushängeschild. Naiv genug erklärt die Deutsche Reform in demselben Augenblick, wo sie die Constitutionellen haranguirt, die preußischen Minister wollten dem deutschen Volk eine liberale Verfassung geben, obgleich es völlig in ihrer Macht läge, den alten Bundestag und was um und an ihm lag wieder herzustellen! Sie wollten die Gnade haben! Fallt nieder, ihr Völker und danket euern Wohlthätern!

Allerdings sind auch wir der Ueberzeugung, daß eine entschiedne Unterdrückung der Anarchie nur durch eine neue Coalition der beiden conservativen Parteien möglich ist. Diese kann aber nicht darin bestehn, daß wir uns von Neuem in die Arme des Absolutismus werfen. Mögen diejenigen, welche Alles von der rothen Republik zu fürchten haben, im letzten Augenblick sich der Nation anvertrauen. Noch steht es den Regierungen frei, der constitutionellen Partei das Ruder zu übergeben. Geschieht es nicht — der Bürgerkrieg ist schon da; das Endresultat ist rothe Republik oder Absolutismus. Die erste ist ein Fieber, das vorübergehn muß; die letztere aber proclamirt sich als einen dauernden Zustand. Die constitutionelle Partei wird nicht mit den Demagogen auf den Barrikaden stehen, eben so wenig aber wird sie sich zu Schergen des absoluten Staats hergeben. Sie wird sich fester organisiren, um wie auch die Entscheidung ausfalle, für Ordnung und Gesetz einzustehn. Stehn wir fest zusammen, so geht die Fluth schnell über unsere Häupter weg, ohne unser Fundament zu unterwühlen; und wer auch siegen mag, er wird mit uns „vereinbaren" müssen.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Oeffentliche Charaktere.

III.

Bruno Bauer *).

Die souveräne Kritik.

What a blunt fellow is this grown to be.
He was quick mettle when he went to school.
Cäsar.

Das Epos unserer Revolution ist nicht arm an überraschenden Abenteuern, man kann fast sagen, daß es sich nach dem ersten heroischen Anlauf ins Anekdotenhafte verloren hat, eine Intrigue kreuzt die andere in diesem bunten Maskenspiel, eine Figur nach der andern verschwindet, oder läßt zu früh den Satyr unter der tragischen Kleidung hervorscheinen. Für den spätern Historiker sind Züge genug vorhanden, aus denen sich ein fortlaufender Gang der Handlung und damit ein bleibendes Interesse zusammensetzen läßt, für uns aber, die der schalkhafte Genius der Zeit selber in diesem Fasching umhertreibt, dem auch der Kritiker sich nicht entziehen kann, hat die ewig wechselnde kleine Spannung etwas Ermüdendes. Es geht wie in einem Lafontaineschen Roman; der beständige Stoffwechsel, nur durch die Einheit der Phrase zusammengehalten, wird zuletzt langweilig. In der französischen Revolution war doch wenigstens ein localer Mittelpunkt, der Energie genug besaß, auch die geistige Bewegung um sich zu krystallisiren, bei uns zerstreut sie sich in wahrhaft Ariostischen Sprüngen und in nicht blos scheinbarer Gesetzlosigkeit über ein Terrain, das wir nur mit Schwierigkeit übersehen; ein rother Faden blickt überall hervor, aber er hat zu wenig Reiz, als daß man sich abmühen sollte, ihn zu verfolgen. Dieser Mangel einer natürlichen, objectiven Einheit ist nur durch eine subjective zu ersetzen.

Vielleicht erinnert sich noch mancher unserer Leser an einen frühern Versuch, die Bewegung der Zeit in ihren Trägern zu charakterisiren. Ich meine die Por-

*) Die bürgerliche Revolution in Deutschland seit dem Anfang der deutsch-katholischen Bewegung bis zur Gegenwart. Von Bruno Bauer. Berlin 1849. G. Hempel.

traits von Robert Blum und Johann Jacoby *). Wir gaben sie als Typen der Zeit, und wenn es keine Heldengemälde wurden, so rechte man darüber mit unserm Jahrhundert. Wir werden den Versuch fortsetzen, aber nicht blos an den Männern der Bewegung, in deren Gesicht doch immer eine gewisse Monotonie herrscht, sondern auch an den „Reactionairs," den „Kritikern", welche gegen den Strom schwimmen und welche sich in der Regel des Vorzugs einer gewissen Originalität erfreuen. Die Zeit spricht sich in denen, welche sie verachten, nicht minder vernehmlich aus, als in der braven Mittelklasse, die sich von ihr treiben läßt, ohne über sie zu reflectiren. Bruno Bauer, der es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht zu haben scheint, sich an den Phänomenen der irdischen Verwesung „dem Geyer gleich, der auf Morgenwolken schwebt," aus luftiger Höhe zu weiden, möge es uns nicht verargen, wenn wir ihn und seinen unnahbaren Standpunkt, die souveräne Kritik, als eine der Erscheinungen begreifen, deren Wesen er eben so geschickt als boshaft secirt hat.

Die Generation, als deren Typus Bruno Bauer das Recht hat, charakterisirt zu werden — der kritische Absolutismus der jüngern Hegel'schen Schule — ist durch die „bürgerliche" Bewegung der letzten Jahre absorbirt und läßt sich schon mit der Unbefangenheit anschauen, die man einem geschichtlichen Ereigniß bewahrt. Das Wesentliche dieser Richtung — die „geistreiche" Reaction gegen den Schlendrian fertiger, bequemer Vorstellungen — finden wir in der Geschichte überall, wo eine bestimmt abgeschlossene Weltanschauung in der Masse so populär geworden ist, daß eine gewisse Kühnheit dazu gehört, sich auch nur für Augenblicke diesem Lebenselement zu entwinden. Der Anlauf, den man bei diesem Entschluß nehmen muß, treibt dann ins entgegengesetzte Extrem. So hatte im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts die junge Generation der conventionellen Glätte des aufgeklärten Zeitalters die Allmacht des Herzens entgegengesetzt; man hatte in England, Frankreich, vornämlich aber in Deutschland, das Evangelium der Natur verkündet, einer Welt, die ganz in künstliche Formen verstrickt war, und hatte, um es gründlich zu betreiben, gleich die entlegenste Natur aufgesucht, le Vaillant's Hottentotten oder die Robinson-Insel des Emile; man hatte durch Humor und Sentimentalität — das Recht der individuellen Stimmung und Caprice — den Aberglauben an das Gesetz der Sitte und des „gesunden Menschenverstandes" erschüttert; man hatte der Leerheit des herrschenden Glaubenssystems mit der dunkeln Fülle der Mystik zu imponiren gesucht, man war zuletzt — in der romantischen Schule — so weit gegangen, diese Paradoxien des Gefühls in ein System zu bringen, die individuelle Stimmung, die Originalität, Laune u. s. w. zu regeln, und als eine neue Convenienz der geistreichen Welt zum beliebigen Gebrauch zu überlassen. Aus der naiven Sentimentalität entwickelte

*) Grenzboten 1848, Heft 35 und 38.

sich, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, wie wir es schon vorher an der Reaction des Pietismus gegen die herrschende Wortgläubigkeit beobachten konnten, eine reflectirte.

In unserm Zeitalter hat die Spießbürgerlichkeit einen entgegengesetzten Charakter. Wenn man den Restor im Zerbino, den Albert im Werther und ähnliche Typen des damaligen Philisterthums, welche die Dichter der Romantik zu Ehren ihres Gottes gegeißelt, mit den unsrigen vergleicht, so sehen wir dort einen eingefleischten, hausbackenen Verstand, der sich keine Illusionen macht, der, in den derben Gelüsten des unmittelbaren Egoismus und in dem Gesetz angestammter und herkömmlicher Sittlichkeit befangen, alle weitere Perspective ins Unbestimmte und Ideale hinaus hartnäckig von sich weist, während unser Philister, in den Traditionen der Romantik erzogen, viel Herz hat für die Menschheit, viel anmuthige Illusionen nährt, und so viel Sentimentalität, Liebe, Natur, Freiheit und Stimmung in sich trägt, als eine enge Brust nur immer ertragen kann. Der Philister unserer Tage ist der Jerome Paturot, der eine allgemeine Form sucht, in welcher die Welt glücklich zu machen sei, bei uns Herr Piepmeyer oder wie ihn der Volkswitz sich sonst vorstellt. Dieser Convenienz des Herzens, dieser unbestimmten sittlichen Voraussetzung des Idealismus stellt die moderne Reaction des freien Geistes nicht mehr das Gefühl, sondern die Kälte des frechen, voraussetzungslosen Verstandes entgegen, und was damals der Mystiker leistete, erreicht heute der Sophist. Das absolute Gefühl brach den Aberglauben an die gemein gewordenen Sätze des populären Verstandes; die absolute Kritik erschüttert den Aberglauben an die Convenienz des Herzens. Diesen Gegensatz müssen wir scharf ins Auge fassen, wenn wir die eigenthümliche Stellung, in welcher Bruno Bauer, der satyrische Reactionär, dem Philisterthum (er nennt es Bürgerthum) seines Zeitalters gegenübersteht.

Die Reaction ist keineswegs frei von den Voraussetzungen, welche sie bekämpft; sie ist in ihrer Erscheinung wie in ihrem Wesen durch diejenige geistige Richtung bedingt, welche sie als ihren Gegensatz begreift. Die „Natur“ der Sturm- und Drangperiode war conventionell, wie die Convenienz, über welche sie sich zu erheben glaubte, das „Herz“ reflectirt und eitel, wie sein Gegensatz; darum kam es zuletzt zu einer wunderlichen Casuistik des Herzens. Die moderne Sophistik, welche sich über die principlose Sentimentalität des „bürgerlichen Gefühls“ lustig macht, ist in ihrem Ursprung eben so sentimental — denn sie geht aus einem durch die Hohlheit der Phrase verletzten Gefühl hervor; in ihrer Ausführung eben so principlos, denn sie heftet sich an die einzelnen Bewegungen ihres Gegensatzes, und wird von denselben willenlos in willkürliche Irrfahrten verleitet. Sie ist endlich unproductiv, wie die Romantik es war, unproductiv, wie jede Reaction es sein wird, die wohl als der Ausdruck einer gerechtfertigten Sehnsucht, aus

dem Gefühl eines wesentlichen Mangels, aber nicht als der Ausfluß einer wirklichen, ihrer selbst gewissen Kraft zu begreifen ist.

Die souveräne Kritik wird daher, weil sie in sich selbst kein festes Gesetz findet, den Schwankungen der Zeit unterworfen sein. Wir sehen Bruno Bauer zuerst als orthodoxen Hegelianer die radicale Kritik der jungen Schule bekämpfen, dann an ihrer Spitze jene glückliche Zeit durchmachen, in welcher man die Mauern von Jericho mit Kanonen umzuwerfen glaubte, die lediglich mit Ideen geladen waren, zuletzt als einsamer Kritiker, nur von einer kleinen Schule Auserwählter umgeben, die Trojaner wie die Achäer gleichmäßig verspotten. Die Zeitabschnitte seiner Bildungsphasen knüpfen sich an bestimmte Perioden der öffentlichen Entwicklung an. Der erste umfaßt die Jahre 1834 — 39, die zweite die Zeit des philosophischen Radikalismus, bis zur Unterdrückung der Jahrbücher 1843.

Im Jahre 1834 wurde Bruno Bauer Licentiat der Theologie an der Universität Berlin, wo er studirt hatte. Er war damals 25 Jahr alt. Sein Vater, ein schlichter Mann, war Hofgärtner in Charlottenburg; seinen Geist soll er, wie seine Brüder, von der Mutter geerbt haben. Seine Thätigkeit bestand in dieser Periode in der Herausgabe einer „Zeitschrift für speculative Theologie" 1836—38, und in einer „Kritik der Schriften des alten Testaments" 1838. Mit einer bereits im Ton seiner spätern Polemik abgefaßten Broschüre: „Herr Dr. Hengstenberg" und seiner Versetzung nach Bonn als Privatdocent 1839 schließt diese Periode.

Was damals strebsamen Geistes in Berlin war, schloß sich der Hegel'schen Schule an, deren anscheinend mystische Dunkelheit ein ehrgeiziges Gemüth eben so reizen als abstoßen mußte. Auf keine Wissenschaft hat die Schule so viel Einfluß geübt, als auf die Theologie; die übrigen setzen der Speculation die Festigkeit eines realen, concreten Inhalts entgegen, der sich mit „allgemeinen" Gedanken nur bis zu einem gewissen Grad verträgt; was aber in der Theologie Werth hat, ist lediglich speculativer Natur, und eine willkürliche, mit rohen Vorstellungen und poetischer Mystik zersetzte Speculation kann auf die Länge der Energie einer gebildeten Speculation nicht widerstehn. Dem Anschein nach galt Hegel's Polemik dem Rationalismus, welcher dem christlichen Glauben ungefähr auf das Minimum zurückgeführt hatte, das in Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" enthalten war, nämlich auf den Glauben an eine Vorsehung, um dem moralischen Instinct des Menschen gerecht zu werden, und an ein jenseitiges Leben, um die Widersprüche dieses Glaubens an die Vorsehung mit dem Weltlauf auszugleichen. Diese Dürftigkeit einer auf praktische Interessen eingeschränkten Religion mußte einen Geist, dessen Richtung vorzugsweise auf das Denken ging, aufs Tiefste verletzen, weil sie gerade von den höchsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens das Denken auszuschließen schien. Hegel fand, daß in dem Christenthum,

wie es sich in den Kirchenvätern und den Scholastikern entwickelt, ein ebenso tiefsinniges als umfangreiches System von Gedanken enthalten sei, und stellte dieselben, auf ihre logische Form zurückgeführt, und in einen innern Zusammenhang gebracht, in zwei ziemlich starken Bänden zusammen. Man kann sagen, daß über diese Entdeckung, wieviel speculativer Inhalt im Christenthum verborgen sei, Niemand mehr überrascht und betroffen war, als die Anhänger des alten christlichen Systems. Auf der einen Seite kam es ihnen ganz gelegen, denn ihre Gegner, welche sie bis dahin nur der Herzlosigkeit zeihen können, wurden nun von einem hochgebildeten Geist als flach und trivial dargestellt; ihr eigner Glaube war schon zu kalt, als daß er sich an fremdem Feuer nicht gern hätten nähren mögen. Aber es wurde ihnen auch unheimlich dabei, denn wenn sie sich bei ihren Dogmen Nichts hatten denken können, so war das ganz in der Ordnung, weil das Wesen der überlieferten Glaubenssätze eben darin bestehn sollte, daß sie über die menschliche Vernunft hinausgingen; daß sie aber die neuen Erläuterungen ebenso wenig verstehn sollten, war ihnen unbequem. Ein Gott und drei Personen! das ließ sich hören, es war eben ein Geheimniß. Aber daß dieses Geheimniß nun das offenbare sein sollte, daß die Identität des An-sich-seins, des Für-sich-seins und des An-und-für-sich-seins diese übermenschliche Offenbarung in einen menschlichen Vernunftsatz verwandeln sollte — die alten Herren schüttelten die Köpfe, sie konnten sich nicht hineinfinden.

Um so triumphirender blickte die Schule nach ihren Gegnern auf beiden Seiten hin: nach denen, welche den Inhalt der Offenbarung nicht anerkennen wollten, und nach denen, die es für eine Anmaßung hielten, ihn logisch begründen zu wollen. Sie merkten es selber nicht, daß sie durch ihre Rechtfertigung des christlichen Glaubens, daß Gott die Welt regiere, d. h. daß auf Erden Alles vernünftig zugehe, dem Wesen des christlichen Glaubens widersprächen, daß zwischen Gott und dem Menschen, dem Reich des Guten und dem Weltlauf, eine unausfüllbare Kluft läge. Sie waren, wie es den Deutschen immer gegangen ist, die am liebsten im Reich der Ideale, im Jenseits der Speculation verweilten, zu sehr Theologen, um den eigenen Widerspruch auch nur zu fühlen. Die eigenthümliche Methode der vorzugsweise auf eine absolute Theodiceè ausgehenden Schule bestärkte sie in dieser Naivität.

Die Philosophie Hegels hat zwei Seiten; einmal die logische. „Das Ideal ist wirklich," dieser Glaubenssatz soll sich erweisen, durch eine Kritik der Begriffe Ideal und Wirklichkeit, zu welchem Zweck eine Logik in drei Bänden geschrieben ist, die mit dem „Sein" anfängt, durch die Mittelstufen des „Daseins" und der „Existenz" zur „Wirklichkeit" übergeht und endlich an das luftige Reich der „Idee" gelangt, von der es sich zeigt, daß sie eigentlich nichts anderes ist, als „Sein", „Wirklichkeit" u. s. w. in einer höhern Einheit. Die Methode dieser Deduction ist einfach und bekannt; die Einseitigkeit der Begriffe wird aufgehoben, indem man

ihre andere Seite in's Auge faßt, indem man z. B. erwägt, daß ein Ding etwas nur darum ist, weil es etwas anderes nicht ist, z. B. das Dreieck ist nicht ein Viereck u. s. w. Beides ist verschieden, aber doch wieder identisch, denn beides ist Figur und nun so weiter fort. Die Methode ist ebenso bequem als leer, wenn sie nicht durch einen so reichen Inhalt wie ihn Hegel in sich trug, ausgefüllt wird; leere Geister, wie der größere Theil der Hegelianer es war, erfüllt sie mit einer unerträglichen Suffisance und verleidet ihnen jede gründliche Bildung.

Denn das Bedürfniß eines zweiten Theil der Philosophie, neben der Logik, macht sich freilich sofort geltend. Wir wissen nun, daß Idee und Wirklichkeit im Begriff Eins sind, wir wollen es aber auch in der Anwendung sehen. Wir wollen im Reich der Natur, der Geschichte, des Rechts, der Religion u. s. w. erkennen, daß was wir empirisch gelernt haben, das Wirkliche, auch ideal, vernünftig ist.

Dieser Nachweis — der phänomenologische Theil der Philosophie — soll nun eigentlich so geführt werden, daß man aus den logischen Begriffen heraus Natur, Geschichte, Recht, Religion u. s. w. a priori construirt. Der Form nach geschieht es auch, nur hat z. B. die Geschichte das Unbequeme, daß in ihr Namen und Zahlen vorkommen, die sich wenigstens mit Eleganz aus dem absoluten Begriff heraus nicht entwickeln lassen. Die Sache wird also so gemacht: das aus der empirischen Wissenschaft bekannte Material wird auf eine Weise gesichtet und geordnet, daß der logische Gang der Idee in ihm durchscheint: eine Methode, die um so bequemer ist, je weniger concretes Wissen man zu überwinden, in die Schablone einzuführen hat. Darum haben junge Hegelianer mit großer Vorliebe namentlich die Geschichte construirt und zwar bis tief in die Zukunft hinein, nach These, Antithese, Synthese, a, b, c, a^1, b^2, c^3 u. s. w. So wird das Reich der Empirie dem Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen.

Aber es wird dadurch auch ziemlich verflüchtigt. In dem Fluß der absoluten Idee verliert sich so leicht das Bestimmte. In der „Geschichte der Philosophie," der „Philosophie der Geschichte" u. s. w. ist ein träumerischer Anstrich nicht zu verkennen, wie kräftig auch im Detail der geschickte Künstler die der Realität entnommenen Farben darzustellen weiß. Alexander, Friedrich, Napoleon, Luther — wer sie kennt von anderwärts her, erhält durch einzelne eben so kühne als glückliche Züge ein Verständniß, wie er es im gründlich einseitigen Detailstudium vergebens suchen würde, für eine wissenschaftliche Begründung — die nicht blos anregen, sondern überzeugen soll — ist aber wenig gethan.

Am Klarsten wird dies Verfahren in einem Werk, wie der Phänomenologie: der Geschichte der verschiedenen Entwicklungsstufen des menschlichen Bewußtseins. Man wird überall durch weite Perspectiven angeregt, durch Lichtfunken, die schnell und kurz ein abenteuerliches Labyrinth erleuchten, erweckt; wenn man aber fragt, von welchem Geist ist eigentlich die Rede? von dem individuellen Be-

wußtsein, wie es sich von der Kindheit bis zum Greisenalter entwickelt? oder von der Theologie? oder von der Menschheit im Lauf der Geschichte? so findet man keine Antwort. Es ist das alles, und zwar durcheinander; eine Fata Morgana, über deren zeitliches und räumliches Verhältniß wir keinen Aufschluß haben. Es ist „der Geist“ überhaupt, um den es sich handelt, und es klingt wie ein märchenhaft sinniger Mythus von der Menschwerdung eines Gottes bis zu seiner Himmelfahrt. Die Realität scheint überall durch, in den meisten Fällen fühlen wir, worauf sich das ideelle Spiegelbild bezieht, aber wie das Alles zusammenhängt, bleibt ein Räthsel. Es ist eine Parabel, in welcher versinnlicht wird, wie ein einseitiger Standpunkt des Bewußtseins seinen Gegensatz als Reaction hervorruft, nach hartem Kampf sich mit ihm zu einer „höhern Einheit“ versöhnt, in dieser Stellung zu einer neuen Einseitigkeit verhärtet u. s. w. Jeder Standpunkt ist gut, weil nothwendiges Resultat der frühern; jeder böse im Keim, weil er nicht der absolute ist. Das ist der Grundbegriff von der Flüssigkeit des Rechts, wie ihn die Schule populär gemacht hat; je nach der geistigen Richtung wird die absolute oder endliche Seite der Erscheinung hervorgehoben. Im ersten Eifer der neuen Entdeckung ruft der Idealismus: Alles ist gut, was da ist und wie es da ist. Die zweite Stufe ist: Alles ist gut im Wesen, sobald es sich nur in der Erscheinung durchgearbeitet hat. Die dritte: alle Erscheinung ist schlecht, denn sie erschöpft das Wesen nicht. Alle drei Standpunkte hat Bauer durchgemacht.

Die phänomenologische Behandlung ist in der Logik wie in der Philosophie der Geschichte. In der ersten wird mit Begriffen: „Sein,“ „Nichtsein,“ „Wesen“ u. s. w. gerade so umgegangen, wie in der zweiten mit: „Revolution,“ Kritik,“ „Monarchie“ — die abstracten Begriffe werden personificirt. Auch das ist Theologie; „des Menschen Sohn“ wird in der Erscheinung verehrt, warum sollte nicht auch „die Kritik“ als Incarnation in einer bestimmten Person — am liebsten in der eignen — gefühlt werden? Man kennt den Baccalaureus im zweiten Theil des Goetheschen Faust, der die Erschaffung der Welt als einen Act seines Bewußtseins begreift.

Um das Jahr 1834 kam in die Hegel'sche Theologie eine neue Wendung. Während sich in Berlin die Schule damit begnügte, die phänomenologischen Schattenbilder des Meisters im Detail weiter auszuführen, und diese oder jene logische Formel tiefer zu durchdenken — so machte Herr Werder die überraschende Entdeckung, daß das „Nichts“ nicht blos, wie es Hegel aufgefaßt, identisch sei mit dem „Sein,“ sondern viel inhaltreicher, und gerieth darüber in eine gewisse Schwärmerei für das absolute Nichts — ging die schwäbische Schule mit den Principien, die sie durch Hegel gewonnen hatte, dem empirischen Stoff ernsthaft zu Leibe. David Strauß kritisirte das Leben Jesu nicht mehr, wie es bis dahin geschehen, vom einseitig pragmatischen, sondern vom speculativen Standpunkt aus, ohne dadurch der Gründlichkeit der Kritik etwas zu vergeben. Er stellte den idea-

len Inhalt der einzelnen Geschichten vom Menschensohn in seiner Flüssigkeit dar, er zeigte, wie das Wesentliche in denselben nicht die nackte Thatsache, sondern die Vorstellung sei, die das Christenthum sich von seinem höchsten Wesen gemacht, und wie diese Vorstellung innerhalb des Christenthums selbst sich entwickelt, und damit auch den angeblichen Thatsachen eine andere Färbung gegeben habe. Die Geschichten des Evangeliums wurden darüber zu Mythen, aber so, daß einerseits sich in ihnen die ewige logische Wahrheit bildlich ausdrücken sollte, welche Hegel im Christenthum gefunden hatte, und daß es auf der andern Seite dahingestellt blieb, ob ihnen nicht neben dieser ewigen, symbolischen Bedeutung auch noch die an sich gleichgiltige historische Wahrheit zukäme.

Zu dieser theologischen Eroberung der Schule verhielt sich der Rationalismus nicht mehr so ablehnend, als zu ihrer frühern Scholastik. Hier fand man sich auf neutralem Gebiet; zwar klangen die speculativen Wahrheiten, die in dem christlichen Mythus ausgedichtet sein sollten, vornehmer als die einfache Anerkennung der praktischen Interessen, wie sie Kant in der Religion gesucht hatte; zwar blieb in der Entstehung der Mythen etwas Mystisches, denn zwar nicht der heilige Geist, aber der christliche Geist, eine der Metamorphosen des geschichtlichen Geistes, sollte sie gedichtet haben, aber an diese Art der Entstehung war man schon durch die Doctrin der „historischen" Schule von den Volksliedern, von der Sprache, von dem Recht, das nicht aus einem bestimmten Act des Bewußtseins, sondern naturwüchsig entstanden sein sollte, gewöhnt worden.

Für die Frommen war Strauß nicht genießbar, denn er war ein Schriftgelehrter. Den eigentlichen Theologen machte ihn dieser Umstand werth; er galt ihnen als Ketzer, aber eben als solcher gehörte er in ihr Bereich. Am unangenehmsten fanden sich die Hegelianer von der stricten Observanz überrascht, und es war Bruno Bauer, der in ihrem Namen das System gegen den kühnen Neuerer vertheidigte; eine Polemik, die ganz im Geist der alten Scholastik gehalten war, und an sich selbst zu wenig Interesse bietet, um hier noch näher erörtert zu werden. Die „Kritik" mußte ihre „Voraussetzung," die Scholastik, auf das Gründlichste durchmachen, um sich gründlich von ihr zu befreien. — Die Polemik gegen den rohen Empirismus der gottseligen evangelischen Kirchenzeitung ergänzte diesen Kampf gegen den Abfall von der Schule, die sich wissende Rechtgläubigkeit schied sich von der naiven.

Inzwischen fand die neue Richtung der Schule — ungefähr um dieselbe Zeit als Bauer nach Bonn versetzt wurde, einen Mittelpunkt in den Halleschen, später den Deutschen Jahrbüchern. Zuerst war es die „liberale" Speculation, die sich in ihnen aussprach; Rosenkranz und die andern vom „linken Centrum der Schule", um mit Michelet zu reden; aber bald genug trat man in einen bestimmten Gegensatz gegen die ganze Richtung der bisherigen Philosophie. Dieser Gegensatz bestimmt gesetzt, ist folgender.

Der Grundgedanke der Hegelschen Philosophie, daß das Wirkliche vernünftig sei, war bis dahin in einseitig theoretischem Interesse ausgebeutet worden. Man hatte es der Idee überlassen, sich in der Geschichte zu realisiren und war dann hingegangen, um nachzuweisen, daß es so gut sei. Da nun aber das „Vernünftige" in einer successiven Entwickelung begriffen wurde, so lag die zweite Auffassung nahe, aus den gegebenen Prämissen sich das zunächst Vernünftige zu construiren und dasselbe alsdann als „wirklich" zu proklamiren, d. h. an das Leben die Forderung zu stellen, es solle sich nach dem Bilde des von der Schule als vernünftig anerkannten umgestalten. So trat das praktische Interesse, wieder ziemlich einseitig, in den Vordergrund. Die neuen Evangelisten lebten nämlich in einer doppelten Illusion. Einmal nämlich stellten sie, ganz im Geist des Systems, das „für die jetzige Zeit Vernünftige" als etwas Absolutes, in sich Vollendetes hin; sie abstrahirten von den bestimmten Voraussetzungen dieser Nation, dieses Staats. Im Anfang zwar unterschieden sie sich von den „ordinären Liberalen" dadurch, daß sie nicht behaupteten, diese oder jene Form des Staats, des Rechts, der Kirche u. s. w. ist das absolut Vernünftige und was dieser Form nicht entspricht, ist unvernünftig gewesen in den Zeiten des Perikles wie unter Napoleon; sie erkannten die zeitliche Bedingtheit. Wohl aber erklärten sie es für die einzig mögliche Form des modernen Lebens und machten daher den Unterschied zwischen humanen Völkern und Barbaren — human war das Volk, welches jene Formen wenigstens in sein Glaubensbekenntniß aufgenommen hatte; barbarisch, wo das nicht geschehen war. Für die Kritik der einzelnen Staatsformen haben sie daher auch Nichts geleistet — das gilt übrigens von der Rheinischen Zeitung, die auf dem Gebiet der Politik die Jahrbücher ergänzte, ebenso. Im Eifer des Kampfes schwand gar bald auch jener Unterschied; man entdeckte, daß eigentlich die Geschichte erst mit den französischen Encyclopädisten beginne, welche die Rechte der Menschheit proclamirt hatten und mit der Revolution, welche wenigstens den Anfang damit gemacht, sie in's Werk zu setzen. Die frühere Geschichte wurde, ganz wie von den christlichen Historikern geschehen war, als ein Zeitalter der Barbarei verleugnet.

Die zweite Illusion war der Glaube, daß man den vernünftigen Begriff des Staats und der Kirche nur proklamiren dürfe, um ihn sofort zu verwirklichen. Zum Theil entsprang diese Illusion — im Princip wieder eine Consequenz des Systems — aus der freien Bewegung, welche seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. der preußische Staat der Presse octroyirte. Wenn man also im Anfang so weit gegangen war, anzunehmen, der Staat, welcher doch nach Hegel der höchste Ausdruck von der Wirklichkeit der Vernunft sein sollte, werde sofort die rechte Form annehmen, wenn ihm dieselbe nur von Seiten der Theorie dargelegt wäre, so erwartete man später wenigstens, er werde seinerseits nichts dagegen einzuwenden haben, wenn die Theorie durch blos geistige Mittel sich durch-

setzte. In beiden Voraussetzungen getäuscht, wußte man der Macht des Wirklichen nichts entgegenzustellen, als Erstaunen und Unwillen. Die Theorie wurde in ihrer Opposition immer weiter getrieben. Zuerst gab man den preußischen Staat auf, den man im Anfange wenigstens der Anlage nach als die Verwirklichung des vernünftigen Staats gepriesen hatte; dann ging man von den Reformen des Staats überhaupt ab und appellirte an das Volk, die Demokratie. Als man so weit gekommen war, intervenirte der Staat durch das Verbot sämmtlicher Organe des Radicalismus und als die Demokratie nichts that, um dies eigenmächtige Verfahren des Staats zu hintertreiben, proklamirte der ungeduldige Philosoph als neues Manifest der Partei: „Mit den Deutschen ist nichts anzufangen, es ist ein niederträchtiges Volk, von den Franzosen allein kann das Heil der Menschheit kommen." Ein neuer Glaubensartikel, den die Geschichte zu widerlegen hatte.

Der einzige theoretische Fortschritt, der in der jungen Schule vertreten wurde, betraf wieder die Religion. Es war das „Wesen des Christenthums" von Ludwig Feuerbach. Die Schule hatte gelehrt, daß in den christlichen Dogmen in der Form der Vorstellung, des Bildes die volle speculative Wahrheit involvirt sei. Feuerbach setzte ganz richtig hinzu: Aber eben diese Form hebt das Wesen auf. Indem wir die göttliche Welt als den Inbegriff alles Guten und Wahren construiren, und dieselbe als etwas anderes der irdischen Welt gegenüberstellen, wird die irdische Welt zu einem Inbegriff des Bösen und Nichtigen, und so ist diese Trennung des Göttlichen vom Menschlichen das böse Wesen der christlichen Religion. Durch Feuerbach ist eigentlich die Schule erst populär geworden, und zwar mehr durch seine Fehler als durch sein Verdienst. Ungeduldig, wie die ganze Richtung, deren vorzüglichster Vertreter er war, warf er die gesammte Christenheit, die doch eine Jahrtausendjährige Geschichte umfaßt, in ein einziges Bild zusammen, in welchem seine eigne Stimmung — Sympathie und Antipathie — den Leitton gab; das Christenthum wurde, wie die neue Religion, die man anstrebte, ein Ausfluß des praktischen Interesses, soweit dasselbe sich im Idealen bewegte, und so entstand durch das Ausmerzen alles speculativen Inhalts ein leicht übersichtliches aber nur halbwahres Gemälde, dem man denn ein anderes Evangelium entgegensetzte, eine Heiligung der praktischen Interessen, einen Zustand sinniger Beschaulichkeit, ein Ideal geschichtlosen Quietismus, der verklärten und seligen Menschheit: ein Cultus der Humanität, der gebildeter, feiner, aber im Grunde ebenso unproductiv war, als der des Pietismus und die spätere Aufklärung, wie sie sich in Herder's Ideen ausmalt.

Diese Periode der souveränen Wünsche, der humanistischen Religion, hat Bauer mit der ihm eignen Energie durchgemacht. Er war einer der eifrigsten Mitarbeiter an der rheinischen Zeitung — von Marx redigirt, der damals der Philosophie noch nicht den Absagebrief geschrieben hatte — und an den Jahrbüchern, denen er in ihrer spätern Phase eigentlich den Charakter gab. Schon da-

mals theilte sein jüngerer Bruder Edgar, der in Berlin studirte, seine Bestrebungen. Mit seiner „Kritik des Evangeliums Johannis" 1840 beginnt seine Polemik gegen das passive Construiren fertiger Geschichten, wie es die Schule bis dahin ausgeübt hatte. „Die evangelische Landeskirche Preußens" ist noch im Geist des Systems abgefaßt, nach welchem der Staat der Inbegriff und Regulator aller geistigen Functionen sein sollte. Das Werk aber, wodurch er zuerst seine neue Wendung mit einem gewissen Eclat verkündete, war „die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen." 1841. Es enthielt eine Anthologie aus Hegels Schriften, aus welcher sich allerdings auf das Schlagendste ergab, daß die Vorstellungen des gewöhnlichen Christenthums von der Existenz eines extramundanen wohlwollenden Gottes, von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode, von der partikulären Vorsehung u. s. w. in diametralem Widerspruch standen mit der philosophischen Auffassung. Die Paradoxie, mit welcher diese Entdeckung der Welt verkündet wurde, sollte wohl eigentlich den altgläubigen Hegelianern gelten, sie war aber auch der Ausdruck der eignen Ueberraschung. Diese Ueberraschung theilte sich der gesammten jüngern Generation mit; man erstaunte über sich selbst, diese Stellen gelesen zu haben, und doch über den offenbar darin liegenden Sinn hinweggegangen zu sein. Für die Gegner war eine solche Methode wohl berechnet; ein wissenschaftlicher Werth ist ihr aber nicht beizulegen. Durch Sammlung einzelner Citate kritisirt man in der Regel nur dann ein Werk, wenn man seiner nicht Herr ist. Trotz jener Widersprüche mit den einzelnen, allerdings wesentlichen christlichen Vorstellungen ist Hegel doch kein Atheist, denn der Begriff des Atheismus liegt in der Kategorie der Zufälligkeit, in welcher man die Erscheinungen faßt, in dem Unglauben an eine geistige, nicht blos physische Nothwendigkeit. Hegel ist ein Gegner des Christenthums, insofern er es verklärt, d. h. die in den ursprünglichen Vorstellungen auf den Einzelnen berechnete Führung, Erlösung u. s. w. auf das Ganze der Menschheit überträgt. Den Glauben aber an die geistige Einheit der Welt hat er strenger festgehalten als irgend ein Theolog und ist darin christlicher als die Gemeinde der Heiligen.

In einer zweiten Schrift „Hegel's Lehre von der Religion und Kunst" 1842 wurde dasselbe Thema mit mehr Ruhe behandelt; die anfangs paradoxe Meinung von Hegel's Atheismus war durch die fortdauernden Denunciationen der Altgläubigen, denen die „Posaune" ein unendlich bequemes Material geboten hatte, schon trivial geworden. Edgar Bauer, entzückt über den neu gewonnenen freien Standpunkt, beeiferte sich, den Berlinern in einer Reihe von Flugschriften in dem studentischen Ton, der nicht blos seinen Jahren, sondern auch seinem Charakter angemessen war, auseinander zu setzen, daß ein Atheist keine Hörner und Klauen trage, daß er ein Mensch sei wie die andern Weißbierphilister auch, daß er äße und tränke wie sie, zuweilen auch seine Schulden bezahle u. s. w., ungefähr wie man es bei dem freigeistischen Bedienten in Lessing lernen kann. Man fühlte sich

glücklich, den Philister durch das Bekenntniß des absoluten Unglaubens, der uneingeschränkten Freiheit, scandalisiren zu können und ihm eben dadurch zu imponiren.

In dieser Zeit erschien die „Kritik der Synoptiker" — 1841 bis 42, Bruno Bauer's theologisches Hauptwerk. Strauß hatte die Evangelien, als bildliche Ausdrücke einer allgemeinen geistigen Richtung, über die endliche Entstehung hinausgehoben; dadurch war in ihren Ursprung wieder etwas Mystisches gekommen. Die theologische Kritik warf sich nun auf das Einzelne, und von Weiße und Wilke wurden scharfsinnige Untersuchungen über das Verhältniß der Evangelien zu einander angestellt. Von diesen angeregt und zum großen Theil auf sie sich stützend, entwarf nun der Kritiker ein vollständiges System. Sonst hatte man, bei allen „Entstellungen," die man im historischen Christenthum fand, auf das „Ursprüngliche" desselben als auf das absolut Reine und Heilige zurückgewiesen, wenn der Inhalt desselben auch, nach Lessings Vorgang, in dem einfachen Wort des Apostels sich beschränken sollte: Kindlein, liebt euch unter einander. Bauer dagegen ging von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß das Ursprüngliche immer das Rohe, Sinnliche, Aeußerliche sein wird. Das Ursprüngliche des Christenthums war die Beziehung auf seine Voraussetzung, die jüdischen Propheten, die verkündete Erfüllung ihrer Verheißungen. Den einfachsten Ausdruck dieser Beziehung fand der Kritiker im Markus, dessen Naivität die spätern Evangelisten theils durch die Bemühung, einen pragmatischen Zusammenhang hineinzubringen, theils durch das in der weitern Entwicklung begründete spiritualistische Moment vergeistigt und — entstellt haben sollten. Die Sache stellte sich also so heraus, daß Markus die Vorstellung der christlichen Gemeinde von ihrem höchsten Wesen zu einem Roman ausgedichtet habe, und daß die dem jedesmaligen Bewußtsein entsprechende Umarbeitung desselben die Grundlage der heiligen Geschichte ausmache.

Mir fehlt die Kenntniß, den wissenschaftlichen Theil dieser Kritik zu prüfen. Nur in einem Punkt zeigt sich auch hier die Selbstüberschätzung, die von einer einsamen Stellung in der Literatur schwer zu trennen ist. Bauer war der Ueberzeugung, daß erst in diesem Werk das Christenthum widerlegt sei, und daß jede andere Art, sich vom Christenthum loszumachen, als durch das Studium dieser Kritik, eben so oberflächlich als ungenügend sein müsse. Er übersah dabei, daß seine Widerlegung die „Aufklärung" des Zeitalters voraussetze, daß ein frommes Herz, welches das Wunder, d. h. den Widerspruch, als höchstes Wesen verehrt, sich durch seine Kritik eben so wenig wird irre machen lassen, als durch die handgreiflichen Widersprüche der heiligen Schrift, auf welche die frühere, pragmatische Exegese der Rationalisten aufmerksam gemacht hat. Für eine Zeit, welche mit dem Begriff der Transcendenz nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in dem Common-sens der Masse gebrochen hatte, war die Entdeckung des Mythisch-Symbolischen in den Evangelien von größerem Werth, als eine Kritik des Details,

die als historische Arbeit von großer Bedeutung sein mag — wie die Forschung über die Pharaonen — die aber das Heilige nicht mehr trifft. Voltaire hatte den Glauben erschüttert, indem er seine augenfälligen Absurditäten dem Gelächter preis gab; Hegel hatte die über ihre eigne Thorheit betroffene Welt dadurch beruhigt, daß er auch in den Absurditäten einen geistigen Inhalt nachwies. Ein weiterer principieller Fortschritt ist nicht möglich; der Wissenschaft bleibt es nun übrig, das Detail aufzuhellen, so weit es bei einer ihrem ganzen Wesen nach dunkeln Zeit möglich ist.

Wenn also die Frömmigkeit dennoch über die „Kritik der Synoptiker" außer sich gerieth, so war es nicht über den Inhalt, sondern über den Ton derselben. In dem hastigen Treiben der jungen Generation steigerte Einer den Andern; der Werth der Opposition wurde danach abgemessen, „wie weit" man ging. Es gehörte zum guten Ton, fühlen zu lassen, daß man dieses und jenes Vorurtheil überwunden habe. Die Schärfe des Ausdrucks that das Beste. Nun war unter den Kennern nur Eine Stimme, daß Bruno am weitesten gehe; Strauß, der mittlerweile die Dogmatik derselben Kritik unterworfen hatte, als die Evangelien, gehörte bereits einem „überwundenen Standpunkt" an, er war ein Philister. So glaubte denn auch die Regierung, welche sich damals des Kirchenregiments mit Eifer annahm, ein Uebriges thun zu müssen. Da die evangelische Kirche in ihren legitimen Organen noch nicht constituirt war — bekanntlich ist später der Versuch mit der Generalsynode gescheitert — so schickte man die Kritik der Synoptiker an die theologischen Facultäten des preußischen Staats, und fragte an, ob so ein Mann noch länger Docent der Theologie sein könne. Die Fakultäten statteten ihren tiefgefühlten Dank für die Rücksicht ab, welche der Staat ihnen angedeihen ließ, und antworteten ziemlich einstimmig: Nein! Es geht nicht! Und so wurde Bruno Bauer zu Ostern 1842 von seinem Amt entfernt. — Von Seiten sentimentaler Politiker hat man es ihm oft vorgeworfen, daß er nicht freiwillig seine Stellung niederlegte; er antwortete aber, und ganz mit Recht, er habe die Ueberzeugung, der wahre Theologe zu sein, denn nur durch gewissenhaftes und gründliches Studium sei er zu der Einsicht von der Verkehrtheit der Theologie gekommen, und wenn man von ihm verlange, er solle aus der Kirche austreten, so wäre das gerade so viel, als wenn er sich auf den Markt hinstelle und ausriefe, daß er kein Kind mehr wäre. Allein die Wichtigkeit, welche das Ministerium auf die Sache gelegt hatte, übte einen nachtheiligen Einfluß auf ihn aus. In einer Schrift: „Die gute Sache der Freiheit und meine eigne" stellte er den Streit „der Kritik" mit dem Staat nach geschichtsphilosophischen Kategorien als einen nothwendigen dar, und die Absetzung Bruno Bauer's erschien als ein eben so symbolischer, für die Selbsterkenntniß der Menschheit eben so wesentlicher Act, als der Opfertod des Menschensohnes. Darum kamen in seiner Kritik der verschiedenen theologischen Gutachten diejenigen am besten weg, welche erklärten: die

Ketzerei dieses Bauer ist etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes! weg mit dem Bauer! am schlechtesten die Vermittler, welche den Gegensatz auszugleichen, und dadurch die amtliche Stellung des Kritikers zu retten suchten. Am allerschlimmsten — und das gereicht seinem Rechtsgefühl zur Ehre — erging es Marheinecke, der die „Kritik" pragmatisch aus der Verstimmung herleitete, in welche Bauer durch die geringe Berücksichtigung von Seiten der Universität versetzt sein müsse.

Unter den übrigen Schriften dieser Periode erregte die „Judenfrage" das meiste Aufsehn. Der Radicale ging den Juden ebenso scharf zu Leibe, als sie von ihren orthodoxen Verfolgern gewohnt waren; und im Grunde sprach auch hier noch der Rechtgläubige. Er erklärte die Juden für unfähig, emancipirt, befreit zu werden, weil sie die Kämpfe der Geschichte, welche allein zur Freiheit führten, nicht durchgemacht hätten. Das Judenthum sei ein zurückgebliebner Standpunkt; die Absurdität, die in ihm nur im Keime lag, sei erst im Christenthum zur völligen Reife gekommen, und ohne diese bittere Frucht gekostet zu haben, könnten sie von dem Fluch ihrer Geschichtlosigkeit nicht erlöst werden. Die Juden hätten sich isolirt, für die Befreiung der Menschheit nichts gethan, sie hätten also kein Recht auf die Freiheit. Damals kritisirte ihn Marx, der den unglücklichen Versuch machte, mit Ruge die deutsch-französischen Jahrbücher herauszugeben; er stimmte mit seinen Deductionen ganz überein, behauptete aber, daß er noch nicht weit genug gegangen sei: er habe das Judenthum kritisirt, aber nicht den Staat und nicht die Emancipation, der Staat sei selbst Jüdisch geworden u. s. w., zuletzt wurde die Kritik immer schärfer, das Lächeln immer diplomatischer, immer feiner, immer geistreich unverständlicher, bis man zuletzt nichts mehr sah, als das stereotype Lächeln des Blödsinns.

Eine andere Schrift von Interesse — durch die Censur in den Jahrbüchern gestrichen — hieß: „Leiden und Freuden des theologischen Bewußtseins." Eine Reihe glücklicher Beobachtungen über das lügenhafte Wesen, in welches ein Heiliger durch die fortwährende Bewachung seiner Heiligkeit nothwendig gerathen muß; nur daß auch hier, wie es die Schule aus der Phänomenologie gelernt hatte, nicht von einer bestimmten Persönlichkeit, sondern von einer Abstraction die Rede war, sowie die rechtgläubigen Schüler das „Bewußtsein" überhaupt, den „Geist", oder das Wesen zu behandeln pflegten. Um so gefährlicher war diese Abstraction in der Kritik des theologischen Bewußtseins, da dem theologischen Kritiker die ganze Welt die Farbe der Theologie angenommen hatte, und da er eigentlich seine Kritik hätte überschreiben können: Darstellung des wahnsinnigen Zeitalters, in welchem wir leben, welches aber kommen mußte, um die souveräne Kritik möglich zu machen, wie Adam in den Apfel beißen mußte, um der Erscheinung Christi willen.

In Berlin, wohin sich Bauer nach seiner Absetzung zurückzog, fand sich nun der Kreis der „Freien" zusammen, der in dem radicalen Zeitalter fast ebenso aufmerksam verfolgt wurde, als im bürgerlichen Zeitalter die Lichtfreunde und die

Deutschkatholiken. Es waren die zersprengten Freicorps des gesammten Radicalismus, dessen bisherige Concentration durch das ziemlich gleichzeitige Einschreiten der Regierungen gehemmt war. Das Verbot der rheinischen Zeitung, der Jahrbücher — durch das Votum der zweiten sächsischen Kammer bestätigt — der allgemeinen Leipziger, welche als Klatschblatt des Radicalismus damals selbst bei den Regierungen in ziemlichem Ansehn stand, der Weserzeitung, selbst der kleinen Lokomotive, folgten einander auf dem Fuße. In Berlin etablirte sich nun jenes Correspondenten-Bureau, welches sämmtliche Zeitungen Deutschlands und einige französischen versorgte, und die abstracte Berliner Literatur in den Augen des Publicums zum Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Bewegung machte. Der Horizont dieses Kreises war enge genug, er beschränkte sich eigentlich auf ihre persönlichen Verhältnisse. Da man, Dank der Geheimnißkrämerei seiner Hohenpriester, vom Staatswesen nichts erfuhr, so war man froh, wenigstens von dem souveränen Stehely'schen Kaffeehaus etwas Neues zu hören. Die Weltgeschichte, welche man hier machte, bestand darin, daß man Tag für Tag eine neue Persönlichkeit und einen neuen politisch-religiösen Standpunkt für verbraucht, für überwunden erklärte. Die Rapidität dieser geistigen Wiedergeburten stieg ins Unglaubliche. „Auf welchen Standpunkt sind wir indeß gelangt?" fragte mich ein Freund, als er acht Tage von Berlin verreist war. Bruno Bauer hatte einen Band der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts geschrieben. Das Censurgericht hielt ihn zwei Monate zurück. Höchst ergrimmt, schrieb er an die Behörde: In dieser Zeit ist „die Kritik" schon auf einem weit höhern Standpunkt angelangt, „sie" hält das gar nicht mehr wahr, was sie damals geschrieben hat, aber das Publikum ist doch begierig, zu erfahren, was „sie" vor zwei Monaten gedacht hat. Es war also so weit gekommen, daß man die kritische Unsicherheit, den Mangel an festen Principien als ein wesentliches Moment geschichtlicher Bildungsfähigkeit zu rühmen wagte.

Die Fortschritte erfolgten jedesmal in einem Manifest, ruckweise; man decretirte das neue Glaubensbekenntniß. Arnold Ruge hatte in den Jahrbüchern diese Methode populär gemacht. Daher kam es, daß die gesammte radicale Literatur, die stets in ihrem eignen Kreise sich bewegte, bei aller Verachtung gegen die Außenwelt sich unter einander selbst mit grenzenloser Geringschätzung betrachtete. Es gab kaum einen, den nicht ein Anderer, was den Standpunkt betraf, überflügelte und darum als zurückgebliebenen Philister ansah. Das hindert nicht, bei feierlichen Gelegenheiten im Rausch der Begeisterung der Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Ich erinnere mich noch an die Zeit, wo Herwegh und Hoffmann v. Fallersleben auf ihrem Triumphzug durch Deutschland auch die Berliner Kritik heimsuchten. Zwar wurden sie als deutschthümelnde Philister auf das herzlichste ausgelacht, aber im Taumel des Freiheitsgefühls lag sich denn doch wieder Alles in den Armen. Ein alter Burschenschafter, mit ehrwürdigem Bart,

trat zu Hoffmann und hielt ihm eine „Pauke," in der er den lieben Gott gerührt aufforderte, den wackern Bruder in seinen Schutz zu nehmen. Gleich darauf brachte Edgar den Toast: Pereat Gott! und hielt einen Dithyrambus über das Blut, welches fließen müsse. Man blasphemirte auf das Greulichste, und, was das Drolligste ist, mit einer gewissen Scheu, wie Furchtsame den Donner durch lautes Sprechen zu vergessen suchen. Der Ketzer blickt noch unheimlich seitwärts nach dem Götzenbild, nach dem er Steine wirft.

Indeß die Trennung mußte doch einmal erfolgen. Als Bauer in seiner Literaturzeitung feierlich proclamirte, „die Kritik" sei jetzt „gesinnungslos" geworden, da wurde es den Radicalen, die bisher mit ihm gegangen waren, weil er „am weitesten ging," doch zu bunt. Gesinnungslos! sie wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Ruge erklärte seinerseits in einem Manifest, diesen Fortschritten gegenüber sei er doch reactionär, er halte viel auf Gesinnung, und zwischen den „Sophisten" und „Humanisten" erhob sich jetzt ein scharfer Federkrieg.

Verfolgen wir zunächst Bruno Bauer in seiner Wirksamkeit als souveränen Kritiker. Sein Bruder Egbert verband in Charlottenburg mit einem Tabaksladen eine Buchhandlung, in welcher nur Werke der Schule verlegt wurden. Dieselbe war eben so productiv in ihren Schriften als in der Ueberwindung von Standpunkten. Theils in den historisch-kritischen Schriften, von denen in jedem Jahr eine ziemliche Anzahl Bände erschien, theils in der „Literaturzeitung," die sie ein halbes Jahr lang herausgaben, läßt sich diese kritisch-reactionäre Richtung verfolgen.

Der Radikalismus hatte sich in seinen Manifesten, in seinen Wünschen und in seiner Polemik erschöpft. Er wußte nichts weiter zu sagen, und praktische Resultate hatte er nicht gewonnen. Eine herbe Ernüchterung mußte folgen. Die „souveräne Kritik" ist der Ausdruck für diesen Katzenjammer des Radikalismus über seinen eignen Rausch. Die Genialität, der „Geist," der bisher im fortfluthenden Gewühl sich hatte mitreißen lassen, besteigt nun die einsame Warte, um den planlosen Strom der „Masse" ironisch zu überschauen.

Der neue Charakter, welchen die deutsche Bewegung mit dem Jahr 1843 annahm, diente dazu, diesen Gegensatz schärfer hervortreten zu lassen. Die Schriftgelehrten und Poeten zogen sich zurück und die Masse trat handelnd ein. Der Gustav-Adolph-Verein, die Deutschkatholiken, die lichtfreundlichen Proteste, die Vereine zur Hebung der niedern Volksklassen u. s. w. waren Symptome dieser veränderten Richtung: der Kritik um so gelegener, da sie ihre beiden Gegensätze in sich vereinigten: die Spießbürgerlichkeit und das Christenthum.

Wir haben bereits erwähnt, wie „die Kritik" ihre „Gesinnungslosigkeit" proclamirte, paradox, wie es die romantische Schule zu thun pflegte, weil sie nur die eine Seite des Gegensatzes auffaßte. Gesinnung ist das classische Stichwort der Masse, ihr Protest gegen die freie Eigenthümlichkeit. Sie bezeichnet den

Vorrath fertiger sittlich=politisch=religiöser Vorstellung, den man haben muß, um ihr bequem zu sein. Daß die Kritik, wie die Wissenschaft überhaupt, gesinnungslos (früher sagte man unparteiisch) sein muß, ist etwas so triviales, daß man nicht wüßte, wo das Erstaunen über jenes Manifest eigentlich herkam, wenn man nicht erwägt, daß „die Kritik“ nur ein Euphemismus war für „Bruno Bauer,“ wie man „Se. Majestät“ sagt. Die Gesinnungslosigkeit, Grundsatzlosigkeit des Einzelnen ist aber ein Unding. Eine jede Handlung geht von Maximen aus, die man fertig in sich hat, wenn man sich darüber auch im Augenblick keine Rechenschaft gibt. Bruno Bauer würde im höchsten Grade darüber empört sein, wenn man ihm die Fähigkeit zutraute, sich zu verkaufen. Daß er es nicht thut, ist aber eben Gesinnung, und der Schüler Hegel's wird die erste Grundlage derselben, die Unmittelbarkeit einer edlen Natur, nicht über den geistigen Erwerb einer sittlichen Maxime erheben wollen. Die scheinbare Paradoxie liegt also nur in der Ungezogenheit der Form. „Der Philister,“ sagt Max Stirner, Bauer's Mitkritiker, „hält König Franz für einen gemeinen Menschen, weil er sein Wort brach. Welche Thorheit!“ Ist es möglich, ruft der Philister, Stirner sanktionirt den Wortbruch? Man höre weiter! „Vielmehr brach König Franz sein Wort, weil er ein gemeiner Mensch war!“ Eine Sophistik, die nach der ersten Schulbank schmeckt. Natürlich ist der Wortbruch nicht der Grund, sondern das Kriterium der Gemeinheit.

Die Gesinnungslosigkeit der Kritik wurde nun praktisch erwiesen durch eine heftige Polemik gegen die Koryphäen des Tages, gegen den religiösen und politischen Liberalismus, den Ausdruck der bürgerlichen Mittelmäßigkeit. Die untergeordneten Anhänger der Kritik wandten noch immer das alte Stichwort an: sie gehen nicht weit genug; es lag aber jener Polemik ein sehr gerechtfertigtes, ästhetisch=sittliches Mißfallen zu Grunde, das nur den einzigen Fehler hatte, unproductiv zu sein.

Der Liberalismus war eigentlich nichts, als einerseits die Scheu vor Extremen, andererseits der Ausdruck der innern Unruhe, welche die Zeit bewegte, ohne sich über ihren Grund recht klar zu sein. Sie sucht nach einem Gegenstand und ergreift den ersten besten. Am deutlichsten tritt dies bei dem religiösen Liberalismus hervor. Man kann sich keine größere Misere denken, als die religiösen Anschauungen, welche die Deutschkatholiken und die protestantischen Lichtfreunde zu Tage gefördert haben. Dennoch ließen sich Männer wie Gervinus und Ruge zu glänzender Anerkennung hinreißen. Bei Ruge war es sehr erklärlich; es war Geistesverwandschaft, er hörte seine eignen Redensarten wieder, und war vollkommen davon überzeugt, daß nun die Vernunft in der Welt wieder hergestellt wäre. Wenn nun gar Dowiat, nachdem er in seinem weißen Gewand die Masse der Philister zu einer eben so lauten als stofflosen Begeisterung hingerissen hatte, sich dann beim Glase Wein über sie lustig machte, sie nur als Werkzeuge seiner

höhern Ideen darstellte, und wo möglich einige Redensarten, wie „Immanenz und Transcendenz" einfließen ließ, so gerieth Meister Ruge vor Entzücken außer sich. Mit Gervinus war es anders, er war froh, daß nur irgend „etwas geschah," daß man von der blos destructiven Opposition endlich zum Aufbauen überging. Freilich übersah er dabei, daß mit dem Aufbauen von Kartenhäusern für die Cultur nicht viel gethan ist. Aber die Kritik verfiel in den entgegengesetzten Fehler. Sie verkannte das Recht des gesunden Menschenverstandes, durch einen einfachen Protest die Gespenster von sich zu scheuchen, die sich in eine ihnen fremd gewordene Welt eindrängen wollen. Wenn auf die Wallfahrt zum heiligen Rock und den Spuk, der dabei getrieben wurde, wenn auf den Glaubenszwang der Eichhorn'schen Schule der gemeine Menschenverstand nichts weiter erwiderte, als: das ist ja Unsinn! so war er in seinem vollen Recht, er erreichte seinen Zweck sicherer, als die gelehrte Kritik, und irrte nur darin, daß er nun etwas Positives aufgestellt zu haben glaubte. Das ästhetische Mißfallen der Kritik an dem hohlen Pathos engbrüstiger Schwächlinge, an der leeren Phrasenwirthschaft war ganz begründet, und sie vergaß nur, daß ihre eignen Dogmen — z. B. von der Dummheit Ronge's und der Gemeinheit Uhlich's — in ihrem Kreise eben so phrasenhaft ausgebeutet wurden, als es von den Lichtfreunden geschah.

Der religiöse Liberalismus entsprang nur aus dem Mangel an einer vernünftigen Beschäftigung; er war in sich selbst eine Lüge, weil er von der Indifferenz ausging und doch eine Kirche gründen wollte. Anders schien es sich mit dem politischen Liberalismus zu verhalten, der wenigstens auf ein bestimmtes Ziel lossteuerte, auf die Durchführung des constitutionellen Systems in den einzelnen Staaten und die Vereinigung Deutschlands zu einem politischen Ganzen. Die Angriffe der Kritik gingen sowohl auf den Inhalt als auf die Form, in der sich diese Richtung geltend machte. Sie stellte den constitutionellen Staat als einen in sich unwahren und unhaltbaren dar; welche Behauptung sie aber mehr durch heftige Versicherungen als durch Gründe verfocht. Gegründeter war ihre Bekämpfung der Mittel, deren sich der politische Liberalismus bediente. Er stützte sich namentlich in Preußen auf den Rechtsboden, d. h. auf die königlichen Versprechungen von 1815 und 1823. Die Kritik behauptete einmal, das absolute Recht habe in Staatsangelegenheiten nicht mitzusprechen, der Staat sei befugt, es aufzuheben, wenn es seinen Zwecken widerspräche, sie behauptete ferner, das Recht sei eine schlechte Waffe gegen die Macht, die es nicht anerkennen wolle, gegen die Gewalt helfe nur Gewalt. Beide Behauptungen waren einseitig. Eine Rechtsverletzung erschüttert die sittlichen Grundlagen des Staates und widerspricht daher seinen Zwecken auf das Entschiedenste; und gesetzliche Agitation ist auch Gewalt, denn die öffentliche Meinung steht nicht blos vor der Thür, sie dringt in die geheimen Cabinette ein und macht sich an der Regierung geltend. Aber die Kritik hatte Recht gegen das Verfahren z. B. eines Jacoby, der, wie sein späteres Auftreten

beweist, das Recht nur zum Vorwand nahm, andere Zwecke, die nicht im Recht begründet waren, durchzusetzen; also gegen die Unehrlichkeit dieser abstrakt juristischen Deductionen, mit denen man den Gegner nur beschwatzen wollte. Aber die politische Polemik der Schule war um nichts besser; denn in der Politik wird durch abstrakte Kritik nichts gefördert, und was sie Positives geleistet hat, beschränkt sich auf die Angriffe Ludwig Buhl's gegen die v. Nagler'sche Postverwaltung, wofür er alle Vierteljahre einmal das Martyrium einer Festungshaft übernahm. Bis zu welcher Absurdität aber die Theorie von der Unzulänglichkeit des gesetzlichen Fortschritts getrieben werden konnte, mag ein Beispiel lehren. Ein ungelehrter Mann, Reichard, verdorbener Buchdrucker, hatte sich in den Kreis der Bauer begeben, deren Verwandter er war, ihre Ideen eingesogen und als Mann des Volks an ihrer Literaturzeitung mitgearbeitet — die beiläufig neben sehr pathetischen Manifesten, auch Kritiken unbezahlter Schneiderrechnungen, schlechte Novellen u. dergl. enthielt, alles als Symptome der allgemeinen Fäulniß. Später, als er wegen gar zu mangelhafter Bildung von der „heiligen Familie" ausgeschlossen wurde, forderte er den Staat auf, ihn auf seine Kosten Socialismus studiren zu lassen, um später an der Reorganisation des Staats arbeiten zu können. In Berlin trug er sich mit einer Reihe von Broschüren über locale Verhältnisse, vom Standpunkt der souveränen Kritik aus aufgefaßt, einmal unter andern über das Verhältniß der Schneider zu den Juden, die durch Kleiderfabrikation ihnen in das Handwerk pfuschten. Die Schneider hatten sich an den Staat gewendet, um diesem Uebelstand abzuhelfen, Reichard aber klärte sie über die Nichtsnutzigkeit des Rechtsbodens auf, und ermunterte sie, lieber auf revolutionäre Weise, als durch Anrufung des unproductiven Staats, der Niemanden emancipiren könne, sich ihrer Gegner zu entledigen. — Auch aus der Carricatur darf man auf das Vorbild schließen.

Am schärfsten verfuhr die Kritik gegen ihre ehemaligen Verbündeten, die Radicalen, sowohl in Beziehung auf ihre Polemik gegen die Regierung als auf das Positive, das sie brachten. Der Radikalismus hatte die Regierung mit einem gewissen unwilligen Erstaunen gefragt, warum sie nicht auf seine Ideen einginge; die Kritik wies nach, daß sie ihrem Begriff nach so handeln müsse wie sie handelte. Dieser Nachweis athmete nicht die althegelianische Befriedigung, sie fand nicht, das Alles gut sei, wie es ist, sie weidete sich nur mit einer gewissen krankhaften Wollust an der Niederträchtigkeit, die sie als nothwendig zu begreifen meinte. In einer Schrift: „Der Streit der Kritik mit Staat und Kirche" — die beiläufig eingestampft wurde und ihren Verfasser Edgar nach Magdeburg brachte, bis die Revolution ihn befreite — waren die Verfolgungen gegen die Kritik — die Festungshaft freilich noch nicht mit eingeschlossen — als unvermeidliches Resultat der Geschichte dargestellt: sie mußte abgesetzt, censirt, verboten werden, auf das erfüllt würde, was geschrieben steht u. s. w. Der eingesperrte Theil der

Kritik trug übrigens sein Schicksal mit möglichem Humor, und die Studentenstreiche der Gefangenen wird die Sage noch spät in Magdeburg aufbewahren.

Die Ironie gegen den Inhalt der verschiedenen Seiten des Radikalismus war zum Theil sehr treffend, sie mochten sich nun Humanisten oder Socialisten nennen, ihre Macht war die Phrase. Aber die Kritik gewöhnte sich so sehr an den ironischen Ton, an die satyrischen Gänsefüßchen, mit denen sie die Absurditäten ihrer Gegner einführte, daß man in vielen Fällen nicht mehr errathen konnte, wo eigentlich die Pointe wäre. Das Hauptstichwort war: der Geist gegen die Masse. Die Masse wolle durch ihre Organe, die Communisten u. s. w., alle Eigenthümlichkeit aufheben und das Große zu sich herabziehn; weil Einige Lumpen wären, sollten dem Princip der Gleichheit zufolge Alle Lumpen sein. Einem von der Schule, Max Stirner, kam der „Geist," und das ganze Princip der Kritik, die Wahrheit, auch noch zu reactionär vor; er schrieb ein Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum" (eigentlich wollte er es „Ich" taufen), worin er den Geist, die Menschheit u. s. w. mit den alten Götzen in das Reich der Gespenster warf. Real auf Erden bin nur Ich, und die Speise, die mich nährt, die Bilder, die mich ergötzen, die ich verbrauche zu meinem souveränen Nutzen und Vergnügen. Wozu ein Staat? wozu Recht und Gesetz? warum soll ich die Wahrheit sagen? warum meine Schulden bezahlen? Die härteste Knechtschaft ist die des Gedankens, ein Ruck, ein Gähnen, und Ich bin frei! — Dergleichen Einfälle, anmuthig vorgetragen, haben der ewigen Ernsthaftigkeit gegenüber eine Berechtigung, nur durch gelegentliche Ungezogenheit wird die Sitte werth; wenn man aber hört, daß das die Frucht jahrelanger Studien und gewissenhaften Nachdenkens, das letzte Resultat der Philosophie sein soll, wenn man die Harlekinade mit einer Pedanterie betreiben sieht, wie sie nur ein Philologe auf ein Jota subscriptum verwenden kann, so wird der Spaß fast zu grob, um zu amusiren. Der Mensch geht ja seiner Natur nach auf ein geordnetes Gemeinwesen, auf wissenschaftliches Erkennen aus, sonst würde ihn kein Moralsystem weder zum Staat noch zur Wissenschaft getrieben haben, und wenn der wahre Egoist sich in der Welt sehr wohl zu bewegen weiß, so wird der Romantiker, der auf dem Princip des Egoismus herumreitet, sich überall vor Schlägen zu hüten haben und so seines eignen Princips wegen sich zu bescheiden wissen. Komisch genug forderte derselbe Stirner einige Zeit darauf in der Vossischen Zeitung auf, ihm auf Personalcredit 500 Thlr. zu leihen: also der Glaube an die Ehrlichkeit der Welt war durch sein System nicht ausgerottet. — Nach Stirners Lehre bildete sich in Köthen eine ganze Schule von „Egoisten," die aber natürlich noch „weiter gingen," als der Meister; das eine „Individuum" fand schon das verständige Anschauen der Welt, welches Stirner unter Umständen noch gebilligt hatte, zu philisterhaft; der eigentliche Mensch dürfe die Natur nur anstieren. Wenn man erst im Zuge ist, so hat der Unsinn keine Grenze; jedenfalls mußte im Sprechen selbst die reactionäre

Cultur ausgemerzt und dasselbe zu einem freien Blöken idealisirt werden. — Die Schnelligkeit, mit der man es in diesem sophistischen Spiel zur Virtuosität bringt, ist erstaunlich. Wie in den Zeiten der Romantik, durfte man die Begriffe nur auf den Kopf stellen, um auf der Höhe der Zeit zu stehen. Stirner war empört darüber, daß Rudolph in den Mysterien von Paris die Leute zur Tugend verführe, während sie in der vollen Durchführung des Lasters die echt menschliche Kraft hätten bewähren können. Ein Anderer bewies, daß in Goethe's Egmont der Herzog von Alba eigentlich den Fortschritt repräsentire, da Egmont der höhern Staatsform, die der König ihm anbot, nichts entgegenzusetzen wisse, als die Berufung auf seine Privilegien. Edgar schrieb unter dem Namen Martin von Geismar eine Literaturgeschichte des Zeitalters der Reformation, in welcher die letztere als Reaction des Pöbels, der Bourgeoisie, der Lumpe, gegen die freie Eigenthümlichkeit des Adels dargestellt wurde: das Christenthum habe theoretisch die Lumperei proclamirt, die Reformation habe sie praktisch gemacht.

In der Abneigung gegen die „Mittelmäßigkeit" begegnet sich die eigentliche Demokratie und die Aristokratie; beide verachten die bürgerliche Sittlichkeit, die öffentliche Meinung, Gesinnung und was dahin gehört. Der Edelmann, Student, oder was sich sonst zur Exclusivität rechnet, schlägt den Philister mit der Reitpeitsche; der Demokrat speit seinen Kautabak auf die reichen Teppiche des Bürgers. Der Aristokrat streckt die Beine zu den Wagenfenstern heraus, der Lazaroni wälzt sich heulend auf der Gasse; dem Bürger würde Beides schrecklich sein. Der Edelmann hat sein Duell, der Mann des Volks seine Prügel, der Bürger ist für das Gesetz. Der Vornehme hat das Recht des Spleens, der Pöbel ist ungezogen, der Philister ist so sittlich wie verständig. Er wird es nicht billigen, wenn der Junker sich Mätressen hält, oder wenn der Matrose in schlechte Häuser geht. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen Frechheit und Gemeinheit. Man lese in Wigand's Epigonen, die Schilderung, die Edgar von seinem Transport nach Magdeburg macht. Er macht einem Frauenzimmer, das wegen wiederholten Diebstahls eingesperrt wird, die Cour, gibt sich mit ihr auf die Zeiten der Freiheit ein Rendezvous, und geht mit dem übrigen Gesindel um, als wären es seines Gleichen. Der junge Aristokrat geht auch gern mit schlechtem Volk um, aber nur, weil er es bequemer mit Füßen treten kann. Und plumper noch, als der naive Gamin, ist der Gamin aus Reflexion, der sich in schlechten Häusern herumtreibt, nicht weil es ihm Vergnügen macht, sondern um zu zeigen, daß er über die bürgerliche Sittlichkeit hinaus wäre.

Wenn sich also die Clique über den sentimentalen Anstrich des modernen Philisterthums, über diese Mischung von Idealismus und Filzigkeit, wie es dem deutschen Jerome Paturot eigen ist, lustig machte, so merkte sie dabei nicht, wie sehr sie in jene Kategorie gehörte. So sehr sich die Kritik der Masse entgegengesetzt, so braucht sie doch eine Sphäre, in der sie gilt. Abgesehen von einzelnen jungen

Männern, die aus theoretischem Interesse sich ihr anschlossen, hatte sich eine ganze Reihe von Bummlern um sie geschaart, welche wenn Bauer sprach — es geschah selten — ehrfurchtsvoll an den passenden Stellen lachten oder schimpften, und im Uebrigen ihre Nichtsnutzigkeit durch die Lehre von der Souveränität individueller Capricen gerechtfertigt sahen. Die Bummelei wurde in diesem Kreise mit einem gewissen Pathos getrieben, feierlich, gleichsam als Religion. Man kam Abends bei Hippel zusammen, eine Kneipe, die als Sitz der „Freien" einen gewissen Ruf hatte, und die man gesehn haben mußte, wenn man sich auf die Merkwürdigkeiten von Berlin legte. Emancipirte Frauen, ein Seidel vor sich, und die Cigarre im Munde, mußten dabei sein — nicht etwa die liebenswürdigen, naiven Grisetten, sondern Schülerinnen der Kritik, die aus Pflichtgefühl kneipten. Es war Pflicht, cynisch zu sprechen, einander zu schimpfen, gelegentlich zu schlagen und dabei zu bemerken, daß man über das Duell hinaus sei. Man erzählte die Mythen von der Kritik, daß sie ihre Theorie von der Ungiltigkeit des sittlichen Wesens durch diese oder jene Aeußerung zur Erscheinung gebracht habe: es waren nicht individuell interessante Geschichten, sondern Dogmen, in Anekdoten übersetzt, wie es die Kritik von den Evangelisten nachgewiesen hatte. Dies Wesen machte sich auch in der Literatur geltend: aus der Literaturzeitung wurde der „Charlottenburger Beobachter," ein Blatt für Bummler, das sich von ähnlichen nur durch die gelegentliche Andeutung unterschied, es sei Alles Ironie.

Die Ironie eines derartigen Treibens gegen die praktischen Versuche, die Verbesserungen, welche man sonst vom Staat erwartete, durch unmittelbare bürgerliche Thätigkeit herbeizuführen, hatten keine Berechtigung. Vieles in diesen Bestrebungen — z. B. der Central- und Localverein zur Hebung der untern Volksclassen, hatte den Anstrich der gewöhnlichen Berliner Schwindelei, dagegen war z. B. im Johannesverein durch die sittliche Kräftigung des Gesellenstandes eine vortreffliche Grundlage gelegt, die leider in der Berliner Barrikadenzeit untergraben wurde. Die Kritik stand mit ihren socialistischen Tendenzen, auf die sie auch mitunter verfiel, trotz ihrer Abneigung gegen die Gleichmacherei, ungefähr auf dem Standpunkt Stieber's, der sich eine gründliche Kenntniß von der Berliner Prostitution erwarb, aber keinen Weg anzugeben wußte, ihr abzuhelfen. Als Bettine, die damals aus den ästhetischen Phantasien ins Religiös-Communistische übersprang, „dies Buch gehört dem Könige" schrieb, waren es Schüler der Kritik, die die Voigtländer Zustände verarbeiteten. Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Frau v. Arnim und Bruno Bauer ein Bild von der Verwandschaft der alten Romantik mit der neuen; beide ruhten auf dem schwankenden Grund der individuellen Stimmung. Sie verstanden einander nicht, aber sie schätzten sich. Bettinens Sohn, Freimund, verfocht gegen Bauer „die gute Sache der Seele," in sehr unbeschreiblichen Ausdrücken; er hätte gern den Kritiker, den er achtete, weil er gleich ihm die Masse geringschätzte, durch Einwirkung auf sein Gemüth

bekehrt. Daß plötzliche Umgestaltungen in der Grundansicht sophistischer Bildung, durch die Macht irgend einer Reflexion oder das Hervortreten einer zufälligen Stimmung, keineswegs etwas ungewöhnliches sind, zeigt das Beispiel von Julius und Jordan. –

Ueber die historischen Arbeiten des Bauer ist wenig zu sagen. Die Geschichte ist ihm ein ewig verzehrendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Sie fängt ihm mit dem 18. Jahrhundert an und hat bis jetzt nichts gezeigt, als Symptome der Fäulniß. Von einsamer Höhe herab schaut er auf die Cultur des 18. und 19. Jahrhunderts, und beweist von jeder Erscheinung, die ihm zufällig aufstößt, — je nach der Quelle, die ihm gerade in die Hand fällt — daß sie nothwendig und — nichtig sei. In dem weiten Strom der Zeiten sucht die Kritik „ewig nur ihr eigen Bild.“ Er kann nicht erzählen, denn er hat keine Lust am Objectiven; er kann bei aller geistvollen Auffassung im Einzelnen, für das Ganze den richtigen Gesichtspunkt nicht finden, weil er mit der Ungeduld eines Schülers, was er heute lernte, der Welt vorträgt, als habe es die Wissenschaft erst jetzt entdeckt. Der Dilettantismus ist um so gefährlicher, wenn er mit philosophischem Dünkel und mit wirklicher Bildung verbunden ist. „Ekel, schaal und unersprießlich,“ das ist die einzige Categorie, die seine Geschichtschreibung in beständigen Variationen wiederholt. Dazu kommt, daß er den Theologen nie verleugnen kann; als persönlicher Feind des lieben Gottes sieht er in jeder Erscheinung, die ihm mißfällt, ein Symptom des Christenthums. Die „Geschichte der bürgerlichen Revolution von 1844—48“ hat das meiste, wenigstens subjective Interesse, weil die Stimmung, die es characterisirt, selbst erlebt und nicht erst einem frühern Zeitalter untergelegt ist. Die kurze Moral dieses Werks ist: „Hängt euch alle auf, wie ihr da seid, denn einen Schuß Pulver seid ihr insgesammt nicht werth.“

Bei dieser Stimmung könnte es seltsam erscheinen, daß Bauer sich im vorigen Jahre auch an der praktischen Politik zu betheiligen versucht hat. Indeß ist die Sehnsucht nach einer realen Thätigkeit bei einem ursprünglich kräftigen Geiste nur zu natürlich und für ihn selbst würde es von dem heilsamsten Einfluß sein, obgleich der Staat durch die Theilnahme eines souveränen Kritikers nicht wesentlich gefördert werden dürfte. Komisch genug war es, wie Bauer in der Rheinischen Zeitung seine Entrüstung darüber aussprach, daß in den Berliner Wahlen die Bourgeoisie — nicht einmal in dem Ausdruck ist er originell — gesiegt habe, wie man Männern von so zurückgebliebenem Standpunkt, wie Waldeck und Jacoby, zu Volksrepräsentanten habe wählen können! Die meisten der Schule haben sich, um doch etwas Positives auszusprechen, dem Freihandelssysteme angeschlossen — dem schönsten Ausdruck jener abstrakten, gedankenlosen Freiheit, wie sie der souverainen Kritik recht ist. Edgar ist Theilnehmer, ich glaube auch Präsident des demokratischen Clubs gewesen, was keine Veränderung seines Standpunktes ist,

denn dieser Club war nichts als der Protest der souveränen Gamin-Ungezogenheit gegen den Staat überhaupt.

Wir möchten nicht gern mit einem sentimentalen Bedauern schließen: wie Schade, daß eine an sich so edle und tüchtige Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht! Aber es ist nicht anders. Die Anschauung der Kritik von der Fäulniß der Menschheit ist nur ein Spiegelbild; wie der Dichter der Maria Magdalena in der confusen, haltlosen, siechen Welt, die er darstellt, sein eigenes Innere reproducirt. Die souveräne Kritik, welche mit den Gegenständen ein göttliches Spiel zu treiben glaubt, ist ein Spiel der Gegenstände; in unfreier Bewegung folgt sie dem Strom der Ereignisse, lästernd und spottend; aber die Lästerung und der Spott ist nur ein Zeugniß ihrer eigenen Unproductivität und ihrer Abhängigkeit von dem Gegensatz, an dem sie allein ihr Dasein hat.

Literarische Neuigkeiten.

Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritt Jakobs II. Von Thomas Babington Macaulay. Uebersetzt von Prof. Bülau. Leipzig, T. O. Weigel. 1. Band.

In dem Gewirr von Unverstand, Schlechtigkeit, Furcht und Ueberspanntheit, von Feigheit und Idealismus, das wir heute Politik nennen und welches Wissenschaft und Kunst fast eben so einspannt, als das öffentliche Leben, erregt es ein Behagen, wie der Anblick einer Oase in der Wüste, wenn uns etwas Verständiges begegnet. Die Lectüre des obengenannten Werkes macht einen solchen Eindruck, dem Inhalt wie der Darstellung nach. Seit längerer Zeit ist in England kein Werk populärer gewesen. Kaum ein Vierteljahr alt, hat es bereits die dritte Auflage. Selbst der „Punch," wenn er einen englischen Hausvater schildert, der sich auf den Abend einen rechten häuslichen Genuß vorbehalten habe, sagt: er habe sich vorgenommen, im Macaulay zu lesen.

Eine ausführliche Besprechung behalten wir uns vor, sobald uns der zweite Theil vorliegt. Der erste enthält Folgendes. Im 1. Cap. kurze Skizze der englischen Geschichte mit vorzüglicher Berücksichtigung der Revolutionszeit bis zur Restauration. Cap. 2. Geschichte Karl II. Cap. 3. — das glänzendste, und namentlich für uns lehrreichste — die Sitten Englands am Ende des 17. Jahrhunderts. Die beiden folgenden Capitel enthalten die beiden ersten Jahre der Regierung Jacobs II.

Als eine vorläufige Probe geben wir die Darstellung des englischen Landedelmanns im 17. Jahrhundert.

„Wir würden uns sehr irren, wenn wir uns die Squires des 17. Jahrhunderts als Männer vorstellen wollten, welche eine genaue Aehnlichkeit mit ihren Nachkommen, den Grafschaftsdeputirten und den Vorsitzenden der Quartalsitzungen *), mit denen wir vertraut sind, gehabt hätten. Der neuere Landgentleman empfängt eine liberale Erziehung, geht aus einer ausgezeichneten Schule in ein ausgezeichnetes Collegium, und es fehlt ihm an keiner Gelegenheit, ein vorzüglicher Gelehrter zu werden. Er hat in der Regel etwas von fremden Ländern gesehen. Ein beträchtlicher Theil seines Lebens ist gemeiniglich in der Hauptstadt verbracht worden, und die Verfeinerungen der Hauptstadt folgen ihm auf das Land. Vielleicht gibt es keine so reizende Classe von Wohnungen, wie die Landsitze der englischen Gentry. In den Parks und Lustgärten trägt die Natur, von der Kunst geschmückt, aber nicht verhüllt, ihre lockendste Form. In den Gebänden verbinden sich gute Einsicht und guter Geschmack, um eine glückliche Vereinigung des Behaglichen und des Reizenden zu bewirken. Die Gemälde, die musikalischen Instrumente, die Büchersammlung würden in jedem andern Lande als Beweis gelten, daß der Eigenthümer ein ausgezeichnet feiner und durchgebildeter Mann sei. Ein Landedelmann, der ein Zeuge der Revolution gewesen war, nahm wahrscheinlich etwa den vierten Theil der Rente ein, die seine Aecker jetzt seiner Nachkommenschaft bringen. Er war daher, im Vergleich mit seiner Nachkommenschaft, ein armer Mann und war in der Regel genöthigt, mit wenig Unterbrechung, auf seinem Gute zu wohnen. Auf dem Festland zu reisen, eine häusliche Einrichtung in London zu haben, oder auch nur London häufig zu besuchen, waren Genüsse, denen sich nur die großen Eigenthümer hingeben konnten. Es kann zuversichtlich behauptet werden, daß von den Squires, deren Namen sich unter den Friedensrichtern und Lieutenants **) König Karls finden, nicht einer von zwanzig einmal in fünf Jahren zur Stadt ***) kam, oder jemals in seinem Leben so weit gereist war, wie Paris ist. Viele Grundherren hatten eine Erziehung bekommen, welche sich wenig von der ihres Hausgesindes unterschied. Der Erbe eines Gutes brachte oft seine Knaben- und Jünglingsjahre am Sitze seiner Familie zu, ohne bessere Hofmeister zu haben, als Stallknechte und Wildhüter, und erlangte kaum so viel Kenntniß, seinen Namen unter ein mittimus †) zu setzen. Wenn er zur Schule und zum Collegium ging, so kehrte er in der Regel, ehe er zwanzig Jahr alt war, zur Abgeschiedenheit der alten Halle zurück, und wenn nicht sein Geist sehr glückliche natürliche Anlage hatte, so vergaß er seine akademischen Studien bald in ländlichen Geschäften und Vergnügen. Seine vornehmste

*) Der Friedensrichter. B.

**) Der Grafschaften. B.

***) London. B.

†) Verhaftsbefehl. B.

ernstliche Beschäftigung war die Sorge für sein Eigenthum. Er untersuchte Kornproben, befühlte Ferkel, und an Markttagen machte er, bei einem Schoppen, seinen Handel mit Viehhändlern und Hopfenhändlern. Seine Hauptvergnügungen flossen gemeiniglich aus Jagd und Wettkampf *) und aus einer nicht verfeinerten Sinnlichkeit. Seine Redeweise und Aussprache war so, wie wir sie jetzt nur von den unwissendsten Bauerburschen zu hören erwarten würden. Seine Schwüre, groben Scherze und possenhaften Schimpfworte wurden mit dem breitesten Accent seiner Provinz ausgesprochen. Es war leicht, an den ersten Worten, die er sprach, zu erkennen, ob er von Somersetshire oder Yorkshire kam. Er trug wenig Sorge, seinen Aufenthalt auszuschmücken, und wenn er eine Verzierung versuchte, so brachte er selten etwas heraus, als eine Entstellung. Der Unrath eines Pachterhofes sammelte sich unter den Fenstern seiner Schlafkammer, und die Kohlköpfe und Stachelbeerbüsche wuchsen dicht an seiner Saalthüre. Sein Tisch war mit einem Ueberfluß derber Speisen beladen, und Gäste waren herzlich willkommen dazu. Aber da die Gewohnheit, übermäßig zu trinken, bei der Classe, zu der er gehörte, allgemein war, und sein Vermögen ihn nicht in den Stand setzte, große Gesellschaften täglich mit Claret oder Canariensekt zu berauschen, so war starkes Bier das gewöhnliche Getränk. Die Masse des in jenen Tagen consumirten Bieres war in der That ungeheuer. Denn Bier war für die mittlern und untern Classen nicht blos, was es jetzt ist, sondern Alles, was jetzt Wein, Thee und gebrannte Wasser sind. Nur in großen Häusern, oder bei großen Gelegenheiten wurden fremde Weine auf die Tafel gesetzt. Die Damen des Hauses, deren Geschäft es gewöhnlich gewesen war, das Mahl zu bereiten, entfernten sich, sobald die Speisen verzehrt waren und ließen die Gentlemen ihrem Ale und Tabak. Die derbe Fröhlichkeit des Nachtisches wurde oft verlängert, bis die Schwelger unter dem Tische lagen.

Selten hatte der Landgentleman einen Schimmer der großen Welt erfaßt, und was er davon gesehen, diente mehr, ihn zu verwirren, als seinen Verstand zu erleuchten. Seine Ansichten über Religion, Verfassung, fremde Länder und frühere Zeiten, nicht aus Studium, Beobachtung oder Unterredung mit erleuchteten Gesellschaftern, sondern aus Ueberlieferungen geflossen, wie sie in seinem eignen kleinen Kreise gangbar waren, waren die Ansichten eines Kindes. Gleichwohl hing er an ihnen mit der Hartnäckigkeit, welche gewöhnlich bei unwissenden Menschen gefunden wird, welche gewohnt sind, mit Schmeichelei bedient zu werden. Seine Abneigungen waren zahlreich und bitter. Er haßte Franzosen und Italiener, Schotten und Irländer, Papisten und Presbyterianer, Independenten und Baptisten, Quäker und Juden. Gegen London und die Londoner fühlte er

*) Field sports, worunter die in England unendlich mannigfaltigen Gattungen des im Text Genannten begriffen werden. B.

einen Widerwillen, welcher mehr als einmal wichtige politische Wirkungen hervorgebracht hat. Seine Frau und Töchter standen in Geschmack und Fertigkeiten unter einer Haushälterin oder einem Kammermädchen des heutigen Tages. Sie nähten und spannen, brauten Stachelbeerwein, legten Ringelblumen ein und machten die Kruste zur Wildpastete.

Nach dieser Beschreibung könnte man annehmen, daß der englische Esquire des 17. Jahrhunderts sich nicht wesentlich von einem Müller oder Bierhauswirth auf dem Lande unterschieden hätte. Indeß gibt es einige noch anzuführende wichtige Bestandtheile seines Charakters, welche dieses Urtheil wesentlich modificiren werden. Wie fremd er der geistigen Bildung und feinen Manieren war, so war er doch in einigen wichtigen Punkten ein Gentleman. Er war ein Mitglied einer stolzen und mächtigen Aristokratie, und viele sowohl der guten als der schlimmen Eigenschaften, die den Aristokraten angehören, bezeichneten ihn. Sein Familienstolz ging über den eines Talbot oder Howard. Er kannte die Stammbäume und Wappen seiner ganzen Nachbarn und konnte angeben, welche von ihnen ohne Recht dazu Schildhalter angenommen hätten, und welche so unglücklich wären, die Urenkel von Aldermen zu sein. Er war eine Magistratsperson und handhabte, als solche, unentgeldlich, für seine Umwohner eine rohe patriarchalische Justiz, welche, trotz unzähliger Schnitzer und gelegentlicher Acte der Tyrannei, doch besser war, als wenn es gar keine Justiz gegeben hätte. Er war ein Offizier der Miliz, und wenn auch seine militärische Würde die Heiterkeit der Tapfern, die eine Campagne in Flandern mitgemacht, erregen mochte, so hob sie doch seinen Charakter in seinen eignen Augen und in den Augen seiner Nachbarn. Auch war sein Soldatenthum in der That kein Gegenstand, welcher Spott verdiente. In jeder Grafschaft gab es ältere Gentlemen, welche Dienst gesehen hatten, der kein Kinderspiel war. Der Eine war von Karl I., nach der Schlacht von Edgehill, zum Ritter geschlagen worden. Ein Anderer trug noch immer ein Pflaster über der Narbe, die er bei Naseby davon getragen. Ein Dritter hatte sein altes Haus vertheidigt, bis Fairfax die Thüre mit einer Petarde aufsprengte. Die Gegenwart dieser alten Cavaliere, mit ihren alten Schwertern und Halftern und mit ihren alten Geschichten über Goring und Lunsford gab den Musterungen der Miliz all den Ernst und das kriegerische Aussehen, woran es ihnen sonst gefehlt haben würde. Selbst diejenigen Landgentlemen, welche zu jung waren, um selbst mit den Kürassieren des Parlaments Hiebe gewechselt zu haben, waren von Kindheit auf von den Spuren des erst kürzlich beendigten Krieges umgeben gewesen und mit Geschichten von den kriegerischen Thaten ihrer Väter und Oheime vollgestopft worden. So war der Charakter des englischen Esquire des 17. Jahrhunderts aus zwei Elementen zusammengesetzt, die wir nicht gewöhnt sind, vereinigt zu finden. Seine Unwissenheit und Plumpheit, sein niedriger Geschmack und seine groben Redensarten würden in unsrer Zeit als Zeichen einer durch und durch plebejischen Natur

und Erziehung gelten. Und doch war er wesentlich ein Patrizier und besaß in hohem Maße sowohl die Tugenden, als die Laster, welche bei Männern gedeihen, die sich von ihrer Geburt an in hoher Stellung befinden und an Autorität, Ehrerbietung und Selbstachtung gewöhnt sind. Es ist nicht leicht für eine Generation, die gewohnt ist, ritterliche Gesinnungen nur in Gemeinschaft mit liberalen Studien und feinen Sitten zu finden, sich einen Mann mit dem Benehmen, dem Sprachschatz und der Aussprache eines Fuhrmanns zu denken, der doch peinlich genau in Angelegenheiten der Genealogie und des Vorranges und bereit ist, lieber sein Leben zu wagen, als einen Flecken auf die Ehre seines Hauses geworfen zu sehen. Aber nur wenn wir dergestalt Dinge zusammenstellen, welche in unsrer eignen Erfahrung selten oder nie zusammen gefunden werden, können wir eine richtige Idee von jener ländlichen Aristokratie fassen, welche die Hauptkraft der Armeen Karls I. bildete und welche lange Zeit, mit wunderbarer Treue, die Sache seiner Nachkommen stützte.

Der grobe, ungebildete, ungereiste Landgentleman war gemeiniglich ein Tory; aber wie ergeben er auch an der erblichen Monarchie hing, so hatte er doch keine Parteilichkeit für Höflinge und Minister. Er dachte nicht ohne Grund, daß Whitehall mit den Verderbtesten der Menschheit angefüllt sei; daß von den großen Summen, die das Haus der Gemeinen der Krone seit der Restauration bewilligt, ein Theil von listigen Staatsmännern veruntreut und ein anderer Theil an Possenreißer und ausländische Buhlschwestern verschwendet worden sei. Sein trotziges englisches Herz schwoll vor Unwillen bei dem Gedanken, daß die Regierung seines Landes französischen Vorschriften unterworfen sein solle. Da er in der Regel selbst ein alter Cavalier, oder der Sohn eines alten Cavaliers war, so dachte er mit bittrem Grolle über die Undankbarkeit nach, mit welcher die Stuarts ihre besten Freunde belohnt hatten. Wer ihn über die Vernachlässigung murren hörte, mit der er behandelt worden, und über die Verschwendung, mit welcher an die Bastarde von Lorchen Gwynn und Madam Carwell (s. S. 187) Reichthum ausgestreut wurde, würde ihn für reif zur Rebellion gehalten haben. Aber all diese üble Laune dauerte nur, bis der Thron wirklich in Gefahr war. Gerade dann, wenn Die, welche der Souverain mit Reichthum und Ehren überschüttet hatte, von seiner Seite wichen, schaarten sich die Landgentlemen, die in der Zeit seines Glückes so mürrisch und meuterisch geblieben waren, wie Ein Mann um ihn. So kamen sie, nachdem sie zwanzig Jahre lang über die schlechte Regierung Karls II. gemurrt hatten, in seiner äußersten Bedrängniß, wie seine eignen Staatssecretaire und Schatzlords ihn verlassen hatten, zu seiner Rettung und setzten ihn in den Stand, einen vollständigen Sieg über die Opposition zu gewinnen; auch kann nicht gezweifelt werden, daß sie seinem Bruder Jakob gleiche Loyalität bewiesen haben würden, hätte nur Jakob, sei es auch nur im letzten Augenblicke, sich enthalten wollen, ihr stärkstes Gefühl zu verletzen. Denn es gab eine Insti-

tution und nur eine einzige, die sich selbst noch höher schätzten, als die erbliche Monarchie, und diese Institution war die Kirche von England. Ihre Liebe zur Kirche war allerdings nicht die Wirkung von Studien oder Nachdenken. Wenige unter ihnen hätten irgend einen, aus der Schrift, oder der Kirchengeschichte geschöpften Grund angeben können, warum sie ihren Lehrsätzen, ihrem Ritual und ihrer Verfassung anhingen; auch waren sie, als Stand genommen, keineswegs strenge Befolger jenes Codex der Sittlichkeit, welcher allen christlichen Secten gemein ist. Aber die Erfahrung vieler Jahrhunderte beweist, daß Menschen bereit sein können, für eine Religion bis zum Tode zu kämpfen und mitleidslos zu verfolgen, deren Glauben sie nicht verstehen und deren Vorschriften sie gewohnheitsmäßig unbefolgt lassen *)."

Briefe aus Oestreich.

Von einem deutschen Reisenden.

Nirgendwo machte sich vor der Sündfluth (1848) die Verachtung „papierener" Constitutionen breiter als in Oestreich, und die Eulenaugen des „Oestreichischen Beobachters" sahen Vieles für papieren an, was so natürlich gewachsen war wie das Blatt am Baume. Die Nemesis hat gewollt, daß Metternich's Nachfolger selbst in die krasseste Papiermacherei verfallen mußten. Ihr Octroi vom 7. März entspricht so wenig der Natur und den geschichtlichen Erinnerungen der Völker, daß hochkundige Engländer **) einstimmig das Cabinet Stadion als revolutionär-autokratisch und ideologisch, die Opposition in Ungarn, Polen und Böhmen dagegen als conservativ-liberal bezeichnen. Die Minister scheinen jetzt ihrer Unfehlbarkeit nicht mehr ganz sicher, und der Orkan im Osten ist ein willkommener Vorwand, um das Oktroi vom 7. März gar nicht zu Ende zu schreiben. Die wichtigsten Ergänzungen der sogenannten östreichischen Verfassung, z. B. die organischen Gesetze über Reichsgericht und Heerwesen, lassen noch immer auf sich warten. Freilich erwartet sie Niemand mehr. Allem Anscheine nach wird das Fabrikat, — möge die Conflagration welch ein Ende immer nehmen, — in den Papierkorb der Geschichte fallen.

---

*) Meine Darstellung von dem Landgentleman des 17. Jahrhunderts ist aus zu zahlreichen Quellen geschöpft, als daß sie aufgeführt werden könnten. Ich muß meine Schilderung dem Urtheile Derer anheimgeben, welche die Geschichte und die leichtere Literatur jenes Zeitalters studirt haben.

**) Siehe Globe, Daily News, Examiner, Spectator ꝛc.

Dieses vielsagende konstitutionelle Stillschweigen hat unsere Bureaukraten und Absolutisten einen Stein vom Herzen genommen. Wenn ein ehrbarer Pudel ein paar Minuten mühsam auf zwei Beinen gestanden hat, so fällt er mit Wollust wieder auf alle Viere und wedelt glückselig mit seinem angebornen Zepter: er ist wieder ganz er selbst. Und Sie haben keinen Begriff vom Behagen unserer Servilen. Jetzt können sie mit majestätischem Patriotismus Jeden anknurren, der noch von constitutionellen Rücksichten und Skrupeln spricht, „wozu der Augenblick doch wahrlich schlecht gewählt sei"; jetzt dürfen sie ohne Scham und ungenirt in die antediluvianische Sprache zurückfallen, mit der sie aufgesäugt sind. Dies unartikulirte Idiom unterscheidet sich nur durch einen altmodischen Pfiff vom Russischen Nikolay I., in seiner Offenbarung vom 11. Mai (Petersburger Zeitung), entfesselt den Boreas gradezu gegen die „Unruhen und Empörungen im Westen," gegen die paar Dutzend Millionen Seelen Europas, die der Weisheit von drei, vier Völkerhirten den Gehorsam kündigen.

Zu solcher Sprache gehört aber die Kühnheit des unverkünstelten Despoten. Unsere kleinen und verschämten Russen führen die absolutistische Polemik mit Hilfe eines allmächtigen Schlagwortes. Einst war das Geschrei: „Burschenschafter und Demagog" Mode, dann das Wort: „Franzosenfreund"; seitdem aber die Fürsten selbst die Demagogie und Burschenschafterei von 1817 getrieben und sich für das welsche System von Louis Philipp erklärt haben, zieht dergleichen nicht mehr. „Communismus", „sociale Revolution" ist das Feldgeschrei, mit dem jeder Widerspruch und alle Logik auf's Haupt geschlagen wird. In Deutschland weiß die Reaction diese Waffe etwas feiner zu führen. Hier schlägt man damit, wie früher mit dem Papagaienruf: „Gleichberechtigung" oft nach einer Seite, auf die es wie die Faust auf's Auge paßt.

Hören Sie einmal die offizielle Wiener Zeitung aus dem Schlaf reden. Hartnäckig phantasirt sie von der „socialen Revolution" in Ungarn. Sie meint damit nicht die galizischen Schlächterscenen (1846), welche die Regierung durch den urwüchsigen Communismus walachischer und serbischer Freibeuter in Sündungarn neu aufspielen ließ: sie faselt allen Ernstes — oder thut doch so — von den socialistischen Tendenzen der magyarischen Revolution und ihrer aristokratischen Führer. Nur über den einen Punkt ist sie noch im Unklaren: ob die ungarischen Czikose (Roßhirten) mehr zu Fourier oder zu Baboeuf neigen. Was die Husaren betrifft, so ist es authentisch, daß sie bei ihren abendlichen Wachtfeuern Proudhon und nichts als Proudhon studiren.

Ungeheuer ist das Geheul moralischer Entrüstung gegen die Söhne der polnischen Nemesis, die überall in fremden Ländern für ihr Vaterland fechten. Warum habt Ihr ihnen kein vaterländisches Schlachtfeld gelassen? Niemand hörte ich so unbarmherzig gegen die Polen in Ungarn und Italien wüthen als einen k. k. Offizier, der selbst in russischen Diensten gegen Tscherkessen gefochten und in Bra-

filien ein Bataillon Neger kommandirt hatte. Auch der Schweizer, die für 20 K. C.-M. täglich, für den Bourbon von Neapel, für Radetzky oder den Herzog von Modena kämpfen, pflegt sich die gutgesinnte Logik nicht gern zu erinnern.

Und will keine „sociale Revolution,“ kein „Polenthum“ und kein anderer Popanz mehr verfangen, so greift die Wiener Zeitung zu ihrem uralt heiligen Jammer über die allgemeine europäische Propaganda und über die ambulante Revolutionsarmee von Fremdlingen und Landstreichern aus allen Weltgegenden.

Hier hat die Wiener Zeitung Recht, allein ich kann ihr nicht helfen. Sie hätte längst wissen sollen, daß in gewissen Dingen die Völker eben so solidarisch mit einander verbunden sind, wie die Cabinette und daß der Diplomatenpropaganda von Europa eine Propaganda der Jugend, der Leidenschaft, der Verzweiflung gegenübersteht. Nur von Heimlichkeit und Verschwörung redet nicht. Tiefer und dunkler ist die Heimlichkeit der diplomatischen Vehme. Offen und am brennenden Licht der Sonne wird aus der Fäulniß diplomatischer Mißgeburten der böse Hauch tollköpfiger Revolutionen ausgebrütet. Die deutschen Schilderhebungen in Wien, Dresden, Breslau und Baden waren waghalsige Improvisationen, — darum werden sie so oft und leicht zu Schanden. Ein Cabinet geht Jahre lang mit seinen Geburten schwanger: das empörte Volk keinen Monat, keinen Tag, oft keine Stunde.

Aber stets und überall findet es heutzutage langhaarige, abenteuerlich kostümirte Fahnenträger und immer sind es Fremdlinge. Wahr! Breslauer, z. B. starben auf Berliner Barrikaden, Hamburger bluteten vor den Wiener Linien; nicht einmal Schutzverwandte waren sie in Berlin oder Wien. Autochthonische Hausbesitzer sind überall ruhige Bürger, freuen sich vielleicht, wenn die deutsche Einheit und Größe zu Stande kommt. Wo nicht, werden sie sich auch zu trösten wissen.

Die allgemeine europäische Propaganda wird eines süßen Todes sterben, an dem Tage wo das Reich der Freiheit im Volke und das Reich der Wahrheit in den Cabinetten beginnt. Bis dahin ist sie unüberwindlich wie die Pforten der Hölle. Ihr könnt den Menschen nicht mehr an die Scholle und den Zunftstock binden; Ihr könnt die blitzschnelle Reibung der Geister durch Dampf und Druckerschwärze nicht mehr hemmen; die Propaganda des Lichtes, der Luft und des Wortes werdet Ihr nicht mehr tödten, — selbst wenn Ihr den ganzen Stadtgraben rings um die Wiener Stadt mit den Leichen der von „Zuläufern, Verwiesenen, Flüchtlingen, Landstreichern und unbefugten Pasquillanten verschiedener Nationen“ ausfüllt, also! —

Zwiegespräch auf einer Treppe. — Baron. Na, die Preußen haben in Dresden brav gewirthschaftet, todtgeschlagen, ins Wasser geschmissen, zum Krüppel gehauen, was nur wie ein Demokrat aussah. — Ich: Sie haben doch Nichts dawider? — Baron. Im Gegentheil! Brave Soldaten! Ich wollte

Sie nur erinnern, daß kein Unterschied ist zwischen deutschen Soldaten und östreichischen, — weil Sie uns immer mit dem Oktober kommen. — Ich: Ein Wort! In Dresden kämpfte Partei gegen Partei, Royalisten gegen Demokraten. Ein Fanatismus ist des andern werth. Die Preußen vom Alexanderregiment folgten eben so einem moralischen Antrieb wie ihre Gegner. Sie berauschte im Pulverdampf und Kugelregen die Leidenschaft für Thron und Altar, sie hetzte Offizier und Junker mit dem rothen Lappen der Anarchie, des Communismus, was weiß ich. Im Rausch wird der Mensch blind und mordet den leiblichen Bruder, kommt er ihm in den Wurf. Aber für Eines bürge ich mit meinem Kopf, Eines haben die Preußen und Sachsen in Dresden nicht gethan. — Baron: Ich bin begierig. — Ich: Ich vermuthe, daß die Preußen nicht geplündert, auch nicht gestohlen, auch nicht nachher auf dem altstädter Markt, — pour corriger la fortune de voleur, — gebettelt haben, wie die Kroaten hier auf dem Stephansplatz. Wenn Sie mich widerlegen können, so stelle ich Ihnen morgen 40,000 Mann preußischer Linie und Landwehr unter den Stock und das Commando des seligen Supplikatsch! —

Unglaublich ist die Lethargie, mit der das Wiener Volk das russische Fatum über sich hereinbrechen sieht. Man läßt sich von Reisenden ihre schöne Waldhornmusik, ihre Uniformen und stattlichen Rößlein schildern; man überzählt im Geiste die baaren Rubel und Dukaten, die sie in das papiergeldreiche Land bringen werden; der russische Einfluß — ist eine Chimäre, erfunden von fremden Wühlern, ein Vorurtheil, gesogen aus „vormärzlicher Broschürenweisheit", wie der Lloyd sagt.

Doch hört man vom Weiten schon leise, leise das Sterbeglöcklein östreichischer Unabhängigkeit und Ehre läuten. Mit triumphirendem Hochmuth behandelt der russische Offizier den östreichischen, der gemeine Russe läßt sich nicht immer herab, den letztern zu salutiren. Der Kaiser Franz Joseph muß den nominellen Oberbefehl über die gesammte Armee führen, damit die östreichischen Heerführer den Schmerz verwinden, unter Paskiewitzsch gestellt zu werden. Aber bedeutungsvoller sind die russischen Eingriffe ins Verwaltungswesen, — nur auf dem Kriegsschauplatz, aber der Kriegsschauplatz nimmt ¾ der Monarchie ein. In Galizien ist die russiche Polizei bereits allmächtig. General Saß läßt „Uebelgesinnte" nach Belieben verhaften. General Dwernicky, aus dem polnischen Kriege von 1831 bekannt, der in Lemberg ein Asyl erhalten, wendet sich an die Regierung mit der Frage, ob er das Asylrecht ferner behalte, ob er sicher sei. Man antwortet ihm ausweichend, man kann ihm keinen Schutz versprechen gegen etwaige Wünsche Rußlands. Er flieht. So wird mir aus guter Quelle berichtet.

Aber mit eigenen Augen sah ich am schwarzen Brett des Schottengymnasiums einen Tracht- und Toilettenukas angeschlagen, worin „langes Kopfhaar, flache Kappen mit kurzen Schirmen, Ziegenhainer Stöcke, Meißner Pfeifenköpfe, ausgeschlagene (?) Hemdkrägen u. dergl." verpönt werden,

als Abzeichen jener fremden Wühler, „deren Aufgabe es ist, nach dem demokratischen Princip Unruhen zu stiften und zu verbreiten, und dem Communismus und der Anarchie neuerdings die Bahn zu brechen.“ Professor Hye, der vom 13. März 1848 Punkt 5 Uhr Nachmittags bis zum 1. April desselben Jahres zu den entschieden Freisinnigen zählte, soll die Weisheit dieses russischen Gesetzplagiats in einer salbungsvollen Rede gefeiert haben.

Armes Oestreich, wenn du glaubst, daß ein Meißner Pfeifenkopf dir gefährlicher werden kann als die Kopflosigkeit deiner verantwortlichen Regenten. — Von einem schwachsinnigen Greis erzählt man, daß während der Donauüberschwemmung von 1830 der Sturm das Dach seines Hauses abgetragen, der Eisstoß eine Mauer eingestürzt, die Fluth seine Treppen bis zum 1. Stock erklommen hatte; er aber arbeitete rastlos, die Ritzen der alten Zimmerthür, das Schlüsselloch und die Luftlöcher unterm Fensterrahmen mit Moos zu verstopfen! — O Hye, o Oestreich! —

Briefe aus Prag.

I.

Die Metamorphosen des Czechenthums.

Unser Prag wird also auch seit einer Woche belagert. Erwarten Sie von mir keinen naiven Brief mit Ausrufungszeichen — die Belagerung ist in Oestreich kein Ausnahmszustand mehr. Khevenhüller hat uns eine gemüthliche militärische Verfassung in wenig Pharagraphen für unbestimmte Dauer octroyirt, weil wir uns mit dem großen Octroi vom März noch immer nicht zufrieden stellen, und die Revolution nicht als geschlossen betrachten wollen. Ich verspreche Ihnen nächstens auf die Freudenjagd auszugehen, um die kleinen ergötzlichen Details unseres Belagerungszustandes zu sammeln; aber für heute lassen Sie uns einige Rückblicke in die Vergangenheit werfen, um darin wo möglich die näher oder ferner liegenden Motive jener hohen Maßregel zu finden, über die das militärische Orakel bis jetzt noch stumm ist, und in den Plakaten, die wir demnächst zu erwarten haben, sich wahrscheinlich in einer solchen Prosa offenbaren wird, die an Unklarheit den Versen der Pythia nichts nachgeben soll. —

Man thut gewaltig Unrecht, wenn man die phantastische Exaltation der Jungczechen mit dem Naturwuchs der Slovaken, Kroaten und Serben in Eins zusammen wirft, und so die slavische Bewegung in Oestreich mit einem Male ab-

gefertigt zu haben glaubt. Die Czechen, die von Anbeginn in der bewegten Mitte von Europa leben und an den großen Geschicken des Welttheils unmittelbar Theil genommen haben, konnten bei dem lebhaften Scenenwechsel des großen Völkerdramas nie für die Dauer zu jener lyrischen Stimmung zurückkehren, die zur nationalen Selbstbeschauung nothwendig gehört und in dem abgeschlossenen Hochlande oder der indifferenten Steppe so reichlich genährt wird. Die slavische Innerlichkeit wurde an dieser unruhigen Stätte aus ihrem brütenden Versunkensein frühzeitig herausgerissen, und unter dem Einflusse deutscher Bildung allmälig sich selbst entfremdet, während sie bei den östlicher wohnenden Slaven, die fortwährend in specialhistorischer Zurückgezogenheit beharrten, nichts von ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem Naturwuchs einbüßte. Dort ist der Panslavismus der allgegenwärtige, lebendige Geist der Bewegung, der unmittelbare Pulsschlag in allen Herzen; aber in Böhmen war er nur ein mythischer Gast aus der Vergangenheit, der in unserer Zeit, wo alle Gräber sprangen, auch die Gruftsiegel zerbrach, und der Naturwuchs der Jungczechen stammte aus eben jener Hexenküche, aus der Faust sich seine zweite Jugend holte. Der Ziergarten der neuczechischen Literatur, der in den letzten Jahren des politischen Müssigganges während der großen weltgeschichtlichen Pause der Restaurationsperiode angelegt wurde, war keineswegs aus der Fülle des nationalen Lebens hervorgegangen, sondern es sollte umgekehrt durch die Illusion einer gemachten Nationalliteratur auf die abgestorbene Ursprünglichkeit zurückgewirkt werden, der Czeche sollte dasjenige aus den Büchern der „Matice ceska“ herauslesen, was nicht mehr als lebendige, blutwarme Empfindung durch seine Adern rann, die neuczechischen Schriftsteller dachten in allem Ernste daran, allmälig ein Volk heranzubilden, welches zu ihren Büchern passen möchte; sie hielten sich für die berufenen Slavenapostel der Neuzeit, und gruben die alten Heiligthümer wieder heraus, um den gesunkenen Glauben des Volkes an sich selbst neu zu beleben. Die Königinhofer Handschrift, die „slavischen Alterthümer“ von P. Saffarik, die gelehrten Abhandlungen im „cavopis ceského Museum“ bekamen in dieser Weise die geheimnißvolle Bedeutung einer neuen clavicula Salamonis, durch welche der Geist der Väter aus seinem verschollenen Grabe gerufen werden sollte.

Wie zwischen den Theorien der Aufklärungsperiode und den Thaten der Revolution eine genaue Beziehung stattfindet, so läßt sich auch ein ähnlicher Zusammenhang zwischen den gelehrten Forschungen der czechischen Philologen und Historiker und der nationalen Bewegung vom Jahre 1848 nachweisen; nur führten die Abstractionen des 18. Jahrhunderts zum Bruche mit der Vergangenheit, während die Empirie der böhmischen Gelehrten das romantische Gelüste der Restauration weckte. Diese rückwärts gekehrten Propheten erschienen auch zum größten Theile an der Spitze der czechischen Bewegung, und übten auf sie einen thätig fördernden Einfluß. Allein wir können durchaus nicht sagen, daß an ihnen der allge-

meine Wille des Volkes zur individuellen Leidenschaft sich herausgebildet hätte; sie sind im Gegentheil romantische Subjecte, die von der Wirklichkeit des Volkslebens abgetrennt, in der Traumwelt eines imaginären Vaterlandes lebten, sie sind Bürger einer Zeit, die bereits entschwunden ist. Auf die studirende Jugend wirkten sie zwar erhebend und begeisternd ein, aber dem Volke wurde ihr Idealismus nicht verständlich, und erlangte daher über die Gemüther keine bleibende Macht. Und doch sollen die Führer einer nationalen Bewegung markige Individuen sein, in denen sich der allgemeine Volksgeist verkörpert hat, die überall, wo sie sich zeigen, jubelnd auf's Schild gehoben werden, denen alle Herzen entgegenschlagen und alle ohne Widerrede sich unterwerfen, weil das Volk nur in ihren Worten und Thaten sich seiner bewußt werden, und eben in jenem unbedingten Gehorsam sein Selbstgefühl an den Tag legen soll. In der Slovakei und den südslavischen Ländern fehlte es nicht an solchen Männern; Stur und Hurban, Stratimirovic und Knicanin sind hier zuvörderst zu nennen. Dort ist der Einzelne noch nicht abgelöst von dem substantiellen Leben seines Volkes, er hat diese geheiligte Grundlage in sich noch nicht durch Reflexion und durch Bildung zersetzt; im Gegentheil tritt hier der Nation ihre vollends ausgeprägte Eigenthümlichkeit nur in der Individualität ihrer Führer entgegen, die gleich den Heroen des Alterthums untrennbar sind von dem Boden, aus dem sie hervorgegangen.

Dort thut es auf der andern Seite auch nicht noth, die kümmerlichen Flammen aus dem eignen Aschenhäufchen her auszublasen, und bei künstlich genährtem Feuer von fremdem Schmaus das Ragout einer „Nationalliteratur“ zu brauen, um das Volk von seiner Originalität und seinem Naturwuchs zu überzeugen; eine ursprüngliche Glut brennt dort lichterloh durch alle Herzen, und der Mann aus dem Volke braucht nicht erst lesen und schreiben zu müssen, um sich dessen bewußt zu werden, daß er ein Serbe oder Kroate ist. Bei uns dagegen droht mit der Auflösung der „Matice ceska“ (so heißt nämlich das bekannte Institut zur Besorgung der Ausgabe einheimischer Werke) der czechischen Nationalität selbst ernstlich Gefahr; denn diese braucht geschriebenes Zeugniß, um den Glauben an sich selbst nicht zu verlieren, und die alten, aus dem lebendigen Gedächtniß des Volkes größtentheils entschwundenen Traditionen nicht einzubüßen. Diese doktrinäre Grundlage der czechischen Bewegung rief alle jene phantastischen Ausschweifungen hervor, über die sich deutsche Blätter hinreichend entsetzt haben. Da man nicht mehr die eigenthümliche Stammesart des Czechenthums in ihrer unmittelbaren Lebendigkeit vorfand, so hatte die Phantasie tabula rasa, und konnte dieselbe nach Belieben ausmalen. Die Zeit, in der die Phantasie allein zu Hause ist, weil sie sie auch erschaffen hat, ist die poetische; in diese versetzte sie sich nun über alle bestimmten Zeiträume der böhmischen Geschichte zurück, und brachte von dort zum Schrecken der treuen Deutschböhmen das mythologische Bild der Swornost mit, um es aller Prosa der Vernunft zum Trotz, auf den Schauplatz der Gegen-

wart zu verpflanzen. Das wunderbare Costum des vielberühmten St. Wenzelscorps, das keiner wirklichen Nationaltracht irgend eines bestimmten Slavenstammes entlehnt ist, scheint sogar auf den Versuch hinzudeuten, den abstrakten Gattungsbegriff der Slaven zur äußern Erscheinung zu bringen. Daher kann der Swornoster in seinem theatralischen Aufzuge und erkünstelten Barbarenthum recht gut den Slaven im Allgemeinen repräsentirt haben, während der Serezaner in seinem historischen Rothmantel und mit dem schwerfälligen Waffenmagazin im Gürtel ohne weitere Symbolik nur sich selber bedeuten kann.

In Prag bemühte man sich, den geheimen Leitton des gesammten Slaventhums herauszufinden; wie in einer Camera obscura reflectirten sich hier die bunten Bilder des bewegten Lebens aus der ganzen Slavenwelt. Dieses rein generelle Interesse, welches durch den wenig ausgebildeten Stammesegoismus den verwandten Brudervölkern gegenüber nicht getrübt wurde, machte auch das hundertthürmige Prag zu der passendsten Stätte für den oftbesprochenen Slavencongreß; gleichsam zu einem neuen Aulis, wo sich die neuverbrüderten Stämme der Slaven sammeln können, um von da vereint hinauszusegeln auf die bewegten Wogen der Weltgeschichte. Während Lubomirsky, Boriskiewic, Stamatowic, Hurban u. a. den Berathungen jenes Congresses im Namen ihrer Stämme mit den bestimmtesten, specifischen Wünschen und Beschwerden beiwohnten, wischten sich die Czechen im Hintergrunde die Augen aus Rührung und Freude über ihre werthen Gäste, und streckten mit deklamatorischer Geste die Arme aus, um die verbrüderten Millionen Slaven zu umschlingen. —

Ich brauche nicht erst zu bemerken, daß man auf dem Lande die Maskenzüge und das redontenhafte Treiben der Hauptstadt nicht verstand. So lange es blos für ein Schauspiel gelten konnte, ließ man sich's recht gern gefallen, als aber die Schauspieler mit der Handlung Ernst machten und die Zuschauer selbst als mithandelnde Personen auf die Bühne ziehen wollten, da ging nur ein geringer Theil auf eine solche Zumuthung ein. Die theatralischen Helden des Slavencongresses konnten dem Volke nicht als wirkliche Heroen gelten; es sah die Vorgänge in Prag nur als bühnengerechte Darstellungen aus dem slavischen Mythenalter an, und trennte genau die Wirklichkeit seiner Zustände und Stimmungen von der Bühnenhandlung der Aula und des Museums ab. Als daher in Prag die Junirevolte zum Ausbruche kam, und man erst nachträglich das eigentliche Volk für diese nationale Erhebung zu gewinnen suchte, da konnten die Emissäre von Prag nicht an das Nationalgefühl, sondern nur an den bäuerlichen Egoismus der Landleute sich wenden; sie mußten dem Volke vorspiegeln, daß der Absolutismus der Gutsherrn und die Robot wieder werde eingeführt werden, wenn sie sich nur einigermassen eine Wirkung versprechen wollten. Die Nothwendigkeit einer Wiederherstellung des großmährischen Reiches hätte das czechische Landvolk niemals begriffen, während doch ein jeder gemeine Serbe für die Unabhängigkeit der Woiwodowina jetzt

gegen die Magyaren, und bald vielleicht gegen Oestreich kämpft, und die bittere Erinnerung des magyarischen Druckes die slovakischen Landleute unter Hurban's, Stur's und Janecek's Fahnen versammelt.

Der Juniaufstand mißglückte — die Swornost, welche durch unmittbare That, mit den Waffen in der Hand, die wunderbaren Ideen des Slavencongresses realisiren sollte, wurde aufgelöst. Dafür bildete sich aber auf dem ersten östreichischen Reichstage eine neue, besser organisirte Swornost, die slavische Rechte, die mit rüstigen Kräften in die parlamentarische Schlacht ausrückte. Sie schrieb den Namen „Oestreich" auf das rothblauweiße Banner, aber trotz dem vielen Gerede von der Integrität der Monarchie galt ihr der Gesammtstaat nie als eine unbedingte, substantielle Macht, die sich überall zum Bewußtsein des östreichischen Staatsbürgerthums individualisiren und als allgemeines, besonderes Gewissen in der Brust jedes Einzelnen, ohne Unterschied der Nationalität ankündigen soll. Ebenso sah die Rechte den Föderalismus keineswegs blos als die neue Form an, die der Einheitsstaat Oestreich nothwendig annehmen müsse, damit sich sein starrer Mechanismus zur Mannigfaltigkeit und Harmonie eines organischen Gliederbaus belebe und der unfreie habsburgische Staat zu einer freien Völkergemeinde entfalte, sondern sie strebte vielmehr unter diesem Namen ein gewisses staatliches Kleinleben, ein patriarchalisches Beisammensein verwandter Stämme an, welches sich dann in einer möglichst freien Losgebundenheit von der Centralgewalt weiter entwickeln könnte. Die föderalistischen Bestrebungen der Slaven wollten die Weltgeschichte zum Idyll verfluchen und die verschiedenen Nationalitäten Oestreichs malerisch gruppirt und unter der habsburgischen Schutzherrschaft zu einem ganz lockern Staatenbunde vereinigt sehen. Diese Art von Föderalismus, wie sie von den Czechen in Gemeinschaft mit den übrigen Slaven vertheidigt und geltend gemacht wurde, war daher nur ein euphonistischer Ausdruck für jene Tendenzen, welche bei den Führern des Octoberkampfes, des italienischen und ungarischen Befreiungskrieges nur bestimmter und unter dem wahren Motto heraustraten; und hätte sich, den slavischen Hoffnungen der Magyar orszag und das große deutsche Vaterland nicht geradezu in den Weg gestellt, sie wären gewiß statt der conventionell loyalen Außenseite, die sie sich mit vielem Geschick anzueignen wußten, in die revolutionäre Großsprecherei unserer Zeit vollends eingegangen. So aber kämpften sie einem ausdrücklichen oder stillschweigenden Uebereinkommen mit der Krone zu Folge in der parlamentarischen Arena oder auf den magyarischen Schlachtfeldern für ein „starkes Oestreich", ohne sich jedoch je ernstlich in dasselbe hineinleben zu wollen. Der dynastische und nationale Egoismus kann jedenfalls seine gegenseitigen Ansprüche und Forderungen durch Vertragsbestimmungen regeln. Statt daher an einem starken und freien Gesammtstaat Oestreich im vollen Ernste mitzubauen, traten die Slaven eigentlich blos mit dem Hause Oestreich in Unterhandlung, dessen gutes Recht sie nach Kräften durch Wort und Schwert gegen das Magya-

renthum und den Germanismus zu wahren versprachen, wenn es wieder seinerseits der freien Entwicklung des Slaventhums nicht hindernd in den Weg treten würde. Durch die Deputationen des czechischen und serbischen Nationalcomités, so wie durch die Unterhandlungen des Kroatenhäuptlings mit dem Hofe wurde ein beinahe feudalistischer Weg zur Regelung der dynastischen und slavisch-nationalen Interessen betreten; das göttliche Recht der Revolution wurde durch willkürliche Bestimmungen zu einem Contrakte, auf den sich die Formel: „do ut facias" anwenden läßt, profanirt, und der Versuch gemacht, die sämmtliche Allgemeinheit in eine Summe zufälliger Gerechtsamen und Privilegien für die einzelnen Länder aufzulösen. Da mußte freilich der alte dynastische Egoismus wieder von Neuem sein Haupt erheben; die Slaven hatten ihn ja anerkannt, indem sie sich mit ihm in Unterhandlungen einließen. Wenn die Krone und die Vertreter des Volkes wie zwei Paciscenten sich einander gegenüberstellen, so verlassen beide den allgemeinen Boden, auf dem sie standen, um auf rein privatrechtliche Weise ihre gegenseitigen Rechtssphären zu beschränken. So wird aber der Gegensatz zwischen Krone und Volk fest, und jener Dialektik entnommen, die den Lebenspuls des gesunden Constitutionalismus ausmacht. In dem Pantheon des Staates darf nicht gefeilscht und gemäkelt werden; auch hier hat der edle Zorn seine Berechtigung, der die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel jagen möchte.

Die Rechte und die Linke wirkten mit vereinigten Kräften dahin, um sich nach den harten Mühen des Kampfes um die Ernte der Freiheit zu bringen; und was in der Reitschule von Wien verdorben wurde, konnte in der bischöflichen Residenz von Kremsier nicht mehr gut gemacht werden. Die Wiener Demokraten verdarben alles durch den Ungestüm, mit dem sie immer gradezu auf Principienfragen losgingen, ohne jemals an den wirklichen Verhältnissen ihre politische Lebensklugheit zu üben, und stürzten sich zuletzt aus Verzweiflung über ihre parlamentarischen Niederlagen in jenen unseligen Kampf, der die Nothwendigkeit des Mißlingens in sich trug; die Czechen dagegen, die die bittern Erfahrungen eines verunglückten Aufstandes bereits in's Parlament mitbrachten, befolgten zwar im Gegensatz zu den links sitzenden Idealisten eine Politik, die auf empirischer Grundlage beruhte — aber die Empirie der Rechten war leider ein Abfall von der Idee und die Spitze ihres Scharfsinns war so fein, daß sie am Ende abbrechen mußte. Die Grundsätze, die in der unheiligen Bibel Machiavells stehen, können allenfalls in einem Ministerconseil, niemals aber in einem parlamentarischen Club mit Erfolg angewendet werden, und von der diplomatischen Begabung, die die czechischen Deputirten an den Tag legten, hat wider ihre Absicht die Krone, nicht aber das Volk Nutzen gezogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Auflösung der Nationalversammlung.

Der Kampf für die Reichsverfassung ist, wenigstens in der gegenwärtigen Phase unserer Revolution, als beendigt anzusehn; unsere Partei hat ihn verloren. Der Austritt derjenigen Männer, von welchen die Idee zu derselben ausgegangen ist — Dahlmann und Heinrich von Gagern an der Spitze, war der letzte Schritt, den man freilich nach den frühern Vorgängen mit Bestimmtheit erwarten konnte. Wie die Sache jetzt steht, stehn sich zwei Parteien gegenüber, die mit der Reichsverfassung beide nichts zu thun haben. Der Kampf ist begonnen, und läßt sich nicht weiter aufhalten. Wem wir für den jetzigen Augenblick den Sieg wünschen, kann nicht zweifelhaft sein. Bei einem Siege der Regierungen ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß sie ihn mit Maß und Vernunft gebrauchen; ein Sieg der Republikaner aber ist nur der Anfang eines chaotischen Getümmels, von dem sich kein Ende absehn läßt.

Daß unter diesen Umständen unsere Partei in Frankfurt sich nicht länger dazu hergeben konnte, schon durch ihre Existenz einer Richtung in die Hände zu arbeiten, die ihr feindlich ist, verstand sich von selbst. Sie haben unter zwei Uebeln das kleinere gewählt, sie haben die unmittelbare Betheiligung an einem Kampfe aufgegeben, dem sie nicht mehr gewachsen waren. Und dennoch war es ein schwerer, schmerzlicher Schritt. Der Idealismus der Nation, der an dieser Versammlung sich erwärmte, hat seinen letzten Halt verloren, die Anstrengung eines Jahres, welches Deutschland das größte seiner Geschichte zu nennen geneigt war, ist umsonst gewesen.

Wir stehen wieder auf dem Standpunkt des Februar 1848. Ob wir von den „Errungenschaften" der Revolution irgend eine behaupten werden, ist die Frage. Der Kampf wird also von Neuem beginnen, und zwar auf dem Wege, auf welchem man hätte anfangen sollen, weil er der natürliche war: in den einzelnen Staaten. Gewonnen haben wir eigentlich nur ein Feldgeschrei: die deutsche Reichsverfassung. Von ihrem Inhalt ganz abgesehn, ist sie das Panier, unter welchem die Freiheit sich sammeln wird, weil sie der einzige Ausdruck des gemeinsamen Volkswillens ist.

Ihr Sieg wird den Fürsten nicht zu Gute kommen. In demselben Augenblick, wo die Organe der preußischen Regierung ein Triumphgeschrei erheben, als seien nun die Könige einig und es könne das Volk mit dem Geschenk seiner Heere beglückt werden, spricht der Minister des Königs von Baiern in der Kammer es aus, daß gerade die Punkte, auf welche Preußen den meisten Werth legt, nicht

eingegangen werden können; erklärt der Minister des Königs von Würtemberg, daß er keinen Theil nehme an jenen Conferenzen, erklärt das Organ der Hannoverschen Regierung, sich den Frankfurter Plänen nähern zu wollen, erklärt der östreichische Gesandte, er unterzeichne die Protocolle nur, um zu constatiren, daß er dabei gewesen sei, wählt der Reichsverweser ein „Großdeutsches" Ministerium, getragen von einer Partei, die der Politik des 23. Januar entschieden feindlich ist.

Also bleibt nur Sachsen übrig, dessen inbrünstige Liebe zu Preußen freilich den Ausschlag geben wird. Und um dieses Resultat zu gewinnen, hat die preußische Regierung dem Volk den Fehdehandschuh hingeworfen! Die Nation wird es nicht vergessen.

Freilich wird man sich zuletzt einigen! Das versteht sich von selbst. Man wird — schon um den süddeutschen Republikanern gemeinsam Widerstand zu leisten — die militärische Gemeinsamkeit des alten Bundes erneuen. Aber man wird das politische Band so lose als möglich machen — vielleicht mit Aufopferung einiger der kleinen Fürsten, die sich zuerst Preußen in die Arme werfen — man wird auch keinen Grund weiter haben, Oestreich auszuschließen, da von einer Centralisation nicht mehr die Rede ist.

Sobald die Bewegung in Süddeutschland unterdrückt, der dänische Krieg durch einen Frieden oder auch nur durch einen Waffenstillstand beendigt sein wird, geht das alte diplomatische Intriguenspiel von Neuem an — wenn nicht vorher von Westen her ein zweiter Sturm losbricht, der diesmal mit den Rittern der Vergangenheit nicht wieder so glimpflich umspringen wird.

Die Wahlen sind für die gegenwärtigen Machthaber in Frankreich eine ernste Lehre. Die rothe Republik ist im Wachsen, mit Riesenschritten geht sie vorwärts. Wie wäre es, wenn die Regierung diesem Strom ein Ventil öffnete? Nach dem Rheine hin! Wird Rußland die deutschen Regierungen, die in einem großen Theil des Volks eher Feindseligkeit als Unterstützung zu erwarten haben, allein halten können, wenn gleichzeitig Polen sich erhebt, wenn in Ungarn der Krieg fortdauert?

Es ist möglich, denn der Ausgang eines europäischen Krieges kann nicht berechnet werden. Aber was haben unsere Fürsten dann gewonnen? Sie sind dann zu dem Kaiser von Rußland in das Verhältniß getreten, welches die radikalen Blätter als schon vorhanden annahmen; vielleicht theilt er sich mit den Franzosen in die Beute, wie es ja schon unter Alexander im Werke war — daß heute ein Rheinbund eine Unmöglichkeit ist, wird auch der Optimist nicht behaupten — und Preußen, das durch einen kühnen Aufschwung die dritte Stelle in der Reihe der Großstaaten hätte einnehmen können, tritt in das ruhmlose Dunkel einer vom Ausland abhängigen, in sich selbst kraftlosen Kleinstaaterei zurück.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von Friedrich Andrä.

Preußische Briefe.

Funfzehnter Brief.

Den 28. Mai.

Vom Reich.

Nachdem Preußen definitiv mit der Nationalversammlung gebrochen hatte, war der nächste, unvermeidliche Schritt die Lossagung von der Centralgewalt. Das eigenmächtige Verfahren in den sächsischen Wirren deutete schon darauf hin; bei Gelegenheit der dänischen Frage spricht das Organ des Ministeriums es offen aus. Die Reichsgewalt soll nicht mehr competent sein, mit Dänemark über den Frieden oder auch nur über den Waffenstillstand zu unterhandeln; sie sei überhaupt nur denkbar im Verein mit der Nationalversammlung; nur durch die dieser Versammlung verantwortlichen Minister könne sie regieren, mit der Auflösung derselben hörten daher auch ihre eigenen Funktionen auf.

Eine Deduction, deren rechtliche Basis sehr schwach ist. Die provisorische Centralgewalt sollte so lange bestehen, bis die Reichsverfassung eingeführt wäre. Das ist nicht geschehen, und was die Verantwortlichkeit der Reichsminister betrifft, so geht dieselbe natürlich auf den neu zu berufenden Reichstag über. Sonst müßte ja bei jeder Parlamentsauflösung die Regierung ihre Thätigkeit einstellen.

Am schwierigsten aber wird es zu begründen sein, wie Preußen dazu kommen soll, die Unterhandlungen mit Dänemark und gar den definitiven Abschluß derselben in seine Hand zu nehmen. Es führt den Krieg doch nicht auf eigne Hand und nicht allein, sondern es führt ihn im Auftrage des Reichs und mit allen Gliedern desselben gemeinsam. Wenn Preußen die Ehre hatte, den ruhmvollen Waffenstillstand von Malmoe abzuschließen, so geschah das im speziellen Auftrage des Reichs. Gegenwärtig hat es aber keine Vollmacht, und wenn es dennoch einen Separatfrieden abschließt, so sagt es sich damit nicht blos von der provisorischen Centralgewalt los, sondern vom deutschen Bunde, dessen Functionen auf vollkommen legalem Wege an den Reichsverweser übertragen worden sind.

Freilich hat Preußen die Neigung, und hat sie auch ausgesprochen, selber die Centralgewalt zu bilden. Es stützt diese Neigung auf die Berufung des Königs von Preußen zur deutschen Kaiserwürde auf Grund der von dem Parlament

festgestellten Reichsverfassung. Allein diese Berufung ist null und nichtig, seitdem Preußen die Verfassung verworfen, und auch bei den andern Königreichen diese Verwerfung veranlaßt hat. Wenn es daher jetzt den Erzherzog Reichsverweser auffordert, die Reichsgewalt in seine Hände zu legen, so ist dieser in seinem vollen Recht, darauf nicht einzugehen, ja er darf es nicht thun; denn als ihm seine Würde durch die Nationalversammlung und in Folge dessen durch den Bundestag übertragen wurde, war nicht im Entferntesten die Rede davon, daß er seinen Nachfolger selbstständig ernennen dürfe.

Freilich hat das preußische Cabinet eine Conferenz der deutschen Fürsten nach Berlin ausgeschrieben, um die neue Reichsverfassung dem deutschen Volk zu octroyiren, allein es haben nur vier Staaten ihre Bevollmächtigten abgesandt, und von diesen haben zwei entschieden die preußischen Anträge von sich gewiesen, so daß das Ministerium sich durch sein Organ auffordern ließ, auf eigne Hand für das Wohl des Vaterlandes zu sorgen. Ein kühner Entschluß, namentlich wenn man die vollkommene Rathlosigkeit der Männer in Erwägung zieht, von denen er ausgeht.

Wenn also das Ministerium mit dem dänischen Abgeordneten, Herrn v. Reedtz, der sich jetzt in Berlin aufhält, eigenmächtig einen Vertrag abschlösse, so wäre die natürliche Folge davon, daß zuerst die Centralgewalt ihn für ungiltig erklärte, daß sämmtliche deutsche Staaten — allenfalls mit Ausnahme von Sachsen — sich dieser Nullitäts-Erklärung anschlössen, daß die Herzogthümer, denen er gilt, sich ihm nicht fügten, und daß endlich die preußischen Stände, die denn doch wohl, trotz der frommen Wünsche der guten Regierung, noch vor Ablauf eines Jahres einberufen werden müssen — denn wo will sie sonst Geld hernehmen? — daß die Vertreter des preußischen Volks selbst sich dem Votum ihrer deutschen Brüder anschlössen.

Aber vielleicht hätte Preußen, indem es mit seinem Volke brach, eben dadurch die Gunst seines hohen Alliirten, des Kaisers von Rußland gewonnen? Wer kann es wissen? Das Ministerium gewiß nicht! Heute läßt es in der Deutschen Reform erklären, daß eine russische Note vorhanden sei, in welcher der Einmarsch in Jütland für einen Casus belli angesehen werde, morgen widerruft es diese Erklärung, und versichert, Se. Majestät dächten liberal genug, das preußische Cabinet seinen eigenen Weg gehen zu lassen. Damals ward in die Lärmposaune gestoßen, Deutschland solle jedes Attentat auf die Freiheit seines Willens mit Indignation von sich weisen, jetzt ist man schon kleinlaut: natürlich werde man seinen freien Willen ausüben, aber es müsse doch den Umständen Rechnung getragen werden u. s. w. Von welcher Beschaffenheit also dieser Frieden sein wird, kann danach das deutsche Volk schon ermessen.

Und doch ist es noch die Frage, ob der mächtige Nachbar damit zufriedengestellt sein wird, ob es überhaupt in seiner Absicht liegt, mit Preußen zufrieden

zu sein. Die preußischen Legitimisten lieben es, ihren Staat als eine Vormauer des heiligen Rußland gegen die Jacobiner zu betrachten. Aber das Reich eben dieser Jacobiner hat den Kaiser in diesem Augenblick durch einen Botschafter anerkannt. Wer weiß, ob nicht das republikanische Frankreich vor den allerhöchsten Augen mehr Gnade gefunden hat, als das absolutistische Preußen, obgleich es sich wiedergefunden hat? Denn nicht so leicht ist die zweideutige Gesinnung zu vergessen, mit der Preußen die Rebellion der Herzogthümer gegen ihren gesalbten Monarchen unterstützt hat, mit der es noch immer, trotz seiner Opposition gegen Frankfurt, die Rechtsverhältnisse der Wiener Bundesacte zu alteriren sucht. Rußland würde gegen die Machterweiterung Preußens auch in dem Falle protestiren, daß Preußen die unumschränkte Monarchie wieder einführte, denn es liegt ihm nicht am Despotismus als solchem etwas, sondern an dem Despotismus, der ihm ergeben ist. Ein mächtiges Preußen, welches eine selbstständige Politik zu verfolgen vermag, ist der Todesstoß für Rußlands Einfluß im Westen, so nützlich ihm die bisherige Scheinexistenz Preußens war.

Sollte es daher möglich sein, daß Preußen, vielleicht mit Hannover, Sachsen — Meklenburg und die beiden Hessen würden sich dann wohl entschließen — den projectirten Bundesstaatsverein zu Stande brächten, so würde dieser, trotz seiner legitimistischen Neigungen, die Fürsten der heiligen Allianz zu seinen entschiedensten Gegnern haben. Er würde, nach Außen hin, denselben Gefahren entgegensehn, die den Gagernschen Bundesstaat bedrohten, es würde ihm aber Ein mächtiger Bundesgenosse fehlen — die Sympathie des deutschen Volkes, selbst wenn seine gesetzlichen Grundlagen so leidlich ausfallen sollten, als sich von einem Ministerium Manteuffel nur immer erwarten läßt. Denn sollte auch der materielle Unterschied der preußischen Reichsverfassung von der Frankfurter noch so gering sein, das verletzte Rechtsgefühl des Volkes wird immer eine Partei aufrecht halten, welche für das, nun historisch gewordene Recht seiner Vertreter einsteht.

Die Wahlen werden immer so ausfallen, daß die Regierung sich zu beständiger Opposition gegen den Volkswillen, zu beständigen Versuchen, die Verfassung zu umgehen oder geradezu zu verletzen, veranlaßt sieht und so wird in dem elenden Staatsmechanismus, den man ganz mit Recht einen Scheinconstitutionalismus nennt, und der darin besteht, daß die beiden Factoren des Staatslebens, Verwaltung und Repräsentation, nicht im Einklang mit einander gehen, sondern einander zu übervortheilen suchen, das Fieber der Revolution permanent erklärt.

Die Regierung möge sich nicht darüber täuschen, daß die Opposition, welche ihren neuen Gewaltschritt im eigenen Lande gefunden hat, verhältnißmäßig nicht so laut ist, als diejenige, welche sich im November gegen die Auflösung der Constituante erhob. Damals war ein Staatsstreich noch etwas Neues, und man überschätzte die Macht der öffentlichen Meinung ebenso, als man die Macht der physischen Gewalt zu gering anschlug. Seitdem hat sich einerseits der Militärstaat bedeutend gekräftigt, und man hat ihn nicht fürchten gelernt, andererseits haben

sich die Emeutiers von Profession zu sehr in den Vordergrund gedrängt, als daß nicht die bessere Klasse der Bürger zu dem sehr natürlichen Wunsch getrieben sein sollte, sich vor Allem ihrer gefährlichen Bundesgenossen zu entledigen. Aber ein Staat, der sich nicht auf Sittlichkeit stützt, hat keinen Halt. Hat denn die Regierung schon ganz den 18. März vergessen! Damals war die Militärmacht ebenso fest als heute und doch warf ein Hauch sie um. Die damalige Regierung wird man wahrhaftig nicht „schwächlicher" Nachgiebigkeit zeihen. Aber sie wurde von der Bürgerschaft verlassen und fiel, wie es wieder geschehen wird, wenn ein starker Stoß von Außen kommt, und wenn die Scheu von den rothen Republikanern nicht mehr so groß sein wird, den Haß gegen den Militärdespotismus zu paralysiren.

Diese Scheu allein ist es, welche die schnelle Beendigung der Bewegung in der Rheinprovinz, in Westphalen, in Breslau und den andern Orten erklärlich macht. Wenn ausgesprochene Communisten auf den Barrikaden stehen, wird ihnen natürlich der Bürger seine Thür verschließen. Eine provisorische Regierung, an deren Spitze Tschirner sich stellt, wird der Bürger nicht anerkennen. Aber die Regierung möge den Barometer der öffentlichen Meinung, wie er sich in der Presse ausspricht, nicht zu gering anschlagen. Wir sind weit davon entfernt, ihn zu überschätzen: er repräsentirt immer nur die Eine Seite der Volksstimmung, wenigstens so lange die Reaction der „Ruhigen" nicht stark genug geworden ist, um selber in der Form der Leidenschaft aufzutreten. Aber man vergleiche die Richtung der gemäßigten Journale vor dem März 48 mit der vor dem November 48 und mit der jetzigen. In der ersten wie in der letzten ging der Strom gegen den souveränen Unverstand der Regierung, wie im November gegen den souveränen Unverstand der Volksvertreter. Diese Presse repräsentirt den passiven, aber gewaltigen Einfluß, welchen die Stimmung der Bürgerschaft auf die Entwickelung ausübt — sie bringt ihn nicht hervor, aber sie macht ihn anschaulich. Die Regierung möge sich in diesen Schichten genauer umsehen, ehe sie den letzten, entscheidenden Bruch mit dem Rechtsleben wagt.

Dieser letzte Schritt wäre die Unterlassung der Wahlen zu den Kammern in dem verfassungsmäßig anberaumten Termin — 40 Tage nach Auflösung der Kammern. Sollte die Regierung den Muth haben, den Schritt zu wagen, den sie sich durch ihr Organ anrathen läßt — die Suspension der Verfassung auf ein Jahr, so kann sie vielleicht den Widerstand vorläufig durch eine Ausdehnung des Belagerungszustandes über das ganze Land unterdrücken, aber sie kann eben so versichert sein, daß die nächsten Kammern, die sie doch einmal einberufen muß, einen Convent bilden werden. —

Wenden wir jetzt unsern Blick von Preußen auf Deutschland. Den Plänen der preußischen Regierung stehn drei sehr verschiedne Parteien gegenüber: die nationale, die großdeutsche-ultramontane und die demokratische.

Die nationale Partei hat ihren bisherigen Mittelpunkt, die Nationalversammlung, aufgegeben. Sie mußte es thun, aus zwei Gründen. Einmal wurde ihr durch die Weigerung des Reichsverwesers, auf das Programm des Ministeriums Gagern einzugehen, jedes Mittel entzogen, auf gesetzliche Weise für die Durchführung ihrer Absichten zu wirken, denn die Centralgewalt war ihr einziges gesetzliches Organ, wenn sie sich nicht in einen Convent verwandeln wollte. Dahin aber — und das war der zweite Grund — drängte sie die Linke, welche immer mehr in der Versammlung dominirte. Entweder mußte also die nationale Partei eine Scheinexistenz fortführen, deren Verlängerung ihr jede Würde und jeden Einfluß nahm, oder sie mußte den Demokraten in die Hände arbeiten. Beides durfte sie nicht; es blieb ihr also nichts übrig, als auszutreten.

Die Partei hat, nachdem ihre wesentlichen Organe, die Kammern, überall aufgelöst sind, ihren gesetzlichen Halt zunächst in denjenigen Staaten, welche die Reichsverfassung anerkannt haben, Würtemberg an der Spitze. Diese Regierungen befinden sich in einer höchst mißlichen Lage. Die von ihnen anerkannte Centralgewalt hat jetzt offenbar eine Richtung genommen, welche der endlichen Durchführung der Verfassung widerstrebt. Das Würtemberger Ministerium hat daher der Kammer erklären müssen, daß es die Verordnungen derselben auch in Beziehung auf ihren materiellen Inhalt einer Prüfung unterwerfen, und diejenigen, welche dem Sinn der Verfassung widerstreben, nicht vollziehen wird. Auf der andern Seite ist die Nationalversammlung, welche formell noch immer als die gesetzmäßige Volksvertretung anerkannt wird, nicht mehr von der Art, die Nation wahrhaft zu repräsentiren. Endlich sind Baden und die Pfalz, welche sich ihrer Angabe nach für die Reichsverfassung erhoben haben, ganz in den Händen des demokratischen Gesindels, und ein Bündniß mit denselben für jede Regierung unstatthaft, welche nicht geneigt ist, alle Ordnung über den Haufen zu werfen.

Auf diese Weise wäre es möglich — wie auch Römer, dieser deutsche Mann in des Wortes edelster Bedeutung angedeutet hat — daß die 28 Regierungen, welche die Reichsverfassung anerkannt haben, sich dennoch dem preußischen Entwurf anschließen, weil sie weder einen demokratischen Rheinbund unter französischem Protectorat, noch die Wiedereinführung des Bundestags unter Oestreich haben wollen.

Aber auch diese Wendung würde den Plänen des preußischen Cabinets nicht zu Gute kommen. Durch die unmittelbare Annahme der Reichsverfassung konnten die Wahlen für das Reichsparlament in die conservative Richtung gelenkt werden, trotz ihrer demokratischen Form; wie die Sache jetzt liegt, wird die ungeheuere Mehrzahl, auch wenn die Centuriatverfassung des Servius Tullius beliebt werden sollte, gegen das Gouvernement ausfallen, und das erste Bestreben wird dahin gehen, die Verfassung in dem Sinn zu reformiren, daß die wesentlichen Bestimmungen der von der Paulskirche entworfenen darin aufgenommen werden.

Die sogenannte Partei der „Großdeutschen" hat eigentlich nur eine negative Basis: Abneigung gegen die preußische Hegemonie und gegen die Republik. Ihr Stichwort: die volle Einheit Deutschlands, ist nichts weiter als eine Kritik der bestimmten, und daher beschränkten Formen, in der man diesen zerflossenen Begriff zu realisiren sucht. Es mischen sich in ihr daher die verschiedenartigsten Elemente. Diejenigen Männer, welche aus ehrlicher Ueberzeugung im Anfang mit ihr gemeinsam gegen das Gagern'sche Programm Front machten — wie Welcker, Wydenbrugk u. A. — haben sich von ihr losgesagt, seitdem Oestreich sich als selbstständiger Centralstaat constituirt und dadurch die Unmöglichkeit, das ganze Deutschland zu einem Centralstaat zu vereinigen, erwiesen hatte. Sie setzt sich zusammen aus den Antipathien Süddeutschlands gegen Norddeutschland, aus dem Particularismus der Höfe und ihrer Junker, aus der Furcht der Ultramontanen, unter der Hegemonie eines protestantischen Fürsten ihren Einfluß zu verlieren, aus dem Hochmuth der doctrinären Legitimisten gegen alles, was das Gepräge eines volksthümlichen Ursprungs an der Stirn trägt, aus dem specifischen Nationalgefühl Altbaierns und aus Intriguen. Die Partei an sich würde ohnmächtig sein, wenn sie nicht einen mächtigen Schutz im Ausland fände, und durch die Zweideutigkeit der Preußischen Regierung getragen würde. Die Fäden der Partei laufen im östreichischen Cabinet zusammen, das den angestammten Metternich'schen Einfluß über Deutschland nicht aufgeben will — hat ja noch kürzlich der alte Kriegsheld Radetzky eine Proklamation in diesem Sinn erlassen. Aber auch da ist noch nicht der letzte Knoten. Die mächtige Hand, welche jetzt die östreichische Politik leitet, gehört dem Kaiser von Rußland; der Erste unter den Kriegsfürsten, der Oestreichs Regierung gegen die eignen Bürger beschützt, um Oestreich als Vorkämpfer gegen Deutschland zu benutzen.

Diesen eigentlichen Feinden des preußischen Staats hat die preußische Regierung, als ihr die Macht in die Hände gegeben war, sich mit demüthigen Flehen in die Arme geworfen; sie ist zum zweiten Mal mit Hohn zurückgewiesen. Sie murrt, aber - - möchte meine Prophezeiung falsch sein! -- sie wird sich unterwerfen.

In Deutschland selbst hat Oestreich seine Stütze an der Centralgewalt, die jetzt, von allen natürlichen Verbindungen abgeschnitten, von ihren Voraussetzungen abgelöst, nur noch dazu dient, die Verwirrung Deutschlands auf die Spitze zu treiben. Dem alten, würdigen Mann, den die übersprudelnde deutsche Gemüthlichkeit als den ersten Bürger Deutschlands zu preisen sich erfreute, hat das Schicksal kein glückliches Ende seiner sonst so ruhmvollen Laufbahn beschieden. Wir wollen ihn darum nicht anklagen; das Gefühl war es, was ihn in seine Stellung führte, und in ihm selbst kämpfte Gefühl gegen Gefühl. Der Erzherzog von Oestreich und der deutsche Bürger — in gemüthlichen Trinksprüchen läßt es sich vereinigen, aber nicht im ernsten Augenblick der Entscheidung. Er mußte endlich brechen mit der Macht, die ihn selber gerufen hatte, und es gereicht ihm zur Ehre

daß er es mit Widerstreben that. Aber trauern dürfen wir, daß das Geschick seiner Würde nicht wenigstens den Fluch des Lächerlichen erspart hat. Das Ministerium Grävell — als Nachfolger eines Gagern — schließt die Erhebung des Volks mit einem schlechten Theaterwitz. Schmerling war der böse Genius der Nationalversammlung, Grävell aber war in der für einen Staatsmann unendlich ungeschickteren Lage, ihr unfreiwilliger Spaßmacher zu sein: die penible Gewissenhaftigkeit in einer Zeit raschen Entschlusses, die extreme Pedanterie in einer Versammlung voll wahrer und gemachter Genialität. Grävell ist ein ehrlicher Mann, aber eine ungemessne Eitelkeit hat ihn über seinen Beruf geblendet: in eine Stellung gedrängt, wo auch der Entschlossene keinen Ausweg findet, wird er den schlimmsten Schluß hervorrufen, den eine große Sache haben kann, die Farce. Neben ihm Herr Detmold, der feine satyrische Advocat, der, wie ein ministerielles Blatt ganz in vollem, naivem Ernste meinte, für die Auflösung der Versammlung schon darum sein muß, weil auf dem Bureau sein Talent sich viel glücklicher entwickeln darf, als auf der Rednerbühne, wo die zwerghafte Gestalt mit dem Höcker seinen Erfolgen immer in den Weg treten muß; endlich, pour comble de plaisir, als Minister des Aeußern ein Pascha mit drei Roßschweifen, ein Abenteuerer ohne Zweck und Gehalt, ein Diener aller möglichen Monarchen, der jetzt die Geschicke Deutschlands in seine Hand nehmen soll! Einem derartigen Reichsregiment gegenüber hat freilich Preußen nicht Noth, irgend Respect zu beweisen, auch wenn eine noch schlechtere Verwaltung an seiner Spitze stände, als diejenige, deren wir uns jetzt erfreuen.

Was nun die Demokraten betrifft, so ist in Baden die letzte Hülle gefallen. Die Reise des Herrn Ruge als Abgeordneten nach Paris, verbunden mit der Abwerfung des Welker'schen Amendements in der Paulskirche und den freundschaftlichen Verhältnissen zu den französischen Grenzern zeigen es deutlich, daß wir es nicht blos mit Anarchisten zu thun haben, mit Schwindlern, die um bequemer aufräumen zu können, Alles über den Haufen werfen, sondern mit offenbaren Verräthern, welche die Zeiten von 1806 erneuen wollen. Wer freilich zu seiner Hilfe die Russen ins Vaterland ruft, hat kaum ein Recht, sich darüber zu beschweren.

† †.

Nachtrag.

So eben bringt der Staatsanzeiger die lange verheißene octroyirte Reichsverfassung. Ich behalte mir eine ausführliche Kritik derselben, im Vergleich zu der in Frankfurt entworfenen, für das nächste Heft vor. Für jetzt nur Folgendes.

Drei deutsche Mächte, Preußen, Sachsen und Hannover erklären, daß sie innerhalb des deutschen Bundes ein engeres Bündniß geschlossen, und zugleich,

um den übrigen Bundesstaaten den Zutritt zu erleichtern, sich über den Entwurf einer allgemeinen Verfassung vereinbart haben, unter welcher der engere Bundesstaat, mit Ausschluß Oestreichs, gebildet werden könne. Diese Erklärung hat aber nicht einmal für die drei Staaten, welche sie unterzeichnet haben, bindende Kraft. Der König von Sachsen hat in der Proklamation an sein Volk ausdrücklich erklärt, sie sei nur unter dem Vorbehalt der Genehmigung der verfassungsmäßigen Kammern vollzogen. Daß aber die nach dem zu Recht bestehenden Wahlgesetz einberufenen sächsischen Kammern diese Verfassung nicht genehmigen werden, liegt wohl ziemlich außer allem Zweifel. Eben so wenig werden es die hannöverschen Kammern thun, und so bliebe doch Preußen wieder allein übrig. Baiern wird durch Oestreich, Würtemberg und Baden durch seine Demokraten von dem Beitritt zurückgehalten werden.

Wäre die Verfassung, wie sie jetzt vorliegt, aus einem Beschluß der Nationalversammlung hervorgegangen, und nicht ein Gnadengeschenk des Ministers Manteuffel, das gewohnt ist, ähnliche Geschenke unter Umständen wieder zurückzunehmen, so ließe sich gegen den Inhalt derselben wenig Erhebliches einwenden. Sie ist in manchen Beziehungen besser, in manchen schlechter als die Frankfurter. Besser, denn sie hält den Charakter des Bundesstaates strenger fest, sie geht bestimmter von den fertigen Staaten aus; schlechter, denn ihr Verhältniß zu Großdeutschland ist unklar, oder, um es bestimmter auszusprechen, lügenhaft. Ob diejenigen Bestimmungen, welche zur Beschränkung der Demokratie eingeführt sind, an und für sich besser oder schlechter sein mögen, kann dahingestellt bleiben: für den Augenblick sind sie jedenfalls schlechter, denn sie sind unpopulär, und rufen eine principielle Opposition des Volks hervor.

Wenn die Völker Deutschlands eben so vernünftig wären, als ihre Regierungen es nicht gewesen sind, so würden sie die Anträge Preußens annehmen. Auf das abstrakte Rechtsprincip kommt es nicht an in einem Augenblick, wo die größte Gefahr für ein völliges Auseinanderfallen Deutschlands vorhanden ist, und wenn das Volk verdienen will, politisch reif zu sein, so bietet auch diese Verfassung ihm hinlängliche Gelegenheit, sich die volle Freiheit zu erkämpfen. Der Versuch, um Stuttgart herum einen deutschen Bundesstaat zu krystallisiren, muß zum Schlimmsten führen, zum Abfall eines Theils von Deutschland an Frankreich. Zudem ist die Verfassung die angemessenste Form, mit denen, welche bisher der Einheit Deutschlands aus blindem Eigendünkel oder Befangenheit in verrotteten Vorurtheilen widerstrebt haben, zu Gericht zu gehn.

Polen und Ruthenen.

Aus Galizien.

Seit dem in neuerer Zeit die nationalen Fragen eine so große Bedeutung in der Politik gewonnen, und man bemerkt hat, daß so viele Tageserscheinungen der Einwirkung nationaler Sympathien und Antipathien ihr Dasein verdanken, ist es unter den Publicisten Mode geworden, für alle Phänomene der Tagespolitik nach ethnographischen Erklärungen zu suchen und Alles, was da geschieht, aus der wechselseitigen Anziehung und Abstoßung der verschiedenen Nationalitäten herzuleiten. Und in vielen Fällen, wo man solche anziehende und abstoßende Nationen nicht schon bei der Hand hatte, sah man sich der neuen politischen Gravitationstheorie zu Liebe genöthigt, erst eigens welche zu entdecken oder zu erfinden, um nur die Ereignisse systemgerecht erklären zu können.

Einem solchen Zufalle verdankt Galizien die Entdeckung der großen Nation der Ruthenen.

Noch im Jahre 1846, als der polnische Adel in diesem Lande wider die östreichische Herrschaft aufstand, und das Landvolk an diesem Aufstande nicht nur keinen Theil nahm, sondern sogar seine östreichischen Sympathien auf eine Weise an den Tag legte, die nur zu sehr an die französische Jacquerie oder an den deutschen Bauernkrieg erinnerte, hatte Herr Professor Wuttke in Leipzig zuerst den glücklichen Gedanken, die Ursache dieser Erscheinung in einem nationalen Conflicte zu suchen, dessen Ursprung und Wesen er damals in der A. A. Z. ausführlich auseinander setzte.

Nach ihm gab es in Galizien zwei von einander durchaus verschiedene Nationen, nämlich erstens die Polen, ein slavisches Volk von schlankem Wuchse, blauen Augen, blondem Haar u. s. w., ungefähr wie die Deutschen des Tacitus, und zweitens die Sarmaten, ein Volk von kleiner Statur, dunkeln Haaren und Augen, die nicht einmal Slaven sind, sondern in gerader Linie vom babylonischen Könige Nebucadnezar abstammen und vor alten Zeiten von Asien her nach Polen eingedrungen waren, sich das Land unterworfen und die Eingeborenen, die eigentlichen Polen, zu ihren Sklaven gemacht hatten, die sie bis zum heutigen Tage jämmerlich bedrücken. Diese bösen Sarmaten waren es nun gewesen, die sich gegen Oestreich empört hatten und dafür von den loyalen Polen mit ihren Sensen und Dreschflegeln bedient wurden, womit ihnen natürlich ganz recht geschah.

Als später unser jetziger Minister des Innern, der sich bekanntlich ebenfalls viel mit politischer Ethnographie befaßt, die Verwaltung Galiziens übernahm und in neuester Zeit wieder politische Bewegungen in diesem Lande zu beobachten Ge-

legenheit hatte, überzeugte er sich vollkommen von der Richtigkeit der Wuttke'schen Entdeckung im Allgemeinen, daß nämlich Galizien von zwei verschiedenen Nationen bewohnt sei! Doch fand er, daß das Volk, welches sich mit den Polen in den Besitz des Landes theilt, nicht, wie jener annahm, die Sarmaten, sondern die Ruthenen seien. Man darf nicht glauben, daß es sich hier blos um eine Verbesserung der Nomenclatur handle, und daß die heutigen Ruthenen identisch seien mit den Sarmaten des Wuttke. Durch die Entdeckung der ruthenischen Nationalität ist vielmehr das ganze Zwei-Nationen-System so ganz umgestaltet worden, daß sogar der Charakter und die Gesinnungen der Polen selbst sich dadurch wesentlich geändert haben. Es hat sich nämlich klar herausgestellt, daß die Sarmaten, welche eigentlich gar nicht mehr existiren, an dem Aufruhr vom Jahre 1846 ganz unschuldig waren, sondern die damaligen Rebellen und die Radikalen und Wühler von heute sind eben die schlanken und blonden Polen, während die Rolle der getreuen östreichischen Unterthanen jetzt den Ruthenen zukommt, die zwar ihren Stammbaum nicht bis auf seine babylonische Majestät zurückführen können, aber dafür eben so gute oder vielmehr noch bessere Slaven als die Polen selbst sind.

Wir müssen jedoch gestehen, daß wir auch an diese neue ruthenische Nationalität noch keinen rechten Glauben haben. Nicht als ob wir die wirklichen lebendigen Ruthenen selbst bezweifelten und sie für bloße Geschöpfe der Einbildung ansähen, wie die etwas gespenstischen Sarmaten, im Gegentheil, wir sind von der handgreiflichen Realität unserer lieben ruthenischen Landsleute vollkommen überzeugt, und haben gegen ihre Existenz nicht das Geringste einzuwenden; aber ihre Nationalität, insofern man sie der polnischen als eine von dieser verschiedene gegenüberstellen will, kommt uns, obwohl noch ganz neu, bereits etwas fadenscheinig vor, und, nichts für ungut, nicht viel solider, als die weiland sarmatische.

Die Entdecker und Protectoren derselben haben indessen sehr viel gethan, um sie zu befestigen, und besonders gegen Angriffe von polnischer Seite her in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen. Sie haben die griechisch-unirte, oder, wie sie sie nennen, die ruthenische Kirche als tiefen Graben um dieselbe gezogen, dahinter die sogenannte ruthenische Sprache als hohen Wall aufgeführt und auf diesem die Buchstaben des Cyrill'schen A B C als spanische Reiter aufgesteckt. Wer, meinen sie, sollte es nun wagen, eine Nationalität zu bezweifeln, die sich durch eine eigene Religion, eine eigene Sprache und sogar eine eigene Schrift kund gibt? Gesteht man doch bereitwillig den Franzosen eine besondere Nationalität zu, ungeachtet sie in diesen Beziehungen weit schlechter dotirt sind als die Ruthenen, und wohl eine eigene Sprache für sich, aber dagegen die römisch-katholische Kirche und das lateinische A B C mit Spaniern, Italienern, Crethi und Plethi gemein haben.

Oder, um ernsthaft zu reden, es wird ungefähr so argumentirt: Die Ru-

thenen, welche das östliche Galizien bewohnen und sich weit hinein nach Rußland ausdehnen, sind zwar ein, wie die Polen, dem großen slavischen Stamme angehöriges Volk, von diesen selbst aber eben so verschieden, als etwa die Czechen. In frühern Zeiten waren sie sogar staatlich mit ihnen nicht verbunden, sondern wurden von ihren eigenen ruthenischen Fürsten regiert. Auch sprachen und schrieben sie ihre eigene ruthenische Sprache und bedienten sich sogar dabei nicht wie die Polen des lateinischen, sondern eines eigenen, des sogenannten Cyrill'schen A B C. Als sie jedoch später unter polnische Herrschaft kamen, suchte man sie auf alle mögliche Weise zu polonisiren. Die griechische Kirche wurde von dem mächtigen römisch-katholischen Clerus gedrückt und verfolgt, die ruthenische Sprache von der polnischen aus dem öffentlichen Gebrauche verdrängt und dadurch so vernachlässigt, daß sie zum literarischen Gebrauche fast ganz untauglich wurde, und selbst geborene Ruthenen, wenn sie als Schriftsteller auftraten, in polnischer Sprache schrieben. Der ruthenische Adel, um seine Macht und seinen Einfluß auch unter dem polnischen Regime zu bewahren, opferte größtentheils seine Nationalität, trat von seiner griechischen zur herrschenden römischen Kirche über, vertauschte seine Sprache mit der polnischen und polonisirte sich nach und nach ganz. Das Landvolk jedoch und ein kleiner Theil des Adels hielten fest an ihrer Religion und Sprache, und fühlen sich bis zum heutigen Tage als ein von den Polen verschiedenes Volk, so daß man auch im gemeinen Leben Ausdrücke, wie: „der da ist ein Pole, jener ein Ruthene" und ähnliche auf die Verschiedenheit der Nationalität hinweisende zu hören bekommt. Deshalb haben auch die nationalen Bestrebungen der Polen und die Versuche derselben, ihr polnisches Reich wieder herzustellen, bei den Ruthenen durchaus keine Sympathien gefunden, und deshalb wahren sie sich auch so energisch gegen jeden Versuch derselben, ihnen in Schule und Tribunal die polnische Sprache aufzudrängen, und wollen lieber, bis ihr eigenes, jetzt noch zu wenig ausgebildetes Idiom zu diesem Gebrauche tauglich sein wird, sich der deutschen Sprache bedienen, weil sie überzeugt sind, daß sie von dieser Seite her weniger für ihre Nationalität zu befürchten haben, als von den Uebergriffen der Polen.

Ohne die Richtigkeit dieser Angaben in Frage stellen und z. B. untersuchen zu wollen, ob die Bedrückung der griechischen Kirche, die hier mit Polonisirungsbestrebungen in Verbindung gebracht wird, nicht vielmehr blos in religiöser Intoleranz ihren Grund hatte, wie sie auch anderswo außerhalb Polens und wohl in noch höherem Grade zu finden war, und in diesem Lande selbst nicht nur gegen griechische Christen, sondern auch gegen Protestanten, die keine Ruthenen waren, sich geltend machte, wollen wir uns vorerst gegen die Beweiskraft geschichtlicher Deductionen in einer Sache verwahren, wo es hauptsächlich auf gegenwärtige Zustände ankommt. Die Frage über die Nationalität der Ruthenen ist offenbar mehr eine statistische als eine historische.

Denn es handelt sich hier nicht darum, ob dieser Stamm zu irgend einer Zeit ein von den Polen verschiedenes Volk ausmachte, oder ob er, wenn gewisse historische Ereignisse eingetreten oder nicht eingetreten wären, eine gesonderte nationale Existenz errungen oder bewahrt hätte, weil man sonst auch in England noch heutzutage eine britische, sächsische und normännische Nationalität, in Frankreich eine gallische und fränkische unterscheiden müßte; eben so wenig kommt es hier auf die Rechtmäßigkeit oder auf die Moralität der Mittel an, die etwa in frühern Zeiten angewendet sein mochten, um die Verschmelzung der westlichen Polen und Ruthenen zu einem Volke zu bewirken oder zu befördern, sondern es kommt hier, da die gemeinschaftliche Abstammung beider unbestritten ist, nur darauf an, den Grad der Verwandtschaft zu bestimmen und sich klar zu machen, ob wir hier jetzt zwei Völker desselben Stammes vor uns haben, die sich zu einander etwa so verhalten, wie Deutsche und Schweden, oder vielmehr blos zwei verschiedene Stämme eines und desselben Volkes, z. B. wie Sachsen und Hessen, die beide Deutsche sind. Suchen wir nun nach einem Criterium der Nationalität, d. h. nach einem Merkmale, welches alle einzelnen Stämme, die wir für Ein Volk halten, mit einander gemein haben, wodurch sie sich aber von allen andern, selbst verwandten Völkern unterscheiden, so finden wir erstens, daß dieses Merkmal nicht die Religion sein kann.

Bei den Völkern des Alterthums, z. B. den Juden, Aegyptern u. a. mögen allerdings Religion und Nationalität so innig verbunden gewesen sein, daß diese eigentlich in jener aufging. Bei den neuern aber, zumal europäischen Völkern ist dies durchaus nicht mehr der Fall. So gehört z. B. fast der ganze romanische Völkerstamm, Spanier, Franzosen, Italiener 2c. der römisch katholischen Kirche an, und doch wird deswegen Niemand diese verschiedenen Nationen für Ein Volk, und umgekehrt die katholischen und protestantischen Deutschen für zwei verschiedene Völker ansehen; und um so weniger kann dies in Polen der Fall sein, wo doch zwischen römischen Katholiken und unirten Griechen streng genommen nicht von einer Verschiedenheit der Religion, sondern blos von einem verschiedenen Ritus die Rede sein kann.

Die staatliche Einheit trägt zwar sehr viel bei, die einzelnen Stämme eines Volkes zu vereinigen, und das nationale Bewußtsein bei ihnen zu erhöhen; daß sie aber nicht das Criterium der Nationalität sei, sehen wir schon daraus, daß wo sie einem Volke ganz oder zum Theile fehlt, es sich dennoch als ein Ganzes fühlt, und, wenn es erst zu einer gewissen politischen Reife gelangt, darnach strebt, seine innere Einheit auch äußerlich in seinem staatlichen Leben unter irgend einer Form zur Erscheinung zu bringen, wie dies z. B. gegenwärtig in Deutschland und Italien der Fall ist; während andererseits eine staatliche Einheit auch recht wohl ohne eine nationale bestehen kann, wie z. B. in der Schweiz oder bei uns in Oestreich.

Dagegen finden wir bei jedem Volke, das wir als solches anerkennen, eine ihm eigenthümliche Sprache, durch die es sich von allen Völkern auch derselben Familie unterscheidet, und die sich zwar bei den einzelnen Stämmen desselben zu verschiedenen oft sehr weit von einander abweichenden Dialekten modifizirt, indeß in allen so viel Gemeinsames und Aehnliches behält, daß sich eine gemeinschaftliche Schriftsprache bilden kann, welche, von allen, die nur einen Dialekt sprechen, ohne besonderes Studium verstanden werden kann *).

Wenden wir das Gesagte auf die Verhältnisse der Ruthenen an, so finden wir, daß im östlichen Galizien zwar ein anderer Dialekt gesprochen wird als im westlichen, daß aber beide durchaus nicht mehr von einander abweichen, als es bei den Dialekten anderer Sprachen der Fall ist. Der masurische Anwohner der Weichsel und der Ruthene aus der Umgegend von Lemberg verstehen einander eben so gut und vielleicht noch besser als der Oberöstreicher und Ostfriese, während keiner von beiden den ebenfalls slavischen Croaten versteht. Der westliche Dialekt steht allerdings der Schriftsprache näher als der östliche ruthenische, aber eines solchen Vorzugs erfreuen sich auch in Italien der toscanische und in Deutschland der sächsische Dialekt, ohne daß die Lombarden deshalb aufhören Italiener und die Oestreicher Deutsche zu sein.

Auch bedienen sich die Ruthenen, wie alle andern Polen der polnischen Schriftsprache, d. h. nicht nur der Gebildete liest und schreibt polnisch, sondern jeder Ruthene, der nur lesen kann, ist im Stande, ein polnisches Buch zu verstehen, ohne erst die Sprache als eine fremde erlernt haben zu müssen.

Wenn in frühern Zeiten manche Schriften in ruthenischem Dialekte abgefaßt wurden, so ändert dies an der Sache nichts. Die Provençalen haben in ihrem Dialekte wohl eine bedeutendere Literatur aufzuweisen als die Ruthenen, und sind deshalb doch keine schlechtern Franzosen als die andern. Dagegen aber schreibt heut zu Tage, oder vielmehr richtiger schrieb bis zum Jahre 1848, kein Mensch ruthenisch, und obwohl es ein eigenes ruthenisches Alphabet geben soll, wird man doch im ganzen Lande keinen Kaufmann finden, der es in seiner Handlungscorrespondenz oder in seinen Facturen gebrauchte, und kein Mädchen, das sich desselben zu ihren Wäschzetteln oder Liebesbriefen bediente.

Wo jetzt ruthenisch geschrieben wird, ist es eine bloße Demonstration gegen das Polenthum, und manche sehr eifrige Ruthenen schreiben vielleicht ihre vertraulichen Briefe an Familie und Freunde polnisch, weil sie sich in diesem fremden Idiome leichter schriftlich ausdrücken, als in ihrer sogenannten Muttersprache.

Freilich schiebt man das Alles auf den polnischen Druck. Dieser, heißt es, habe die Ruthenen um ihre Sprache gebracht, und ihnen die polnische aufgedrängt.

*) Bei rohen Völkern, die noch keine Schriftsprache haben, z. B. bei den nordamerikanischen Indianern, sind auch die Begriffe von Volk und Stamm sehr schwankend.

Sonderbar, daß man diesen Druck und den von den Polen angeblich geübten Sprachzwang erst jetzt zu spüren beginnt, mehr als 70 Jahre nachdem er ganz aufgehört hat. Denn seit Galizien östreichisch ist, hatte sich die polnische Sprache gewiß keiner Begünstigung von Seiten der Regierung zu erfreuen; sie wurde sogar als Schul- und Gerichtssprache von der deutschen verdrängt, und war also durchaus nicht im Stande, gewaltsame Eroberungen auf dem Gebiete einer andern Sprache zu machen. Wie dem aber auch sei, mag die polnische Sprache in früherer Zeit immerhin den Ruthenen gewaltsam aufgedrungen worden sein, genug jetzt ist sie bereits die ihrige geworden, und wir begreifen nicht, zu wessen Nutzen und Frommen man ihnen jetzt zumuthet, eine Sprache, die sie bis jetzt stets als die ihrige betrachtet, und die in der That auch ihnen gehört, wie nur irgend einem Volke die seinige, an deren Ausbildung sie eben so mitgearbeitet, und zu deren Literatur sie eben so viele Beiträge geliefert haben als die andern Polen, aufzugeben, und wieder von vorn anfangend sich erst aus ihrem Dialekte eine neue Sprache und Literatur auszubilden.

Die Römer würden, wenn die Barbaren nie nach Italien gekommen wären, wohl jetzt noch die Sprache des Cicero reden, sind also auch gewisser Maßen gewaltsam um ihre Sprache gebracht worden; deshalb aber fällt es auch den eifrigsten Patrioten unter ihnen nicht ein, wenn sie „fnori i barbari“ rufen, ihnen auch Dante und Petrarka über die Alpen nachzuwerfen, und statt ihrer den Virgil und Horaz hervorzusuchen, sondern sie machen sich gar kein Gewissen daraus noch ferner italienisch zu sprechen und zu schreiben, und nur die Schulknaben machen lateinische Pensa.

Was nun das Volksbewußtsein betrifft, so ist es allerdings wahr, daß man auch im gemeinen Leben polnisch und ruthenisch wohl unterscheidet; aber man macht diesen Unterschied blos in religiöser, nicht in nationaler Beziehung, und diese Ausdrücke bedeuten hier so viel als römisch katholisch und griechisch unirt.

Daß das ruthenische Landvolk keine Sympathien für die polnische Sache gezeigt, hat ebenfalls seine Richtigkeit; allein der Bauer des westlichen Galiziens ist doch unstreitig ein Pole, und doch spielte der galizische Bauernkrieg vom Jahre 1846 eben in den westlichen Kreisen des Landes, während das Landvolk in dem östlichen ruthenischen Theile sich ganz passiv verhielt, und der Adel daselbst ebenso eifrig wie der im Westen sich am Aufstande betheiligte. Wenn man also die Ereignisse jenes Jahres durchaus durch nationale Antipathien erklären will, so würde man jedenfalls mit der Wuttke'schen Hypothese, daß alle Bauern Polen und alle Edelleute Sarmaten seien, besser auslangen als mit der jetzigen von der ruthenischen Nationalität.

Wir glauben jedoch, daß die damalige Haltung der Bauern und der Zwiespalt, der sich zwischen ihnen und dem Adel kund gab, ganz anderswo ihren Grund haben.

Das polnische Reich war bekanntlich eine Adelsrepublik mit einem Scheinkönige, eine Aristokratie vom reinsten Wasser gewesen. Mit der Theilung desselben verlor die herrschende Kaste zugleich die Freiheit und die Herrschaft. Es ward dem polnischen Adel ein Land genommen, das er als sein Privateigenthum zu betrachten gewohnt war, und zugleich wurde er aus einer Republik, die ein reges, mitunter sogar etwas turbulentes öffentliches Leben hatte, mitten in das langweilige bureaukratische Stillleben versetzt. Er hatte also doppelte Ursache zur Unzufriedenheit, und während er gestützt auf das historische Recht in seiner Gesammtheit sich als depossedirter Prätendent gerirte, vertrat er zugleich als ehemaliger Republikaner die liberalen Ideen gegen den Absolutismus, und seine Schilderhebungen hatten stets den doppelten Charakter eines legitimistischen Aufstandes und einer Insurrektion für die Freiheit.

Anders verhielt es sich mit den Bauern. Diese hatten bei dem Untergange des polnischen Reiches blos ihre Herrscher gewechselt, und dabei wohl eher gewonnen als verloren. Denn es traten nun geordnetere Rechtszustände ein, und der auf ihnen lastende materielle Druck wurde, wenn er auch nicht ganz aufhörte, doch gegen früher gemildert. Für politische Freiheit aber war bei der niedrigen Bildungsstufe derselben noch kein Sinn vorhanden. Dazu kamen in Oestreich beim Fortbestehen des Unterthanverbandes zwischen Bauer und Gutsherrn noch alle jene Reibungen und Ursachen der Mißstimmung hinzu, die sich überall erzeugen, wo verschiedene Volksklassen mit entgegengesetzten Interessen in naher Berührung stehen, und die z. B. in industriellen Ländern so häufig zwischen Gesellen und Meistern, zwischen Arbeitern und Fabrikherren vorkommen. Ferner lud der Edelmann, wenn er als Gutsherr im Delegationswege manche Regierungsakte ausübte, für alles Harte derselben auch das Odium auf sich, und der Bauer gewöhnte sich, alles Unangenehme, das ihn betraf, und alles Unrecht, das er zu leiden glaubte, seiner Gutsherrschaft zuzuschreiben, während er mit der Regierung und ihren Organen weniger in Berührung kam. Dies alles zusammengenommen war genug, seine Gleichgiltigkeit gegen die polnische Sache, die er als die der Edelleute betrachtete, in Haß gegen dieselben zu verwandeln, und jenen schrecklichen Ausbruch der Volkswuth zu veranlassen, ohne daß man ihn, wie es von polnischen Ultras geschieht, einzig und allein den Aufreizungen der Beamten und dem Gelde der Regierung zuschreiben kann, wodurch man die galizischen Bauern für ein Volk von Banditen, die um Tagelohn morden, erklären würde, noch den Grund in einem nicht vorhandenen nationalen Conflicte zu suchen braucht.

Aehnliche Erscheinungen hat man übrigens zu verschiedenen Epochen auch in andern Ländern beobachtet. Z. B. in den 90er Jahren sympathisirten in ganz Oberitalien die Städte mit der französischen Republik und griffen zu den Waffen für die Revolution, während sich das Landvolk für das alte Regime erhob; und

heutzutage sind in Neapel die Lazaroni fast eben so eifrige Stützen des Thrones als die Schweizer. Sind sie deshalb keine Italiener?

Freilich in jenen Regionen, von wo aus man den Ruthenen ihre Nationalität octroyirt hat, weiß man das Alles recht gut; aber man hat im Jahre 1846 von der Uneinigkeit des Volkes so viel Nutzen gezogen, daß man für alle Eventualitäten die Kluft offen zu halten wünscht. Da es jedoch nicht schicklich wäre, von oben herab die verschiedenen Volksklassen gegen einander zu hetzen, so versucht man es jetzt die Parteien in Nationen zu verkleiden, um sie dann unter der Fahne der Gleichberechtigung ins Feld zu führen.

Dies mag recht schlau sein, aber wahre vorsorgliche Politik ist es nicht. Diese begnügt sich nicht damit, zur Zeit der Ruhe die Mittel vorzubereiten, künftigen Aufständen zu begegnen, sondern sie sucht sie durch Hinwegräumen der veranlassenden Ursachen unmöglich zu machen. Und dies ist auch hier nicht so schwer. Wir wenigstens halten die Polen, den Adel inbegriffen, durchaus nicht für unversöhnliche Feinde Oestreichs. Sie denken freilich noch immer an ihr altes Vaterland, und daß Oestreich zu dessen Zerstückelung mit geholfen und einen Theil der Spolien an sich gebracht, war eben nicht geeignet, dieser Macht ihre Sympathien zuzuwenden. Aber das Motiv ihrer wiederholten Aufstände war nicht blos der Groll über altes historisches Unrecht, auch nicht allein das Streben nach Wiedervereinigung mit den andern polnischen Provinzen, sondern, wie wir bereits angedeutet haben, noch mehr als dies alles der Mangel politischer Freiheit und alles öffentlichen Lebens. Wären sie (die Polen) statt unter drei absolute Monarchien, unter eben so viele freie Staaten vertheilt worden, sie hätten den Verlust ihrer Selbstständigkeit jetzt bereits verschmerzt. Denn das Bedürfniß nationaler Einheit und Selbstständigkeit ist allerdings ein wahres, aber keineswegs ein solches, daß ein Volk, wenn es sich sonst im Genusse bürgerlicher und politischer Freiheit befindet, und wenn sein Zustand auch in materieller Beziehung ein befriedigender ist, eine Revolution anfangen sollte, blos um einen Staat auf Grundlage der Nationalität herzustellen.

Dies gilt, nebenbei gesagt, nicht nur von Polen, sondern auch von Italien und Deutschland. Hätten die einzelnen Regierungen Italiens ihre Aufgabe nicht gar so sehr vernachlässigt, hätten sie mehr für die materiellen Interessen gesorgt, der Bildung und Aufklärung des Volkes keine Hindernisse in den Weg gelegt und ihren Unterthanen mehr politische Freiheit gewährt, blos um der „Constituente" willen hätten die Italiener nicht zu den Waffen gegriffen. Und eben so in Deutschland, wären im Jahre 1815 in Wien und Berlin Parlamente zusammenberufen worden, so säße jetzt vielleicht keines in Frankfurt. Den besten Beweis hiefür liefern das Elsaß und Corsika. Warum sind diese Länder der deutschen und italienischen Bewegung so fremd geblieben? Weil die Corsen und Elsässer als fran-

zösische Bürger das großen Theils schon seit lange haben, wornach ihre Brüder am Main und an der Tiber erst mühsam ringen.

Und ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen diesen Provinzen und Frankreich, dürfte einst auch zwischen Galizien und Oestreich stattfinden.

Wenn erst unsere Constitution eine Wahrheit und Oestreich wirklich ein freies Land geworden sein wird, dann werden sich auch die Polen in die neuen Staatsformen behaglich einleben und es erkennen, daß so ein constitutioneller Staat der Neuzeit doch noch etwas Besseres sei als eine mittelalterliche Adelsrepublik. Dann werden sie sich mit Oestreich aussöhnen und anfangen, es als ihr Vaterland zu betrachten. Und sogar wenn dann einmal ein erfolgreicher Aufstand im russischen Polen stattfindet, so werden die Galizianer die wärmsten Sympathien für ihn haben, und viele werden wohl auch hinübereilen, um in den Reihen ihrer Brüder zu kämpfen, aber Galizien wird sich eben so wenig von Oestreich losreißen wollen, als das Elsaß daran denkt, sich von Frankreich zu trennen.

Diese Versöhnung wird freilich nicht das Werk eines Tages sein, aber wenn die Verhältnisse Oestreichs nur überhaupt sich so gestalten, wie wir es wünschen und, dürfen wir noch sagen, hoffen? wird sie gewiß nicht ausbleiben. Das Kunststück hingegen, Bauern gegen Edelleute und unirte Griechen gegen römische Katholiken, oder Ruthenen gegen Polen zu hetzen, um die einen durch die andern in Schach zu halten, ist ein gefährliches, zweischneidiges Mittel, das leicht mehr schaden als nützen kann. Denn man täuscht sich, wenn man glaubt, die Uneinigkeit der Regierten vermehre die Kraft der Regierung. Sie hat freilich bei einem uneinigen und zerrissenen Volke weniger von innern Aufständen zu befürchten, aber sie verliert in demselben Maße an Stärke gegenüber dem Auslande, welches vorkommenden Falls die Stammesfeindschaften und religiösen Antipathien eben so gut auszubeuten wissen wird, als die eigene Regierung.

Und wir haben an Rußland einen Nachbar, der sich auf dergleichen trefflich versteht, und hier noch durch die Umstände besonders begünstigt ist. Denn je mehr man die Kluft zwischen römischen Katholiken und unirten Griechen erweitert, desto mehr verengert man jene zwischen Letztern und den nicht unirten. Je mehr es gelingt die Union als blos durch polnischen Druck herbeigeführt darzustellen, desto wünschenswerther wird eine Rückkehr zum Schisma erscheinen. Wir haben vor Kurzem gesehen, wie leicht es in Rußland gewesen, Millionen von Unirten zur griechischen Kirche zurückzuführen. Die Habsburg-Lothringer aber sind römische Katholiken, oder, wie man hier zu Lande sagt, Polen, die Holstein-Gottorp dagegen rechtgläubige griechische Christen und der Kaiser von Rußland das Haupt der morgenländischen Kirche. Seine Heere werden bald vor der Donau stehen, deren Mündung er schon lange beherrscht. Scheint das noch nicht genug? Muß man ihm noch eine mächtige religiöse Propaganda zu Gebote stellen? L.

Die Volksvereine in München und ihre Presse.

Neben dem ultramontanen Hauptverein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit ist das Weißblau vom reinsten Wasser besonders organisirt in dem „constitutionell-monarchischen Verein für Freiheit und Gesetzmäßigkeit." Der Grundzug dieses Vereins, dessen Organ „der Reichsbote" ist, besteht in jener gottseligen Hyperloyalität, welcher Hof und Minister noch zu radikal erscheinen. Die Hauptbestandtheile dieses Vereins sind Bureaukraten, Advocaten, Bürger, Kaufleute, Privatiers, Pensionärs und Lehrer von verschiedenen Schulen. Die Advocaten Keller, Ruhwandl, k. Rath Dr. Hirneis und Dr. Graf geben die leitenden Genien ab. Der Verein ist eigentlich der schwache Epigone einer untergegangenen Bürgergröße. Der „Bürgerverein für Freiheit und Ordnung," zu welchem die Celebritäten des Mittelstandes, aber nur die hier bürgerlich Ansässigen gehörten. Fabrikant Hänle war Vorsitzender, der Münchener Reichstagsabgeordnete Ministerialrath Prof. Dr. Hermann stand mit diesem Verein von Frankfurt aus in Briefverkehr und Oberappellations-Gerichtsrath Pixis hielt darin Vorlesungen über Geschwornengerichte. Bei aller Bildung, die im Verein vertreten war, schwebte über ihm ein eigener Unstern. Er wollte die „Freiheit," die er als fest errungen annahm, gemüthlich im Volke vertheilen, aber die Zeit war gar zu unruhig, es gelang ihm nicht.

Gedenken wir nun einer Corporation, die in fester Gliederung dem jungen Freiheitsstreben hier den ersten kalten Todesstoß versetzt hat; es ist der „allgemeine Gewerbeverein," aus mehr als 3000 Mitgliedern bestehend. Seine Parole lautet: Hebung des vaterländischen Gewerbfleißes, so wie Beseitigung aller Mißstände in demselben. Ein stillgrollender Feind des Zollvereins, ohne alle Erfindsamkeit und Genialität, mußte er natürlich den Kampf gegen die Grundrechte und die von ihnen gepredigte Freizügigkeit und Gewerbeconcurrenz mit Wuth beginnen. Der sichere Einfluß, die feste Organisation dieses Vereins und seiner Presse konnte nichts anders als den Ultramontanen und Bureaukraten wohlgefällig in die Augen lachen. Selbst ohne alles Verständniß der gewerblichen Interessen, ohne tieferes Mitgefühl bezüglich der Gefahren der Concurrenz, konnte man doch aus der Gegnerschaft des Gewerbevereins gegen die verhaßten Grundrechte Seitens der Geistlichkeit und des Beamtenthums die besten Früchte für sich ziehen. Der Verein setzte bei den Landtagswahlen den Schlossermeister Wiedemann, den erklärtesten Feind der Gewerbefreiheit und somit auch aller damit zusammenhängenden freien Institutionen durch, wie es der Wirksamkeit des ultramontanen und bureaukratischen Vereins gelungen war, den Oberst v. Kratzeisen, den fulminantesten

Gegner der freien Presse und den Ministerialrath Feder, den gefälligsten Interpreten der Märzerrungenschaften für die Kammer durchzubringen. Alle drei Abgeordnete waren in der kurzen Kammerthätigkeit eifrige Mitglieder der Rechten. Kratzeisen hat wahrscheinlich im Gefühl, als Soldat bald bessere Dienste zu leisten, denn als Abgeordneter, sein Mandat niedergelegt und wird durch einen Gleichgesinnten, den zweiten Bürgermeister, v. Steirsdorff, in die Kammer ersetzt werden. Ultramontanismus, Bureaukratie und Gewerbestand beherrschen, wie man sieht, unseren Boden in vereinigter Wirksamkeit. Der allgemeine Gewerbeverein hat in seiner schroffen Stellung zu den Grundrechten einen rein politischen Charakter angenommen; er ist übrigens nicht selbstständig, da er eine namhafte Unterstützung des Königs genießt, wie aus einer Dankadresse an denselben hervorgeht. Um den Schein der Selbstständigkeit gegenüber den Ultramontanen zu retten, hat sich der allgemeine Gewerbeverein als solcher an dem Fackelzuge derselben vom 9. Februar, der dem Könige gegen die Adresse der Kammermajorität gebracht wurde, nicht betheiligt, auf der Adresse aber, welche die Ultramontanen gegen die Reichsverfassung an den König gerichtet, prangte auch der Gewerbeverein.

Ihm stellen wir am besten einen andern Verein gegenüber, der nicht minder aus dem Leben der Nation herauswachsend dem vernunftgemäßen Fortschritt auf der Bahn der Volksfreiheiten huldigt. Es ist der „Volksverein zur Beförderung der Landwirthschaft.“ Der Verein will die Rechte und Interessen der landwirthschaftlichen Bevölkerung wahren, die Landwirthschaft überhaupt, die in Baiern leider noch auf einem kaum mittelmäßigen Standpuncte steht, heben, und alle ihr entgegenstehenden Hemmnisse beseitigen. In rein politischer Beziehung erstrebt der Verein: Aufrechthaltung der constitutionellen Monarchie mit einer freisinnigen, volksthümlichen Verfassung, die Verwirklichung der Märzverheißungen, die ungeschmälerte Einführung der allgemeinen Grundrechte des deutschen Volkes, so wie die Einigung und Einigkeit des gesammten deutschen Vaterlandes; bei vollster Erstarkung will der Verein eine ländliche Creditanstalt gründen; an der Spitze dieser Vereinigung steht der Gutsbesitzer Chr. Reubel, die Grundsätze und Strebnisse derselben werden in einem höchst freisinnig und sehr volksthümlich geschriebenen „Vereinsblatt“ im ganzen oberbairischen Volk in vielen tausenden von Exemplaren verbreitet. Es scheint als werde neben diesen Verein noch ein anderer mit eingreifenderen Tendenzen treten. Der katholische Pfarrer Max Stephan Stigelmaier zu Thanning, seit Jahren als einer der liberalsten Geistlichen auch auf dem Felde der Presse bekannt, hat auf den 29. d. M. eine große Volksversammlung für ganz Oberbaiern nach Thanning ausgeschrieben, die mit Gottesdienst beginnen soll, wozu er alle Vereine, seine sämmtlichen Collegen und alle Stadt- und Dorfgemeinden eingeladen. In diesem Meeting sollten die wichtigen Tagesereignisse, vor allem aber die Bildung von Landvolksvereinen besprochen werden; es galt der Wohlfahrt der Landbewohner, der Landstädte und

Märkte in materiellen und politischen Interessen, der Durchführung der Grundrechte, der Wahrung der Märzerrungenschaften von 1848, der gesetzlichen Erlangung vollkommener politischer und religiöser Freiheit für Alle, der Erlangung deutscher Einheit. Die Versammlung ist zwar vorläufig verboten worden, doch ist sie sicher nicht auf lange zu verhindern. Schließt sich der gebildete Theil der katholischen Geistlichkeit diesen Bestrebungen an, so ist der erste umfassende Anstoß zur Entsumpfung des verwahrlosten Oberbaierns und seines Landvolks gegeben und die Folgen in materieller wie intellectueller Beziehung sind unberechenbar.

Das Leben ist interessant überall wo man's packt, sagt Goethe, und er hat Recht; wir dürfen bei Beurtheilung des Volkslebens auch die kleinsten Zeichen aus demselben für richtigeres Verständniß der politischen, wie socialen und religiösen Fragen der Gegenwart nicht übersehen. So ist in unserm ultramontanen München, wo einst Prediger Eberhard von der Kanzel die Kinder aus gemischten Ehen dem Teufel übergab, dem streng katholischen St. Vincenzverein seit Mitte Januar 1849 ein Waisenverein an die Seite getreten, der ohne Unterschied der Confession den schönen Zweck verfolgt, einfache und Doppelwaisen der verstorbenen ordentlichen Mitglieder aus den mittleren Ständen, Militärs, Bürgern, Künstlern zu erziehen, zu verpflegen, zu unterstützen und ihnen Wege der Versorgung für's Leben zu bahnen. Ferner wirkt ein Verein deutscher Frauen für Erziehung der Kinder in den Schulen und Unterbringen der Mädchen in guten Haushaltungen, wobei ihnen edle Lectüre und Erlernen aller weiblichen Arbeiten geboten wird. Ferner sind zwei andere Frauenvereine zur Bildung weiblicher Dienstboten vorhanden, alle drei Vereine wirken ohne alle Rücksicht auf die Confession der zu Unterstützenden. Wir erwähnen diese erfreuliche Thatsache, weil sie noch vor einem Jahre im Münchner socialen Leben zu den offenbaren Wundern gehört haben würde. Auch an sehr krankhaften Erscheinungen unseres socialen Lebens fehlt es nicht; es ist bekannt, daß beinahe alle bairischen Landtage den Antrag auf Abschaffung des Lotto wiederholt haben; nun jetzt die Regierung Anstalten dazu macht, hat sich im Volk unter einem gewissen Carré ein Verein für das Lotto gebildet. Dieser sucht den unzweifelhaften Volkswillen zu erforschen, wie er selbst in seinem veröffentlichten Programm sagt: „gegen alle Kathederdoctrinen gelehrter Professoren, gegen den Glüheifer überspannter Moralisten ohne Moral, gegen den Fluch fanatischer Prediger. Der Volkswitz hat sich dieser Erscheinung bemächtigt und in Flugblättern dargethan, wie mit Abschaffung des Lotto auch die „katholische Religion" die höchste Gefahr laufe.

Nach vielen Gefahren und Hemmnissen hat sich dem ultramontanen Boden endlich auch eine deutsch-katholische Gemeinde entringen können; sie zählt ungefähr 250 Mitglieder und steht mit den freien Gemeinden in Franken *) und

*) Es gibt freie und deutsch-katholische Gemeinden in Nürnberg, Altdorf, Fürth, Erlangen, Schwabach, Schweinfurt (wo Ronge sich aufhält).

in der Rheinpfalz in lebendigem Verkehr; sie enthält mehr Frauen als Männer und hat sich aus dem Protestantismus überwiegender als aus dem Katholicismus recrutirt.

Um die hiesige „deutsche constitutionelle Zeitung", das edelste Localorgan, ist wie um ein gemeinsames Banner die Gemeinde der wahrhaft Constitutionellen geschaart. Fern von äußerer schroffer Parteibildung erstreben hier in verständigen, sachgemäßen Aufsätzen, Aristokraten, Geistliche, Lehrer, Beamte, kurz Männer aus allen Lebensrichtungen die Verwirklichung, den organischen Ausbau der Monarchie mit reinem Gewissen. Die Beiträge werden freiwillig und ohne alles Interesse geleistet. Die leitenden Aufsätze sind meist aus der Feder des Fürsten Wallerstein, der seit den Erschütterungen des Jahres 1848 ein aufrichtiger Vorkämpfer für die Volksinteressen geworden zu sein scheint. Daß dieses Unternehmen trotz den freiwilligen Beiträgen und der Aufopferung seines Verlegers nur geringe materielle Führung erhalten, beweist am schlagendsten, wie wenig Boden in ganz Baiern für den von allen Auswüchsen und Unaufrichtigkeiten gereinigten Constitutionalismus zu finden ist, wie sich auch unseres Wissens für Rechtsgiltigkeit der deutschen Grundrechte in ganz Baiern nur ein Senat des Stadtgerichts in Bamberg und nur ein praktischer Jurist, der rechtskundige Magistratsrath Reichert in Bamberg erhoben hat, während ein Senat des obersten Gerichtshofes in München sich offen dagegen ausgesprochen hat.

Die eigentlich demokratische Partei, die deutsche gegenwärtig genannt, ist von dem hiesigen Centralmärzverein und den mit ihm innigst verbundenen Vaterlandsverein getragen, die mit beiden gleichnamigen Vereinen in der Vorstadt Au und in dem nahen Haidhausen in steter Wechselwirksamkeit stehen. Der Centralmärzverein, an dessen Spitze gegenwärtig der Concipist Dr. Hermann steht, der politische O'Connell Oberbaierns, hat seit seinem Bestehen eine enorme Thätigkeit entwickelt. Der Centralmärzverein hat sein Hauptaugenmerk auf die allgemeinen politischen Verhältnisse Deutschlands, der Vaterlandsverein hat die des engern Vaterlandes Baiern kritisch in's Auge gefaßt. Das erklärte Preßorgan beider Vereine ist der hiesige „Eilbote", außerdem finden sich Aufsätze aus der Feder von Mitgliedern beider Vereine in der „deutschen constitutionellen Zeitung," im „Landboten", in den „Neusten Nachrichten" und im „Gradaus", der als ausschließliches Organ des Auer Märzvereins sehr radical ist. Das unablässige Bemühen beider Vereine, einen festen Halt in der Bürgerschaft und in den mittleren Ständen zu finden mißlang natürlich trotz allen öffentlichen Demonstrationen, was ihnen aber hier abging, das wurde ihnen durch eine nähere Verbindung mit der Linken der Volkskammer und durch einen großen Einfluß auf den hiesigen Central-Arbeiterbildungsverein zum Theil ersetzt. Dieser Verein von entschieden social demokratischer Tendenz, hat zum Wahlspruch: „Einheit macht uns stark, Entschiedenheit führt uns zum Ziele"; ist der Centralpunkt aller Ar-

beitervereine in Baiern und ein integrirender Theil der gesammten Arbeiterverbrüderung von Deutschland. Wenn wir bedenken, daß die städtischen Arbeitervereine in Baiern, in Deutschland sich seit einiger Zeit zum Ziel gesetzt haben, Arbeitervereine auf dem Lande, sogenannte Bauernvereine zu gründen, also städtisches und ländliches Proletariat in eine einzige große Verbrüderung gegen die Herrschaft des Capitals zu verschmelzen, so wird einleuchten, welches Gewicht man auf den Einfluß zu legen hat, den die beiden hiesigen demokratischen Vereine auf den Central-Arbeiterbildungsverein ausüben. Wir haben hier 12 bis 14,000 Arbeiter, unter denen viel Lernbegierde und noch mehr Entschlossenheit herrscht.

An Begeisterung und Rührigkeit fehlt es in diesem Verein nicht; aber weder damit, noch mit der negativen Kenntniß der vorhandnen Mängel baut man den Rechtsstaat auf. Wenn Eines der hiesigen Demokratie bei allen ihren Mängeln Vorschub leisten kann, so sind es die zahllosen Blößen, welche die Regierung in ihrer Politik, wie namentlich in ihrer Presse seit dem März 1848 Schlag für Schlag gegeben hat und ferner ein gewisser limitirender Tact, welcher einem großen Theil der bairischen Demokratie überhaupt eigen ist. Noch muß einer sehr kleinen, aber auch sehr rührigen Partei gedacht werden, der sogenannten Liberal-Conservativen. Obwohl nur aus den Gebrüdern Rohmer, Professor Bluntschli (für Jurisprudenz an hiesiger Universität) und den wenigen Freunden derselben bestehend, entwickelte diese Partei bisher durch Friedrich Rohmers Brochuren und Zeitungsaufsätze eine große Thätigkeit. Die jetzt eingegangene süddeutsche politische Zeitung war ganz in ihren Händen; sie wirkt jetzt namentlich in der Augsburger Abendzeitung, im Nürnberger Correspondenten und in einer von ihr ausgehenden lithographirten Correspondenz an die auswärtigen Blätter. Wäre Friedrich Rohmer nicht gar so berüchtigt, so arrogant und eitel, so würde er längst eine einflußreiche politische Stellung erlangt haben, denn an Fähigkeit und Umsicht fehlt es ihm nicht, wie sein jüngstes Sendschreiben an's bairische Staatsministerium für Anerkennung der Reichsverfassung beweist.

Lassen Sie mich nun mit einigen Worten der hiesigen Tagespresse gedenken, so weit sie noch nicht besprochen worden. Baiern war stets in der Presse das rührigste Land und München ist seit dem März 1848 mit Tagesliteratur überschüttet gewesen. Außer den in 20,000 Exemplaren verbreiteten illustrirten „fliegenden Blättern“ und den in 4000 Exemplaren wirkenden illustrirten „Leuchtkugeln“ ist neuerdings die illustrirte Zeitschrift „Lug in's Land“ erschienen; Bertram unser beliebtester Humorist, geißelt in seinem „Punsch“ mit unerschöpflichem aber überwiegend localem Humor Tagesereignisse und Personen. — Die „neuesten Nachrichten“, die 5000 Abonnenten in München und 9000 auswärts zählen und mit einem wahren Frachtwagen von Anzeigen und Briefkränzeln versehen sind, bilden den eigentlichen Saal aller Spezies der Volksklatsche; doch haben sie auch in vielen Aufsätzen die Mängel der Bureaukratie-Verwaltung schonungslos an's Licht

gebracht und bieten für 1 Kreuzer dem Volke das Neueste aus der Politik. Selbst der Hof und die höhere Bureaukratie hat sich in diesem Blatt gegen die Grundrechte, gegen die Reichsverfassung und namentlich gegen die Verpreußung Baierns vernehmen lassen; das Blatt wird regelmäßig vom Könige Max gelesen. Die „neuesten Nachrichten" riefen die „allerneuesten Nachrichten" in's Dasein, das „Vorwärts" seinerseits das „Rückwärts." Wir hatten „ein freies Wort", den „reisenden Teufel" dann den „Revolutionsteufel" wir haben noch das faticische Blatt „den Finessensepperl" redigirt von Robert Lecke (dem Redacteur der hier vor mehreren Jahren erschienenen Kunstblätter); derselbe hat auch einen Volkskatechismus herausgegeben und den lieben altbairischen Kindern die Grundrechte gedeutet.

Nißle, der Agitator des Arbeitervereins gab ein republikanisches Blatt „Es muß Tag werden" heraus; schon die 3. Nummer ward confiscirt und der Verfasser auf Hochverrath verhaftet. Die Ausschweifungen des ultramontanen „Volksboten" haben eine liberale „Volksbötin" hervorgerufen, redigirt vom Redacteur des Punsch, die am ersten Tage ihres Erscheinens schon 7000 Exemplare absetzte. Die Volksbötin tritt im echten Volkston für die Volksfreiheit in die Schranken, das gute Maß des Humors womit sie die Tagesereignisse und die Personen beleuchtet, muß ihr auch für alle Zukunft die Theilnahme des Publikums sichern; sie wird wohl unser bestes Volksblatt werden. Die „Münchener Volkshalle" redigirt von Sax ist unbedeutend, dagegen scheint „Zopf und Scheere" Organ des Fortschritts im Gemeindewesen, redigirt von Florian, das alle Verhandlungen der Gemeindebehörden vollständig bringt und oft treffend durchhechelt, ziemlich große Verbreitung zu haben.

Man sollte nun meinen, bei dem regen Interesse, welches unsere Bevölkerung den Preßerzeugnissen zuwendet, müsse eine gewisse politische Cultur in allen Kreisen sich äußern, dem ist aber nicht so. Die mangelhafte Schul- und Hausbildung läßt bei den Meisten wenig anderes aufkommen, als platte Neugier, blöde Spott- und Lachlust, und es ist nur daraus erklärlich, warum Bureaukratie und Ultramontanismus immer wieder, auch bei den größten Erschütterungen der Zeit, einen organischen Fortschritt in weiteren Kreisen zu hintertreiben vermögen. Schafft uns andere Schulen und Universitäten und ihr werdet ein neues Volksleben rasch erblühen sehen. Bis dahin wird München berühmt sein, als die Stadt des Bock, der architektonischen Launen König Ludwigs, und als die Stadt der wohlgenährten Leute, aber große politische Weisheit muß man von ihrer Bevölkerung nicht verlangen.

Briefe eines deutschen Reisenden.

Aus Wien.

Beiträge zur Krankengeschichte Oestreichs zu schreiben, ist eine gehässige Aufgabe für den harmlosen Touristen, der seine traurigen Bemerkungen nicht mit heilkünstlerischen Rathschlägen begleiten kann. Indessen, auf die Symptome deuten darf auch der Laie. Die vielen Doctoren, welche den Leidenden bearbeiten, mögen am Besten wissen, was zu thun ist; wenn sie es ehrlich meinen, werden sie die Aussagen des theilnehmenden Zuschauers über die nächtlichen Fieberphantasien des Patienten dankbar anhören und beachten; wo nicht, werden sie ihm das Reden verbieten, weil „besser machen schwerer sei als tadeln."

Die Rückkehr des jungen Kaisers in seine Residenz- und Vaterstadt war kein Ereigniß, und das ist ein böses Zeichen. An dem unbedeutende Eindruck, den sie hervorbrachte, ersah man, wie sehr das Volk in diesem Jahre vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte. Diese negative Errungenschaft ist die einzige, welche kein starkes Ministerium zurücknehmen kann. Sonnabend erfuhr die Stadt, Franz Joseph sei in Schönbrunn. Eine doppelte Reihe Equipagen rollte hinaus, eine Masse von Proletariern sah neugierig zu, wie die Herrschaften ihre Aufwartung machten; der ehrbare Mittelstand war bei dieser Huldigung fast gar nicht vertreten. Der Kaiser soll mürrisch oder verlegen dreingeblickt haben. Abends obligate Illumination. Selbst „Hans Jörgel" war solid genug, den Talgkerzenpatriotismus für das zu nehmen was er ist, denn wenn der Gemeinderath für Franz Joseph dreimal alle Hausmeister in Bewegung setzte, so hätte er, falls Kossuth kam, in löblicher Feigheit dieselben Hausmeister sechsmal zu allen Insassen geschickt und wo möglich um Wachskerzen bitten lassen. Sonntags fuhr man den jungen Monarchen sogar nach Wien, zum Schottenthor herein, durch die Herrengasse, und sogleich wieder zum Burgthor hinaus, daß er die Revolutionsnarben am Haus seiner Väter nicht gewahrte. Bei der Revue auf dem Glacis, im Anblick der wahrsten und treuesten Oestreicher, seiner Soldaten, zeigte er sich tief gerührt und kehrte nach Schönbrunn zurück. Ich war den ganzen Tag auf den Beinen und hörte das Volk reden. Die einzige Aeußerung echter Loyalität, welche mir auffiel, kam von den Lippen eines steinalten Mütterchens. Wir standen vor einem Zuckerbäckerladen und am Schaufenster prangte in halb erhabener Arbeit aus süßem Stoff das Konterfei des Kaisers auf einem von guten Genien gezogenen Triumphwagen. Das Portrait war merkwürdiger Weise ähnlicher als viele kunstvolle Stiche und Lithographien von beliebten Meistern. Die Alte erkannte die alten habsburgischen Züge aus der guten alten Zeit, und indem sie die neumodischen Gesichter und

kalten Mienen der Umstehenden überflog, schlug sie die matten Augen gen Himmel auf und sagte seufzend: „Ach, Gott helf ihm bei seiner schweren Aufgob!"

Ja wahrlich, wenn es der Herrgott selbst nicht thut, diese Minister werden ihm nicht helfen. Seit die Minister am 4. Januar das Dogma: Von Gottes Gnaden, auf die parlamentarische Arena schleppten, erlosch der Glaube daran, nun war der Zauber gebrochen. Der Glaube läßt sich eben nicht octroyiren.

Und was hatten die Minister gethan, um den welkenden Glauben aufzufrischen? Um den jungen Monarchen nicht blos als russischen Schützling und Soldatenkaiser zurückzuführen? Wie eine kalte, umflorte Wintersonne ging die neue Majestät den Wienern auf; so wenig Eindruck sie machte, so wenig Spuren hat sie bis jetzt zurückgelassen. Das Bischen Nimbus, welches sie in der Ferne noch umgab, ward durch die Enttäuschung aller Hoffnungen, die man in den letzten Monaten an ihre Erscheinung knüpfte, vollständig zerstreut und zerrissen. Sie ist nicht von Gottes, nicht von Volkes Gnaden.

Die Anwesenheit des Kaisers stört nicht im mindesten den erbarmungslosen Gang der Militärherrschaft und ihrer Vehmgerichte. Amnestie? So hoch verstieg sich die rosenfarbigste Einbildungskraft nicht, aber selbst die kleinherzige Zusage, den Oktoberschuldigen dritten oder vierten Grades die peinliche Untersuchung zu erlassen, eine Zusage, die vom März datirt, wird täglich unter den Augen des Kaisers gebrochen. Ich kenne Personen, die noch jetzt wegen eines unbesonnenen Wortes, das sie am 28. October gesprochen haben „sollen", mit täglichen Vorladungen und Verhören gequält werden. Frische Verurtheilungen zu schweren und leichten Eisen schmücken von Zeit zu Zeit die Straßenecken. Fischhof's Proceß, ausnahmsweise, vor ein öffentliches Gericht zu weisen, — diesen kühnen Gedanken wagt noch kein hiesiges Blatt anzuregen; in ungestörter Heimlichkeit weidet sich die vormärzliche Justiz vielleicht noch ein Jahr lang an ihrer edlen Beute. Haussuchungen, Inquisitionen über den Inhalt empfangener Briefe und Ausweisungen ohne Angabe des Grundes unterbrechen die Eintönigkeit des Wiener Lebens. Zur Abwechslung hat am 21. Mai im Stadtgraben auch eine Begnadigung durch Pulver und Blei stattgefunden*).

Daß Welden's martialischer Styl noch immer an die Proklamationen von weiland Lin. dem chinesischen Oberkommissär im Opiumkriege, erinnert, dafür will ich das Ministerium nicht verantwortlich machen. Neulich ertönte seine patriarchalische Stimme wieder in der Wiener Zeitung und drohte die Verstockten unter

*) Der Unglückliche, ein Ungar, war des Versuchs beschuldigt, zwei Unteroffiziere „zum Treubruch zu verleiten." Nach einem Windischgrätz'schen Edikt, welches noch in Kraft ist, erhält der denunzirende Soldat eine Prämie von 25 Fl. C.-M. Die Militäruntersuchungscommission schickte, in diesem Fall, dem Urtel eine salbungsvolle Einleitung voraus, wornach der Erschossene Mitglied eines europäischen Vereins zur Verführung k. k. Korporäle war. Im „Thatbestand" sucht man natürlich die Indicien dafür vergebens.

den magyarischen Rebellen mit „größter Strenge zu vernichten" (die Andern mit größter Milde). Diese Stylübungen Weldens gehören zu den kleinen Freuden des Belagerungszustandes und die einzige Klage ist, daß sie jetzt seltener sind als früher. Daß in Lemberg beleidigende Aeußerungen gegen den Czaren Nicolai kriegsrechtlich bestraft werden und in Hradisch „auf Verlangen der Russen" kein Jude übernachten darf, gehört nur in sofern hieher, als wir das Vergnügen haben, die betreffenden constitutionellen Erlasse in hiesigen offiziellen Blättern zu lesen. Der „Lloyd" ist gewissermaßen stolz auf die Russen und prahlt mit ihnen gegen Deutschland, Frankreich und Italien. Daß er so naiv ist, triumphirend auf die Sympathien hinzuweisen, welche die russischen Retter und Befreier bei den Slaven Mährens und Ungarns finden, möge ihm das Ministerium verzeihen; ich thue es gern. Auch das gehört zum Humor des Belagerungszustandes und hat mit der Anwesenheit des Kaisers nichts zu schaffen; denn könnte sie auch Wunder wirken, das Schamgefühl des Lloyd zu wecken, würde ihr nicht gelingen.

Vor einigen Tagen sandte der Wiener Gemeinderath eine Deputation nach Olmütz an die Erzherzogin Sophie und ließ ihr, wie man sich erzählt, den Dank der Residenz aussprechen für die treffliche und freisinnige Erziehung, die sie ihrem Sohne Franz Joseph gegeben. — So kann nur der Aberglaube an das Von-Gottes-Gnaden-Dogma heucheln. Als wäre man mit achtzehn Jahren erzogen! Armer Kaiser! Ich würde dich ein paar Jahre auf Universitäten und Reisen schicken. In Heidelberg oder Cambridge, in Rom oder Edinburg, überall würdest du mehr lernen, als ein Romulus Augustulus zu werden, und nebenbei würdest du wenigstens deine Jugend genießen*)!

Den 21. Mai.

Nun, mein Wunsch ist erfüllt! Der Kaiser ist zu seiner Ausbildung auf Reisen gegangen — nach Warschau; wie die Wiener Zeitung meldet, um den zufällig dort anwesenden Czaren, „den treuen Bundesgenossen und bewährten Freund des kaiserlichen Hauses" mit einem Besuch zu überraschen. Den kaiserlichen Telemach begleitet als constitutionelle Minerva oder Minerveneule der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg. In der Umgebung des Czaren befinden sich Nesselrode und Graf Orloff. Die imponirende Persönlichkeit des russischen Kaisers wird auf Franz Joseph um so sicherer einen tiefen Eindruck machen, als der junge Monarch vorwiegend militärische Neigungen und Anlagen besitzt und für den ge-

*) Aber ich würde ihm jedenfalls einen würdigern Obersthofmeister mitgeben, als den von des Kaisers Mutter erkorenen Fürsten Karl v. Liechtenstein. Die Ernennung dieses Cavaliers zum kaiserlichen Obersthofmeister hat ein sehr unangenehmes Aufsehen erregt. Liechtenstein erfreut sich einer seltenen Popularität beim schönen Geschlecht, und er ist herablassend genug, sich mit allen plebejischen Schürzen Wiens „gemein zu machen." Auch die Busenfreundschaft des russischen Kaisers, die er besitzt, spricht für seine geselligen Talente. Doch eignet ihn dies schwerlich zum Obersthofmeister eines achtzehnjährigen Monarchen.

schworenen Ritter der Legitimität eine aufrichtige Bewunderung hegen soll. Es läßt sich annehmen, daß die Unterredung zwischen den beiden, in ihren Schicksalen so unähnlichen Kaisern sich nicht auf die dringendsten Geschäftsangelegenheiten beschränken wird und vermuthlich finden wir nächstens im Lloyd oder im Oestreichischen Correspondenten einige Bruchstücke aus der Warschauer Conversation mit diplomatischer Treue aufgezeignet, etwa wie folgt:

(In Warschau.)

Czar. (den Kaiser umarmend) So hab ich Sie endlich! — Rußland ist der Revolution zu hohem Dank verpflichtet für so werthen Gast und segnen möchte Ich den bösen Feind, der alle Stürm' und Gluthen des Abgrundes gegen Ihr ehrwürdiges Oestreich entfesselt hat. —

Kaiser. (erröthet) — Nachteule. Wo die Noth am höchsten, ist der Czar am nächsten.

Czar. (bei Seite) Noch ganz der langweilige Schmeichler wie 1825. (Laut.) Ja, Rußland verläßt seine Freunde nicht. Vor einem Jahre waren Wir vergessen, zu den Barbaren geworfen, die ältesten und legitimsten Bande schienen auf ewig zerrissen. Man affectirte in Wien sogar, Unser Feind zu sein.

Nachteule. Majestät verzeihen, es gibt eine constitutionelle Etiquette; die Zunge mußte dem wüthenden Aufruhr nachgeben, das Herz zeigte, wie die Magnetnadel stets nach Norden.

Czar. Lassen wir, was nicht zu ändern ist. Unrecht wäre es, auf das Haupt dieser unschuldigen Majestät glühende Kohlen zu sammeln. Sie, junger Fürst, haben die Krone in einer schweren Zeit auf's Haupt gesetzt, Sie werden Mühe haben, sie festzuhalten, aber nur Muth, ich werde Sie mit starkem Arm unterstützen, wenn Sie standhaft genug sind, meinem väterlichen Rath zu folgen. — (Die Hand auf seine Schulter legend.) Erröthen Sie nicht. Es ist nicht Ihre Schuld, wenn Sie eines Vormundes bedürfen. Ihre Mutter ist der einzige Mann im Hause Habsburg. Werden Sie ein Mann und benutzen Sie die furchtbare Lehre, die der schwache Ferdinand mit seinem zerrütteten Erbe Ihnen hinterließ. Halbheit ist der Weg zum Abgrund, Sentimentalität ist Selbstmord. Ein Paar Flintenschüsse in der Herrengasse raubten ihm die Fassung. Und später mußten seine Nerven doch den prächtigsten Kanonendonner vertragen lernen.

Ein Augenblick Festigkeit und die Ordnung war auf ein Menschenalter gerettet. Womit verglich Ich den Schaden, welchen Ferdinand angerichtet?

Nesselrode. Mit dem Loch im Aermel. Noch im April, noch im Mai war es zu flicken. Ja, die Constitution ist ein garstiges Loch im Aermel, das unfehlbar weiter reißt, bis der Purpur in Fetzen ist. Seltsam, im Abendlande halten Völker und selbst Fürsten solch ein Loch wie einen Segen heilig und bemühen sich vergeblich, es durch sogenannte gesetzliche Räthe zu begrenzen. Es reißt doch immer weiter.

Nachteule. Wie Frankreich zeigt. Eine feine Bemerkung, lieber Graf.

Czar. Wir drängen Niemand unsern Glauben auf und wir verläugnen ihn vor Niemand. Ich bin kein Freiheitsfeind, nur die halbe und falsche Freiheit hass' Ich. Den freien Herrscher begreife Ich, oder das freie Volk. Eine Nation von Kaufherrn, wo Alle einander beherrschen oder ein Volk von Soldaten wo Einer herrscht, Amerika oder Rußland. England ist ein Auswuchs, eine Unnatur. Der constitutionelle Schacher und Doppelsinn, die perfide Galgenfrist für Krone oder Volk ist Mir ein Gräuel. Ich begreife die Monarchie oder die Republik.

Nesselrode. Majestät gehen in Ihrem ritterlichen Freisinn sehr weit. Die Republik wird hoffentlich Niemand seinem Herrn empfehlen.

Nachteule. Vor Jahren schon haben wir jene goldenen Worte Sr. Majestät vernommen, die in ganz Europa widerhallen. Sie wiegen alle geschriebene Weisheit auf. Allein wir, — wir haben leider mit den Vorurtheilen verbildeter Völker, mit tausend Rücksichten auf den Eigennutz der verschiedenen Stände zu kämpfen, — wir sind nicht stark genug. —

Nesselrode. Gewiß, gewiß. Ihre Lage ist sehr schwierig und wir werden ihr alle Rechnung tragen. Man muß auf die Vorurtheile der Völker eine Zeitlang eingehen, scheinbar mindestens um sie gründlich zu bekämpfen. —

Nachteule. Wie ich eben bemerken wollte, lieber Graf. Vergleichen Sie uns vielmehr mit dem Irrenarzt, der auf die tollsten Phantasien des Wahnsinnigen eingeht. —

Dogge*) (knurrend). Bei uns schlägt man tolle Hunde todt, meine Herren. Läßt man sich von den Bestien nur ritzen, so wird man selber toll; man hat auch Beispiele, daß Irrenärzte den Verstand verlieren.

Czar. Halte den Rand, Orloff. — Meine Herrn, unser hohe Gast ist kein Freund von diplomatischen Spitzfindigkeiten. Junge Helden füttert man mit anderem Zeug. — A propos, Schwarzenberg, wie führt Ihr Euch in Deutschland auf, wie steht Ihr?

Nachteule. Gut, Majestät. Wir haben Preußen freie Hand versprochen, für sein collegialisches Auftreten gegen Frankfurt; und wir haben alle Aussicht, daß der bairische Ehrgeiz die deutsche Sache jetzt eine gute Weile hinhält, — wir sehen ein, daß Deutschland nicht vor uns in Ordnung sein darf.

*) Orloff, der unzertrennliche Begleiter und Leibwächter des Czaren, und berühmt wegen seiner wahrhaft scythischen Körperkraft, wird von den Russen häufig „des Kaisers Dogge" genannt. Sonstige altscythische Tugenden besitzt Orloff nicht. Nikolaus, in privatrechtlicher Beziehung der einzige ehrliche Mann in Rußland, wagt weder Gold noch Juwelen oder andere Geschenke von Werth durch seinen Busenfreund übermitteln zu lassen. Der urwüchsige Communismus grassirt überhaupt unter dem russischen Adel so gut, wie unter dem russischen Militär. Und dieses — Volk will die sociale und sittliche Ordnung bei seinen Nachbarn wiederherstellen!

Czar. Das läßt sich hören. Wenn nur Frankreich Ihnen keinen Strich durch die Rechnung macht. — Nesselrode, wir haben doch die französische Republik offiziell anerkannt? —

Nesselrode. Längst an Barrot depeschirt.

Czar. A la bonne heure. — Kommen Sie! Wir wollen Unserem deutschen Kaiser die Araber zeigen, die Wir ihm bestimmt haben, und das Regiment, welches bei der Parade am schönsten marschirt, soll Franz Joseph heißen! —

Briefe aus Prag.

II.

Die Metamorphosen des Czechenthums.

... Wenn ich früher sagte, die Rechte des östreichischen Reichstages sei die zweite Swornost gewesen, so sollte dies nicht blos ein allgemeiner, oberflächlicher Vergleich sein. Das Corps des heiligen Wenzel bildete die auserlesenen Kerntruppen der czechischen Partei, die durch eigenthümliche Tracht und böhmisches Commando ihren tiefer liegenden nationalen Tendenzen einen sinnlichen Ausdruck gaben, und übrigens bei einer seltenen Toleranz in Hinsicht des eigentlich politischen Glaubensbekenntnisses nur in nationaler Beziehung, die ihnen als das wahre Wesen galt, die strengste Uebereinstimmung von den einzelnen Gliedern forderten. Eben so trat im „slavischen Club" die politische Meinungsverschiedenheit in den Hintergrund, und doch war sie in der That so bedeutend, daß dieser eine Club vielleicht an alle Fractionen eines geregelteren Parlaments sein Contingent hätte stellen können. Die Männer der Swornost erfanden eine neue Sorte von Cocarden, in denen die Farben der Monarchie mit denen des Landes verbunden waren, und steckten sie mit dem Gedanken: „in hoc signo vinces" auf ihre Mützen; aber im Juni verirrten sie sich dennoch auf die Barrikaden, obgleich sie im Mai noch ihre Entrüstung über das Benehmen Wiens in Loyalitätsadressen ausgesprochen hatten. Die Rechte deutete jene Zeichensprache durch ihre parlamentarische Politik erst vollständig; sie untermalte das östreichische Hauswappen mit den slavischen Farben, verhinderte die Vorlassung der magyarischen Deputationen und schleuderte von Prag aus ihren Bannstrahl gegen das Rumpfparlament von Wien und die Männer der Octoberrevolution. Zuletzt aber verließ sie doch nach der ministeriellen Erklärung über den §. 1 der Grundrechte den Boden der Loyalität und verlor sich in hochverrätherische „Erörterungen aus dem Gebiete der Theorie,

welche die Wiederkehr der Ruhe, Gesetzlichkeit und des öffentlichen Vertrauens in die Ferne rückten, in den wohlgesinnten Staatsmännern trübe Befürchtungen erzeugten, und der durch Gewalt der Waffen in Wien eben erst geschlagenen, in einem andern Theile des Reiches noch nicht gänzlich besiegten Partei des Umsturzes neuen Muth und neue Thätigkeit verliehen." — Der Reichstag mußte aufgelöst werden, als die bunten nationalen Farben in dem weißen Lichte der Freiheit zusammenflossen, und die Völker von Oestreich trotz ihrer desparaten Interessen sich mehr als jemals in ihren Sympathien für den Reichstag einigten. Aber in ihrem Gedächtnisse blieb dennoch ein jedes tüchtige Wort haften, welches in den letzten Tagen vor Verkündigung des Auflösungspatents zu Kremsier gesprochen wurde; die Rede Riegers über die Volkssouveränität drang bis in die deutschen Dörfer Böhmens und wurde dort verstanden, und Schuselka erhielt von den czechischen Studenten eine Dankadresse, die ihn für den Gassenhauer, den ein Prager Sansculotte auf ihn gedichtet, reichlich entschädigte.

Mit den Märzveilchen des Jahres 1849 ist uns auch die fromme Heuchelei des Unterthanenglückes wieder zurückgekehrt. Der junge Monarch hat die religiöse Toleranz, der sein großer Ahn Gesetzeskraft verlieh, auch auf die politischen Confessionen unserer Zeit ausgedehnt, und es soll auch in dieser Hinsicht Niemandem sein Gefühl und seine Kirche geraubt werden. Das Octroi vom 4. März ist nichts weiter, als eine Erweiterung oder Wiederholung des Toleranzpatentes, die Religion der Freiheit und die verschiedenen Secten ihrer Bekenner werden in Oestreich geduldet, aber keine davon zur Staatskirche erhoben; die Demokratie bleibt wie ehemals die tolerirten Glaubensbekenntnisse eine Privatsache, und ist als häuslicher Cultus nach §. 1 der octroyirten Grundrechte gestattet. Der Absolutismus, der hinter der matten euphemistischen Umschreibung, hinter dem leicht zu durchblickenden Incognito der Verfassungsurkunde lauert, hält in der gepanzerten Faust hoch empor das alte, vielbewährte eiserne Palladium Oestreichs; und so wie in dem Gedächtnisse der einzelnen Völker des Gesammtstaates nach ihrem Erwachen aus dem politischen Winterschlafe im vorigen März die specialhistorische Glorie ihrer Vergangenheit auftauchte, so erinnerte sich auch wieder das glorreiche Haus Oestreich im heurigen März an seine eigene specifische Geschichte, an die Tage der alten dynastischen Herrlichkeit. Es machte gegenüber dem phantastischen Particularismus der Nationalitäten die territoriale Einheit des habsburgischen Staates geltend und verurtheilte die buntfarbigen Stämme der Monarchie dazu, mit unterthäniger Ausdauer als stumme Karyatiden das morsche Gebälk von Altöstreich zu stützen.

Die tapfere Armee solle dem Staate jene blos äußerliche, geistlose Einheit der Territorialintegrität wieder zurückgeben, die dazu erforderlich ist, damit er seine Realität außer dem concreten Leben der Provinzen habe, sich wieder in sein früheres Jenseit zurückziehe und aus seinem Centrum, welches außerhalb des

Volksbewußtseins liegt, als eine fremde und abstrakte Macht die autonomen Gelüste der einzelnen Länder bändigen könne. Um die Armee in dieser ihrer Mission nicht zu beirren, mußte der Reichstag beseitigt werden, weil er in die Aufgabe der Einigung Oestreichs einen nicht zu ermittelnden Dualismus brachte, da es nicht zu gleicher Zeit von unten aus constituirt und von oben erobert und belagert werden konnte. Eine innerliche Einigung der Volksstämme von Oestreich, eine Verständigung der durch die Sprache entzweiten und verwirrten Volksgeister kann nicht in der Absicht der dynastischen Politik liegen. Die vielen dämonischen Mächte, welche der Bewegung in Oestreich einen so vielgestaltigen, phantastischen Charakter gaben, welche das Mythenalter wieder heraufholten und die Prosa der Geschichte in wüste Volksmärchen auflösen, dürfen nur negativ in gewisse Schranken zurückgewiesen, aber nicht positiv in dem Pantheismus der Freiheit versöhnt und befriedigt werden. Die Regierung braucht Anti-Deutsche, Anti-Magyaren, Anti-Polen u. s. w., und wenn sie nicht da wären, so müßte man sie erfinden und schaffen. Aber eben durch die gewaltthätige Auflösung des Reichstages wurde die Einigung der Völker Oestreichs im Geiste und in der Wahrheit mächtig gefördert, und das theure Vermächtniß ihrer Vertreter, der Verfassungsentwurf eines östreichischen Bundesstaates tief in ihre Herzen geschrieben. Die Idee eines in solcher Weise popularisirten Oestreich steht nun klar und in bestimmten Umrissen vor den Augen der Völker — sie haben daran einen festen Maßstab, und brauchen nicht erst der träumenden Willkür die Erfindung eines idealen Staates zu überlassen, um damit die Misere des wirklichen zusammenzuhalten. —

Seitdem sich das revolutionäre Laster erbrach, setzte sich die patriarchalische Tugend, die zahlungsfähige Moral der lieben alten Zeit wieder zu Tisch. Der hohe Klerus constituirte sich zu einem Concil, oder besser zu einem privilegirten Club, um der Kirche eine „zeitgemäße" Verfassung zu octroyiren, und die alten Stammbäume schlugen wieder lustig aus, seitdem die Axt an den Freiheitsbaum gelegt wurde. Das hohle Salongeschwätz, welches durch die Philippika des Reichstags eine Zeit lang unterbrochen ward, kann sich wieder frei ergehen, und je stiller es auf dem Forum wird, desto lauter wird es bei den Theetischen und in den Privatcirkeln. Die Revolution untergräbt den Frieden des Privatlebens; die Penaten sind ihr Götzen, die sie mit einem mächtigen Ruck schonungslos vom Altar stürzt. Sie duldet weder die romantische Geistreichigkeit eines Königs, der den Staat als eine Welt beherrschen möchte, die er willkürlich aus seinem genialen Ich heraus construirt hat, noch auch die noblen Gewohnheiten des Adels und jene kleinen Hausfreuden, die der behäbige Kleinbürger unverkümmert genießen möchte. Aber alle jene Stände, an welche die Revolution ihre rücksichtslosen Forderungen stellt, lassen nichts unversucht, um sich dem kategorischen Imperativ der demokratischen Tugend zu entziehen, und die weltgeschichtliche Flut des öffentlichen Lebens wieder zur Ebbe des Privatlebens zurückzuführen. Auf dem Markte soll

nichts vorgehen, damit das inhaltslose, ungeschichtliche Spiel im Innern der Häuser wieder seinen Fortgang nehmen könne, der geharnischte Geist Shakespeares soll nicht weiter über die Weltbühne schreiten, damit die Haustheater und die bürgerlichen Epopäen nicht ruinirt würden. Der Egoismus hat sich zu einer festen Partei constituirt, um sich mit vereinten Kräften zu isoliren und den Mord an der Allgemeinheit vollführen zu können. In dieser Phalanx der Einzelnen, der absoluten Privatpersonen wiederholt sich in tausendfachem Echo das berüchtigte Motto: „L'etat c'est moi"; ein jeder legt das Wesenhafte des Staates in seine Kaste, der bornirte Edelmann in den wesenlosen Glanz des Adels, der bornirte Bourgeois in den Metallklang der Steuergulden. Nur in seiner Einzelheit will der Privatmensch etwas bedeuten, und das, was er eben vorstellt, will er von Gottes Gnaden sein; die beste Welt ist ihm die, wo jeder, wie der erste Mensch im Paradiese, sich auf sich selbst bezieht. Dieses Idyll, von dem die Welt mit einer jeden Revolution immer mehr abfällt, muß um jeden Preis wieder errungen werden; und der Czar von Rußland ist der verheißene Messias, der die Privatmenschen wieder in ihr verlorenes Paradies zurückführen, die geschichtlose Ruhe, die privatrechtliche Ordnung vollends herstellen soll. Wenn vielleicht der moskowitische Winter über Europa hereinbricht, und in dem nordischen Eishauch der Strom der Weltgeschichte eine Zeit lang gefriert: dann werden die hohen und allerhöchsten Herrschaften Eispalläste bauen auf der glatten Fläche, an den Fenstern des Bourgois werden sich wieder die gemüthlichen Eisblumen von ehemals bilden, und mit der Strenge des absolutistischen Winters würde wieder die häusliche Enge und Gemüthlichkeit zurückkehren. Dies alles verspricht sich diejenige Partei, die man hier die gutgesinnte nennt, von Paskiewitsch's seltener Begabung; aber wenn auch der russische Wunderthäter das Unerhörte leistet, so werden doch jene Winterfreuden nur bis zum nächsten Eisgange Stand halten.

Der privatrechtlichen Isolirtheit, dem Verrathe des Egoismus gegenüber tritt nun die nationale Vereinzelung beschämt zurück; und indem die Czechen die allgemeine Entrüstung über den Atomismus der privilegirten Klassen theilen, denken sie nur wenig zurück an ihre atomistische Auffassung der Föderation, an die constituirenden Landtage und die Souveränität der Provinzen. Während sie die Weltgeschichte in Oestreich nur zur Specialgeschichte verflachen wollten, so sehen sie jetzt mit Erbitterung, wie die Reaction gern einen ganz geschichtlosen Zustand herbeiführen möchte; und so wird ihnen durch die häuslichen Epopäee, welche man schon jetzt wieder abzuspinnen anfängt, die Freude an ihrem Nationalepos verleidet. Der romantische Traum des Panslavismus zerstiebt an der bittern Realität des Russeneinmarsches. Früher wurden die Czechen von dem Gedanken in ihrer Politik geleitet, daß nur über den Trümmern der magyarischen Herrlichkeit die Sonne des Slaventhums aufgehen könne, und das feste Band, welches fortan die verwandten slavischen Stämme umschlingen soll, die Trennung der deutschen

Stämme Oestreichs von den verwandten Brudervölkern nöthig mache. Jetzt sehen sie wohl ein, daß es sich auf den Schlachtfeldern Ungarns noch um etwas ganz anderes handle, als um die magyarische Glorie und um die Krone des heiligen Stephan, und daß es auch in Deutschland nicht die Geistermahnung vom Kyffhäuser ist, welche die Männer von Frankfurt zur wackern Ausdauer, die Pfälzer zu den Waffen, die Sachsen zum verzweifelten Kampfe rief. Darum können sie auch ihrerseits nicht mehr an das Prävaliren des einen oder des andern nationalen Elementes, sondern nur allein an den Sieg der Freiheit denken. Den Czechen ist übrigens der Haß gegen Deutsche und Magyaren nicht angeboren, wie dies etwa bei den Ungarslaven der Fall ist; nicht die Völker selbst, sondern die politischen Grundsätze Palacky's, Kossuth's und Löhner's standen sich feindlich gegenüber, und hat man sich auch in der letzten Zeit in einen phantastischen Nationalhaß hineinreflectirt, so kehrt man jetzt wieder zu der ursprünglichern Liebe zur Freiheit zurück. Der Pantheismus der Freiheit unterwirft sich die nationalen Unterschiede, wie ehemals das Christenthum es that. Der Traum von dem Aufgang der slavischen Herrlichkeit wird zwar immer als ein lyrischer Grundton in dem Gemüthe der Czechen nachklingen, aber er wird nicht mehr, wie es in den Junitagen der Fall war, zur unmittelbaren That antreiben. J. B.

Kleine Briefe der Grenzboten.

Ueber das Leipziger Theater. An Heinrich Marr in Hamburg.

Lieber Freund! Seit Sie die technische Leitung der hiesigen Bühne aufgegeben, haben wir Leipziger viel Grund gehabt, uns an Sie zu erinnern und Sie zurückzuwünschen. — Wir hatten durch drei, vier Jahre eine Bühne, die nicht nur eine glückliche Vereinigung schöner Talente war, sondern sich auch durch ein gutes Ensemble und ein künstlerisches Zusammenhalten der Mitglieder auszeichnete. Große Talente sind für ein Theater Glückssache, das gute Zusammenspiel ist ein Verdienst des leitenden Geistes. Und der waren Sie. —

Es war in den Jahren 1845 bis 47 ein vortreffliches Leben in unserm Schauspiel. Aufblühende Talente neben verständiger Praxis und einer vortrefflichen Regie. Jede erste Darstellung eines renommirten Stückes war ein Festtag für Schauspieler und Publikum. Der Dichter war sicher, daß das Gute, was er geschaffen, mit feiner Empfindung dargestellt und genossen wurde, daß seine Schwächen durch die Thätigkeit der Schauspieler und die Nachsicht der Schauenden verdeckt wurden, daß man Schlechtes und Fades unerbittlich richtete. Und wer

Veranlassung hatte, hinter den Coulissen zu stehen, der mußte sich herzlich freuen über den Antheil der Schauspieler an einander, über die Achtung vor den gegenseitigen Leistungen, die freundliche Kritik, den menschlichen Antheil, den Einer dem Andern bewies. In dem kleinen Sprechzimmer des unbequemen Theaterraums saß und lebte in den Entreakten eine fröhliche, behagliche Genossenschaft zusammen. Wagner schweigend auf seinem Stühlchen, vor ihm Freund Marr, der ihm väterlich den verschobenen Halskragen zurechtrückt und ihn in liebevollem Basse bittet, bei seinem nächsten Abgange als Uriel sein Feuer zu mäßigen und keine Coulisse umzureißen; in der Sophaecke die Unzelmann, welche ihm ein „gut“ zuflüstert; vor ihnen Richter auf- und abgehend, dessen nettes Wamms aller Gegenwärtigen Bewunderung erregt; auf dem Tische in der Ecke sitzt unser armer Hofrichter, noch traurig darüber, daß er als Rette im zweiten Akt der Karlschüler vergessen hat, aus dem Kamin zu verschwinden, sobald der Herzog die Räuberbande beim Tabakrauchen überrascht. Ja, er hatte es aus lauter Aufmerksamkeit auf den Herzog und die schauervolle Situation ganz vergessen und saß recht gemüthlich und auffällig auf den Kohlen, bis Laube als Dichter den Effekt seiner Scene dadurch rettete, daß er hinter den Coulissen zu ihm stürzte und ihn verschwinden machte. Und Keller dazwischen auf- und niedersteigend und seine Rolle schwenkend, und die Gey neben der Unzelmann in der andern Ecke, und unsere gute Madam Eicke und wer sonst noch im Stück zu thun hatte, wie aufgeregt und selig saß und lief das Alles durcheinander, wenn das Stück gefiel, oder Henry schnurriges Zeug machte, oder Guttmann als Bösewicht ungewöhnlich unmoralisch aussah! — Und wieder auf der Bühne, wie dirigirte Marr bald mit Stentorstimme und bald durch Pantomime; wie ärgerte er sich, wenn die Brüder des Akosta, hoffnungsvolle Anfänger, es vergaßen die großen Schlapphüte abzunehmen, als sie mit ihrer Mutter die elegante Judith besuchten, und wie unermüdlich winkte und brummte er: hierher, dorthin, feuriger, lauter u. s. w., ja kroch er nicht gar auf eine Lampenleiter hinter den Coulissen und dirigirte als Kapellmeister mit ungeheurer Papierdüte eine große Volksversammlung in Fröbel's Republikanern, so daß sämmtliche Choristen als aufgeregte Republikanermasse von Genf unheimlich schielten, mit einem Auge als trotzige Schweizer hinaus ins Publikum, mit dem andern Auge als ängstliche Kunstjünger nach der weißen Papierdüte. — Bah! das ist alles zu unbedeutend für unser großes Jahr 1849, wer kümmert sich jetzt noch darum, wie man einst das Leipziger Theater regierte! — Wir, Freund Marr, wir Leipziger thun's doch noch. Das Publikum hatte den Genuß von dem kleinen Stillleben hinter den Coulissen; daß die Schauspieler gut spielten, kam daher, daß sie Freude an einander hatten, sich achteten, und wußten, daß sie in Gemeinschaft etwas Gutes leisten konnten. Keinem von Allen ist's außerhalb Leipzig so wohl geworden, wie damals hier. Sie waren Alle verwöhnt, die Armen. Verwöhnt durch ein gutes Künstlerleben

und verwöhnt durch ein Ensemble, wovon man bei den meisten andern Bühnen keine Ahnung mehr hat.

Wenn ich mitten im Lärm und Wüthen politischer Gegensätze Ihnen und unsern Lesern dies sage, so hat auch das seinen guten Grund. Ein Jahr der Revolution und wohin ist unsere dramatische Kunst gekommen! Die besseren Theaterschriftsteller sind aufgeregt und verstimmt, das Wenige was sie schaffen, ist nicht gemacht, die Kunst zu fördern, die Tagearbeiter breiten sich mit schlechten Carrikaturen, Parodien und gemeinen Fazen auf den mürrisch knarrenden Brettern; die Existenz der meisten Theater ist bedroht, die Geldverhältnisse fast aller, sogar der größeren Hoftheater zerrüttet, die darstellenden Künstler selbst an Gagen-Aussichten und Courage sehr verkürzt, durch leere Häuser entmuthigt, die Besseren durch die Launen und Rohheiten eines revolutionslustigen Publikums gedemüthigt. Wo soll das hinaus? Nirgend in Deutschland hat die Kunst der dramatischen Darstellung gegenwärtig ein Asyl, wo sie im Schutz einer verständigen und kunstliebenden Bevölkerung sich erhalten und fortbilden könnte für unsere Nation, für ruhigere Zeiten. Nicht in Berlin, nicht in Wien, nicht in Stuttgart, selbst in Dresden nicht mehr. An den kleineren Höfen noch weniger. Ob das Publikum von Hamburg geeignet ist, der Kunst wohlzuthun, mögen Sie selbst beurtheilen. Ueberall droht das Gespenst eines Bürgerkrieges, oder die harte Last von Belagerungszuständen und Ausnahmegesetzen. Auch solche Zeiten füllen die Häuser, aber nicht zum Vortheil für die Kunst. Wer Kränkungen und politische Verstimmungen unter dem Kronleuchter unseres Plafonds kuriren will, der verlangt stärkere Mittel für Zwergfell und Thränensäcke, als ein ehrlicher Arzt ihm geben darf.

Und doch gibt es in unserem Vaterlande einen Ort, der vortrefflich dazu geeignet ist, der gescheuchten Muse des Dramas Zuflucht zu gewähren, und dieser Ort ist Leipzig. Daß ich nicht durch persönliche Interessen zu dieser Ueberzeugung gebracht werde, mögen Sie mir schon zutrauen; ich bin ja selbst kein Bürger der guten Stadt und kann mich nur als Wandergeselle betrachten, der zufällig in ihren Mauern Arbeit gefunden hat. Wer aber Leipzig kennt, wird mir Recht geben. Die Stadt zählt 60,000 Einwohner und ist von allen deutschen Städten die, wo ein behaglicher Wohlstand am meisten verbreitet ist; sie hat seit alter Zeit den Ruf, daß ihre Einwohner Bildung und Kunstliebe besitzen, und in der That glaube ich, daß eine sehr wohlthuende Zuneigung zu der Kunst und ihren Jüngern sich hier häufiger und liebenswürdiger äußert, als sonst irgendwo. Unsere Freunde und Freundinnen vom Theater könnten viel davon erzählen, wie häufig und wie zart und rührend zuweilen die Zeichen von menschlichem Antheil sind, die ihnen von ganz Fremden, oft sehr schüchtern und heimlich kommen; Ermahnungen, Urtheile über einzelne Rollen, Lob und Dank, kurz Alles, was dem ehrlichen Künstler Freude und Behagen macht, selbst wo es ungeschickt herauskommt,

weil es ihm ein Zeichen des Interesses ist, welches seine Mitbürger an ihm nehmen. - Auch das letzte Jahr hat dieses Interesse an Kunst und Künstlern nicht vermindert, denn Leipzig hat verhältnißmäßig wenig an Wohlstand und Haltung verloren. Die letzten Barrikadenvorgänge mögen Ihnen ein Beweis sein, welche rühmliche Ausnahme unsere gute Stadt gegenüber den leidenschaftlichen Stimmungen der Nachbarstädte macht. Es gibt keine Theaterstadt, welche fortan so sicher vor Emeuten und gewaltsamen Ausbrüchen der Volkswuth sein dürfte.

Es ist bei uns möglich gewesen, die classischen Stücke unsres Repertoirs bei gefüllten Häusern und warmer Theilnahme des Publikums zu geben, neben seiner Liebe zu musikalischen Aufführungen hat sich der Leipziger den Sinn für das recitirende Schauspiel höhern Styls treu bewahrt. Ein solches Publikum, so treu dem Theater, so warm auch für die darstellenden Künstler, hat das Recht, ein gutes Schauspiel zu fordern und die Pflicht gegen sich selbst und gegen die Kunst ein solches zu erstreben. Der gegenwärtige Standpunkt des hiesigen Theaters ist ein so ungenügender, daß Sie, mein Freund, mir jede Kritik erlassen werden. Es ist hier nicht die Absicht anzuklagen, sondern auf das hinzuweisen, was uns Noth thut. Möglich, daß in der Gegenwart, bei unsicheren Einnahmen und zweifelhafter Zukunft mehr als gewöhnliche Energie dazu gehört, ein großes Kunstinstitut mit Ehren zu führen. Gewiß ist, daß die Aufführungen classischer Stücke auch bei mäßigen Ansprüchen nicht mehr anzusehn sind, daß die abgenutzten Reizmittel von Balletdarstellungen und Gastspielen sehr wenig geeignet sind, ein Repertoir zu schaffen und daß die besseren unter den noch vorhandenen Künstlern durchaus keine Ursache haben, die Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit zu loben. Das Leipziger Theater ist auf dem Wege, eine Provinzialbühne im schlechtesten Sinne des Wortes zu werden. Billige Handwerker werden an die Stelle von Künstlern treten, die Farce und das Spectakelstück werden gegenüber dem höhern Schauspiel eine höchst unbillige Ausdehnung erhalten und der bessere Theil des Publikums wird sich dem Theater vollends entfremden. Es nutzt nichts, wenn unter solchen Umständen die Oper immer noch besser bleibt, als das Schauspiel, denn bekanntlich bringen die vollen Häuser der Opernvorstellungen nur dann Segen in die Theaterkasse und Behagen in's Publikum, wenn die Mehrzahl der Abende durch ein gutes Schauspiel gesichert ist, überall wird das Renommee eines Theaters da, wo Schauspiel und Oper verbunden sind, nach der Güte des erstern gemessen und endlich ist eine unbestreitbare Thatsache, daß nichts verderblicher für die Kasse eines Directors und für den Muth der Künstler ist, als wenn bei den Urtheilslosen die Ansicht überhand nimmt, daß die Bühne nichts werth sei.

Leipzig ist aber nicht nur seinen Einwohnern schuldig, auf ein gutes Theater zu halten, sondern auch den Fremden, welche die Stadt besuchen. Eine Meßstadt, in welcher sich jährlich hunderttausende von Besuchern aufhalten, ein Han-

delsplatz, welcher den Fremden seinen Wohlstand und sein Ansehn in Deutschland verdankt, hat doch wohl die Verpflichtung, auch in den städtischen Anstalten, welche für Erheiterung und Bildung der Menschen vorhanden sind, etwas Ehrenwerthes zu bieten. Wo jährlich hundertausende von Thalern verdient werden, da wird es nicht mehr als schicklich und anständig sein, einen kleinen Theil davon im Interesse derer, welche Gelegenheit zu solchem Verdienst geben, zu verwenden. Man werfe mir nicht ein, daß das Meßpublikum in seiner durchschnittlichen Bildung keine großen Ansprüche an hohe Kunstleistungen macht, das ist unwahr, denn auch der ungebildete Geschmack folgt gern der Autorität eines bessern Urtheils, und zu den Meßbesuchern Leipzigs gehört ein großer Theil der tüchtigsten Männer unsrer Nation.

Aber auch der deutschen Kunst und unserm Vaterland ist Leipzig gerade jetzt ein gutes Theater schuldig. Das soll keine Phrase sein. Denn gerade jetzt, wo so Vieles in's Schwanken und zum Bruch gekommen ist, wo die Budgets der Hoftheater zweifelhaft werden, und Kriegslärm und Aufstände in vielen Gegenden jede Kunstleistung unmöglich machen, liegt Leipzig wie eine grüne Insel in der brandenden See. Ein tüchtiges bürgerliches Selbstgefühl darf der Leipziger eher haben als der Besitzende an jedem andern Orte unsres Vaterlandes; und zu dem gerechten Stolz, mit dem er jetzt aus seinem massiven Hause auf Throne und Hütten sehen kann, gehört auch das Gefühl, daß seine Stadt von je eine Rolle gespielt hat in der Entwicklung unsres geistigen Lebens. Wenn eine Stadt durch Jahrhunderte für Wissenschaft und Kunst ein Mittelpunkt gewesen ist, so übernimmt der Sohn auch von seinem Vater her Verpflichtungen gegen das, was dem Erdenleben Schmuck und Würde gibt. Durch Gottsched und die Neuberin eröffnete Leipzig vor hundert Jahren den Tempel unserer dramatischen Kunst, eines neuen deutschen Dichterlebens. Es ist würdig und geziemend für dieselbe Stadt, daß sie jetzt, wo die Kunst als Verbannte heimathlos umher irrt, ihr von Neuem schützend die Thore öffne.

Das muß geschehn durch die Gemeinde Leipzigs selbst, es kann geschehen ohne große Opfer, ja vielleicht ohne irgend ein anderes, als daß sie durch ihre Autorität ein Schauspielunternehmen garantirt. Die letzten Verpachtungsversuche sind gemacht worden ohne jede Prüfung der künstlerischen Befähigung derer, welche sich dazu gemeldet hatten, das ist für Leipzig eine Schmach, welche mit den stärksten Ausdrücken getadelt werden muß; wer es mit der Kunst und dem Renomme der Stadt gut meint, hat die Verpflichtung dahin zu arbeiten, daß dergleichen sich in Zukunft nicht wiederhole. Gestatten Sie mir deshalb den gegenwärtigen Pachtzustand als ein Provisorium zu betrachten, und obgleich ich der Person des gegenwärtigen Pächters alles Gute gönne, so bin ich doch genöthigt in unserm Interesse zu wünschen, daß er dies Gute irgend wo Anders erlebe, als hier in Leipzig. Sollte also der Fall eintreten, daß das hiesige Theater über kurz oder lang pachtfrei würde, so wird Ihre Erfahrung, lieber Freund, der Ansicht Recht

geben, daß ein neues Pachtverhältniß nach dem Muster der frühern nicht eingegangen werden kann, ohne ein neues Siechthum der Bühne und eine Wiederholung der kläglichen Zustände herbeizuführen, welche wir in der letzten Zeit erlebt haben. Zwei Grundsätze, welche Eduard Devrient vortrefflich begründet hat, sind für das Gedeihn jedes Theaters nothwendig, erstens: jede Bühne muß die Sicherheit eines festen Etats haben, und zweitens bei jedem, auch sehr kleinen festen Etat ist eine gute Bühne zu erhalten, wenn dieselbe verständige Leitung hat.

Es ist für die Leipziger Gemeinde sehr leicht, nach diesen beiden Grundsätzen das hiesige Theater einzurichten. Der Etat des Theaters ist nach dem Verhältniß der letzten Jahre festzustellen. Er hat in der glänzendsten Zeit Ihrer Regie ungefähr 80,000 Gesammtausgabe betragen und wird jetzt wahrscheinlich zwischen 60 bis 70,000 schweben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Summe der Ausgaben in guten Jahren durch die Einnahme bedeutend übertroffen, daß selbst im schlechten vorigen Jahr der Ausfall ein verhältnißmäßig nicht zu bedeutender, und keineswegs den politischen Ereignissen allein, sondern weit mehr der innern Auflösung des Instituts zuzuschreiben war.

Nehmen wir an, daß die Gemeinde Leipzig den Ausgabenetat ihrer Bühne auf 75,000 festsetzt, so läßt sich dafür dieselbe, vielleicht noch größere Ausdehnung des Institut's herstellen, als sie in den Jahren 46 und 47 war. Diese Summe hätte die Gemeinde in der Art zu garantiren, daß sie für den etwaigen Ausfall einzelner Jahre aufkäme, die Ueberschüsse anderer Jahre nach bestimmten Abzügen an sich zöge.

Die Gemeinde setzt dem Institut einen Director mit einem festen Gehalte vor. Was über den Etat eingenommen wird, mag zwischen dem Director und der Stadtkasse getheilt werden, denn es ist allerdings vortheilhaft, dem Director ein Interesse an dem pecuniären Gedeihen des Instituts zu bewahren.

Die Stellung des Directors zu den Mitgliedern und nach Außen bliebe, im Ganzen betrachtet, die bisherige; der Dirigent eines großen Theaters muß freien Spielraum haben und autokratische Kraft entwickeln können und darf namentlich bei Abschließung von Contracten, Kündigung derselben u. s. w. so wenig als möglich eingeengt sein.

Die Hauptsache ist, daß die Gemeinde Leipzig für eine solche würdige Form ihres Theaters den rechten Director findet. Auch hier theile ich die Ueberzeugung unsres Freundes Devrient, daß der Director selbst ein darstellender Künstler gewesen sein muß. Was für Eigenschaften er aber besitzen müßte, um seine Stellung zur Ehre der Stadt und der Kunst auszufüllen, das wäre hier unnütz zu sagen; Sie brauchen das nicht zu wissen, denn Sie haben diese Eigenschaften selbst, und das Leipziger Publikum braucht sie auch nicht zu erfahren, denn es hat dieselben während Ihrer hiesigen Regie bereits kennen gelernt.

Ich hoffe Veranlassung zu haben, öfter auf die Theater-Verhältnisse Leipzigs zurückzukommen, mögen die auswärtigen Leser der Grenzboten deshalb nicht zürnen. Es ist nicht nur eine Leipziger, sondern in der That eine allgemeine deutsche Angelegenheit, ein tüchtiges Theater nach verständigen Grundsätzen herzustellen, welches auf Bürgerkraft ruht und in dieser Zeit des Sturms der deutschen Kunst eine freie und sichere Existenz bietet. Die Vertreter der Gemeinde Leipzig aber bitte ich artig und hochachtungsvoll, ihre väterliche Aufmerksamkeit auch auf die hiesige Bühne zu richten. Wir verehren an dem Bürgermeister Koch eine Verbindung von geschäftlicher Tüchtigkeit und humaner Bildung, möchten seine Ueberzeugungen sich von den hier ausgesprochenen nicht zu weit entfernen.

Ihnen aber, mein Freund, habe ich diesen Brief geschrieben, weil für mich und Viele in Leipzig der Gedanke an Sie auf's Engste verbunden ist mit den vielen schönen Erinnerungen, welche uns das Leipziger Theater aus seiner guten Zeit zurückließ. Leben Sie wohl.

Die Philosophie des Musketier Athos. An unsere Correspondenten und Freunde. — Ihr hängt eure klugen Köpfe, wie Glockenblumen, in welchen eine borstige Hummel gekrochen ist. Alle Briefe, Correspondenzen und Privatschreiben sind sehr schwermüthig, gedrückt und kummervoll. Unser Sofi sitzt traurig auf seinem Teppich und bläst den Rauch der Verzweiflung aus den Naslöchern der Vaterlandsliebe, die beiden R. in Berlin wandeln bleich und rastlos straßauf, straßab, von den Constablern beargwöhnt, selbst von Wrangeln wegen ihrer verzweifelten Miene bemitleidet, und Ihr in Wien versucht vergebens hinter einem leisen Lächeln die Bitterkeit zu verbergen, von welcher Eure harmlosen Seelen jetzt überträufeln. Alle tragen wir etwas Jämmerliches in uns herum. Auch das soll einmal gesagt sein und das Publikum mag es hören. Denn wir Journalisten sind in Vieler Meinung nichts als Schwämme, welche die Tagesneuigkeiten einsaugen und wieder ausspritzen; wie sie aber auf uns selbst wirken und wie die ewigen Dummheiten und Nichtswürdigkeiten, die wir zu berichten und zu deuten haben, in uns selbst arbeiten, darnach frägt kein Teufel. — Für uns aber, meine Herren, steht zweierlei fest. Erstens, daß wir vor einem Jahr mehr Blut in den Wangen hatten als jetzt, und zweitens, daß wir uns durchaus Mühe geben müssen, wieder welches hineinzubekommen, denn sonst werden wir, die wir dies Jahrhundert zum Nutzen der Menschheit verdauen und verarbeiten sollen, vor der Zeit selbst verarbeitet und aufgezehrt.

Soll die fröhliche Schlauheit unseres Kreises Mönchskutten tragen und sich mit Geißelhieben den Rücken streichen? Eine nicht aufzuwerfende Frage. Sollen wir, die Könige des Lebens, uns wegen der Thorheit der Kronenträger zu Galläpfeln verunstalten? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Gibt es dagegen ein Mittel? Ja. Und wie heißt es? Philosophie. Ich empfehle Euch Philosophie,

ihr Freunde, sie gibt Trost, Stärke, Beruhigung. Unter allen philosophischen Systemen, welche der menschliche Scharfsinn ausgeheckt hat, gibt es zunächst zwei, in denen Segen ist. Zuerst das englische unseres Freundes Taplay (Chuzzelwit, Boz), dem kein Elend groß genug war, und dem die Klapperschlangen, welche auf seinem Bett in Amerika Pfropfenzieher spielten, nur ein verächtliches Lächeln abnöthigten. Diese Philosophie paßt für euch, ihr Wiener. Wir trauern über den Geldruin Oestreichs. Fassen wir die Sache gemüthlich, sie hat auch ihre großen Vortheile. Sonst mußte man sich mit Geld schleppen, um zu existiren. Das war aus mehreren Gründen oft recht unbequem. Jetzt ist das ganz unnöthig, man zieht eine kleine schmutzige Ecke Papier aus der Westentasche, die man vom ersten besten Fidibus abgerissen hat, und erhält dafür die besten Backhahnerl und viele Maaß Wein. Es ist immer noch viel Behaglichkeit bei der Sache. — Wer aber trotziger von Natur ist, z. B. wir Nordländer, der halte sich in dieser schlechten Zeit an das französische System des verstorbenen Musketier Athos. Athos schloß sich während eines Belagerungszustandes in den Keller seines Wirths ein, baute eine Barrikade von Schinken und führte ein wohlwollendes Stillleben unter Burgunderflaschen, bis seine Feinde ihn um Pardon baten.

Auch für uns gibt es ein Mittel unseren Feinden, den Herren des Belagerungszustandes, so fürchterlich zu werden, daß sie zuletzt um Gnade bitten, und das Mittel heißt, sich durch jede Art Humor zu verbarrikadiren. Um aller Götter willen, erhaltet Euch Eure gute Laune, lieben Freunde. Ein jeder Mann muß zu allen Zeiten einen Kellerraum in seinem Herzen haben, wohin kein Tyrann seine Hände stecken darf, in den er sich frei zurückziehn kann, wenn ihm das Wetter über den Hals kommt. Sorgt dafür, daß ihr den ausbaut. Ihr werdet um so bessere Fechter sein, wenn ihr einen solchen Zufluchtsort habt. — Findet ihr keinen reizendern, wird es euch irgendwo zu ungesund und unerträglich, wohlan, so kommt zu uns zurück, wie detagirte Corps zur Armee. Sind wir auch einzeln ärgerliche Leute, in Gemeinschaft mit einander sitzen wir emsig und fröhlich am Quell gottseliger Weisheit. Ihr Herren in Wien, Prag, Berlin und wo sonst einer unserer Genossenschaft lagert, seid brüderlich gegrüßt und daran erinnert, daß wir zwar zuerst unserer Zeit gegenüber die Pflicht haben zu arbeiten, gegen uns selbst und unsere Freunde aber die Pflicht glücklich zu sein.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von Friedrich Andrä.

Preußische Briefe.

Sechzehnter Brief.

Die große Woche der Patente.

Die sonst ziemlich inhaltlosen Blätter des Staatsanzeigers haben in der letzten Woche eine überraschende Fülle entwickelt; kaum hatte man Zeit, den Eindruck von heute in sich zu verarbeiten, so drängte sich morgen ein neues Interesse dazwischen. Es thut Noth, diese wechselnden Eindrücke zu ordnen. Wir wollen zunächst, was die preußische Regierung gethan, in den Mittelpunkt stellen.

Folgendes sind, nackt hingestellt, die vorliegenden Thatsachen.

Preußen hat mit Hannover und Sachsen ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen; es ist ihm in demselben die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übertragen worden, ohne daß über die Form, in welcher dieselben berathen und geordnet werden sollen, oder auch nur über den Umfang und die Dauer des Bündnisses etwas festgestellt wäre. Zunächst ist man nur über ein Austrägalgericht von sieben Mitgliedern übereingekommen — drei aus Preußen, zwei aus Hannover, zwei aus Sachsen — vor welchem die gegenseitigen Streitigkeiten ausgeglichen werden sollen. Das Gericht wird vorläufig wenig zu thun haben.

Es haben ferner die verbündeten drei Regierungen an die übrigen deutschen Staaten die Aufforderung erlassen, sich diesem Bündniß anzuschließen. Als Bedingung des Anschlusses haben sie einen Verfassungs-Entwurf ausgearbeitet, welcher zum Theil dem Frankfurter entspricht, in manchen wesentlichen Punkten Modificationen eintreten läßt, vor Allem aber von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß Oestreich an dem projectirten Bündniß keinen Antheil nehmen werde.

Dieser Entwurf ist also in keiner Weise eine rechtsgiltige Verfassung. Einmal richten sich seine Bedingungen zum großen Theil nach der Zahl der Regierungen, welche ihn annehmen. Noch aber kann man nicht einmal von Hannover oder Sachsen sagen, daß sie ihm definitiv beigetreten wären, wenigstens hat das letztere ausdrücklich erklärt, es gebe seine Zustimmung nur unter dem Vorbehalt der Genehmigung seiner Kammern.

Aber auch nach der Einwilligung sämmtlicher Staaten soll die Verfassung noch nicht rechtsgiltig sein. Sie soll vielmehr mit den Volksrepräsentanten — die

freilich nur auf Grund der bereits vollzogenen Verfassung sich versammeln können — vereinbart werden. Das klingt volksthümlicher als es ist. Das Beispiel der Verfassung vom 5. December liegt zu nahe. Damals erklärte man auch, man wolle die octroyirte Constitution nicht eher für rechtsgiltig erklären, als bis sie von den Ständen revidirt wäre. Die Kammern nahmen sie in der Adresse pure an, und wurden darauf zum Dank, weil sie in anderer Beziehung der Regierung unbequem wurden, nach Hause geschickt und die Verfassung selbst nach Gutdünken geändert. Mit der neu zu berufenden deutschen Constituante würde man es wahrscheinlich eben so machen.

Das ist nämlich die zweite Thatsache, welche hier in Betracht kommt, die Verletzung der preußischen Verfassung in zwei wichtigen Punkten: einmal das Hinausschieben der Ständeversammlung weit über den gesetzlichen Termin (vom 26. Juni auf den 7. August), sodann die eigenmächtige Veränderung des Wahlgesetzes. Das erste ist ein temporärer Eingriff, für welchen die Regierung, wenn sie ihn gehörig begründet, von den Kammern eine Indemnitätsbill fordern darf; das zweite aber ist eine organische Rechtsverletzung, welche durch nichts wieder gut gemacht werden kann. Es ist eine zweite Auflage der Juliordonnanzen.

Unter diesen Umständen sind folgende Fragen zu erwägen.

Einmal. Wie denkt sich Preußen das bestehende Rechtsverhältniß? und zwar zum Reich und zum preußischen Volk?

Zweitens. Wie denkt sich Preußen die Rechtsverhältnisse, welche durch die Begründung seines Separat-Bundesstaats in beiden Beziehungen erwachsen sollen?

Was zunächst die Auffassung der bestehenden Rechtsverhältnisse zum Reich oder zum deutschen Bunde betrifft, so liegt darin mancher Widerspruch.

Nachträglich erfahren wir aus der Deutschen Zeitung, daß bereits unter dem 18. Mai der preußische Bevollmächtigte in Frankfurt, v. Kamptz, dahin instruirt wurde, der Centralgewalt die Eröffnung zu machen, sie sei nicht mehr competent, die Verhandlungen mit dem Ausland — hier zunächst mit Dänemark — weiter zu führen. Denn da sie nur durch ihre verantwortlichen Minister regieren könne, so höre ihre Regierungsthätigkeit auf mit der Auflösung des Parlaments, dem sie verantwortlich gewesen. Demnach werde Preußen selber die Verhandlungen in die Hand nehmen. Zugleich sei der Reichsverweser aufgefordert worden, seine förderhin unhaltbare Stellung aufzugeben.

Wir vernehmen ferner, daß am 24. Mai der Reichsverweser gegen diese Insinuation und gegen den beabsichtigten „Bundesbruch" Preußens einen energischen Protest eingelegt hat, contrasignirt von seinen Ministerpräsidenten: zwar sei er schon längst Willens gewesen, abzudanken, aber „keine Macht auf Erden" solle ihn zwingen, diesen Schritt früher zu thun, als er es für angemessen hielte.

Man erinnert sich unwillkürlich dabei an eine ähnliche Versicherung des Königs von Preußen, es nie zugeben zu wollen, daß ein beschriebenes Blatt sich zwischen Ihn, sein Volk und seinen Gott stelle.

Es scheint nun ein Widerruf zu sein, wenn die am 31. Mai veröffentlichte preußische Staatsschrift über das mit Hannover und Sachsen abgeschlossene Separat-Bündniß Folgendes enthält. „Dieses aus den Forderungen der Gegenwart hervorgegangene und von deren Dauer abhängende Bündniß ist nicht der deutsche Bund von 1815. Auf die Befugnisse gestützt, welche Art. 11 der Bundesakte allen Bundesgliedern vorbehält, berührt es nirgend den völkerrechtlichen Verein der Staaten, die zum deutschen Bunde gehören, sondern erkennt vielmehr den rechtlichen Fortbestand desselben mit allen hieraus erwachsenen Rechten und Pflichten unverändert an. Ebensowenig fällt daher die an Preußen übertragene Leitung der gemeinsamen Interessen jenes Bündnisses mit der durch den Bundesbeschluß vom 12. Juli 1848 anerkannten provisorischen Centralgewalt zusammen; über die Fortdauer dieser Institution würde, wenn der Erzherzog-Reichsverweser sich veranlaßt finden sollte, sein Mandat niederzulegen, immer wieder nur durch die Gesammtheit der Glieder des deutschen Bundes bestimmt werden können."

Ferner. „Sollte es erforderlich werden, die durch die Auflösung des Bundestages verursachte Lücke in der formellen Behandlung der Bundesgeschäfte durch neue Uebereinkünfte zu ersetzen, so werden sich die in dem engern Bundesstaat vereinigten Glieder dazu stets bereit finden lassen."

Aber der Werth dieser Gefälligkeit wird sehr vermindert, wenn man in derselben Denkschrift liest: „der bisherige und rechtlich fortbestehende deutsche Staatenbund ist nicht fähig, seine Glieder gegen den innern und äußern Brand zu schützen." Ferner: „die Nationalversammlung hat es den Regierungen unmöglich gemacht, ihren ferneren Handlungen irgend eine Giltigkeit beizumessen." Endlich: „Da die Regierung des Reichsverwesers nur durch die der Nationalversammlung verantwortlichen Minister ausgeübt wird, so hat auch deren Thätigkeit ebenso ihren rechtlichen Boden verloren, als sie jetzt factisch außer Stande ist, einem Berufe zu genügen" u. s. w.

Also: der rechtlich fortbestehende Bund mag entweder in der alten Form erneuert oder, wie bisher, durch den Reichsverweser vertreten werden, wir haben nichts dagegen, nur sprechen wir seiner Thätigkeit jede rechtliche Basis und jede factische Befähigung ab.

Da aber der Bundestag rechtlich wie factisch aufgehört hat, und da der provisorischen Centralgewalt, welche die einzige Vertretung der Einheit Deutschlands ist, jede Wirksamkeit entzogen wird — sogar die Durchführung des von ihr angeknüpften völkerrechtlichen Verhältnisses zu Dänemark, so ist in der That kaum abzusehen, worin die Fortdauer des Bundes eigentlich noch bestehen soll. Jedenfalls ist das etwaige Bündniß, welches man mit den ehemaligen Staaten des

deutschen Bundes abschließen mag, ein neues, auf Grund dessen z. B. Holstein oder Limburg kaum wird angehalten werden können, sein Contingent zur Bundesarmee zu stellen.

Statt also offen zu sagen: Es sind in Folge des deutschen Bundes rechtliche Verhältnisse entstanden, welche auf rechtlichem Wege abgelöst werden müssen, z. B. die Reichsfestungen, zu denen Oestreich seinen Theil beizutragen hat, wie gewisse allgemeine Gesetze, z. B. das gegen den Nachdruck — nimmt man den Mund voll und zwingt sich selbst in Unwahrheiten hinein, die Niemanden täuschen können.

Indeß von dieser theoretischen Schwierigkeit könnten wir absehn, wenn sich die praktischen nicht zu sehr vordrängten.

Gesetzt nämlich, der projectirte Bundesstaatsverein käme durch einen Beschluß der norddeutschen, sowie einiger westdeutschen Regierungen zu Stande: wie will man sich zu dem Bunde verhalten, den möglicher Weise Baiern um sich crystallisirt, dem sich Oestreich schützend zur Seite stellen wird, und dem sich vielleicht mit einem letzten Verzweiflungsstreich die Reste der parlamentarischen Partei in die Arme werfen?

Wie will man ferner den demokratischen Bestrebungen in Baden begegnen, wenn man sich selber vom Gehorsam gegen die Reichsgewalt lossagt? Endlich wie will man seinen Forderungen in der deutschen Frage eine rechtliche Begründung oder auch nur eine klare Fassung geben, wenn man nicht mehr im Namen des Reichs auftritt? Werden die Regierungen der nicht dem neuen Bündniß angehörigen Staaten sich dazu hergeben, ihre Truppen im preußischen Interesse verwenden zu lassen?

Das alles sind Fragen, auf welche uns die preußische Staatsschrift die Antwort schuldig bleibt. Sie sind es aber hauptsächlich, auf welche das Einheitsbestreben der deutschen Nation sich gründet. Löst man sie vom Standpunkt des rein dynastischen Interesses, so wird es schwer fallen, dasselbe noch ferner auszubeuten.

Die Schwierigkeit wäre geringer, wenn Preußen im eignen Staatswesen reine Hand hätte. Es könnte dann sagen: macht mit dem Bunde, was euch beliebt, ich, der souveräne Staat Preußen, werde handeln, wie meine eignen Bedürfnisse es erheischen.

So steht es aber nicht; durch ihren Bruch mit dem Reich und mit den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung hat die preußische Regierung auch mit den Vertretern des eignen Volks gebrochen. Auf diese innern Verhältnisse müssen wir einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit richten.

Nachdem Preußen unter dem Ministerium Camphausen sich für einen constitutionellen Staat erklärt hatte, kam es darauf an, den Inhalt der Verfassung festzustellen. Die Regierung selbst, obgleich von den Demokraten lebhaft dazu aufgefordert, fühlte sich nicht im Stande, denselben einseitig zu octroyiren; gegen die Uebertragung dieses Geschäfts an das bisherige Organ der ständischen Ver-

tretung erklärte sich aber die öffentliche Meinung. Demnach ertheilte die Regierung, mit der verfassungsmäßigen Zustimmung des vereinigten Landtags, einer auf Urwahlen begründeten constituirenden Versammlung das Recht, die preußische Verfassung zu entwerfen.

Die Versammlung wurde aufgelöst, weil sie über den Umfang ihrer Befugnisse mit der Krone in einen Conflict gerieth, und die Krone verlieh einseitig die Verfassung, doch so, daß sie den Entwurf der Constituante zu Grunde legte, daß sie dem wichtigsten Factor der neuen legislativen Gewalt, der zweiten Kammer, die ursprüngliche Form derselben ließ, und daß sie den nächsten Kammern das Recht vorbehielt, die Verfassung zu revidiren. Erst nach dieser Revision sollte sie beschworen werden.

Nun sind aber die Kammern gleich zu Anfang ihrer Thätigkeit aufgelöst, die Verfassung ist nicht revidirt und nicht beschworen, und die Regierung hat ihr eignes Werk eigenmächtig verändert. Ihre frühere Versicherung, daß wir seit dem 5. December in einem constitutionellen Staat leben, hat sich also als lügenhaft erwiesen, denn das ist kein constitutioneller Staat, wo die Regierung das Recht hat, nach Belieben die Grundgesetze umzuwerfen.

Das Wahlgesetz war aber ein integrirender Theil der Verfassung, und zwar einer der wesentlichsten. In der Trennung beider geht beiläufig die Regierung mit den Demokraten Hand in Hand: die Linke nahm das Wahlgesetz an, aber nicht die Verfassung.

Die ministerielle Denkschrift bezeichnet drei Punkte des Wahlgesetzes als solche, die mit dem wahren Wohl des Staats nicht vereinbar wären: die ungenügende Definition des Begriffs „selbstständig," die mangelhafte Oeffentlichkeit der Wahlen, und die gleiche Berechtigung sämmtlicher Wähler. Das erste abzuändern findet sie nicht angemessen, wenigstens nicht für jetzt; wahrscheinlich behält sie es einer neuen Octroyirung vor, denn daß sie sich bestimmte Vorstellungen darüber gemacht hat, zeigt der Entwurf des Reichswahlgesetzes. Die beiden andern Punkte dagegen modificirt sie nach Gutdünken.

Der neue Wahlmodus ist complicirt genug. In jedem Urwahlbezirk wird ein Verzeichniß der Urwähler angefertigt, nach der Reihe, wie die Höhe ihrer directen Steuern auf einander folgt. Die Steuern werden summirt und in der Reihe, wo ein Drittel dieser Summe sich ergibt, ein Strich gemacht. Dahin reichen die Urwähler der ersten Classe. Das zweite Drittel bildet die zweite. Jede Classe wählt die gleiche Anzahl der Wahlmänner.

Was das Materielle dieser beiden Abänderungen betrifft, so halte ich die Oeffentlichkeit der Wahlen für einen Fortschritt. Zwar erhält dadurch unverkennbar die Aristokratie einen größern Einfluß, aber dieser Nachtheil, der sich um so mehr geltend macht, da diesmal der Armee eine unverhältnißmäßig große Betheiligung bei den Wahlen zugestanden ist, — wird dennoch aufgewogen durch

die Nothwendigkeit, in die jeder Einzelne sich versetzt sieht, für seine Stimme auch mit seiner Ehre einzustehn. Bei den heimlichen Wahlen fällt der Einfluß den Demokraten zu, der noch gefährlicher ist, weil er auf unsittlicheren Motiven basirt. — Der Wahlmodus hat den Nachtheil, daß er schwer zu handhaben ist, und daß er eine große Zahl veranlassen wird, sich bei der Wahl nicht zu betheiligen; er beruht ferner auf einer falschen Anwendung des richtigen Grundsatzes, daß die Rechte den Leistungen entsprechen müssen. Denn nicht allein durch die Steuer betheiligt sich der Bürger am Staat: er ist ihm unter andern mit seinem Leben verpflichtet, und diese Verpflichtung ist in Preußen für Alle gleich. Außerdem ist es, da der Reichthum schon ausschließlich die erste Kammer zusammensetzt, eine schreiende Ungerechtigkeit, seinem Einfluß auch die zweite zu unterwerfen.

Allein es kommt darauf auch gar nicht an. Niemand wird bestreiten können, daß mit jenem Wahlmodus eine sehr bedeutende materielle Veränderung in der Verfassung eingetreten ist, denn nicht allein die den Kammern zugeschriebenen Rechte, sondern auch ihre Zusammensetzung bildet die Grundlage derselben. Zu einem solchen Eingriffe hatte die Regierung kein Recht, und selbst in dem Falle, daß er in allen Punkten eine Verbesserung enthielte, wäre der Nachtheil, der durch die Verdrehung des öffentlichen Rechtsgefühls entsteht, viel größer. Denn jede Willkür ruft die entgegengesetzte hervor.

Durch diese Veränderung — die beiläufig auch die übrigen constitutionellen Staaten, welche sich dem neuen Bunde anschließen, bedroht — wird auch die zweite Verletzung der Verfassung erschwert: das Hinausschieben des Einberufungstermins auf sechs Wochen. Denn die Kammern, von welchen die Regierung eine Indemnitätsbill zu fordern hat, sind nicht die alten, verfassungsmäßigen mehr, es ist ein neues Institut, das zur Entscheidung einer solchen Rechtsfrage incompetent ist.

Der Hauptgrund dieses Hinausschiebens ist der, daß bei der jetzt herrschenden Stimmung die Regierung auf mißliebige Wahlen zu rechnen hat, trotz ihrer Kunststücke. Das ist ganz richtig, aber das will bedacht sein, ehe man eine Kammer auflöst. Eine Auflösung ist nur dann berechtigt, wenn man auf eine günstigere Wendung der Wahlen rechnen kann.

Die Regierung hat also gezeigt, daß die von ihr selbst verliehene Verfassung für sie nicht verbindlich ist. Sie hat sich eben so wenig über den Umfang der Rechte ausgesprochen, den sie den neuen Kammern zugesteht. Ich will nur zwei Punkte hervorheben. Sollen sie das Recht haben, die Verfassung zu revidiren, wozu eigentlich nur die alten Kammern einberufen waren? Ferner, wird man ihnen eben so, wie es der König von Sachsen seinen Ständen verheißen hat, den Entwurf der Reichsverfassung zur Genehmigung vorlegen? Und wird das Votum derselben von irgend einem Einfluß auf die Entschlüsse der Regierung sein? Es ist darauf kaum zu rechnen.

Die Frage, ob die liberale Partei nach diesen Prämissen sich überhaupt an den Wahlen betheiligen soll, ist daher wohl aufzuwerfen. Ich selber trage kein Bedenken, sie mit Ja zu beantworten. Auch diese Verfassung ist eine Waffe, welche die Regierung der liberalen Partei in die Hand gibt, sie zu bekämpfen. Für den Augenblick haben die Liberalen keine andere. Sie sollen daher wählen, und ohne Vorbehalt: denn bei dieser Art von Verfassung, wo die Regierung sich in jedem Augenblick das Recht vindicirt, nach Gutdünken Abänderungen zu treffen, versteht es sich ganz von selbst, daß ihren Gegnern dasselbe Recht zusteht, sobald sie die Macht haben werden. Die Verfassung ist nichts als eine Einigung über den Boden, auf welchem man vorläufig den Kampf führen will.

In diesem Sinn nehmen wir Act von folgender Erklärung der Deutschen Reform. „Die Octroyirung des Wahlgesetzes wäre und bliebe eine Verletzung der Verfassung, wenn diese Verfassung der formellen Anerkennung beider Kammern ungeachtet sich nicht im Augenblick ihres Erscheinens durch ihr Wahlgesetz selbst wieder aufgehoben hätte. (!) Staat und Demokratie sind Gegensätze, die einander unbedingt ausschließen. Die Verfassung vom 5. December war nicht im Stande, den Staat zu retten, denn sie heiligte in trauriger Verblendung (bedankt euch, ihr Excellenzen!) den ersten Grundsatz der Demokratie, die Auflösung des staatlichen, d. h. nach dem Unterschiede der gesellschaftlichen, materiellen (lange Beine und dicke Arme) und geistigen Kräfte gegliederten Volks in die unterschiedslose, Kopf an Kopf gezählte Masse. Das Wahlgesetz der Verfassung vom 5. December war demokratisch und hob somit den Staat seinem Begriffe nach auf. — Einer Partei gegenüber, welche kein Mittel des Verrathes und der Lüge scheut u. s. w., sollte die Krone durch einen Artikel der Verfassung sich gezwungen glauben, ruhig zuzuschauen, wie der Staat auf die verfassungsmäßigste Weise ruinirt wurde? Nimmermehr! Die Feinde des Vaterlandes sind außer dem Gesetz, und in dieser staatlichen Rechtlosigkeit der Demokratie liegt das Recht des den Staat repräsentirenden Ministeriums (!!), der Demokratie und ihren begriffslosen Massen die auf dem alten Wahlgesetz beruhende Alleinherrschaft um jeden Preis zu entreißen. — Die heutige formelle Verletzung der Verfassung ist nichts als eine nothwendige Folge ihrer materiellen, durch das Wahlgesetz bedingten Wesenlosigkeit. Die Aufhebung war die erste Bedingung für die Möglichkeit der Herstellung eines wirklichen Rechtszustandes durch Ausmerzung der Demokratie aus dem staatlichen Leben und Verweisung derselben an die Stelle, an welcher sie einzig berechtigt ist, auf die Barrikade."

Einer Partei, welche kein Mittel des Verraths und der Lüge scheut — muß die Alleinherrschaft um jeden Preis entrissen werden. Um jeden Preis!

Ueber die Ansicht der Regierung von dem bestehenden Recht sind wir im Klaren. Wir kommen auf die zweite Frage: wie denkt sie sich die zukünftigen Rechtsverhältnisse, welche durch die Gründung des neuen Bundesstaats sich bilden sollen?

Der principielle Unterschied des preußischen Entwurfs von dem Frankfurter springt in die Augen, und wir müssen sogleich hinzusetzen, der erste kommt der Ansicht, welche wir selbst über die Entwickelung der deutschen Verhältnisse vom Anfang der Revolution an ausgesprochen haben, viel näher als der zweite, und wir würden ihm auch jetzt noch den Vorzug geben, müßten wir nicht aus seinem Ursprung mit Gewißheit schließen, daß fortwährende Verletzungen desselben von Seiten der Regierungen „die nothwendige Folge seiner materiellen Wesenlosigkeit" wären. Dies zu begründen, müssen wir einen Augenblick in die Geschichte des vergangenen Jahres zurückgehen.

Diejenige Partei, welche sich nach der Märzrevolution, bei der vollständigen Ohnmacht der deutschen Regierungen, der Bewegung bemächtigte, setzte sich zum Ziel die Herstellung des deutschen Reichs. Der deutsche Bund sollte durch eine aus der Volksvertretung hervorgegangene und ihr verantwortliche Centralgewalt ersetzt, und zu Gunsten dieser Centralgewalt die einzelnen deutschen Staaten, namentlich die beiden mächtigsten, Oestreich und Preußen, mediatisirt werden. Aus diesem Streben ging die provisorische Gewalt des Reichsverwesers hervor.

Wir gehörten zu der sehr geringen Zahl derjenigen, welche diesen ganzen Weg für einen falschen ansahen. Gar zu stark versteckte sich hinter der Maske der Centralisation der bloße Haß gegen den berechtigten — großstaatischen Particularismus von Seiten des unberechtigten, kleinstaatischen. Wir konnten mit derjenigen Partei nicht gehen, welche zu Gunsten des Einheitsstaats ernstlich alle Fürsten verjagen wollte, weil diese keinen andern Hinterhalt hatte, als die zügellosen Massen; wir konnten aber noch viel weniger die Illusionen derjenigen Partei theilen, welche naiv genug war, die Oberherrschaft einer constitutionellen Reichsgewalt und zugleich das Fortbestehen zweier Großstaaten für möglich zu halten. Wir waren der festen Ueberzeugung, daß Deutschland unfähig sei, sich durch einen innerlichen Proceß zu einem Einheitsstaat zu gestalten. Trotz der Schwäche, in welche Oestreich und Preußen damals versunken schien, glaubten wir doch an die Fortdauer ihres welthistorischen Berufs und knüpften die Idee einer deutschen Macht an die Entwickelung dieser beiden Kriegerstaaten.

Oestreich schrieben wir den Beruf zu, seine außerdeutschen Provinzen mit dem deutschen Geist zu durchdringen und zu einem Einheitsstaat zu verschmelzen. Preußen, in die Bahn von 1808 zurückgeführt, sollte die Hegemonie in dem übrigen Deutschland führen. Beide Staaten sollten in ein enges, völkerrechtliches Bündniß zu einander treten.

Wir dachten uns eine gleichmäßige constitutionelle Verfassung in sämmtlichen

deutschen Staaten, den König von Preußen mit der Führung der auswärtigen Angelegenheiten betraut und mit der Aufsicht über die gemeinsamen innern Verhältnisse, Handel, Zölle u. s. w. Zur Controle sollte ihm ein Ausschuß der verschiedenen deutschen Parlamente zur Seite stehn.

Die Zeit, in welcher diese Verfassung auf organische Weise, d. h. durch einen freien Vertrag der einzelnen Staaten, hätte entstehen können, ging durch die Schwäche der preußischen Regierung, den Uebermuth der süddeutschen Patrioten und die Einmischung der Oestreicher in das deutsche Verfassungswerk verloren. Daß Männer, wie Gagern, die schon damals — seine Rede in der Darmstädter Kammer bezeugt es — von ähnlichen Ideen ausgingen, und in deren Händen es damals lag, der Bewegung eine Richtung zu geben, durch die Einberufung eines großdeutschen Parlaments gegen ihr eignes Werk arbeiten konnten, mögen sie mit ihrem politischen Gewissen abmachen.

Das Gagern'sche Programm, veranlaßt durch die beginnende Centralisation Oestreichs, widersprach diametral seinen Voraussetzungen, dem Frankfurter Parlament und der Centralgewalt. Es war verkehrt, daß die Abgeordneten aller deutschen Länder eine Verfassung entwerfen sollten, die nur für einen Theil derselben giltig sein sollte; noch dazu in einer Zeit, wo bereits die physische Macht der Einzelstaaten über die blos moralische der Reichsgewalt hinaus trat. Wenn daher die preußische Regierung der Verfassung vorwarf, sie sei principlos und enthalte widersprechende Bestandtheile, so war das zum Theil begründet, denn die Verfassung war durch Transaction von drei verschiedenen Parteien gegründet, von denen zwei — die Großdeutschen und die Demokraten — Alles daran gesetzt hatten, sie unmöglich zu machen. Allein es war diese Transaction das einzige Mittel, eine Verfassung überhaupt zu Stande zu bringen, und der Perfidie Preußens, mit seinen Feinden, den Oestreichern und Ungarn, zu intriguiren, anstatt seinen Anhängern gegenüber eine klare und hilfreiche Stellung anzunehmen, hat zum Theil verschuldet, daß es nun, anstatt auf organischem Wege die Resultate des vorigen Jahres ordnend zu entwickeln, mit einer neuen Gewaltthat in das Rad der Geschichte eingreifen, die Nation aufs Neue bitter verletzen mußte.

Wie dem auch sei, wir müssen zugestehen, daß der Berliner Entwurf, wenn er nicht an der Spitze von Bajonnetten dem Volk entgegengetragen würde, im Princip den Vorzug verdiente, so mangelhaft in vielen Punkten die Ausführung ist. Im preußischen Staat ist der feste, fertige Mittelpunkt gegeben, um welchen das übrige Bundessystem sich crystallisirt; die Reichsgewalt tritt nicht als eine neue, feindselige Macht den bestehenden Staaten gegenüber, sie ist vielmehr die collective Gewalt der sämmtlichen Staaten, in eine möglichst handliche Form gebracht. Die Grundsätze der Note vom 23. Januar sind im Wesentlichen festgehalten; von der Verfassung ist vorläufig nichts ausgeführt, als ein gemeinsames Schiedsgericht, so wie ein Verwaltungsrath der dem König von Preußen zur Seite stehen soll,

über den freilich noch nichts Näheres festgestellt ist. Die Anerkennung des Reichsgerichts ist für den weiteren Eintritt den übrigen Staaten als Bedingung gesetzt; ob man über die sonstigen Bestimmungen Unterhandlungen offen lassen wolle, ist nicht gesagt.

Aber wie verständig auch alles Einzelne angelegt sein möchte, die Verfassung hat doch als solche keine Lebensfähigkeit, denn sie geht nicht von einem constitutionellen, sondern von einem eingeständlich absolutistischen Staate aus, der nach Belieben Verfassungen octroyirt und wieder aufhebt, der bald diese bald jene Kammern einberuft und sie, wenn sie ihm irgend widersprechen, nach Hause schickt — dem Staat der alten Fürstenwillkür.

Dennoch bleibt den Staaten keine andere Wahl, als sich Preußen anzuschließen. Die Frankfurter Verfassung, als die legitime, auf die Fahne der Partei zu schreiben, hat wenig praktischen Nutzen, da man nicht wissen kann, ob sich nicht in wenig Jahren die Verhältnisse so vollkommen geändert haben werden, daß sie nicht mehr paßt. Das bisherige „Reich" könne keinen Mittelpunkt mehr bilden, es ist eigentlich nie lebensfähig gewesen und wird jetzt von der schlechtesten und principlosesten Partei, die wir haben, der Großdeutschen ausgebeutet. An Oestreich sich anzuschließen, wäre noch thörichter, denn hier haben wir nicht blos den gewaltsamen, sondern bereits wieder den sinnlosen Absolutismus. Das Absurdeste aber wäre, die staatliche Verwesung Badens und der Pfalz sich weiter über Deutschland ausbreiten zu lassen.

Der Staatenbund bietet wenigstens einen vorläufigen Halt für die weitere Entwickelung, die in ein neues Stadium treten wird, sobald Preußen ein constitutioneller Staat geworden sein wird. Durch seine enge Verbindung mit den übrigen deutschen Staaten wird es schneller dahingetrieben werden. Es ist wohl nur ein Scherz, wenn man meint, die preußische Fürstensouveränität werde sich stärken durch ihre Zusammenschmelzung mit den übrigen Fürstengewalten. Wenn nur Oestreich ausgeschlossen bleibt, die einzige unnahbare Schutzwehr des Absolutismus, so wird Preußen sich mit der Volksvertretung gegen die kleinstaatliche Fürstenwillkür, die Fürsten werden sich mit ihr gegen die preußische Militärherrschaft verbinden, wenn sie auch im Anfang das Gegentheil sich vorsetzen.

Man mag diese Hoffnung sanguinisch schelten; in Zeiten so wunderlicher Verwickelung ist es praktischer, den vollendeten Thatsachen irgend eine Seite abzugewinnen, von der aus man sie nach den eignen Absichten zurechtlegen kann, als mit träumerischer Wehmuth zu resigniren.

Selbst die inneren Widersprüche des Entwurfs werden dazu beitragen, die weitere Entwickelung im Sinn der Freiheit zu fördern.

Diese Widersprüche liegen namentlich in der Unklarheit, in welcher das Verhältniß Preußens zum „Reich", und des Reichs zum „Deutschen Bunde" aufgefaßt ist. Der Schwerpunkt des Reichs fällt nun allerdings nach Preußen, wohin

er fallen mußte, wenn nicht der Natur und der Geschichte Gewalt angethan werden sollte und nicht nach Süddeutschland, wo ihn selbst Gagern suchte, wo er aber immer nur ein idealer, imaginärer geblieben wäre. Die höchste Reichsgewalt ist eine immanente Eigenschaft des preußischen Königthums, nicht mehr etwas wesentlich Anderes, gleichsam Feindliches. Preußen wird nicht mehr mediatisirt. Dennoch hat der König zwei Regierungen unter sich und zwei ständische Körperschaften, die einander an Einfluß ziemlich gewachsen sind und die leicht in eine gegnerische Stellung gerathen können. Wie diese Verhältnisse, auch nur in der Zukunft, einmal geordnet werden können, darüber gibt der Entwurf keine Andeutung, augenscheinlich, weil sich die Verfasser selbst keine Vorstellung davon gemacht haben.

Noch viel wunderlicher ist aber die Ansicht, welche der Entwurf von dem Verhältniß des „Reichs" zum Deutschen Bunde veranlaßt. Der letztere soll nicht blos fortbestehen, er soll auch wieder durch eine Centralbehörde repräsentirt werden, an welcher sich Oestreich wesentlich betheiligen soll. Schon in den Verhandlungen über die §§. 2. und 3. der Verfassung wüßte man nicht, wie Gagern, Vincke, Radowitz und Andere sich ihren engern und weitern Staat vorstellten, man mußte Vieles, was sie über die innige Vereinigung sagten, für eine Captatio benevolentiae gegen die Oestreicher nehmen. Nach dem Entwurf hört nun vollends jeder bestimmte Begriff auf. Man scheint sogar eine Centralgewalt, ähnlich der provisorischen anerkennen zu wollen und doch wird dem engern Bunde die Benennung „Reich" vindicirt, trotz der Bedenken der Hansemannschen Flugschrift, der dieser Name viel zu vornehm für die bescheidenen Ansprüche erscheint, welche die Verfassung realisiren soll.

Wir wollen nun die wesentlichen Differenzen zwischen den beiden Verfassungsentwürfen verfolgen. Der Berliner schließt sich ganz dem Gange des Frankfurter an.

I. Das Reich. Frankfurt: „Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiet des bisherigen deutschen Bundes. Die Festsetzung der Verhältnisse des Herzogthums Schleswig bleibt vorbehalten." Berlin: „Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiet derjenigen Staaten des bisherigen deutschen Bundes, welche die Reichsverfassung anerkennen. Die Festsetzung des Verhältnisses Oestreichs zu dem deutschen Reiche bleibt gegenseitiger Verständigung vorbehalten." Die letztere Fassung ist unstreitig vorzuziehn, weil die erste unausführbar und darum unwahr ist.

II. Die Reichsgewalt. Der Frankfurter Entwurf geht davon aus, den Einzelstaaten alle höhern Regierungsbefugnisse zu nehmen. Der Berliner überläßt der unmittelbaren Reichsverwaltung — mit Ausnahme der Vertretung nach Außen hin, welche das Reich sich von den Fürsten ausschließlich übertragen läßt — nur wenig, in einzelnen Fällen vielleicht zu wenig. Der Frankfurter Entwurf

hatte dem Reich bestimmte Einnahmen zugewiesen; der Berliner dagegen beschränkt sich auf Folgendes: „§. 48. Zur Bestreitung seiner Ausgaben ist das Reich zunächst auf die Matricularbeiträge der einzelnen Renten angewiesen. §. 49. Die Reichsgewalt ist befugt, in außerordentlichen Fällen Anleihen zu machen oder sonstige Schulden zu contrahiren." Wobei sich die sehr erhebliche Frage aufstellen läßt, wer denn unter solchen Umständen dem Reich Credit geben wird?

III. Das Reichsoberhaupt. Der preußische Entwurf hat zwischen dem Programm der erbkaiserlichen Partei und dem der Großdeutschen das Juste Milieu gewählt. Die Regierung ist einem Fürstencollegium aus sechs Mitgliedern übertragen, dessen beständiger Vorstand der König von Preußen ist. Alle eigentlichen Regierungshandlungen übt dieser Vorstand aus. Es läßt sich manches gegen diese Ausgleichung einwenden. Der Gang der Geschichte wird dadurch verzögert, und die Gefahr, daß die vereinigte Stimme der Fürsten sich nicht selten in der Lage finden wird, der Volksvertretung entgegen zu wirken, wird noch dadurch vergrößert, daß ihr nach der falschen monarchischen Theorie das absolute Veto zugeschrieben ist. Andererseits dürfen wir aber auch nicht verkennen, daß die beiden wesentlichen Anforderungen, die man an die Centralgewalt zu stellen hat: Einheit und Concentration aller staatlichen Macht, nur in dieser oder einer sehr ähnlichen Form realisirt werden könne.

IV. Der Reichstag. Das Staatenhaus ist ganz in derselben principlosen Zusammensetzung gelassen, die der Frankfurter Entwurf ihm gab, für den Fall, daß Oestreich sich nicht anschlösse. — Die Wahlperiode des Volkshauses ist von drei Jahren auf vier erhöht. Fehlerhaft ist es, daß an der Feststellung des Budget das Staatenhaus gleichen Antheil haben soll, doch wird es möglich sein, diese Bestimmung wieder nach dem Frankfurter Entwurf vor definitiver Einführung der Verfassung umzuarbeiten. Ein zur Hälfte aus Regierungsbeamten zusammengesetztes Haus darf über Geldbewilligungen nicht votiren.

V. Das Reichsgericht. Stimmt im Wesentlichen mit dem Frankfurter Entwurf.

VI. Die Grundrechte. Sie haben den wesentlichen Vorzug größerer Kürze. Auch noch in dieser Form enthalten sie viel zu viel, da dergleichen abstracte Bestimmungen nur in der Form eines wirklichen Gesetzes einen Sinn haben. Daß der §: „Der Adel als Stand ist aufgehoben," weggefallen ist, ist sehr verständig, denn man weiß nicht, was man sich eigentlich darunter denken soll. Außerdem ist die Abschaffung der Todesstrafe nicht ausgesprochen. Der wesentliche Inhalt der übrigen Grundrechte ist dem Volke gewährt, und es kommt nun nur darauf an, diesen überreichen Inhalt durch wirkliche Gesetzgebung ins Leben zu rufen.

VII. Gewähr der Verfassung. Enthält keine wesentliche Differenz. Mißlicher ist es aber, daß nicht erklärt ist, ob die Revision der Verfassung durch

den zu diesem Zweck ausdrücklich einberufenen Reichstag in denselben, sehr erschwerenden Formen geschehen soll, wie spätere Abänderungen derselben. Es ist ferner keine Garantie dafür geboten, daß der vorliegende Entwurf auch wirklich von den Fürsten gehalten wird, falls das Volk darauf eingeht: ein Mangel, der um so mißlicher ist, da die Experimente mit der preußischen Verfassung vorliegen.

VIII. Reichswahlgesetz. Wir müssen zugeben, daß das Frankfurter Wahlgesetz zu demokratisch war. Die Volksvertretung soll die Bildung des Volks repräsentiren, das geschieht aber nicht, wenn der Bildungsumfang aller Einzelnen summirt und dann die mittlere Proportionale daraus gezogen wird. So war es unter andern mit den aufgelösten sächsischen Kammern. Der preußische Entwurf geht aber auf der andern Seite viel zu weit, und muß unter allen Umständen modificirt werden. Das Recht, zu wählen, ist an folgende Bedingungen geknüpft. 1) Alter von 25 Jahren. 2) Berechtigung zu den Gemeinde-Wahlen des Wohnorts. 3) Zahlung einer directen Steuer. 4) Unbescholtenheit. 5) Fester Wohnsitz von wenigstens drei Jahren am Ort der Wahl und Heimathsberechtigung daselbst. (Diese Bestimmung, von der die Soldaten ausgenommen sind, schmeckt ganz nach dem vereinigten Landtage.)

Nimmt man dazu, daß die Wahl indirect und nach den bekannten drei Steuerklassen vollzogen wird, so ergibt sich allerdings ein höchst conservatives, aber auch ein höchst unwahres Resultat. Aus einer so beschränkten Wahl geht keine wahre Volksrepräsentation hervor, und der Reichstag würde wie das Juliparlament als ein fremdartiges Institut dem Volk gegenüberstehn.

Die conservative Kraft des Ackerbaues.

Wer an dem Rand der grünen Felder dahinschreitet und seinen Blick auf dem wogenden Meer der Halme hinaufgleiten läßt, dem wird grade jetzt ein wundersames Gefühl von Ruhe und Behagen kommen. Das Leben der Staaten scheint so krank, so trostlos, dagegen das Leben der Natur, welche der Mensch seinen Zwecken dienstbar gemacht hat, gerade jetzt so gesund, so vielverheißend. Die Periode der Frühlingssaaten ist vorbei, schon beginnt die schöne Zeit der Ernte, wo die Scholle des Ackers den Pflüger mit goldenem Dank bezahlt. Von der lustigen Heumath über die Halmernte bis zum Spätherbst, wo die pflegmatischen Knollengewächse an das Tageslicht kugeln, welch eine Fülle von Ereignissen, wie gesetzmäßig sind sie in ihrer Folge, und wie verständlich und nützlich für das Ganze ist jede dabei nöthige Thätigkeit des Menschen. Der Kreislauf, welchen der Landwirth im Bunde

mit der Natur alle Jahre durchmacht, ist in seinen Grundzügen stets derselbe, Bearbeitung des Bodens zur Saat, Vertheidigung der Saat gegen feindliche Kräfte der Natur und zuletzt das triumphirende Einsammeln der geschaffenen Frucht; aber im Detail ist seine Arbeit unendlich verschieden je nach dem Charakter des Bodens, welchem er sich verbündet hat, und nach dem Charakter der Früchte, welche er baut; und alle seine Thätigkeit fordert eine gesunde Kraft des Geistes und Körpers, einen ganzen, tüchtigen Menschen. Man ist seit uralter Zeit gewöhnt, den Landbauer glücklich zu preisen; und wenn man die Unschuld des Landes und die Verderbtheit der Städte einander gegenüber stellte, so pflegte man dem Lande zu schmeicheln, und den Städten sehr viel Böses nachzusagen; was sich ganz natürlich daraus erklärt, daß die Schreibenden und Preisenden meist Stadtbewohner sind, welche am herzlichsten das loben, was sie gar nicht, oder nur unvollständig kennen. Nicht das Glück des Landmanns, sondern seine Stellung zu der gegenwärtigen Krisis unserer deutschen Entwicklung, soll hier die Leser der Grenzboten interessiren, es sei daher erlaubt, den leitenden Gedanken dieser Reflexion voranzustellen.

Bei allen gewaltsamen Erschütterungen der Staaten ist die Beschaffenheit des Landbaus in dem einzelnen Staat maßgebend für Form und Inhalt der neuen Bildungen, welche aus der Revolutionsperiode herauswachsen, aber wohlgemerkt, nur diejenige Beschaffenheit des Landbau's und Grundbesitzes, welche am Ende einer umstürzenden Periode vorhanden ist. Und zweitens läßt sich beweisen, daß die Festigkeit alter, wie der neuen staatlichen Bildungen zum großen Theil davon abhängt, ob die arbeitenden Kapitalien eines Volkes zumeist aus den Ueberschüssen des großen Grundbesitzes oder aus industrieller Speculation zusammen geflossen sind. Beide Wahrheiten beruhen auf einem und demselben Grunde, auf der großen conservativen Kraft, welche der Landbau und Landbesitz im Staatsleben äußert. Es ist nicht uninteressant nach den Ursachen zu suchen, aus denen der Ackerbau gegen staatliche Neuerungen gern reagirt, die neuen Bildungen nach seinem Standpunkt modifizirt, und ihrer Dauer Garantien gibt. Diese Ursachen liegen theils im Charakter des Landwirths, theils in der natürlichen Beschaffenheit des ländlichen Grundbesitzes.

Wer im vorigen Jahr die Haufen aufgeregter Bauern mit Sensen und Dreschflegeln gegen die Wohnungen der Gutsherrn ziehen sah, und das Glück beobachtete, mit welchem die elendesten Agenten demokratischer Clubs ganze Kreise ehrenwerther Grundbesitzer zu falschen politischen Maßregeln trieben, der wird kein großes Vertrauen zu den conservativen Instinkten der Landbewohner haben können. Aber die Erscheinungen des vorigen Jahres sind durchaus kein Ausfluß der Gesinnungen und Grundstimmungen des Landvolks. Es war der Mangel an jeder politischen Bildung, welche nicht nur beim ländlichen Proletariat, sondern auch bei größeren Grundbesitzern, dem Strome neuer Ideen gegenüber auf eine

Zeitlang den Schwerpunkt ihres Lebens verrückte, es war ferner ein kurzsichtiger und roher Egoismus, welcher den durch Abgaben und Lasten beschwerten Bauer auf eine kurze Zeit mit unserer politischen Propaganda verband. Selbst wo noch jetzt die demagogische Aufregung unter dem Landvolk wüthet, ist dieser Zustand eine Krankheit, eine Art ansteckender Wahnsinn, wie sie zu Zeiten in der politischen Geschichte der Völker erscheinen. Er steht in seltsamer Opposition zu dem ganzen Gemüth des Landmanns, den er befallen hat, und man kann überall bei Aufständen unseres Landvolks die Beobachtung machen, daß die Reaction ihres Gemüths gegen solche vorübergehende Trunkenheit eine sehr starke wird.

In Schlesien z. B. war im vorigen Jahre einem geachteten Gutsbesitzer das Schloß von einer fanatischen Rotte demolirt worden, bevor noch der Arm des Gesetzes die Verbrecher erreichen konnte, hatten sich drei derselben aus Schmerz über ihre That selbst entleibt; an andern Orten haben demokratische Urwähler ihrem radikalen Vertreter in den Kammern die stärksten Beweise von Mißfallen gegeben, wenn er es unternahm dieselben Stimmungen zu vertreten, die seine Wahl veranlaßt hatten u. s. w.

Die Thätigkeit des Landmanns entwickelt sein Seelenleben auf sehr auffallende Weise; in der Art wie er sich selbst in der Welt empfindet und sein Verhältniß zur Außenwelt auffaßt, läßt sich das erkennen. Der Landmann fühlt sich beständig im Zusammenhange mit dem Leben der Natur und hat täglich Gelegenheit, seine Herrschaft über dies Leben auszuüben. Lebendig ist ihm sein Acker, dessen eigenthümliche Naturanlagen er erkennt, dessen alte Kraft er als etwas geheimnißvolles respectirt, lebendig ist ihm das Thier, dessen Persönlichkeit er in seiner Weise studirt und mit Kunst und Wohlwollen beherrscht, lebendig ist ihm auch die Pflanze seines Ackers, deren Eigenheiten und Lebensbedingungen er sein ganzes Leben hindurch mit warmem Interesse verfolgt; ein feindliches Leben haben für ihn auch seine Gegner, die Unkräuter des Feldes, die Käfer und Raupen, welche seine Saaten eigenmächtig beschädigen. Dieser Umstand, daß er überall als Herr und Gebieter über Lebendiges auftritt, gibt ihm ein Selbstgefühl und eine Haltung, deren Formen oft nicht gefällig sind, aber auch den niedrigsten Handarbeiter des Feldes sehr vortheilhaft von dem Fabrikarbeiter unterscheiden. Der Knecht welcher mit seinem Gespann die Pflugfurche zieht, wie trotzig stemmt er die Last seines Körpers gegen den Pflug, mit welchem Herrengefühl schwingt er in kühnem Bogen die Peitsche gegen seine Rosse; der Schäfer unter seiner Heerde stützt sich mit dem Stolz eines Weisen auf seinen eisenbeschlagenen Stab und lenkt in unerschütterlicher Kraft durch kurze Befehle an seinen Hund das gemeinsame Volk seiner wolligen Freunde, deren Physiognomien er mit derselben Würde erkennt, wie der Professor die Gesichter seiner fleißigen Zuhörer. — Dieses Selbstgefühl wird dadurch vermehrt, daß der Landmann mit den meisten Thätigkeiten des praktischen Lebens bekannt werden muß und viele derselben als Nebenwerk auszuüben

hat; er kennt die Kunstgriffe der meisten Handwerke, ist den Geheimnissen des Handels nicht fremd, hat Veranlassung die mannigfaltigsten geschäftlichen Verbindungen mit andern Menschen einzugehen, die Gesetzgebung und die administrativen Einrichtungen seines Staates kennen zu lernen, daraus entsteht ein schönes Gefühl der Sicherheit, es gibt wenig Fremdes, was den erfahrenen Landwirth imponirt, wenig Beziehungen der Menschen zu einander, von welchen er nicht durch sein Leben Vorstellungen bekommen hat. Dazu kommt endlich das wichtigste von Allem, daß jeder, auch der niedrigste Tagelöhner der Feldmark, mit eigenen Augen den Segen erblickt, welchen seine Arbeit auf das Ganze der Wirthschaft ausübt. Im Lauf eines Jahres wird der Kreis der landwirthschaftlichen Thätigkeit unter seinen Augen vollendet, wer gut gesäet hat, sieht seine Saat regelmäßig aufgehen, wer dem Wasser des Himmels in den ausgeworfenen Rinnen genügenden Abfluß bereitet, sieht den Wolkenbruch vielleicht ohne Schaden über das Feld seiner Thätigkeit dahinstürzen, wer zur Erntezeit die Sense geschwungen hat, mißt im Winter die Scheffel der Körner, welche er einbringen half. Dieser Umstand, daß der Nutzen jeder Arbeit so klar, ihre gute oder schlechte Besorgung von solchem Einfluß auf das Ganze des complicirten Geschäftes ist, gewährt den Arbeiter nicht nur das Gefühl der Nützlichkeit in hohem Grade, sondern außerdem noch ein Verständniß des Ganzen, ein Behagen und eine Freude an seiner Arbeit, welche der Fabrikarbeiter selten hat. Dazu rechne man noch die bekannten Vorzüge des Landlebens, die gesunde Thätigkeit in freier Luft und eine verhältnißmäßige Leichtigkeit, die ersten Bedürfnisse des Lebens zu gewinnen.

Dies kräftige Selbstgefühl des Landmanns ist in Deutschland gegenwärtig eine der besten Garantien für die jugendliche Kraft unserer Nation. Man muß Misanthrop sein um es wegzuleugnen. Allerdings sind die Gegenden nicht selten wo ein schlechter Boden die Ansiedler schwach und roh erhält, wo schädliche Abhängigkeitsgesetze und eine ungesunde Vertheilung des Grund und Bodens die Ursache widriger Aufsätzigkeit oder eines fortwährenden Mißbehagens der Gedrückten werden, aber bei weitem der größte Theil unserer Landbauer ist im Genuß eines gesunden Lebens, oder doch auf dem Wege dasselbe zu gewinnen.

In seinem Verhältniß zur Welt wird der Landwirth sich daher um so mehr als Egoist ausweisen, je weniger er durch anderweitige Thätigkeit humanisirt ist. Gewöhnt, sich als nützlicher Mensch, als der Mittelpunkt, oder als nothwendiger Theil eines geschlossenen Ganzen, der Wirthschaft, zu betrachten, ist er geneigt, von diesem Mittelpunkte aus die übrige bestehende Welt so anzusehen, als sei sie zu seinem Nutzen vorhanden, wie sein Acker, sein Gespann. Aber der Egoismus des Landbewohners ist bei aller Roheit doch nicht ohne eine sehr gemüthliche Zuthat. Er schließt sich nicht ab gegen die Welt, sondern er verarbeitet sie gern und mit warmem Herzen. Man hat das Gemüthsleben unserer ländlichen Bevölkerung häufig, aber nicht immer glücklich als Stoff für die Poesie benutzt, indem man die Ein-

fachheit der Lebensformen als Gegensatz zu einer großen Sentimentalität des Empfindens verwandt hat. Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten, welche das Gemüthsleben des Landmannes charakterisiren, sind verhältnißmäßig wenig ausgebeutet. Durch seine Beschäftigung mit den mannigfaltigsten Formen des Naturlebens erhält der Landwirth ein gutes Verständniß für das Charakteristische. Die Persönlichkeit seiner Feldfrüchte, seiner Thiere, seines Bodens gibt ihm die Fähigkeit auch das Individuelle im Menschenleben zu verstehen und zu achten, er hat einen richtigen Blick für Menschen und ist im Verkehr mit ihnen in der Regel vorsichtig, oft listig; wo die Rücksicht auf seinen Vortheil und das Nützliche ihn nicht ungerecht macht, ist er geneigt den Fremden, welcher ihm imponirt, anzuerkennen und gelten zu lassen. Deshalb ist der Landmann in der Politik nichts weniger als ein Gleichmacher; Alles was ihn umgibt hat seine eigene eigenthümliche Existenz, der Weizen gedeiht nicht, wo der Roggen noch Frucht trägt, der Hafer schüttelt seine Rispe da, wo die Gerste kummervoll dahin sieht, das Rind gedeiht oft nicht, wo das Schaaf sich behaglich nährt. Ja, da er gewöhnt ist auch die kleinen Unterschiede in dem individuellen Leben seines Kreises zu berücksichtigen, so ist er auch Menschen gegenüber sorgfältig beflissen, dieselben nach ihrer Stellung und Persönlichkeit zu unterscheiden, und jedem einen besondern Antheil von Achtung zu gewähren, für sich selbst aber seinen Theil mit eifersüchtiger Wachsamkeit zu behaupten. Deshalb umgibt er sein Leben überall mit einem gewissen Ceremoniell und mit Schicklichkeitsformen, über welche wir lächeln mögen, die aber doch ihren guten Grund haben. Der große Bauer sieht herab auf den kleinen Bauer, der Halbbauer auf den Gärtner oder Koffäten, der Freigärtner auf den Tagelöhner, der Großknecht auf die andern Knechte, der Knecht auf den Pferdejungen und so herab. Jede Wirthschaft ist ein administratives Gebäude voll von Graden und Abstufungen, von denen jede ihr eigenes Selbstgefühl hat, sie ist eine Art von chinesischem Knopfsystem, von dem niedrigsten Mandarin, dem Gänsejungen, bis zur strahlenden Sonne des Ganzen hinauf, dem Herrn. Diese Gewohnheit, die verschiedenen Thätigkeiten in Rang und Stellung zu charakterisiren, ist eine Hauptursache, daß der Landbewohner monarchische Instincte hat und den rothen socialistischen Theorien unzugänglich bleiben wird. Es ist belehrend zu untersuchen, welche Wirkung diese streng monarchische Verfassung des Landbaus, welche offenbar aus der ursprünglichen Anlage des Volkes hervorgegangen ist, in den verschiedenen Ländern auf die Staatsform bis jetzt ausgeübt hat, am vollständigsten ausgebildet ist sie bei den Deutschen, fast gar nicht vorhanden bei den Nordamerikanern. Es mag jedem überlassen bleiben, ob er den Mangel derselben für einen Vorzug der nordamerikanischen Freistaaten halten will, sicher ist, daß dieser Mangel zunächst eine Folge des hohen Werths von arbeitender Kraft in Amerika ist, und daß ähnliche Formen wie bei uns, sich

höchst wahrscheinlich auch in Amerika einfinden werden, wenn die Bevölkerung lange Zeit in demselben Maaße zugenommen haben wird.

Daß bei uns aber die bestehende Einrichtung aller Wirthschaften einen großen Einfluß auf die loyalen Stimmungen der ländlichen Bevölkerung ausübt, darf nicht verkannt werden. Auch in den Gegenden, wo das aufgeregte Landvolk in Massen nach Republik ruft und mit Sensen auszieht, sie zu erringen, ist der Instinkt des Volkes für Monarchie noch eben so sehr vorhanden als in Anderen, und wird sich sicher über kurz oder lang geltend machen. Denn die Gemüthsstimmungen und natürlichen Neigungen der Völker werden, wie bei einzelnen Menschen, oft durch die Stürme plötzlicher Affecte durchkreuzt und in den Hintergrund gedrückt, sie tauchen doch immer wieder auf, erlangen nach und nach ihre alte Macht wieder und geben gerade da den Ausschlag, wo es gilt, große Krisen zu beendigen. Der größte Theil der schnellen Umschläge in den Stimmungen eines Volkes ist aus den Gegenarbeiten seiner dauernden gemüthlichen Neigungen und temporären Leidenschaften zu erklären.

Die Neigung des Landmanns zu monarchischen Institutionen wird durch eine andere Eigenthümlichkeit seines Empfindens bedeutend verstärkt, durch sein Festhalten an dem Bestehenden, Gegebenen, an dem Gesetz und Brauch, in welchem er eingelebt ist. Auch diese Eigenschaft hat ihren Grund in der jährlichen regelmäßigen Wiederkehr aller seiner Geschäfte, so wie darin, daß alle Handgriffe, alle technische Fertigkeit, welche er sich erworben hat, ihm weit mehr imponiren und größeren Antheil an seinem Selbstgefühl haben, als wir Culturmenschen uns träumen lassen. Jeder Landwirth weiß, wie schwer es ist, seinen Arbeitern neue Handgriffe, neue Ackerwerkzeuge anzugewöhnen, es ist nicht Ungeschicklichkeit, welche sich dagegen stemmt, sondern verletztes Selbstgefühl und Mißtrauen gegen eine Neuerung, welche mehr zu bedeuten vorgibt als das, was der Arbeiter bis dahin mit Sicherheit sein eigen genannt hat. Dies zähe Festhalten an dem Bestehenden läßt sich beim Landmann in ruhiger Zeit an allen Richtungen seines Lebens wahrnehmen, es ist eine bekannte und alte Klage; es wird auch in Beziehung auf den Staat sich allgemein geltend machen, wenn erst der Bauer einsehen wird, daß seine egoistischen Interessen durch das Revolutionsfieber nicht unbedingt gefördert werden, daß die Getreidepreise deshalb niedrig stehen, die Abgaben sich vermehren, und daß durch die Mobilmachung der Heere ihm die Arbeitskraft seiner Söhne und Knechte entzogen wird. Wir haben, wo er nicht schon eingetreten ist, bei unserem Landvolk in der nächsten Zukunft einen großen Rückschlag der Stimmung zu Gunsten der Kronen zu erwarten.

Was hier gesagt ist, sollte in kurzer Uebersicht längst Bekanntes begründen, daß Leben und Thätigkeit das Individuum auf dem Lande bei uns im Allgemeinen conservativ stimmen und wahrscheinlich noch lange stimmen werden. In dem gegenwärtigen Kampfe um ein neues Staatsleben sind diese Stimmungen

des größten Theils der Bevölkerung nicht deshalb von so großer Wichtigkeit, weil sie in dem Kampf selbst sich mit unwiderstehlicher Kraft geltend machen, sondern deshalb, weil sie vor einem rücksichtslosen Abwerfen bestehender Verhältnisse warnen müssen; denn jeden Schritt, welchen die Fortschrittspartei zu weit geht, wird das Volk einst, in Zeiten größerer Erschöpfung, wo die Grundstimmung der Mehrzahl wieder zu ihren Rechten kommt, zurückgehen müssen.

Aber die Stimmungen der Individuen sind abhängig von ihren Lebensverhältnissen, und wenn die Bedingungen ihres Lebens Andere werden, ändern sich mehr oder weniger die Ansichten der Menschen. Der Einfluß, welchen der Landbau auf die politische Entwicklung ausüben muß, hängt also nicht allein von den Landbauern ab, sondern auch von der Beschaffenheit des Grundbesitzes, seiner Größe, seiner Cultur und seiner Stellung zu Vermögen der Nation.

Der alte Streit darüber, ob großer oder kleiner Grundbesitz vortheilhafter für das Leben der Völker sei, ist in diesem Blatt durch Koppe behandelt worden, ich kann mich auf das Urtheil des berühmten Landwirths beziehen und kurz fassen. Die eigenthümlichen Vortheile des großen Grundbesitzes für die Entwicklung der nationalen Kraft sind im allgemeinen folgende: Er ist für dünn bevölkerte und entlegene Länder, oder für uncultivirte Landstriche von mäßiger Bodengüte das einzige Mittel, dieselben zu cultiviren, weil in beiden Fällen eine ausgedehnte Weidewirthschaft, also Viehzucht nöthig wird, entweder um die nicht verkäuflichen Früchte der entlegenen Gegend in Fleisch, Wolle, Talg, Häute zu verwandeln und so zu versilbern, oder um den Boden durch Weidegang und Dünger großer Viehheerden zu dem Ackerbau planvoll heranzubilden; er gibt ferner, gut bewirthschaftet bei jeder Bodenbeschaffenheit im Ganzen genommen höhere Ernteerträge, als der kleine Grundbesitz, weil der große Vorrath von Arbeitskraft da, wo es gerade Noth thut, in schneller Concentration wirken kann; weil Anforderungen der einzelnen Früchte an eine bestimmte Beschaffenheit der Ackerkrume weit mehr berücksichtigt werden, und endlich weil ein großer Besitz auch leichter die Energie und Intelligenz eines tüchtigen Menschen für sich gewinnt, während dieselbe Feldmark in kleinere Güter getheilt, viele leitende Kräfte von derselben Intelligenz bedarf, annähernd günstige Resultate zu geben. Für den Nationalwohlstand haben große Güter eine doppelte Bedeutung. Einmal sind die Abzüge der Wirthschaftskosten von der Gesammteinnahme geringer, als bei kleinen, von dem Ertrag großer Güter ist ungefähr ein Drittel für die Wirthschaft abzuziehn, von dem Ertrage kleinerer die Hälfte und mehr, es bleibt demnach von derselben Fläche ein größerer Reinertrag, wenn sie in großem Gut zusammenliegt, als wenn sie in kleine Einheiten parcellirt ist; und zweitens gibt der Reinertrag in einer Hand eine jährliche Ueberschußsumme, welche die productive Geldkraft der Nation wesentlich vermehrt und weitere Fortschritte der Cultur möglich macht. Wir verdanken endlich dem großen Grundbesitz eine Fülle von Culturbildungen, welche der kleine

nicht zu schaffen vermag, z. B. das Holz. Die Forstcultur wird stets vorzugsweise die Begleiterin großer Güter sein; die Beschaffenheit der meisten „Bauerngehölze" zeigt, daß mit kleinerem Grundbesitz, und sei er sonst noch so stattlich, sich grade dieser Anbau schlecht verträgt. Wie sich das Auge erst des Waldes freut, wenn er eine ansehnliche Ausdehnung hat, so wird er auch durch seine Größe erst recht nützlich und seine Pflege vortheilhaft. Auch die Schafzucht und unsere Wollenindustrie muß man als eine Folge des großen Grundbesitzes betrachten, große Heerden und feine Racen sind für vortheilhaften Betrieb gleich nöthig, sie fordern eine Arbeitskraft und Behandlung, welche sich auf kleinen Gütern nicht bezahlt. Der Anbau der Hackfrüchte und Handelsgewächse hat den großen Grundbesitz mit der Industrie, welche den gewonnenen Rohstoff des Landbau's als Material benutzt, in eine so innige Verbindung gesetzt und der Zusammenhang beider ist ein so fester geworden, daß der größte Theil unserer nationalen Industrie, als Wolle, Linnen, Oel, Spiritus, Mehl, Rübenzucker u. s. w. in Abhängigkeit von dem größeren Grundbesitz erscheint: Nimmt man dazu sein eigenthümliches Verhältniß zum Bergbau, seinen ungeheuern Einfluß auf den Handel, daß z. B. unsere wichtigsten Ausfuhrartikel nach England: Weizen und Wolle fast ausschließlich von ihm geschaffen werden, so bekommt man eine schwache Vorstellung von der Wichtigkeit, welche er für unser Staatsleben hat.

Der bäuerliche Grundbesitz, sehr verschieden in seiner Größe von dem Umfange eines beträchtlichen Ritterguts bis hinab zu der Grenze des vortheilhaften Ackerbaus, zu dem Flächenraum, welcher mit zwei starken Zugthieren bearbeitet werden kann, gibt im Gegensatz zu den großen Gutsflächen allerdings verhältnißmäßig kleinere Reinerträge, und liefert seine Ueberschüsse fast nur in Halmfrüchten, einzelnen Stücken Zucht- und Mastvieh und kleinen Geldkapitalien der Nation ab, aber er ist eben deshalb von ungeheurer Wichtigkeit für den Verkehr der Märkte, den Consum des Inlands, das geschäftige Kleinleben des Staats. Der Nationaloeconom sollte den schönsten Nutzen desselben darin finden, daß er der großen Mehrzahl von Menschen, welche nur mit kleinem Kapital arbeiten, eine gesunde, freie und thätige Existenz gewährt, und daß das tüchtige menschliche Leben, welches sich in der Beschränkung seiner Sphäre entwickelt, ein nie versiegender Quell ist, aus dem die Nation die aufsteigende Kraft der Individuen schöpft; alle Kreise, alle Thätigkeiten des Erdenlebens rekrutiren sich aus der unverdorbenen, bildungsfähigen Menschenkraft, welche der Bauernstand unaufhörlich hergibt. Häufig vollendet sich der Kreislauf einer Familie, welche aus dem Bauernhaus emporgegangen in der Art, daß sie nach 4—5 Generation zum Landbau zurückkehrt*), oft bleibt

*) Ein sehr gewöhnlicher Entwicklungsprozeß der Familienkraft ist folgender: 1) Bauer. 2) Pfarrer oder Schulmeister. 3) Beamter, Gelehrter. 4) Kaufmann, Industrieller. 5) Gutsbesitzer.

sie durch viele Geschlechter mit steigender Kraft in den Städten und in der Staatsverwaltung thätig und stirbt nach Jahrhunderten ruhmvoll ab, oder sinkt unbemerkt in die große Masse des Volkes zurück.

Die Interessen des großen, wie des guten bäuerlichen Grundbesitzes sind in der Hauptsache dieselben. Der feste Grund, auf dem die Saaten grünen, ist durch das Gesetz dem Eigenthümer geweiht und in feste Grenzen abgesteckt; dieser bedarf den starken Schutz des Gesetzes für sein Eigenthum, welches jedem fremden Fuße freiliegt, er bedarf Dauer und Festigkeit der Rechte und Gesetze, wie er der Sonne bedarf und der jährlichen Widerkehr des Sommers. Die Einkünfte des großen Herrn und des bäuerlichen Grundbesitzers hängen von dem Preis der Produkte, von der Größe und Lebendigkeit der Consumtion ab, diese aber gedeihen nur im Frieden. Deshalb macht aller freie Grundbesitz conservativ, und Landstriche wo freie Bauernhöfe sich vorzugsweise breiten, oder wo die Herrenschlösser das Land beherrschen, müssen zuletzt überall conservativ werden. Man kann das auch anders sagen: z. B. ein Land, wo die Schafzucht herrscht, wo große Waldungen das Klima feucht erhalten, ist in seinen Interessen conservativ. Freilich ist das nicht mißzuverstehn. Die Kluft, die unsere Revolutionszeit zwischen großem und bäuerlichem Grundbesitz gemacht hat, ist nur von vorübergehender Wichtigkeit, sobald der Rittergutsbesitzer dem Bauer gegenüber seine lästigen Privilegien der Gerichtsbarkeit und Polizei abgegeben hat und die Servituten des Bauern abgelöst sind, werden beide friedlich in der Politik Hand in Hand gehen.

Dem productiven Landbau, welcher einen Ueberschuß seiner Erzeugnisse aus der Wirthschaft für den Consum des Volkes und einen Reinertrag aus den angelegten Capitalien für die Vermehrung des Nationalreichthums abgibt, steht der unproductive Ackerbau direkt gegenüber, welcher nur soweit reicht, dem Eigenthümer des Grundstücks die Mittel zu einer beschränkten Existenz für seinen Haushalt zu geben, das auf ihn verwandte Capital aber dürftig verzinsen. Dahin muß man im Ganzen alle kleinen Wirthschaften rechnen, welche nicht mehr im Stande sind kräftige thierische Zugkraft (2 Thiere) aus ihrem Boden zu ernähren, und nicht durch günstige Lage und ausgezeichneten Bodenwerth des Grundstücks in Stand gesetzt sind, Gartencultur zu treiben oder durch sichere Tagearbeit gegen Lohn andere Stützen ihrer Existenz zu finden. Der kleine Landbau dieser Gattung hat mit verhältnißmäßig größeren Bestellungskosten, schlechterer Zurichtung des Ackers, mangelhaftem Fruchtwechsel und deshalb mit schlechteren Erträgen zu kämpfen und ernährt daher häufig gedrückte, armselige Menschen, deren Kampf um die Existenz ein so harter ist, daß von all dem Guten und Schönen, welches unserm Leben Schmuck und Würde gibt, sehr wenig in ihre Hütten fallen kann. Wer die Nothwendigkeit der Dismembration predigt, hat in der Regel die Gründung solcher kleinen Stellen vor Augen. Das ist Unverstand. Wo sie übermäßig zahlreich vorhanden sind, werden sie schon jetzt ein Verhängniß für ihre Gegend.

Sie sind die Quellen eines ländlichen Proletariats, welches nach zwei, drei Jahren Mißwachs fürchterlich demoralisirt wird und der größten Noth ausgesetzt ist. Der nützliche und weitverbreitete Stand der ländlichen Tagearbeiter ohne Grundbesitz ist im Ganzen weit besser daran, als diese kleinen Eigenthümer; er ist nicht an die Scholle gebunden und kann der Arbeit nachziehn, wird auch von dem größeren Landwirth, wo dieser freie Wahl hat, in der Regel lieber beschäftigt, als jener; denn es ist sicher auf ihn zu rechnen, die Lohnarbeit ist seine einzige Thätigkeit, während der Eigenthümer mit halber Kraft arbeitet, in den schwierigsten Zeiten durch seine eigne Wirthschaft in Anspruch genommen wird, und durch diese sehr häufig an nachlässige und schlechte Arbeit gewöhnt ist. Wenn man ein großes Gut etwa von 1000 preußischen Morgen in 10—15 Bauergüter theilt, so wird man zwar die reinen Ueberschüsse des Bodens sehr bedeutend vermindern, und derselbe Boden, welcher früher 3000 Scheffel Brotfrüchte über den Wirthschaftsbedarf erzeugte, wird vielleicht nur noch 1000 abgeben können, und an Mastvieh, Wolle u. s. w. im Verhältniß noch weniger, aber es werden doch noch da, wo sonst eine Familie in ansehnlichem Wohlstand und ein Dutzend andere in der Stellung von Amtmann, Schaffer, Schäfer und Lohnarbeitern lebten, jetzt 10—15 unabhängige Hausstä..de in beschränkter, aber freier und gesunder Existenz gedeihen können; wenn man aber dasselbe Gut in 50 — 100 Besitzungen zerschlägt, so wird der Ueberschußertrag des Bodens fast ganz aufhören, ja die erzeugten Früchte werden zuweilen nicht mehr hinreichen, das Leben der neuen 50—100 Familien zu erhalten, der Acker wird verschlechtert, weil er dieselben für den Haushalt und zum Viehfutter nöthigen Früchte alle Jahre tragen muß, die Baarkosten des Feldbaus aber werden bedeutend vermehrt, denn wo sonst, als das Gut noch Einheit war, 15 Pflüge mit 30 Zugthieren ausreichten den Acker tüchtig zu bestellen, da werden jetzt bei 50 Familien 50 Pflüge mit eben so viel Zugthieren nöthig sein, wo sonst das Ineinandergreifen der getheilten Arbeit durchschnittlich 40—5C Menschen täglich beschäftigte, dieselben vollständig ernährte und noch einen großen Ueberschuß an Produkten und einen Reinertrag von dem angelegten Capital gab, da werden jetzt bei 50 Familien 100 Menschenkräfte, also die doppelte Zahl, unvollständig beschäftigt sein, alle in dürftiger Existenz und ohne Nutzen für die Gesammtheit. — Die Kraft des Staates wird durch solchen Grundbesitz nicht vermehrt, außer etwa da, wo er in die Lage kommt, die persönliche Kraft seiner Bürger in Anspruch zu nehmen, wie beim Kriegsdienst; wohl aber wird sein Gedeihen durch denselben sehr gefährlich bedroht; denn das ländliche Proletariat der kleinen Stellen hat viel weniger Interessen, welche es mit dem großen Strom unseres Lebens verbinden, als andere Klassen armer Menschen; in einer isolirten Existenz, ohne dauernde Verbindung mit irgend einer andern menschlichen Thätigkeit, ohne Hoffnung, ohne Furcht lebt es dahin, weniger unglücklich, als der Proletarier der Stadt, weil es weniger zu beneiden hat; aber auch roher, zügelloser, furchtbarer, wenn es

durch irgend eine Phantasie in Bewegung gesetzt wird; der aufgeregte Barrikadenbauer der Stadt schreibt noch auf die Häuser seiner reichen Nachbarn: „heilig das Eigenthum", der Proletarier des Landes demolirt die Schlösser der Gutsbesitzer. Die conservative Kraft des Grundbesitzes wird demnach durch die kleinen Eigenthümer beträchtlich vermindert, denn einfältig und kräftig wie sie in der Regel sind, werden sie die eifrigsten Kämpfer für jede Neuerung, von welcher sie eine Verbesserung ihrer Lage zu hoffen gelernt haben. Den Grundbesitz eines Landes in kleine Stellen zerschlagen, heißt nichts anders, als allen Handel, alle Industrie, alle Cultur tödten und den Staat selbst in Phalansterien von Bettlern und Mördern auflösen.

Ein Land, wo aller Grundbesitz in großen Haufen zusammengeballt ist, wäre ein Land von wenig Herren und vielen Gehorchenden, als Staat eine tyrannische Despotie, ein solcher Zustand ist das Zeichen einer niedrigen Stufe nationaler Entwicklung, aber wohl gemerkt, einer Stufe, die zu höheren Entwicklungen führt. Denn ist der wirthschaftliche Betrieb solcher Güter auch sehr schlecht, so gibt er doch immer noch Ueberschüsse an Producten und außerdem Reinerträge, welche aus der Hand reicher Gutsherrn in die Hände der Erwerbenden übergehn, Handel und Industrie fördern, das Handwerk heben, und neben und unter dem alten Grundbesitz allmälig einen Stand neuer und strebsamer Landwirthe heraustreiben, bis endlich Schritt für Schritt die Mannigfaltigkeit in den Landbau kommt, welche zum Aufblühen der Volksmacht nöthig ist. Ein Staat dagegen, wo der kleine Grundbesitz herrscht, nachdem der große zerschlagen ist, geht seiner Auflösung entgegen; es wäre unthunlich, eine Masse kleiner Stellen zusammen zu fassen, um neue Einheiten in größerem Maßstabe zu bilden, denn das Capital wäre nicht vorhanden, oder seine Anlage im Grundbesitz nicht lohnend und unpraktisch, weil es nicht mehr sicher wäre; ein solches Land würde von einer Staatskrisis zur andern geschleudert, und entweder aussterben, oder die Beute eines erobernden Volkes werden; in Europa würde wahrscheinlich das erstere eintreten. Denn bei uns wird durch Zertheilung des großen Landbesitzes auch die Forstkultur vernichtet, die steigenden Holzpreise sind dem kleinen Besitzer eine unwiderstehliche Lockung sein Stück Wald niederzuschlagen; der Continent Europas aber kann seine Wälder nicht entbehren, ohne an der Masse der atmosphärischen Niederschläge und der Vertheilung derselben im Laufe des Jahres wesentlich zu leiden. Da nun aber die Fruchtbarkeit eines Grundstücks auch davon abhängt, daß die Frühlingsfluthen dasselbe nicht ersäufen, der Sommer es nicht ausdörrt, so ist ihm die schützende Decke der Bäume auf den Berghöhen und im Oberlauf der Flüsse nothwendig, denn diese sind es, welche unseren Bächen im Sommer das Wasser sichern und die Schneeschmelze des Winters auf so lange Zeit vertheilen, daß ihre Wuth nicht die Saaten vernichtet. Unsere Wälder niederschlagen, heißt unseren Erdtheil in eine Steppe verwandeln. Davor uns zu schützen, ist eine Aufgabe des großen

Grundbesitzes. Rußland ist ein Beispiel und einzelne Departements in Frankreich sind ein anderes. In unserem Osten noch die Gebundenheit massenhafter Gütercomplexe, und in einigen Gegenden Frankreichs bereits ein Dahinscheiden der humosen Bodenkraft und eine Verminderung der atmosphärischen Fruchtbarkeit; dort sind die Bande der Leibeigenschaft noch nicht gebrochen, hier hat die zerstörende Wuth der Revolution bereits das Lebensmark einer edlen Nation angegriffen, indem sie ihre Wälder niederschlug und ihre großen Güter in Trümmer warf.

Deutschland liegt noch in der rechten Mitte zwischen beiden Extremen; wohl ist das Verhältniß des großen Grundbesitzes zu dem bäuerlichen und kleinen nicht überall das beste; dem östlichen Deutschland wäre vielleicht mehr Theilung, den Rheingegenden größerer Zusammenhang der Besitzungen zu wünschen; indeß soll man nicht vergessen, daß Länder am Abhange der Gebirge, welche den oberen Lauf großer Ströme beherrschen, wie Böhmen, Steiermark, Schlesien, oder Flachländer in der Nähe des Meeres mit sandigem oder grasigem Grund, wie Preußen, Pommern, Mecklenburg, Hannover ihren aristokratischen Anstrich, die Menge großer Gütercomplexe, im höchsten Interesse der Cultur unseres Vaterlandes besitzen. Denn Böhmen, Steiermark und Oberschlesien halten durch ihre großen Höhenwälder theils die kalten Stürme des Ostens ab, theils erhalten sie den regelmäßigen Wasserlauf der Elbe, der Oder, selbst der Donau; die Flachländer aber bedürfen Landbau in großen Räumen, um entweder auf schlechtem Boden Cultur zu schaffen und Reinerträge zu gewinnen, oder durch eine höchst sinnreiche Verbindung großartiger Viehzucht mit dem Ackerbau den letzteren vortheilhaft zu machen. Der größte Uebelstand der großen Güter in manchen Gegenden Deutschlands ist der, daß sie nicht kräftige Bauergüter neben und zwischen sich besitzen und nach Ablösung der bäuerlichen Lasten und Roboten aus sich ausscheiden, sondern kleine kraftlose Besitzungen, welche ihnen und dem Staat zum Schaden gereichen. Im Ganzen aber ist der Blick auf die Vertheilung unseres Grundes beruhigend, denn die Morgenzahl der Besitzungen, welche ihrer Größe nach der Gewähr von Ueberschüssen fähig sind, ist die unendlich überwiegende; und demnach ist auch der Einfluß, welchen der Landbau auf unsere politischen Gestaltungen auszuüben hat, ein conservirender. Auch ist nicht zu fürchten, daß unsere Revolutionsperiode große Veränderungen in dem Verhältniß des großen Grundbesitzes zu zu dem kleinen hervorbringen wird; die Aufhebung der Majorate und Fideikommisse wird den großen Grundbesitz viel weniger zerschneiden, als die Besitzer jetzt fürchten, und unsere großen Gutsherren mögen so conservativ und loyal als möglich sein, sie haben das Schicksal nicht zu fürchten, das den Adel Ludwig XVI. traf, denn sie sind nützliche Staatsbürger geworden.

Und wenn man die Erschütterungen bedauert, welche die gewaltsame Aufhebung der Servituten in dem Wirthsschaftsbetrieb und Wohlstand großer Grundbesitzer hervorgebracht hat, so darf man sich doch tröstend sagen, daß auch dadurch

die Existenz und das Gedeihen des großen Landbaus ernstlich nicht gefährdet wird, denn mit den Gespanndiensten und stehenden Verpflichtungen zwischen Gutsherrn und Arbeitern fällt auch ein großer Theil der Fesseln, welche den Ackerbau hier und da noch im alten ausgetretenen Gleise erhielten. Die größere Freiheit und günstigere Lage aber, in welche die kleinen Landbauer durch die rechtswidrige Aufhebung ihrer Verpflichtungen gekommen sind, wird ihnen allerdings zu gut kommen, aber erst in den nächsten Generationen.

Wenn wir die Größenverhältnisse des deutschen Landbaus mit Befriedigung betrachten, so dürfen wir uns noch mehr über den Höhenpunkt freuen, welchen seine theoretische Bildung und die Cultur des Bodens erreicht hat. Wahrlich, wer geneigt ist, die Gegenwart schwarz zu sehen und an der starken Lebenskraft unserer Nation zu zweifeln, der überschaue die Eroberungen, welche der Ackerbau in den letzten funfzig Jahren gemacht hat. Seit der Einbürgerung der Electoralschafe in Sachsen, seit der Einordnung der Hackfrüchte in die Dreifelderwirthschaft, welche ungeheure Masse von Fortschritten in Viehzucht, Ackerbau und den ländlichen Fabrikanlagen! Die Cultur der Futterkräuter, der Handelsgewächse, der Zuckerrüben; der Wiesenkunstbau, die Bildung edler Racen von Schafen, Rindern, selbst von Pferden, welche mit dem Grund, der ihre fremden Ahnen einst an sich zog, fest verwachsen sind; die künstlichen Systeme der Fruchtfolgen, die Vervollkommnung der Ackergeräthschaften, die Ausmittlung des Futterwerths der Bodenprodukte, die chemischen und physikalischen Entdeckungen über Leben und Ernährung der Pflanzen und Nutzthiere, die Cultur selbst des Düngers, vor Allem aber die Verbindung großartiger Fabrikthätigkeit mit dem Ackerbau, und die vortreffliche Organisation unserer Wirthschaften. Es freut und erhebt die Seele, so große Resultate des menschlichen Fleißes zu sehen. Wir bewundern so gern in die Ferne hinein, was irgendwo Wunderbares geschaffen worden, und überall dicht um uns hat der menschliche Geist in stiller, emsiger Thätigkeit das Größte gefördert, eine weise Herrschaft über die Natur, welche innerhalb gewisser Grenzen fast souverän waltet. Und diese Musterwirthschaften, die Höhenpunkte unserer Agricultur, stehen nicht mehr vereinzelt, fast in allen Theilen Deutschlands sind sie zu sehen, nicht mehr isolirt, sondern in Massen, und überall macht sich ihre segensreiche Wirkung auf die kleineren Landgüter mehr oder weniger geltend. Muß ich erst sagen, daß die großen Güter die Träger dieser neuen Cultur sind? Die productive Kraft des deutschen Volkes ist in der letzten Vergangenheit nicht nur in Wissenschaft und Kunst thätig gewesen, sie hat sich auch im Reiche des praktischen Geistes ihr Gebiet erobert und das wird uns grade jetzt zum Heil dienen.

Der Einfluß, welchen der Landbau auf den Staat ausübt, wird aber bedingt durch das Verhältniß, in welchem er zu den beiden anderen großen Kreisen praktischer Thätigkeit steht, zum Handel und zur Industrie des Handwerks und der Fabriken.

Das Verhältniß dieser beiden produktiven Thätigkeiten zum Ackerbau wird aber wieder bestimmt durch die Waaren, welche sie beide fördern und durch die Größe der Reinerträge, welche sie ihrerseits dem Nationalvermögen zufließen lassen. Die Abhängigkeit der Handwerker in kleinen und Mittelstädten von den Landbewohnern ihrer Umgegend ist sichtbar genug, aber auch die großen Städte, die Hauptorte der Provinzen und Staaten gedeihen bei uns zumeist als Mittelpunkte, aus denen die feinere Genußliebe des umliegenden Landes ihre Nahrung saugt. Die Fabrikanten sind als Verarbeiter der Rohproducte ihres Landes in derselben Abhängigkeit vom Landbau, und selbst in dem seltneren Fall, wo sie aus fremden Rohstoffen: Baumwolle, Seide u. s. w. ihre Fabrikate anfertigen, sind sie in Deutschland wieder zum großen Theil vom Gutsbesitzer abhängig, weil der Verbrauch solcher Fabrikate in der Regel auf das Inland beschränkt ist und die Fähigkeit der Städter, Waaren zu bezahlen, immer wieder davon abhängt, ob diese ihrerseits von den Urproducenten des Landes, den Landbewohnern, Verdienst gehabt haben. Deshalb steht in Deutschland nicht, wie in England, das Interesse der Fabrikanten dem der Landbauer entgegen, sondern geht mit ihm Hand in Hand. Der englische Gutsbesitzer verlangt hohe Getreidepreise und Schutzzölle, der englische Fabrikant freie Getreideeinfuhr, weil er dann mit billigerem Tagelohn zu arbeiten hofft und sein Absatz nicht von den gefüllten Taschen des englischen Gutsbesitzers abhängig ist. Bei uns freut sich der Fabrikant, wenn das Getreide „gilt" und der Verkehr der Getreidemärkte ein lebhafter ist. Ueber Theuerung der Halmfrüchte freut sich aber bei uns auch der verständige Landwirth nicht. Der deutsche Großhandel endlich ist entweder Vertrieb deutscher landwirthschaftlicher Producte und der Industrieerzeugnisse im Inland und ins Ausland, oder Erwerb fremder Waaren für den Consum des Inlands. Der frühere große Transitohandel Deutschlands nach dem Osten und von dem Osten in's westliche Ausland ist durch die russische und östreichische Handelspolitik in der letzten Zeit ausschließlich auf die deutschen Grenzlinien, den Rhein, die Triester Eisenbahn und etwa noch ein Stück Weichsel beschränkt worden und auch auf diesen sehr verkümmert; die Hauptadern deutschen Handels, die Elb- und Oderlinie haben ihn fast ganz verloren. Wenn aber der deutsche Kaufmann davon lebt, daß er Erzeugnisse unseres Bodens, gleichviel ob Rohproducte oder Fabrikate in's Ausland schafft, oder die Erzeugnisse des Auslands, Colonialwaaren, Fabrikate, rohe Producte für den Consum des Inlandes herbeigeschafft, so ist klar, daß auch er in entschiedner Abhängigkeit von dem Ackerbau seines Landes steht. Denn die Consumtionskraft seiner Gegend richtet sich in den Provinzialstädten wie auf dem Lande nach den Börsen der Landbauern. Das Behagen, welches die Sicherheit einer guten Ernte oder eines guten Wollmarkts in irgend einem deutschen Land auch über alle Klassen der Handeltreibenden verbreitet, ist ein Zeichen der Familienabhängigkeit, in welcher selbst der Handel bei uns noch von dem Patriarchen der Staatsproduction, dem Ackerbau steht.

Daß auch die Summe der Reinerträge oder productiven Capitalien, welche der Landbau zur Vermehrung des Nationalvermögens beisteuert, bei weitem größer sei, als die entsprechenden Capitalsvermehrungen des Handels und der Industrie, lehrt ein Blick auf die Vermögensumstände der Menschen fast in allen größeren Theilen unseres Vaterlandes. Und das ist gerade jetzt ein großes Glück. Denn es ist für das Leben eines Staats keineswegs gleichgiltig, aus welchen Quellen die productiven Capitalien für neue Unternehmungen zusammen fließen. Der Grundherr, welcher die jährlichen Ueberschüsse seiner Gutseinnahmen anlegt, hat als fester, solider Mann eine entschiedene Vorliebe für alle solche Anlagen, welche mit der Bodencultur in einem nahen Zusammenhange stehn, er sieht prüfend auf das Nützliche und Dauerhafte seiner Speculationen: sichere Eisenbahnen und Canäle, Chausseen und Bergwerke in seiner Gegend, oder der Ankauf von Effekten, bei welchen er weniger auf hohen Zinsfuß, als auf Sicherheit achte, werden ihn am meisten anziehen. Nicht dieselbe Vorsicht hat der Kaufmann, der Industrielle, der Händler, welcher Reinerträge außerhalb seines Geschäfts anzulegen sucht. Die Sucht reich zu werden, lockt zu den abenteuerlichsten Schwindelgeschäften, zu jeder Art von gewagten und unsicheren Unternehmungen, die Börsenspeculationen der letzten zehn Jahre sind ein häßliches Beispiel davon. Liegen die productiven Capitalien vorzugsweise in den Händen solcher Waghälse, so können die Folgen davon sehr traurig sein. Erschütterungen des Staatscredits, schmachvolle Corruption ganzer Klassen der Gesellschaft, Erbitterung des Volkes gegen die Besitzenden, Haß gegen das Capital überhaupt und endlich ethische und politische Lehrgebäude, welche den Staat zu vernichten drohen. Wir haben das Alles in Frankreich erlebt. — Man ist gewöhnt, der unsittlichen Bestechlichkeit und der Börsengaunerei unter Louis Philipp zu fluchen. Aber er selbst hatte sehr wenig Schuld; es war ein tödtliches Leiden Frankreichs, welches sich gerade unter seiner friedlichen Regierung offen darlegte, der Umstand, daß das productive Vermögen Frankreichs vorzugsweise in den Händen von politischen Aventuriers und übermüthigen Speculanten war, es war der emporkeimende Wohlstand einer jungen Industrie, welcher kein genügendes Gegengewicht in dem Vermögen eines starken, respectablen Grundbesitzes fand; es war der Fluch der alten Revolution, welche den großen Grundbesitz über den Haufen geworfen oder in die Hände von Speculanten gegeben hatte. Die Geschichte Frankreichs ist seit Napoleon eine Geschichte des Capitals oder productiven Vermögens der französischen Nation, die Schwankungen und Gefahren, an denen Frankreich leidet, lassen sich aus dem Mangel an großem Grundbesitz erklären, welcher das Volk in seiner geraden Entwicklungsbahn bestimmen könnte. Die Gründe, aus denen der große Grundbesitz Frankreichs selbst in den Gegenden, wo er noch massenhaft vorhanden ist, wenig für das Gedeihen des Ackerbaues, noch weniger für die Fortbildung der Nation thun kann, fordern zu einer Vergleichung mit Deutschland heraus, für welche hier kein Raum ist. —

In Deutschland sind die Geldverhältnisse fast entgegengesetzt. Die größten Fortschritte deutscher Cultur, welche uns Bürgschaften für das Gedeihen unserer Zukunft geben, sind unter der Aegide unserer Landwirthschaft entstanden, ich meine den Bergbau, das Hüttenwesen und die zahlreichen Thätigkeiten, welche damit in Verbindung stehen; selbst die Eisenbahnen. Den größten Theil seiner Reinerträge hat allerdings der Landbau zu seinem eignen Nutzen verwendet, und daß er in den landschaftlichen Creditsystemen und der soliden Hypothekenordnung Norddeutschlands so sichere Garantien für Anlage seiner Capitale fand, hat wohl den größten Antheil an dem schnellen Aufblühen seiner Agricultur *).

Es wird Zeit, das hier Gesagte kurz zusammen zu fassen und eine Folgerung zu ziehen.

Der Landbau ist in Deutschland von den productiven Thätigkeiten des praktischen Lebens noch immer die stärkste und am meisten ausgebildete, er beherrscht Handel und Industrie, und bestimmt die Wege der nationalen Fortbildung in allen Sphären des praktischen Lebens.

Der produktive Landbau Deutschlands ist in der Politik aus Gemüth und Interesse conservativ; die Ausdehnung des unproduktiven ist ihm gegenüber im Ganzen nicht gefährlich.

Unsere Revolution kann diese Stellung des deutschen Landbaues nicht umwerfen.

Sobald die deutsche Politik nach außen und innen auf ihrer vernünftigen Basis, auf den *gemüthlichen und praktischen Interessen der Majorität der Nation* feststehn wird, muß die Politik und der Staatsbau Deutschlands wesentlich conservativ werden.

Dieser Zeitpunkt muß bald eintreten.

Die neuen staatlichen Bildungen in Deutschland versprechen nur dann Dauer, wenn sie eine verständige Vereinigung der conservativen Neigungen des Grundbesitzes mit den idealen Forderungen der Theorie darstellen.

Die Garantie ihrer Dauer liegt darin, daß der Grundbesitz noch einen Hauptantheil an den producirenden Kräften hat, welche das praktische Leben unserer Zukunft bilden.

Von diesem Standpunkt aus ist der monarchische Staat mit starker Executive und repräsentativer Vertretung des Volkes die Form des Staatslebens, welche dem gegenwärtigen Standpunkt unserer innern Entwicklung am meisten entspricht.

---

*) Der preußische Bauer der östlichen Provinzen und der kleine Capitalist der Städte z. B. lieben die Pfandbriefe so sehr und sind so beflissen, ihre Ueberschüsse in der ritterlichen Landschaft ihrer Provinz anzulegen, daß diese Effekten, welche nur 3½ % geben, während aller Erschütterungen des letzten Jahres sich auf oder über 90 % erhalten haben. Eine sehr merkwürdige und bedeutsame Erscheinung.

Wem das hier Gesagte bekannt ist, der möge diese Reihenfolge von Bemerkungen doch als wahr bestätigen und nicht für unnütz halten. Wenn die politischen Erscheinungen des Völkerlebens so unerfreulich und verstimmend sind, wie jetzt, thut der Besonnene gut, nach dem Grunde des Lebens selbst zu sehen und den Boden zu untersuchen, aus dem es emporschießt. Eine solche Beschäftigung kann uns Deutschen jetzt Trost und einen Halt geben. Und deshalb ist es für das sorgenvolle Herz des Patrioten so erheiternd, durch die wogenden Aehrenfelder unseres Landes zu gehen und den Fuß fest auf den Boden zu stemmen, welcher uns und die fröhlichen Saaten trägt. **William Rogers.**

Briefe aus Prag.

III.

Die Metamorphosen des Czechenthums und die gegenwärtigen Stimmungen der Czechen.

Schon die Coalition der nationalen Parteien zu Kremsier schloß das stillschweigende Uebereinkommen in sich, bei der bevorstehenden Berathung und Abstimmung über die Grundrechte den allgemein-politischen Standpunkt voranzustellen; die Führer der Rechten und Linken gingen zwar keinen ewigen Frieden, aber doch einen Waffenstillstand für längere Zeit mit einander ein, um während der Dauer desselben die divergirenden Ansprüche der Nationalitäten unberührt zu lassen und als gute Volksmänner mit vereinten Kräften gegen die Privilegien der Hierarchie und des Adels und überhaupt gegen jenen Staat der ministeriellen Doctrin anzukämpfen, der noch immer in einer unnahbaren, jenseitigen Göttlichkeit seinen Mittelpunkt sucht, nachdem der heilige Geist, das lebendige Bewußtsein der staatlichen Allgemeinheit doch schon so lange aus seinem Jenseits herabgestiegen ist und sich dem Volke mitgetheilt hat. So haben also schon die Reichstagsdeputirten nach der Erklärung Stadions v. 4. Jänner, wodurch gleichsam der Rechtsboden für das künftige Octroy festgestellt wurde, den nationalen Einheitspunkt gefunden, aus dem wieder ganz folgerichtig die politischen Differenzen heraustreten mußten; und als die Auflösung des Reichstages und die Octroyirung der Charte wirklich erfolgte, da wurde das Verhalten der Volksvertreter zum Vorbilde für das Volk selbst, und überall traten aus den mehr oder weniger indifferenten nationalen Grundlagen die politischen Meinungen scharf gesondert heraus. Dies ist unsere neue Märzerrungenschaft, auf die wir jedenfalls das größte Gewicht legen müssen. Indem sich im Schooße der slovanská lipá die conservative Partei von der radi-

kalen trennte und der letztern in kurzer Zeit den Platz räumte, wurde dieser Club in einen demokratischen Verein auf nationaler Basis umgewandelt, während er sich früher einen nationalen Verein auf demokratischen Grundlagen nannte. Damals sah die slovanská lipá und mit ihr die Rechte des Reichstags die demokratische Monarchie für einen festen und unwandelbaren Boden an, der durch die Siege des Wiener Volkes ein für alle Mal gewonnen war und gar nicht mehr wanken könne unter den erbitzten Kämpfen der parlamentarischen Gegner, die über diese Grundlage mit einander einig, nur noch um ihre nationalen Palladien streiten. Nach den Märzereignissen des Jahres 1849 gelangte aber dieser Verein zu der Ueberzeugung, daß das lebendige Nationalgefühl nur eine Voraussetzung sei und erst durch das demokratische Streben einen Gehalt bekomme, so wie das Herz für einen bestimmten Gegenstand schlagen und sich mit demselben erfüllen muß. Hätte die slovanská lipá mehr gereifte und zuverlässige Elemente gehabt, so würde ihr diese neue Grundlage vielleicht Gelegenheit zu erfreulichem Wirken dargeboten haben; so waren es aber größtentheils unreife Jungen, welche unter dem geänderten Motto willkommenen Anlaß für neue Tollheiten fanden. Derselbe Verein, der in den Tagen des Octobers die Verbreitung revolutionärer Flugschriften unter dem czechischen Landvolk und die möglichen Zuzüge aus deutschböhmischen Gegenden noch weit energischer, als die Behörden selbst, zu verhindern suchte und für diese loyale Haltung das offen ausgesprochene Lob des Ban Jellachich erntete, hielt nun die Hand über dasselbe Feuerbecken hin, in welchem sich die Aula und der demokratische Centralverein von Wien die Finger verbrannt hatten und gab sich Mühe, die Gotteslästerungen, die er früher über den „Weltgeist" der Wiener ausgestoßen, in sehr barokker Weise zu sühnen. Er debutirte als demokratischer Verein mit dem Entwurf einer Petition, worin nichts weniger verlangt wird, als: Se. Majestät möge das Ministerium Schwarzenberg-Stadion entlassen, alle von demselben erlassenen Gesetze annuliren, die vom Reichstag entworfene Charte octroyiren und jene vom 4. März zurücknehmen. Da aber die Hitzköpfe der slovanská lipá denn doch später einsahen, daß sie auf diese Art viel zu auffallend mit dem Strange der kaum zur Ruhe gebrachten Sturmglocke spielten, so veröffentlichten sie endlich diese Petition in einer mildern Fassung, so daß sie beiläufig folgenden Inhalt hatte: „Se. Majestät geruhe dem östreichischen Volke jene Grundrechte zuzugestehen, welche der Reichstag schon zum Theil angenommen hat, und zugleich dem Verfassungsentwurf seine Sanction zu ertheilen, wie er aus den Berathungen des Constitutionsausschusses hervorgegangen ist." Aber auch in dieser Form beunruhigte sie den politischen Quietismus der „Gutgesinnten" und rief eine Gegenadresse hervor, für die noch immer unter dem Schutze des Belagerungszustandes Unterschriften gesammelt werden. „Schon in der Constitutionsurkunde vom 25. April 1848," heißt es darin, „erblickten die besonnenen Patrioten die Grundlage für das Gebäude der fortschreitenden Staatswohlfahrt. Aber durch

beklagenswerthe Verlockungen seien bald Forderungen erhoben worden, welche keineswegs als Wunsch der urtheilsfähigen Gesammtheit des Volkes gelten könnten, und dann sei das große Unglück geschehen — das Octroy wurde zurückgenommen und ein constituirender Reichstag einberufen. Dieser sei aus Wahlen hervorgegangen, die bei den schädlichen Einflüssen der mannigfachsten Wahlagitationen durchaus nicht als der wahre Ausdruck des bewußten Vertrauens anzusehen sind; dann habe er nur die kostbare Zeit schnöde vergeudet, im October eine ganz falsche Stellung angenommen, die seinem Wirken fortan wie ein Fluch anhing, und in Kremsier eine Sammlung von Paragraphen berathen, die Grundrechte genannt wurden, und abgesehen von ihren sonstigen Mängeln, in Verbindung mit dem Verfassungsentwurfe, sogar die Basis unseres Staatsbestandes in dem monarchischen Principe in Frage stellten. Indessen lösten die Erfolge des ruhmwürdigsten Heldenheeres den Zweifel an dem möglichen Bestande Oestreichs als eines Ganzen (?); die Aufgabe der Constituirung hatte daher einen größern Umfang gewonnen, und es mußte nothwendig eine Verfassung octroyirt werden. Jeder besonnene Patriot werde dieses Ereigniß als ein für ganz Oestreich heilbringendes preisen und anerkennen, daß dieses Octroy allen sittlich zu rechtfertigenden Wünschen und Anforderungen entspreche. Daher erklären die Unterzeichneten, daß sie in der Octroyirung einen Akt von seltener Weisheit und Kraft erblicken und ein unbeirrtes Festhalten an der verliehenen Verfassung sehnlichst wünschen."

Zwischen diesen beiden Petitionen, von denen ich die andere ihrer seltenen reactionären Frechheit wegen ausführlicher mitgetheilt habe, suchte das Stadtverordnetencollegium durch eine dritte zu vermitteln, welche folgende Bitte enthält: „Se. Majestät möge geruhen, unter Erlaß eines freisinnigen Wahlgesetzes die nöthigen Vorarbeiten anzubefehlen, welche die Wahl einer volksthümlichen Landesvertretung bedingen und den böhmischen Landtag mit möglichster Beschleunigung einzuberufen." Dieses in würdigem Tone abgefaßte Aktenstück spricht die Wünsche der gemäßigten Partei im czechischen Heerlager aus, und die Gemeindebehörde der Hauptstadt erscheint als völlig berufen, sich an die Spitze dieser Partei zu stellen und dasjenige, was sie als nächstes Bedürfniß des Landes erkannt hat, im Namen desselben auszusprechen. Nur die Hinweisung auf den durch die kaiserlichen Majestätsbriefe vom 24. März und 8. April gewährten constituirenden Landtag, dessen Zusammentreten „durch politische Verwicklungen" verhindert wurde, erinnert wieder an die föderalistischen Tendenzen und an die von den Czechen stets angestrebte Provinzialsouveränität und rief daher den Widerspruch der deutschen Zeitung hervor, die seit jeher den Landtagen abhold gewesen und ihren Wirkungskreis möglichst beschränkt wissen wollte. Dagegen trägt die Petition der slovanská lipá das Gepräge eines ganz allgemeinen Radikalismus, ohne eine bestimmte nationale Grundlage durchschimmern zu lassen.

Nun wollen wir näher nachsehen, wie sich die auswärtige Politik der

Czechen (darunter verstehe ich ihre Grundsätze im Bezug auf das Verhältniß zu Ungarn und Deutschland) seit dem März 1849 gestaltet hat. — Der unleugbar günstige Eindruck, den seit längerer Zeit die Siege der Magyaren auf die Mehrheit der Czechen ausüben, und der sich auch bei dem Plebejer auf naive Weise durch Eljenrufe äußert, hat wie begreiflich, nicht in einer Sympathie für die Magyaren, sondern nur in der geheimen Schadenfreude seinen Grund, daß sich auf den ungarischen Schlachtfeldern die Illusion des abstracten habsburgischen Staates, der durchaus nicht in dem festen Boden der Völker wurzeln will, in ihrer ganzen Unhaltbarkeit klar herausstellt. Von Gottes Gnaden geschehen keine Wunder mehr, der Hinblick auf den König der Könige vermag weiter keine Hilfe zu schaffen: nur das Volk, wenn es einen Gott in sich trägt, kann Wunder wirken. Mit Entrüstung sahen die Czechen, daß die Krone nicht in dem freien Bündniß mit jenen Völkern, die im Kampfe gegen die Magyaren zu ihr standen, siegen wollte, weil in dieser Weise das Princip der Volkssouveränität mitgesiegt hätte; daß sie nicht nur die Farce des Magyar corszag bekämpfte, sondern auch den fernern Bestand der Monarchie von ihren strategischen Erfolgen abhängig machte. Nur durch die gerechten Forderungen der übrigen Völker ließ sich der Krieg mit den Magyaren rechtfertigen, weil der einseitig abgeschlossene Vertrag, der zwischen der magyarischen Deputation und der Krone zu Stande gekommen war, mit dem allgemeinen Princip der nationalen Gleichberechtigung als unverträglich erschien. Die Regierung mußte in einer solchen Pflichten-Collision dem Recht der Revolution gegenüber jene besondern Concessionen hintenansetzen, und im Namen der Gleichheit des nationalen Rechts den Magyaren den Krieg erklären; sie war berufen, an die Spitze dieses „heiligen Krieges" zu treten, damit so das Gleichgewicht in der Völkerfamilie des neuen Oestreich bleibend hergestellt, und der Ausnahmsstellung Ungarns, als dem letzten Ueberreste von Altöstreich ein Ende gemacht werde. Aber die Regierung eröffnete blos im Namen der Völker den Krieg, um ihn dann pro domo sua zu Ende zu führen, und durch die volle Entwicklung einer absoluten, dem Volksbewußtsein entgegentretenden Macht die alte Herrlichkeit des habsburgischen Staates so viel wie möglich wieder herzustellen. In Ungarn will man der Schlange der Revolution auf den Kopf treten, nachdem man schon in den andern Ländern die Sturmglocke zum Schweigen gebracht hatte; und darum that auch das Ministerium nach dem sogenannten Siege bei Kapolna jenen kühnen Schritt, durch den die Revolution in Oestreich geschlossen werden sollte. Aber nur Paskewitsch erscheint als völlig berufen, den Feldzug zu beenden, den Fürst Windischgrätz so ruhmvoll begonnen. Da wo Oestreich das Bündniß seiner eigenen Völker verschmäht, kann es sich nur auf die heilige Allianz stützen; ja, bei dem Doppelsiege, den es erkämpfen will, muß es sogar jenes profane Bündniß auf das entschiedenste zurückweisen. Daher waren die Führer der slovakischen und serbischen Nation, Hurban, Stur, Stratimirowic, Knicanin keine willkommenen Bundesgenossen

der Regierung; denn sie führten ihre Schaaren „für die Freiheit und das Slaventhum" in den Kampf, während nach den Wünschen der Regierung nur die unbedingte Treue für die angestammte Dynastie und die geistlose Formel des Fahneneides, nicht aber der Eigenwille eines freien Volkes, die Woiwodowina oder das dreieinige Königreich für die begeisterte Ausdauer im Kampfe entscheiden soll. Aus dem Gesagten läßt es sich leicht erklären, wie die Czechen zu gleicher Zeit sich über die großen Verlegenheiten des Barons v. Welden und über die kleinen Erfolge des „ritterlichen Helden" Stratimirovic freuen konnten; denn dieser steht noch an der Spitze eines nationalen Kreuzzugs, während jener nur ein diplomatisches Rechenexempel auf strategischem Wege zu lösen hatte. Vorläufig halten die czechischen Organe noch immer an der Idee eines östreichischen Bundesstaates fest, obgleich sie kein rechtes Vertrauen mehr dazu haben; aber wie würde es wohl damit stehen, wenn die croatisch-serbische Bewegung, die bis jetzt noch eine föderalistische ist, gleich der in Ungarn und Italien in einen Unabhängigkeitskampf umschlagen sollte? Die Hauptführer der südslavischen Bewegung vertreten nämlich zwei verschiedene Richtungen; die einen streben die Autonomie des dreieinigen Königreichs und der Woiwodowina innerhalb des östreichischen Ländercomplexes, die andern aber die Verschmelzung der beiden Serbien und der übrigen südslavischen Länder, die theils unter östreichischer, theils unter türkischer Herrschaft stehen, zu einem selbstständigen Ganzen als letztes Ziel an. Wenn nun diese andere Partei, die in ihrer Abenteuerlichkeit ohnehin dem naturwüchsigen Sinn der Südslaven mehr zusagen wird, wirklich den Sieg davon trägt, werden dann die Czechen auch ihrerseits wieder Barrikaden für die Idee des großmährischen Reiches bauen? O nein! Hören wir nur, wie sich die Narodni noviny in naiver Resignation darüber ausspricht: „Wenn wir auch zugeben, daß die Bevölkerung der böhmischen Krone an und für sich genügte zur Gründung eines eigenen Staates, finden wir dann wohl bei uns die übrigen Erfordernisse, welche dazu unausweichlich nothwendig sind? Wir vermissen gleich das wichtigste: nämlich die Eintracht. Auf der einen Seite zwei feindlich einander gegenüberstehende Nationalitäten, auf der andern Seite eine unzeitige Eifersucht zwischen Böhmen und Mähren, und dazu noch die vielfältige Zerrissenheit unter uns selbst — das sind wahrhaftig nicht die Elemente, welche einen neuen Staat begründen." Sollte nun wirklich der äußerste Fall kommen — sollte sich in der That nicht mehr über dem Gesammtstaat Oestreich der rothblauweiße Farbenbogen der slavischen Hoffnungen wölken können, dann sind die Czechen selbst der größten Resignation, nämlich des Anschlusses an Deutschland, fähig. „Darüber sind wir nie (?) in Zweifel gewesen;" eben so versichern uns die slavischen Centralblätter vom 22. Mai, „daß ein Anschluß Oestreichs an Deutschland für die Völkerfreiheit von großen Folgen wäre, und Garantien für die Befestigung und Ausbildung der östreichischen Con-

stitution bieten würde, wie sie Oestreich in sich gegenwärtig durchaus nicht aufzuweisen hat. Es war aber die Eroberungswuth des deutschen Parlaments, die unersättliche Länder- und Völkergier des jung aufsprossenden Deutschlands, welche uns zur Vorsicht mahnte, nachdem wir die Wirkungen des großen „Dranges nach Osten“ leider schon mit einem großen und weiten Ländergebiete gebüßt haben. Jetzt ist diese Eroberungssucht gestillt, und so kann überhaupt jetzt allerdings die Rede von einem Anschluß von Oestreich an Deutschland sein.“

Mit dieser Erschlaffung haben die bisherigen rein nationalen Bestrebungen der Czechen geendet. Sie suchten den Naturwuchs ihrer slavischen Brüder durch ihre gemachte Romantik zu ersetzen; sie führten mit nüchterner Absichtlichkeit das Wunderbare wieder ein in die Prosa der Gegenwart, und pflegten jene exotische Blüthe in dem Treibhause der Reflexion, die in Serbien und Croatien allerdings im Freien gedeiht. Sie entschlossen sich zur Schwärmerei, die darum ein Selbstbetrug war, weil ihr der Entschluß, aus dem gewöhnlichen Zustand der Nüchternheit herauszutreten, voranging. Die naturwüchsige Kraft der wahren Schwärmerei ging ihnen auch ab, und sie bestanden nur mittelmäßig bei jener Bluttaufe, der sich der naive Schwärmer ohne Bedenken unterzieht.

Die slavische Gesammtbewegung in Oestreich hat wohl eine innere Berechtigung, die nur der Befangene in Zweifel ziehen kann — aber es fehlt ihr noch an Maaß und Richtung, und an einem bestimmten, erreichbaren Zielpunkt. Wie in Frankreich die Ständegleichheit nach der Erstürmung der Bastille, so war in Oestreich die Gleichberechtigung der Nationalitäten das nächste Motto der Revolution; von den durch ihre Vergangenheit geadelten Nationen fordern andere wieder einen freien Spielraum für die Zukunft. Handelt es sich bei der socialen Umgestaltung darum, daß die festgewordenen Unterschiede der Stände fallen, so ist es hier, wo die Einzelnen nicht nur mit einem bestimmten Standesbewußtsein, sondern mit einer gewissen durch historische Reminiscenzen ausgebildeten Ausschließlichkeit sich selbst gegen das Allgemeine des Staatslebens borniren, darum zu thun, daß diese Befangenheit, dieser Ahnenstolz, diese Ueber- und Unterordnung der Nationen schwinde. Die Erklärung der Menschenrechte, welche Lafayette aus Amerika nach Frankreich mitbrachte, soll in Oestreich nicht mehr auf einzelne Staatsbürger, sondern auf ganze Völker Anwendung finden. Hier durften zunächst die Slaven mit vollem Rechte von den Deutschen und Magyaren verlangen, daß sie ihnen gegenüber jedes aristokratische Vorurtheil aufgeben, und ihre politische Zukunft in keiner Weise verkümmern mögen; sie haben aber darin gefehlt, daß sie die Perspective ihrer Zukunft blos mit den Bildern ihrer Vergangenheit ausfüllten. So haben die Czechen eine poetische Vergangenheit heraufgeholt, die Serben dagegen verschollene Institutionen, die keine Lebenskraft mehr haben, in die Gegenwart verpflanzt. Die Revolution ist nicht da, um unter den Todten Wunder zu thun, durch das Erdbeben soll der Boden befruchtet, aber nicht die Grüfte aus-

geleert werden, damit es dann auf der Weltbühne Gespenster gebe. Der weltgeschichtliche Glaube kennt keine Auferstehung der Todten; sie sollen nur auferstehn in der frischen grünen Saat, die über ihren Gräbern gedeiht. J. V.

Pariser Genrebilder.

Der Anblick der Seinestadt in den letzten Tagen vor den Wahlen zur Nationalversammlung ist ein höchst eigenthümlicher, und der Fremde, namentlich der Deutsche, fühlt sich vollständig in eine neue Welt versetzt, in welcher seine Sinne ihm den Gehorsam zu versagen drohen. Von dem Lärm und der Agitation in den Gassen, auf den Boulevards und Plätzen können Sie sich unmöglich eine Vorstellung machen. Alle Mauern sind von oben bis unten mit ungeheuren Affichen beklebt, welche in emphatischen Worten den oder jenen Candidaten vorschlagen; überall stehen lebhaft gesticulirende Gruppen von Neugierigen vor diesen Anzeigen, und die Stimmenwerber schlüpfen bald da, bald dort durch die Menschenmenge, um ihr Gewerbe anzubringen. Jede Partei sucht die raffinirtesten Künste hervor, um ihren Gegnern so sehr als möglich Terrain abzugewinnen. In den beiden letzten Tagen vor den Wahlen ist es wirklich, um toll zu werden. Man kann seine Schritte nirgends hin wenden, ohne daß Einem Hunderte von Wahlzetteln in die Hand gepreßt werden, Zettel von allen Farben, rothe, weiße, blaue, grüne, — je nach den politischen Abzeichen der Parteien. Man mag machen, was man will — es ist unmöglich, sich des Empfangs solcher Zettel zu erwehren, und ich kann Sie versichern, daß am Sonnabend vor den Wahlen meine Taschen damit ganz vollgepfropft gewesen sind. Diese Vertheilung gibt inzwischen Anlaß zu einer ganz besonderen Industrie — die schlauen Epicier's machen sich dieselbe zu Nutz, um sich auf wohlfeilste Art mit dem benöthigten Papier zu versehen. Sie schicken ihre Lehrburschen fort, um in allen Straßen Wahlzettel einzusammeln — und so kommt es, daß man vier Wochen lang in ganz Paris keinen Häring, kein Loth Schnupftabak kaufen kann, dessen Enveloppe nicht ein Bulletin de vote wäre. Auch Mr. Lefevbre hat eine reiche Ernte von Wahlzetteln gehalten, einzig und allein, um mit denselben, in zweckmäßigen Schattirungen, ein kleines Gemach zu tapeziren, an welcher Tapete er nunmehr seine kindische Freude hat. Ich glaube übrigens kaum, daß in Deutschland jemals der Sinn für das öffentliche Wohl so ausgebildet werden wird, wie dies hier in Paris jetzt schon der Fall ist, wie sich das insbesondere durch die allgemeine Betheiligung an dem Wahlgeschäft documentirt. Man muß aber auch sehen, wie sehr die politische

Lectüre hier schon zum täglichen Brot, zur Lebensnothdurft geworden ist, um den Unterschied zwischen einer deutschen und der französischen Hauptstadt augenfällig zu gewahren. Hier lies't Jeder sein Journal, man begegnet Niemandem, der es nicht in Händen hielte und gehend, fahrend, stehend darin studirte; der Kutscher auf seinem Bock, der Ouvrier an der Hobelbank, der Chiffonnier auf dem Kehricht-haufen, ja selbst der Gamin – Alle lesen die Zeitungen. In den unteren Regionen der Gesellschaft ist vor Andern das famose Journal le Peuple das politische Orakel. Es wird dasselbe täglich in einer fabelhaft großen Menge von Exemplaren, meistens durch fliegende Buchhändler, verkauft. Jedermann, Socialist oder nicht, kauft und lies't es, freut oder ärgert sich über seine heftigen, immer interessanten, aber oft ins Persönliche streifenden Ausfälle. Trotz dem, daß es schon zehnmal wegen Preßvergehen — insbesondere wegen Proudhon's, des Redacteurs en chef, wüthender Angriffe auf den Präsidenten und sein Ministerium — zu immensen Geldstrafen verurtheilt worden ist, vermag doch kein noch so schwerer Schlag sein zähes Leben zu enden. Jene belaufen sich auf nicht weniger als 62,000 Franks — aber schon ist eine Subscription zur Tilgung derselben eröffnet, die bis jetzt etwa 20,000 Fr. eingebracht hat. Dergleichen wäre in Deutschland sicherlich unmöglich. Sie können übrigens schon aus diesem einen Factum ersehen, daß der Socialismus in Frankreich auch unter den Besitzenden mehr und mehr Anhänger erwirbt. Auch in der Armee beginnt er, Fortschritte zu machen; die Socialisten sind aber auch unermüdlich in ihren Bestrebungen, die Soldateska zu verführen. Wie sehr dies bis jetzt schon gelungen und wie geschickt sie operiren, beweist die Wahl der drei Sergeanten Rattier, Boichot und Commissaire in die Nationalversammlung; es muß dieselbe, weil sie dem Stolz der Soldaten schmeichelt, einen ungeheuern Erfolg haben. Alle Kasernen werden mit gratis vertheilten socialistischen Journalen überschwemmt, und das trotz der ärgerlichsten Wachsamkeit der Offiziere. Wehe dem armen Troupier, der von einem seiner Vorgesetzten etwa bei der Lectüre des Peuple betroffen wird — man schickt ihn so bald wie möglich nach Algerien — es mag in dieser Provinz jetzt schon eine recht hübsche Zahl von Jüngern des Socialismus in der blauen Jacke stecken. Auf dem Boulevard Beaumarchais sah ich vor einigen Tagen, daß ein Polizeisergeant einem Soldaten den Peuple aus der Hand riß. Der resolute Krieger belohnte dies Attentat augenblicklich mit einer fürchterlichen Ohrfeige, und als der wüthende Diener der öffentlichen Sicherheit seinen Beleidiger verhaften wollte, hatte sich im Augenblick ein Volkshaufen so drohend um ihn gesellt, daß er froh war, blos mit der Ohrfeige, aber ohne Gefangenen, davon schleichen zu dürfen. Dergleichen kleine Züge werfen treffende Schlaglichter auf die hiesigen Volkszustände.

Interessant ist die Präsentation der Candidaten zur Nationalversammlung vor den socialistischen Wahlcomités, welche mit allen möglichen Formalitäten ge-

schieht. Ich habe dieselbe in der Salle de la fraternité genau kennen gelernt. Der Candidat besteigt die Tribüne, und der Präsident legt ihm sodann folgende Fragen vor: Êtes vous pour la republique democratique et sociale? — Quelle est votre profession? - - Que faisiez vous dans les journées de Juin? etc. etc. Wenn der Candidat auf diese Fragen ruhig und wie ein vernünftiger Mensch antwortet, so fällt er ganz gewiß durch — schreit er aber, wie ein Besessener, lügt er, wie ein Gascogner, hat er einige hochtrabende Zeitungsphrasen auswendig gelernt, die er mit möglichst cynischem Pathos vorzubringen versteht, und weiß er sich insbesondere als Insurgé de Juin zu geriren — dann kommt er sicherlich auf die Liste. Neulich war ich bei der Auflösung eines socialen Clubs zugegen. Der Präsident wollte eben die séance eröffnen, als an die Thür geklopft ward und ein Commissaire de police mit Begleitung hereintrat. Messieurs, sagte er, je viens d'assister à votre séance. Die Versammlung brach in den fürchterlichsten Tumult aus. Citoyens, rief der Präsident, la constitution est violée, d·clarons nous en permanence! Aber auch das hilft nichts, denn die verthierten Söldlinge sind hier, wie in Deutschland, zum großen Theil noch sehr geneigt, den Gesetzen Nachdruck zu verschaffen, und trotz alles Tobens und Schreiens waren die Herrn Mitglieder des Clubs gar bald genöthigt, ihre Protestationen in die Straßen zu tragen.

Von allen socialistischen Associationen besuche ich am meisten und liebsten la Salle de la fraternité, rue Martel; es ist dieser Saal mit einer Pracht und Eleganz gebaut, welche kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Merkwürdig ist, daß derselbe von den Arbeitern der Association ganz allein und zwar völlig unentgeldlich errichtet worden ist; die Kosten der Beleuchtung 2c. werden durch Sammlungen an den Thüren gedeckt. Mein spaßhafter Hauswirth, Mr. Lefevbre, brachte mich hier vor einigen Tagen in eine curiose Situation. In einem Scherze seiner Art erzählte er den Nebenstehenden, ich sei ein Chef der Wiener Demokratenlegion gewesen, welcher bei der Einnahme von Wien geflüchtet sei. Augenblicklich war ich von einem ganzen Rudel höchst wild und verdächtig aussehender Kerle umringt, welche mich dringend und angelegentlich auszufragen begannen. Nun hätte ich nicht seiner Zeit die „Grenzboten" gelesen haben müssen, um ihnen nicht hinreichend antworten zu können. Der Enthusiasmus stieg, man hob mich auf die Schultern und schleppte mich nach der Tribüne, von welcher herab ich eine Rede halten sollte. Ich hätte vielleicht gewagt, ihnen irgend eine Phrase, wie: Citoyens, salut et fraternité de la part de vos frères d'Allemagne, oder Aehnliches vorzudeclamiren, aber glücklicherweise genügte ihnen die einfache Entschuldigung, daß mein Accent mir nicht erlaube, vor einer solchen illüstren Versammlung aufzutreten. Aber ein donnernder Applaus folgte mir dennoch, als ich zu meinem Platz zurückkehrte, wo der alte Schelm Lefevbre sich die Hände rieb und boshaft lächelte. Vor mehreren Tagen war ich auch in dem berühmten socialisti-

schen Club der Rue St. Antoine, présidé par l'Abbé de Montlouis; es ging daselbst über alle Begriffe stürmisch her, denn man berieth die monströse Sturmpetition, welche, zur Unterzeichnung in ganz Frankreich circulirend, Louis Napoleon und seine Minister sogleich in Anklagestand und Gefängniß gesetzt wissen will. Einen großen Abstich gegen die genannten Reunions bildet der Club Legitimiste de la rue Duphot. Hier ist bon genre, Faihon und Bildung. Der Präsident ist de la Rochejaquelin, aus dem alten, berühmten Geschlecht, das der Vendée ihre Führer lieferte, er ist der größte und mit der stärksten Körperkraft begabte Mann in ganz Frankreich, und ein vortrefflicher, begeisterter Redner. Als er kürzlich das Recht und die Heiligkeit der Sache der Bourbonen mit glühenden Worten geschildert, habe ich viele Männer weinen und schluchzen gesehen, und aus hundert Kehlen erscholl der Ruf: à bas la republique! Aber dies war das Zeichen zu einem wüthenden Kampf; es waren Eingeschlichene in dem Saal, welche furchtlos mit dem Geschrei: Vive la republique democratique et sociale! antworteten. Faustschläge wurden gewechselt, schon blitzten Messer in den Händen, als noch zur rechten Zeit die Wache einschritt und das Local räumte. — Paris ist jetzt die Stadt der Associationen; überall sehen Sie Schilde prangen mit der Inschrift: Association fraternelle des ouvriers tailleurs, coiffeurs, cordonnier's, etc. etc. Am interessantesten sind die Associationen der Cuisiniers. Es sind dazu ungeheure Locale außerhalb der Barrieren eingerichtet, z. B. an der Barrière du Maine, woselbst das größte sich befindet, in welchen die hungrige und durstige Menschheit durch gemeinsame Sorgfalt, aber natürlich gegen Bezahlung, gespeist und getränkt wird. Ueber hundert cuisiniers societaires laufen in den Räumen umher: Citoyen, que faut il vous servir? Citoyen, veuillez vous assoir etc. Hier vereinigt sich die Hefe und der Schmutz von ganz Paris, betrunkene Männer und Weiber wälzen sich auf den Bänken und Tischen, düstere, viehisch abgestumpfte Physiognomieen stieren mit verhängnißvollem Ausdruck nach jedem Wohlgekleideten, der einzutreten wagt; Mouchard, Aristo, hört er von allen Seiten murmeln. Jeder hier Einheimische hält einen großen steinernen, mit Eisen beschlagenen Topf vor sich, der mit einem Getränk angefüllt ist, welches sie Wein, oder vielmehr le petit bleu de la barrière nennen. Hier ist wöchentlich der Schauplatz der großartigen Razzia's, welche die Pariser Polizei mit unnachahmlicher Geschicklichkeit und Muth auszuführen versteht. Jetzt freilich werden Sie hier nicht blos den Auswurf der Gesellschaft mehr finden: ich glaube, daß viele Mitglieder der nunmehrigen Nationalversammlung ebenfalls dort Stammgäste sein werden. Denn dieselbe ist aus Elementen zusammengesetzt, welche solche Vermuthung sehr rechtfertigen. Daß 3 Schuster, ein Maurergeselle, 3 Sergeanten, ein Schornsteinfegergehülfe ꝛc. darin sitzen, ist nicht befremdlich; aber daß unter den Mitgliedern zwei Bordellwirthe (in Macon und Lyon gewählt) und ein Henker (Pau) sind, das ist doch zu arg. Lächerlich war der am Freitag stattfindende

Aufzug der socialistischen Deputirten des Elsasses, die mit den Messageries nationales anlangten. Die Kerle sahen alle aus, wie bankerotte Vagabunden, trugen als Kopfbedeckung das bekannte bonnet phrygien, und Mehrere ungeheure Säbel an der Seite. Und von diesen Hanswursten erwartet man das Heil der Nation!

Alfred H.

Die drei Parlamente.

Die Krystallisation der Parteien, welche aus dem deutschen Verfassungswerk entsprungen ist, hat sich nun zu so bestimmten Formen gebildet, daß in den nächsten Tagen jede der großen Fraktionen aus der Paulskirche durch ein eignes Parlament vertreten sein wird. Die Majorität der letzten Sessionen, aus der ehemaligen Linken zusammengesetzt, ist mit dem gesammten Bureau nach Stuttgart übergesiedelt; der kleine Rest der Großdeutschen, mit andern, weniger klaren Elementen zersetzt, ist unter dem Schutz der Frankfurter Legitimität und der Centralgewalt zurückgeblieben, und sucht ihre früheren Verbündeten, auch wenn sie sich unter die Heerlager Haynau's oder Radetzky's verloren haben sollten, wieder zusammen zu trommeln, und das Zeichen des Weidenbusches wird in wenig Tagen in Gotha aufgesteckt werden.

Was die Linke betrifft, so hat es sich wohl mehr und mehr herausgestellt, daß unter diesen blutrothen Brustbändern keine Löwenherzen schlagen. So lebhaft man sich in den letzten Tagen gegen die Tyrannen und die russischen Unterknäse echauffirte, so waren die Grausamkeiten, die man mit denselben vornehmen wollte, doch mehr in unbestimmten Umrissen angedeutet, als in deutlichen Zügen ausgeführt. Die Paulskirche erlebte das sonderbare Ereigniß, daß Herr Vogt sich berufen fühlte, gegen die Ungezogenheiten eines weiter Vorgeschrittenen zu remonstriren und die gesammten Entschiedenen waren darüber bestürzt, daß sie die Majorität erhielten und nun erklären sollten, was sie eigentlich vorhätten. „Den Platz changiren!“ Das war endlich das bequemste Stichwort. Stuttgart ist der Sitz des größten unter den Staaten, welche die Verfassung anerkannt haben; es sieht also so aus, als ob hier der Mittelpunkt des verfassungsmäßigen Kleindeutschland und der Operationen gegen die renitenten Könige gesucht werden solle. Einerseits ist aber die geographische Lage dieses Kleindeutschland nicht von der Art, sich lange zu halten, andererseits hat unter den verbündeten Staaten kein einziger Lust, sich für die Linke zu schlagen, selbst Würtemberg nicht, wo die Regierung sogar darüber in Zweifel ist, ob sie dem Rumpfparlament überhaupt

auch nur ein officielles Lokal einräumen soll. Ein Staat nach dem andern wird zu den Sonderbündlern abfallen und zuletzt wird dem Rumpf nichts weiter übrig bleiben, als sich weiter nach links zu wenden, nach Baden hinaus oder nach der Pfalz, wo die liederliche Gaminwirthschaft sich bereits eines solchen Umfangs erfreut, daß es von den Regierungen sehr unklug ist, sich darein zu mischen: sich selbst überlassen, würde die heitere Maskerade in wenig Tagen zu Ende sein.

Noch wunderlicher sieht der zweite Rumpf aus, der unter der Führung der Herrn Wuttke und Buß in Frankfurt zurückgeblieben ist. Er schaart sich um eine in Bezug auf die Zahl ihrer Mitglieder noch ziemlich complicirte Reichsregierung, die aber auf dieser weiten Erde nichts zu regieren hat, und die von Niemand mehr anerkannt ist. Indeß kommt es dieser großdeutschen Partei — in deren Namen neulich Herr v. d. Pfordten eine Erklärung gegeben hat, deren Periodenbau nur in Deutschland möglich ist: „freilich", „indessen", „sondern", „aber" u. s. w. mit einem Wort: wie kann das uralte Haus der Wittelbacher hinter den jungen Parvenus, den Hohenzollern, hergehn! — es kommt dieser Partei weniger darauf an, daß etwas geschieht, als daß nichts geschieht, nichts nämlich, um die Souveränitätsrechte der europäischen Staaten Baiern u. s. w. zu beeinträchtigen. Baiern befindet sich in der sonderbaren Lage, weder mit Preußen, noch mit dem Frankfurter Parlament, noch mit dem Stuttgarter, noch selbst mit Oestreich gehen zu können, und die Thätigkeit der großdeutschen Partei wird sich so ziemlich darauf beschränken, durch Herrn Professor Wuttke Bußpredigten gegen die Erbkaiserlichen ins Leipziger Tageblatt zu schicken.

Die Versammlung zu Gotha wird von den drei Parlamenten entschieden das würdigste sein, denn die edelsten Kräfte der Nation werden sich darin vereinigen. Aber ihre Stellung ist zu unklar, als daß sich eine sehr bedeutende Wirksamkeit von ihm erwarten ließe. Einmal wird bis dahin Manches eingetreten sein, was der Bewegung einen bestimmtern Impuls gibt, als alle Berathungen wohlmeinender Männer; sodann wird sie sich gar zu leicht versucht fühlen, sich wieder als eine Art Vorparlament zu geriren, und in die schon hinlänglich ausgebildete Verwirrung noch einen neuen Knäuel zu werfen. Ihre edle Aufgabe ist die doppelte: einmal die drei verbündeten Mächte zu Modificationen in ihrem Verfassungsentwurf, namentlich aber im Wahlmodus, zu bewegen; andererseits die kleinen Staaten zu bestimmen, sich alsdann dem Entwurf anzuschließen. Unter den vorhandenen Uebeln — der rothen Partei und der schwarzgelben — ist dies das erträglichste.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von Friedrich Andrä.

Die Berliner Presse.

1. Die Vossische.

Es war eine gute Zeit, wo der Berliner sich noch damit begnügte, die Welt und ihre Wirren durch die graue Brille der guten alten Tante zu betrachten. In keiner Haushaltung fehlte das treffliche Löschpapier zum Morgenkaffee, und nur ein ganz abnormer Gesundheitszustand hätte es entschuldigen können, wenn man eine Seite der 2 — 3 Bogen schlechten Drucks überschlagen hätte. Zuerst kamen die amtlichen Ernennungen, die Orden, dann folgten unter der Rubrik Paris kurz gefaßte und ziemlich unverständliche Aphorismen über Thiers, Guizot, Spanien, die Börse, den Proceß Lafarge, Nordamerika, Peel und mehreres andere, dann unter der Rubrik London das nämliche, und dann kamen die vermischten Nachrichten. Diese ganze Reihe war dem Bürger nur darum bequem, weil sie ihm häufiger Gelegenheit gab, den Kopf zu schütteln, als eine Zeitung, welche zusammenhängend referirte. Der eigentliche Inhalt kam erst später: zuerst Rellstab mit den anmuthigen Kritiken über das königliche Theater, die Concerte, einzelne ihm eingesandte Romane und lyrische Gedichte, vorzüglich aber in der Winterzeit mit den liebenswürdigen Weihnachtswanderungen, welche dem guten Berliner ein Leitstern würden für die Pflichten seiner Zerstreuung. Dann ging man zu den officiellen Theateranzeigen, den metereologischen Notizen und dem Börsencours über, und nun nahm der Bürger und Hausbesitzer rasch einen neuen Schluck Kaffee, und rückte die Nachtmütze zurecht, denn jetzt trat „Berlin wie es ist" selbstredend auf die Bühne, es kamen die Civis, die Unus pro multis, die X. Y. Z. und andere Metamorphosen des Philisterthums mit ihren Bemerkungen über die Gasbeleuchtung, die Religion, die Straßenreinigung, die höhere Politik und die Mißbräuche des Droschkenwesens. Durch Länge und Gelehrsamkeit zeichnete sich der Stadtrath Breda, durch einen gewichtigen Lapidarstyl der Oberst v. Bülow aus. Welchem Berliner schlug nicht das Herz vor Entzücken, wenn er folgenden Aphorismen las:

> **Warum ist mancher Geistliche, der doch das Christenthum nicht bloss lehren, sondern auch ausüben sollte, noch immer so intolerant?**
>
> **F. v. Bülow.**

Das ist ein Mann! der hat es den Jesuiten „jut" gegeben! Und wir leben eigentlich doch in einem aufgeklärten und ziemlich freisinnigen Staate, denn die

Censur verwehrt es uns nicht, uns über die Orthodoxie zu moquiren, wenn wir nur die Grenzen des Anstandes nicht überschreiten.

Auf die kleinen Plänkler der „Eingesandt" folgte das Gros der Armee, die Kindtaufs-, Hochzeits-, Todes-Anzeigen; die Anpreisungen der jüdischen National-Kleider-Magazine: „Meine Herren! es gibt keine Armuth mehr! wer tausend Thaler gewinnen will, komme, Spandauer Sachen so und so viel, da sind Beinkleider und Westen so wohlfeil, daß man einen jährlichen Gewinn von 50 Thalern dabei macht, den Procenten jenes Capitals." Und wie die guten Botschaften sonst lauteten.

Ein wunderbares Gesicht machten die Berliner Zeitungen im Jahr 1840, als man es höchsten Orts für angemessen erklärte, auch über vaterländische Angelegenheiten freimüthig, wenn auch bescheiden und wohlmeinend sich zu äußern. — Ja worüber sollte man sich in aller Geschwindigkeit hören lassen? — Die Spenersche betrat zuerst die Bahn des Ruhmes und der Freiheit. In einer Reihe leitender Artikel wurde die Budenfrage ventilirt: ob es zweckmäßiger wäre, dem Opernhaus gegenüber die Neuerung kleiner Verkaufsläden einzuführen, oder den alten Zustand zu conserviren? Der Federkrieg wurde ziemlich lebhaft geführt, und dauerte einige Monate. Die Vossische gewann einige Zeit darauf einen noch viel einträglicheren Inhalt durch den Eifer des Herrn v. Drieberg, das Publikum darüber aufzuklären, daß es keinen Luftdruck gebe, und durch die nicht minder große Hitze der Physiker, die Legitimität des Barometers zu retten.

So konnte es indeß auf die Dauer nicht fortgehen. Die Provinzialpresse bediente sich des neugewonnenen Raums für den Flügelschlag einer freien Seele mit großer Lebhaftigkeit, man kann sagen, mit einigem Muthwillen. In Köln, in Königsberg, selbst in Stettin erschollen Staatsgespräche, und der Berliner konnte sich nicht genug wundern, daß er erst aus der Fremde erfahren mußte, was in seiner unmittelbarsten Nähe gethan würde. Denn der eigentliche Mittelpunkt alles dessen, was in den deutschen Zeitungen geschrieben wurde, blieb immer Berlin: entweder wollte man auf die Regierung einwirken oder man wollte sie ärgern. Am meisten aber mußte es den gutgesinnten Bürger befremden, als selbst die Regierung, die sich damals gleichfalls der Presse zu bemächtigen suchte, ihre Organe in die Provinzen verlegte. Das Berliner politische Wochenblatt, welches eigentlich nie für eine wirkliche Zeitung hatte gelten können, war mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. eingegangen, die Staatszeitung nahm nur für eine kurze Zeit, unter Hermes, einen selbstständigen Anlauf, und man überließ es dem rheinischen Beobachter und der Zeitung für Preußen, das herrschende System gegen die subversiven Theorien der Liberalen zu vertheidigen.

Freilich wurde der größere Theil dieser Zeitungen dennoch in Berlin geschrieben. Die abstracte Literatur, welche in andern Zweigen in Leipzig wucherte, fand in den politischen Geschäften doch in Berlin ihren ergiebigsten Boden. Von Stehely

aus und dem Häringschen Lesekabinet wurden sämmtliche deutsche Zeitungen versorgt, radicale wie reactionäre. In die Berliner Zeitungen zu schreiben, fand man keine Veranlassung, denn sie zahlten kein Honorar. Die Eigenthümer der Zeitung — von einer eigentlichen Redaction war keine Rede — bewirthschafteten dieselbe, in Beziehung auf Politik nach den Grundsätzen der strengsten Oekonomie. Irgend ein Herr nahm die am Abend erschienene Staatszeitung, zog daraus mit möglichster Schnelligkeit einige Notizen aus, die nun so confus als möglich zusammengestellt und durch willkürliche Auslassungen unverständlich gemacht, den folgenden Morgen neben den Charaden des Beobachters an der Spree das Publikum erfreuten. Die Zeitung hatte ihre ungeheure Einnahme lediglich aus den Inseraten; durch eine Vergrößerung ihres Leserkreises konnte sie den Ertrag nicht vermehren, sie fühlte also auch keine Veranlassung, das Publikum durch irgend eine kühne Neuerung anzulocken. Die Zeitung gedieh, wie das Unkraut, naturwüchsig, sie schrieb sich selbst, ohne Nachdenken und ohne Leidenschaft.

Doch ging sie mit der Zeit mit. Namentlich als die Deutschkatholiken und die lichtfreundlichen Proteste auftraten, öffnete sie ihre Spalten dem Geleier dieser armen Propheten. Es war nicht blos das Pflichtgefühl des Modewaarenhändlers, mit der gangbaren Waare die Käufer zu bedienen, es war auch Gesinnung; man ärgerte sich ernstlich über Hengstenberg und die übrigen Heiligen, die in einer so aufgeklärten Zeit wieder das große Wort führen wollten. Im Deutschkatholicismus sah man die Zukunft der Nation. Einheit aller Confessionen, reines Christenthum und dabei doch reine Vernunft, das war ja etwas ganz Vortreffliches! Nachher gaben die verschiedenen Vereine für das Wohl der Nothleidenden hinlänglichen Stoff zur wohlwollenden Unterhaltung, und man ließ sich zuweilen so weit gehen, über die ganze Richtung der Regierung bedenklich den Kopf zu schütteln. Das erregte so großes Aufsehn, daß Willibald Alexis, der einen derartigen Artikel geliefert, in einem königlichen Handschreiben einen Verweis erhielt.

Die Zeit des vereinigten Landtags war für die Vossische nicht günstig. Der Grundton ihrer Stimmungen war die süße Hoffnung, es werde sich ja wohl Alles machen. Im Landtag sprach sich zuerst die unabweisbare Thatsache aus, daß es mit diesen einfachen Wünschen doch nicht so abgethan wäre, daß sich der öffentlichen Meinung ein sehr fester Wall entgegenstemmte, über den der bloße Wunsch nicht hinausführte. Außerdem war die politische Publicität damals noch etwas Neues, Reden mit den vollständigen Namen waren in Deutschland noch nicht dagewesen, man war noch nicht übersättigt von dem politischen Stoff, und ließ es sich daher nicht verdrießen, die stenographischen Berichte in der Staatszeitung zu lesen, da eine vorhergehende Publikation ohne diese officielle Vermittelung untersagt war, und man es in der Vossischen erst aus der zweiten Hand und einer sehr ungeschickten, überliefert erhielt. Zudem schwoll durch diese Berichte der politische Text übertrieben an, und machte verdrießliche Kosten. Indeß man konnte

sich doch mit dem Bewußtsein tragen, dadurch die gute Sache der politischen Freiheit zu fördern.

Endlich kam der große Tag der Barrikaden, und unserer alten Freundin erging es, wie manchem andern Kopf, sie fing an, außer sich zu gerathen. Doch muß man gestehn, daß bei ihr dieser Zustand eine ebenso liebenswürdige als seltsame Form annahm. In dem „Extrablatt der Freude" wurde nicht nur der Jubel über die Errungenschaften des 18. März, deren Umfang man damals noch gar nicht vollständig ermessen konnte, mit einer lyrischen Virtuosität ausgeströmt, wie nur ein Bourgeois in Feiertagen ihrer fähig ist, nicht nur wurde das Mittel, zu denselben zu gelangen, die Insurrection, vollständig in der Ordnung gefunden, sondern das Herz der Taute war weit genug, sämmtliche streitende Parteien mit gleicher Inbrunst zu umfassen, den König wie das Volk, die Garde wie die Emeute. Das Volk wurde wegen seiner Tapferkeit, seiner Großmuth, seiner Mäßigung in den Himmel erhoben, und von den Soldaten gesagt, sie wären fähig, Europa zu erobern, denn nur von den Berlinern, der heldenmüthigsten aller Nationen seien sie gewichen. Jetzt werde übrigens Alles auf das Vollkommenste gut, frei, glücklich u. dgl. werden, Deutschland, Preußen, der König, das Volk, die Republik — Alles, Alles werde gedeihen nach der glorreichen Nacht des 18. März.

Noch ein paarmal unternahm es die Voß, in leitenden Artikeln sich über die Politik vernehmen zu lassen. Eigentlich ist der Grundzug ihrer Politik Loyalität, und wenn sie die Berliner Barrikaden rühmt, so ist auch das nur Patriotismus: jetzt könnt ihr Pariser u. s. w. uns nichts vorwerfen, wir haben unsere Revolution, mit Nationaleigenthum und allen übrigen Pertinentien so gut als ihr! Gern würde sie auch ein wenig Republik haben, wenn nur der König dabei bestehn könnte.

Im Ganzen hat sich aber die Politik wieder in die Inserate zurückgezogen, wo sie mehr Raum, mehr Freiheit und dadurch auch mehr Laune und Naivität findet. Hier darf sie ohne Groll und ohne Bangen sich dem lieblichen Lüftchen der augenblicklichen Stimmung überlassen, lieben, hassen, schmollen, kokettiren, wie der Geist es ihr gebietet. Und darum ist auch unsere Freundin, obgleich alle die jungen Schwestern, die um die Volksgunst mit ihr buhlten, verständiger, gesetzter, brauchbarer waren, dennoch der Liebling Herrn Buffey's geblieben, denn er treibt Politik nur der Zerstreuung wegen, und das hat er bequemer in dem confusen Geplauder der guten Taute, als in dem weitläufigen Räsonniren der übrigen Zeitungen, die durch Gründe, Consequenzmacherei und ähnliches pedantische Gehabe die gute Laune und die individuelle Freiheit des Hausbesitzers verkümmern.

2. Die Spenersche.

Die beiden guten Alten sind Zwillingsschwestern, aber die Vossische, als Besitzerin einer öffentlichen Wirthschaft, hat vorzüglich locale Bekanntschaften und

Interessen, ihre Schwester, die Geheimeräthin a. D. blickt durch ihre etwas trübe Brille nach dem gesammten Staat. Sie bringt „Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen," und gibt allwöchentlich zweimal unter der Rubrik: wissenschaftliche und Kunstnachrichten Auszüge aus einem beliebigen französischen Katalog. Durch ihr Format schloß sie sich schon früher der europäischen Aristokratie der Foliozeitungen an, während die Voß dem gemüthlichen Quart treu blieb. Die letztere gibt Berlin wie es ist, die Spener vermittelt es mit den Provinzen. Häufiger als ihre Collegin treibt sie Astronomie. Selbst in ihrer Kritik der Theater, Concerte u. s. w. ist sie ansehnlicher; die Vossische hatte an ihrem Rellstab zwar einen feinen Kunstkenner, der aber seine Wissenschaft mit der Maske des Berliner Witzes überdeckte, ihre beiden andern Referenten, Dr. Wöniger und Gubitz, gehörten ganz dem Berliner Bewußtsein an. Die Spenersche dagegen erfreute sich eines Philosophen. Herr Professor Rötscher aus Bromberg, der den Aristophanes aus der Idee a priori herausconstruirt, und über Mimik, Gestikulation u. dgl. mehrere logisch-phänomenologische Abhandlungen verfertigt hatte, grub in den Spalten der Spenerschen die absolute Idee in die Birch-Pfeifferschen Stücke hinein. In der Politik war in der Folio eben so wenig eine Redaction zu erkennen, als in der Quart; es kamen ein Paar Wochen hintereinander eine Reihe leidlich radicaler Artikel, das Publikum gerieth in Aufregung, die Behörde nahm Notiz davon, und der Geheimerath, dem die Schicksale der Zeitung in der Tasche liegen, wurde aufmerksam gemacht, und siehe da, es folgte ein plötzlicher Schuß rother Reaction, der dann wieder, wenn es dem Publikum unbequem wurde, der entgegengesetzten Stimmung Platz machte. Aber die ansehnlichere Zeitung trieb, wie es einer Diplomatin ziemt, die Inconsequenz weiter, als ihre bürgerliche Schwester; sie gab sich zuweilen dazu her, wenn auch mit Unlust, gut geschriebene und gründliche Aufsätze aufzunehmen, während in der Vossischen, mochte die Tendenz nun roth oder schwarzweiß sein, die Eine und untheilbare Sudelküche des politischen Kannegießers durchzuschmecken war.

Als der Belagerungszustand in Berlin eingeführt wurde, ließ der neue Gebieter die beiden Tanten zu sich kommen. „Meine Damen! ich ehre das schöne Geschlecht, und verkenne ihre großen Verdienste um die Bildung unseres Städtchens keineswegs; aber, verstehn Sie mir! in Ihren Kaffeegesellschaften ist in der letzten Zeit zu spitzig über die Regierung gesprochen worden. Sie werden einsehn, verstehn sie mir! daß unter den gegenwärtigen verdrießlichen Umständen das nicht so fortgehen kann, verstehn Sie mir!" — „Ja, aber wie sollen wir es denn machen? Bitte, setzen Sie uns einen Censor!" — „Wohl, das will ich thun. Ich will Ihnen einen Censor setzen, einen Ehrenmann, wenn Sie den nicht anerkennen, so kann ich die Achtung, welche ich vor Ihnen empfinde, nicht mehr bewahren. Dieser brave Mann, dieser Censor soll sein — Ihr eigenes Herz,

verstehn Sie mir!" — Darauf Rührung, Händeschütteln und gemeinsames Diner. Die Kaffeegesellschaften haben ihre Pflicht gethan.

3. Die Staatszeitung.

Frau Geheimeräthin a. D. ist in der Provinz und in dem Umfang der Iffland'schen Muse ein Gegenstand; in Berlin aber sieht der rechte Buffey, der fette Hausbesitzer mit dem Doppelkinn, mit souveräner Ironie auf die halbseidenen Kleider der dünnen Dame herab. Die Geheimeräthe, wie aus Eisele und Beisele bekannt ist, wohnen vom Souterrän an bis unters Dach.

Hier haben wir es mit einer höhern Charge zu thun, dem Wirklichen Geheimen Rath, Excellenz, dem Mann des unbedingten Schweigens, mit dem Bewußtsein feiner, allgemein unverständlicher Anspielungen.

Die Staatszeitung hat in wenig Jahren mit ihrer Firma zweimal gewechselt. Jener Name selbst ist nur noch ein traditioneller. Sie verwandelte sich in eine Allgemeine Preußische, als die Regierung die Nothwendigkeit erkannt hatte, ihren Gegnern mit gleichen Waffen zu Leibe zu gehn und ein conservatives Organ, wie das Journal des Débats zu gründen; sie wurde wieder officieller Staatsanzeiger, Moniteur, unter dem constitutionellen Ministerium Camphausen. In keiner dieser Phasen hat sie ihre Rolle rein ausgespielt.

In einem bureaukratischen Staat ist es überhaupt mißlich, von einer Regierungspresse zu reden. Die einzelnen Departements haben keinen innern Zusammenhang, ein jedes steht unter seinem Chef für sich, und correspondirt entweder unmittelbar oder durch den Cabinetsrath mit dem Könige. Von einer gemeinsamen Politik, deren Vertreter für die einzelnen Zweige die Departementschefs sind, ist keine Rede. Seit 1840 gewannen zwar die pietistischen Doctrinärs den Bureaukraten von der alten Schule ein Terrain nach dem andern ab, selbst Rochow unterlag ihnen, aber es bleiben die beiden feindlichen Elemente dennoch untereinander gemischt. Es war daher ein verkehrtes Unternehmen, in einem Blatt, welches von der Regierung abhängig sein sollte, die conservative Politik vertreten zu wollen. Die Eintheilung des Raums in amtlich und nicht-amtlich half dabei nicht; jeder bedenkliche Satz im nicht-amtlichen Theil mußte doch die gesammten Regierungen compromittiren. Außerdem konnte die bureaukratische Steifheit sich mit dem specifisch journalistischen Wesen, das sich doch durch eine polemische Stellung in die Zeitung einführen mußte, nicht vertragen; deshalb fielen Hermes, Rousseau und wer sonst angeworben wurde; zum Theil hatten sie es freilich auch ungeschickt genug gemacht.

Aber für einen bloßen Moniteur hatte das Blatt einen zu großen Umfang. In Frankreich würde es komisch genug aussehen, wenn das officielle Regierungsblatt die Politik des Auslandes in 3 bis 3½ großen Folioseiten behandelte.

Ein eigentliches Princip der Redaction war bei diesem Wechsel der Stimmung eben so wenig heraus zu erkennen, als in den beiden populären Blättern, nur daß die bureaukratische Gewohnheit eine größere Haltung gab. Mit Ausnahme der amtlichen Anzeigen enthielt das Blatt nur Berichte aus London, Paris, Madrid und zwar bis zu seiner Verwandlung in einen Staatsanzeiger nicht blos Auszüge aus den englischen und französischen Zeitungen — die übrigens die Berichte der übrigen Blätter an Gründlichkeit und Eleganz bei Weitem übertrafen — sondern auch selbstständige Berichte, die pikant genug abgefaßt waren. Aus London schrieb ein Correspondent von der Peel'schen Partei — wahrscheinlich ein Beamter der preußischen Gesandschaft; der Pariser Berichterstatter stellte mit einem innern Jubel die Verkehrtheiten dieses modernen Gomorrha dar, ohne einen erheblichen Unterschied zwischen dem officiellen Frankreich, dem die Teste u. s. w. angehörten, und dem nichtofficiellen zu machen, er durfte Nichts weiter dazu thun, als die Pariser Berichte etwas schärfer pointiren. Am köstlichsten aber war der Correspondent in Madrid — Herr Lemke, Verfasser einer spanischen Geschichte in der Uckert-Heerenschen Sammlung, die aber nur bis zum ersten Bande gediehn ist. Die unschuldige Isabelle war von der preußischen Regierung nicht anerkannt, die Medisance hatte also hier vollkommen freies Feld. Da wurde heut erzählt, wie die junge Königin mit diesem oder jenem Granden eine Orgie gehalten, wie sie betrunken mit einander auf einen Wagen gesetzt, umgeworfen — die Stellungen wurden im Detail ausgemalt u. s. w. Morgen wurden wir in den Congreß geführt, um eine lächerliche Rede des „Kikeriki von Estremadura" zu hören, in Folge dessen ein lebhaftes Wechseln von Ohrfeigen zwischen den Ministern und Deputirten — alles zu Ehren der heiligen Allianz, vor deren Augen das ganze moderne Spanien ein illegitimes Land war.

Wenn man also der Staatszeitung nachsagte, sie sei langweilig — und am meisten geschah das von Beamten, deren nothgedrungene Lektüre sie war — so galt das nicht von ihren Berichten aus den Staaten der Revolution. Zuweilen, obwohl selten, wurde auch ein Ausfall ins feindliche Heerlager auf vaterländischem Boden gemacht. Die lebhafteste Sensation aber erregte es, wenn unmittelbar hinter der Ueberschrift: „Nicht Amtliches," eine Erklärung von Gewicht stand, die man irgend einem Ministerium zuschrieb. Sie waren meist in militärischer Kürze gehalten. Zuweilen beschränkten sie sich auf ein energisches Streichen des Schnurrbarts. Ich erinnere mich, daß unter anderm folgender Passus großes Aufsehn machte. „Man behauptet, die preußische Regierung habe keinen Sinn für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein. Dem ist nicht so." — Allein dergleichen Eröffnungen wurden immer spärlicher, besonders seitdem man im rheinischen Beobachter ein bequemes Organ gefunden hatte, seinem Herzen Luft zu machen, ohne sich weiter zu geniren. Den rechten doctrinären Muth, den die Partei in den Zeiten des politischen Wochenblatts gehabt, wo sie wenigstens zur Hälfte Oppo-

sition war, besaß sie nicht mehr, seitdem sie selber die Zügel des Staats ergriffen. Zu weit gehende Loyalität in Kirchen- und Staatssachen, wie man sie z. B. in der evangelischen Kirchenzeitung antraf, waren der Regierung selber höchst unangenehm. Sie war aus ihrem ersten Amtseifer wieder in die verdrießliche Stimmung der dreißiger Jahre zurückgekehrt, sie mochte von Politik überhaupt nichts mehr reden hören, weder Gutes noch Böses. Sie begnügte sich damit, durch ein eignes Bureau die falschen Nachrichten der liberalen Blätter berichtigen zu lassen, und die mißliebigsten zu verbieten.

Seit dem vereinigten Landtag gewann die Staatszeitung wieder an Wichtigkeit. Man war in ganz Deutschland zu neugierig auf die Persönlichkeiten der preußischen Politik, die bisher in dem Dunkel der Provinzialstände vergraben gewesen, und die nun plötzlich an's Licht traten; man war überrascht von der Masse von Freisinnigkeit und gesundem Menschenverstand, der sich in ihren Reden aussprach. Dies übte wieder eine rückwirkende Kraft auf die Verhandlungen der übrigen Kammern aus; die Staatszeitung wurde nun freigebiger in ihren Mittheilungen aus Deutschland, und ihrem Beispiel folgten, anfangs schüchtern und vielfach gehemmt, die übrigen preußischen Blätter. Noch immer ist sie in dieser Beziehung die zuverlässigste und ausführlichste Quelle.

Einen schlimmen Stand hatte sie, als die Revolution ausbrach. Gerade damals war sie mehr als je aus ihrem Geheimeraths-Schweigen herausgetreten, und mit ungewöhnlicher Heftigkeit gegen die Vagabunden, die sich in Berlin sammelten, um die Grundvesten des Staats zu unterwühlen, zu Felde gezogen. Unmittelbar nach dem Ausbruch in Wien hatte sie durch die Erklärung, es sei erfreulich, daß Oestreich nun auch in die Bahn des Fortschritts eingetreten sei, die Preußen schon so lange verfolge, den Ekel aller Gebildeten erregt. Nach dem 18. Mai fand sich nun der Redacteur, Professor Zinkeisen, zu der Erklärung veranlaßt, daß jene Artikel nicht von der Redaction ausgingen, sondern unmittelbar vom Ministerium. Ein schlimmeres Geständniß der Furcht, als selbst jenes Vossische Extrablatt der Freude. Der Rheinische Beobachter fiel anständiger, er erklärte offen, seine Partei sei besiegt, und darum müsse er aufhören (weil die Subvention ausblieb). Der Staatsanzeiger hat seit der Zeit, mit Ausnahme seiner amtlichen Mittheilungen, keinen Versuch gemacht, direct in die Politik einzugreifen.

4. Die Zeitungshalle.

In den Jahren des neu ausbrechenden Radikalismus war der preußischen Bureaukratie kein Blatt so lästig, als die Leipziger Allgemeine, besonders seit ein Junghegelianer und ehemaliger Theolog, Herr Gustav Julius, ihr eine bestimmtere Richtung gab. Bei den Schwierigkeiten, welche die preußische Censur jeder Mittheilung über die innern Angelegenheiten in den Weg legte, war Leipzig

ein zu gut gelegener Ort, um nicht als Stapelplatz aller Neuigkeiten zu dienen, deren man in Berlin irgend habhaft werden konnte. Die Bureaukratie selbst griff begierig nach dem Blatt, weil sie erst daraus erfuhr, was in ihrer unmittelbarsten Nähe vorging; mancher Geheimerath wurde überrascht, seine geheimsten Gedanken, die er doch Keinem mitgetheilt zu haben glaubte, hier gedruckt wiederzufinden — zuweilen freilich, noch ehe er sie selber gedacht. Das ging nicht länger, sie wurde verboten, und Herr Brockhaus fand sich veranlaßt, seinen Redacteur und selbst den Namen seiner Zeitung fallen zu lassen.

Berlin wurde daher nicht wenig überrascht, als etwa zwei oder drei Jahre darauf bekannt wurde, daß Herr Julius von der Regierung die Concession zu einer politischen Zeitung in Berlin und zugleich zur Gründung eines großartigen Lesecabinets erhalten habe. Wenn man die geringe Neigung des preußischen Gouvernements in Erwägung zog, das Entstehen irgend einer neuen Zeitschrift zuzulassen, wenn sie nicht lediglich den Regierungsinteressen gewidmet war, wenn man sich zugleich an die kleinen Plänkeleien erinnerte, die Julius in der letzten Zeit auf staatsökonomischem Gebiet mit den Liberalen geführt, so glaubte man sich der Ueberzeugung hingeben zu können, daß es sich hier um eine schimpfliche Apostasie handele, und daß die neue „Zeitungshalle" — so genannt von dem Lesekabinet, mit dem sie verbunden war — bestimmt sei, eine zweite Auflage des Rheinischen Beobachters zu bilden. Der neue Redacteur versicherte dagegen, sein Blatt solle ein unparteiisches sein, bestimmt die durch Parteiwünsche von beiden Seiten verkümmerte Wahrheit der Thatsachen wieder herzustellen.

Die alten legitimen Zeitungen Berlins — verdrießlich über die neue Concurrenz — und die gesammten Liberalen, die sich an dieselben anreihten, faßten die Sache mit sittlicher Indignation auf. Ruge in Leipzig erließ einen offenen Brief an Julius, worin er ihm vorwarf, er habe aus seinem Studium der Jesuiten gelernt, in das feindliche Lager — nicht überzulaufen, sondern sich hinüberzuwinden. Ein Angriff, der freilich zum Theil durch eine nicht unbedingt anerkennende Charakteristik Ruge's hervorgerufen wurde, die Julius in den Grenzboten gegeben hatte.

Wer sich an meine Charakteristik Bruno Bauer's erinnert, wird den Uebergang begreiflich finden. Julius gehörte zu den „Epigonen" des Radikalismus; zu den Idealisten, bei welchen der Katzenjammer den Rausch verdrängt hatte. In dem zerstreuten Leipziger Literatenleben beschäftigte er sich mit abstrakter Kritik, wie seine Berliner Vorbilder: er suchte, mit der bei einem Hegelianer wohl zu erwartenden dialectischen Gewandheit an den Erscheinungen diejenige Seite auf, welche dem gewöhnlichen Urtheil entging, weil sie weniger hervortrat — eine Lieblingsbeschäftigung der alten Sophisten. So wurde es ihm in seiner, nicht weit über den Anfang hinausgeführten Geschichte der Jesuiten leicht, nachzuweisen,

wie die allgemeinen, und daher unbestimmten Vorwürfe der Aufklärung das Wesen der Sache häufig genug nicht getroffen hätten.

In der letzten Zeit hatte er sich vielfach mit staatsökonomischen Studien abgegeben, und war auf Resultate gekommen, die von dem gewöhnlichen Wege seiner Schule abwichen. In der Regel mündete die abstracte Kritik im Freihandel aus, schon der Bequemlichkeit wegen; Julius blieb bei dem communistischen Princip stehn, die kleinen Capitalien zusammen zu schlagen und sie dem Staat zu umfangreicher und wirksamer Benutzung zuzuweisen. Freilich meinte der Communismus damit einen andern Staat, die freie Gesellschaft, die sich im Geist der Liebe u. s. w. selber organisirt, aber warum sollte man nicht eine Wahrheit, die von diesem galt, bis zur Errichtung desselben vorläufig auch vom bestehenden Staat, dem Polizeistaat gelten lassen?

Die Sache hatte für den Augenblick für Preußen eine praktische Bedeutung durch die Streitigkeiten, die sich an das Institut der Seehandlung knüpften. Es wurde von Seiten des Liberalismus aus verschiedenen Gründen angegriffen, theils aus dem allgemeinen Grundsatz, daß der Staat der schlechteste Verwalter sei, theils wegen der drückenden Concurrenz, die ein so übermäßiges Capital der Privatbetriebsamkeit erregte. Auch gab die zweideutige Stellung zu dem übrigen Finanzsystem des Staats Anstoß. Da nun Julius mit ziemlicher Heftigkeit gegen die „oberflächlichen Deductionen“ der staatsökonomischen „Dilettanten“ Partei nahm, so schien es ausgemacht, daß der ehemalige Theolog von Rother, dem Chef der Seehandlung gewonnen sei. Ich will es übrigens nicht als ausgemacht hinstellen, daß so etwas nicht in den Absichten des Redacteurs gelegen habe; er erklärt hin und wieder mit einer gewissen Bitterkeit, daß ihm von Seiten des geachteten Chefs keine Mittheilungen wurden. Aber dergleichen Mittheilungen widersprechen eben dem Wesen des bureaukratischen Staats.

Das Lokal des neuen Instituts war mit auffallendem Glanz eingerichtet, selbst für Berlin. Eine Auswahl von Zeitschriften aller Art, gegen welche das damals renommirte Leipziger Museum gar nicht in Betracht kommen konnte, brillante Meubeln, etwas zu orientalisch, um das angemessen solide Ansehn zu haben, Damenzimmer mit Goldfischchen und andern Nippes, in welche Julius Schwester die eine oder die andere verirrte Zeitungsleserin einführte. Sehr bald wurde die Zeitungshalle, was früher Stehely gewesen, der Sammelplatz und die eigentliche Heimath der abstracten Literatur, die in dem Blatt häufig genug auf's Lebhafteste angegriffen wurde.

Das Blatt legte es vorzugsweise auf ein reiches Material an. Um aufzufallen, ersann der erfinderische Geist des Redacteurs täglich neue Rubriken, in welche die Masse desselben geschichtet wurde. Bald wurden die Markt- und Börsenberichte zur Seite gedruckt, bald vorn, bald hinten. Diese beständige Unruhe war dem Berliner, der an das conservative System der Vossischen gewöhnt war, un-

bequem, die Zeitung fand keinen Anklang; sie brachte zu viel Stoff und erschwerte die Verdauung durch die wunderlichen Gesichtspunkte, welche sie aufstellte. Der Bürger will etwas für's Herz, die kalte, ironische Sophistik des Verstandes sagte ihm nicht zu; obgleich Julius sein Mögliches that, auch die lokalen Zustände gründlicher zu geben, als es die frühern Zeitungen gethan. Dieselben Gründe hinderten das Blatt an der Verbreitung über Deutschland. Eine allgemeine Zeitung muß entweder das Organ einer großen Partei sein und von einem bestimmten politischen Principe ausgehn, oder sie muß, wie die Augsb. Allgemeine, durch elegante und ausführliche Erzählung gewinnen. Das fehlte Julius; seine Darstellung war so unbeholfen als möglich, seine Form weder natürlich noch gebildet.

Er entwickelte übrigens dabei eine kolossale Thätigkeit, eigentlich schrieb er den größten Theil der Zeitung selbst. Nur das Feuilleton hatte er Klein und Kossak überlassen. Das Publikum, das ihn zuweilen inspirirte, war die Schule der Kritik, jene rosenblutwangigen, am weitesten vorgeschrittenen Jünglinge, denen Alba der Repräsentant des höhern Staatsprincips war, weil Egmont sich auf nichts anders zu berufen wußte, als auf seine Privilegien.

Die Angriffe gegen den Liberalismus und die Vertheidigung des Gouvernements beleidigten um so mehr, da fortwährend versichert würde, man wolle unparteiisch sein. Einem provocirten Parteiblatt läßt man das Hervorheben bestimmter, beschränkter Gesichtspunkte gelten, deren jede Sache verschiedene darbietet: es ist eben nicht seine Aufgabe, zu unterrichten, es will nur in majorem dei gloriam die Gegner schlecht machen. Aber mit dem Anschein der Unparteilichkeit nach dem alten romantischen Princip dasjenige, was der Menge gefällt, als trivial zu verspotten, das greift dem Bürger an's Herz. Und es befriedigt nicht einmal die Partei, der es zu Gute kommt. Das zeigte sich am Deutlichsten bei der Einverleibung Krakaus.

In dieser Frage griff der Staat der Julirevolution das Verfahren der heiligen Allianz vom Rechtsboden aus an, der durch die Umstände nicht aufgehoben werden könne — freilich nur, um die factische Aufhebung desselben zu proclamiren und sich die Freiheit zu erwerben, gleichfalls nach dem Recht nichts zu fragen. Kein Staat, sagte Guizot in Uebereinstimmung mit der Adreßcommission, kann bestehende Verträge verletzen, ohne eben dadurch den andern Contrahenten das Recht zu geben, ihrerseits nur ihren Vortheil ins Auge zu fassen.

Die Zeitungshalle war eines der wenigen liberalen Blätter, welche die verbündeten Mächte in Schutz nahm, aber freilich mit dem Grundsatz: die Macht der Geschichte steht über dem geschichtlichen Recht; es ist ein flüssiger Begriff, welcher von den Zeitumständen modificirt wird. Verträge binden nur so lange, als die Verhältnisse fortdauern, welche sie hervorriefen, und jeder Vertrag enthält stillschweigend die Clausel, daß man sich bei passender Gelegenheit vorbehält, ihn

56*

zu umgehen. Eine Deduction, gegen welche die conservativen Journale entschieden Protest einlegen mußten.

Ueberhaupt konnte man die Ansichten der Zeitungshalle, so sehr sie im Resultat mit denen der Regierungspresse übereinzukommen schienen, leicht von derselben unterscheiden. So wie die Apostaten vom Protestantismus trotz ihrer Begeisterung für das Princip der allgemeinen Kirche dennoch auf protestantischem Boden bleiben — denn die aus der Reflexion hergeleitete Anerkennung des Alten setzt Freiheit voraus, während das Princip der Kirche Gehorsam ist, — so bleibt der Radicale, wenn er durch die vermeintlichen Consequenzen seines Princips zum entgegengesetzten Extreme fortgetrieben ist, immer ein verkappter Jacobiner. Seine Principien gehen nicht in die Gesinnung über, er behält immer die sophistische Freiheit, mit den Gesichtspunkten zu wechseln und wenn er heute dem Philister vorwirft, er gehe mit seinen Wünschen über seine Kräfte hinaus, so wird er morgen unter Umständen hinzusetzen, aber diese Wünsche gehen noch lange nicht weit genug, darum weg überhaupt mit dem Philister und es lebe das souveräne Volk und die Guillotine!

Während der Zeit des Landtags und des Polenprocesses behielt die Ironie gegen die Philister die conservative Maske. Das Blatt wurde auffallend unpopulär. Als aber die Lärmglocke der französischen Revolution erscholl, da regten sich mit Macht die alten Sympatien. Die Zeitungshalle wurde der Versammlungsort der Demagogen; in der Nacht des 18. März wurde sie vom Militär erstürmt.

Das Volk hatte gesiegt. Gleich darauf brachte die Zeitungshalle einen Artikel, der in Berlin das ungeheuerste Aufsehn erregte. Es hieß darin, mit den vorläufigen Errungenschaften der politischen Freiheit sei es nicht abgethan, es handle sich jetzt um einen viel ernsthafteren Conflict, den zwischen Arm und Reich, und diesem Uebelstand müsse sofort abgeholfen werden. Darüber gerieth die Bourgeoisie ganz eigentlich außer sich, sie rückte den vermessenen Wühler mit Schleppsäbeln auf den Leib und zwang ihn zu einer Art Deprecation. Seitdem ging Julius nicht anders aus, als mit einer Muskete auf dem Rücken; er predigte von der Souveränität des Volks, und Träume von Marat und Robespierre umgaukelten seine Nächte.

Die Zeitungshalle wurde nun ihrem Ton wie ihrem Inhalt nach ein Blatt der entschiedenen Demokratie, d. h., es wurde grob, cynisch, es machte Lärm ohne erheblichen Grund, es war unermüdlich in Forderungen, nur um den eignen Radicalismus unausgesetzt in Athem zu erhalten, es lästerte die Fürsten und schmeichelte dem Pöbel, vor allen Dingen, es erklärte die Polen für das erste Volk der Erde. Als der demokratische Congreß in Berlin zusammentrat, gelang es Julius, sein Blatt zum officiellen Organ der Demokratie zu erheben. Aber es dauerte nicht lange, die Reform trat bald in seine Stelle. Julius konnte einerseits seine Vergangenheit nicht in Vergessenheit bringen, er war zu bekannt, um die Rolle eines Pro-

pheten mit Glück fein zu spielen, andererseits verkannte auch das souveräne Volk überall den Lärm, den er machte, niemals die Hohlheit seiner Empfindungen. Der echte Sansculotte läßt sich durch Tricots nicht täuschen, er fühlt sehr bald heraus, ob man seines Gleichen ist von Natur oder durch Reflexion. Auch Kleon ist eine Maske, die studirt sein will, selbst zur Gemeinheit gehört Methode. Julius ist zu unruhig und wieder zu reflectirt, um lange mit der Masse gehen zu können. Seine Zeitung ist zwar äußerlich unterdrückt, durch den Belagerungszustand, aber sie wäre auch ohne das eingegangen, ihr Leben war nur ein scheinbares.

5. Die Nationalzeitung.

Wir kommen jetzt zu den jüngern Zeitungen, den Kindern der Revolution. Sie vertreten sämmtliche Nuancen und Parteiungen, und haben vor den alten Zeitungen insgesammt den Vorzug, von vornherein im Dienst eines bestimmten Princips unternommen zu sein.

Die Nationalzeitung war die erste, welche aus der Revolution hervorging; sie ist zugleich diejenige, welche den weitesten Umfang gewonnen hat. In den ersten Monaten dieses Jahres hatte sie gegen 9000 Abonnenten; das kurze Verbot wird wahrscheinlich dazu beigetragen haben, die Zahl derselben zu vermehren, wie es auch das erste Mal der Fall gewesen ist.

Gleich nach Publikation der Preßfreiheit traten diejenigen Schriftsteller, welche bisher als die vorzüglichsten Vertreter des specifischen Berliner Radikalismus gegolten hatten, zusammen, um die Partei in einem bestimmten Organ zu fixiren. Dr. Rutenberg, eine Zeit lang Redacteur der Rheinischen Zeitung, Dr. Zabel, Dr. Mügge, der Novellist, Volkmann, ein Rheinischer Advocat und einige andere. Es waren dieselben, welche vor einigen Jahren unter Umgehung des polizeilichen Verbots eine politische Wochenschrift hatten gründen wollen, aber von der Censur daran verhindert waren.

Es bildete sich ziemlich schnell ein Actienverein, und die Zeitung trat schon den 1. April ins Leben. Sie war so schlau, eine Classe zu gewinnen, die bisher von der Presse sehr vernachlässigt war, die aber zur Verbreitung derselben das meiste beitragen konnte, die Postbeamten. Die Nationalzeitung drang mit Ernst darauf, die bedrängte Lage derselben zu verbessern, und gewann dadurch den großen Vortheil, schneller und eindringlicher bekannt gemacht und verbreitet zu werden. Nachher förderte sie freilich nicht dieser äußerste Umstand, sondern die Sympathien, die ihr Inhalt überall erregte. Die Nationalzeitung leistet mit Bewußtsein, was die alten Berliner Blätter aus Instinkt thaten: sie drückt die öffentliche Meinung aus, d. h. sie reproducirt die Meinungen der meisten Einwohner des preußischen Staats, die sich überhaupt mit Politik abgeben. Ihre Gedanken sind wie Jedermanns Gedanken, sie gehn nicht von der Heerstraße ab.

Sie begann daher in der Revolution nicht, wie die Zeitungshalle, mit Er-

bitterung gegen das Bestehende, sondern mit Wohlwollen und mit Hoffnung; sie war überzeugt, daß nun der Tag des Edlen endlich kommen müsse. Ihre Redacteure hatten den Inhalt dessen, was der Geist der Jetztzeit, die Demokratie zu fordern habe, schon ziemlich fertig in sich verarbeitet; sie begnügten sich damit, an den guten Willen und den gesunden Menschenverstand des Publikums zu appelliren, in dem festen Glauben, damit sei auch die Realität ihrer Wünsche erreicht. Als unerwartete Hindernisse sich derselben entgegensetzten, gerieth sie zuerst in Erstaunen; dies Erstaunen verwandelte sich bald in Unwillen, da jene Hindernisse doch nur aus bösen Absichten hervorgehen konnten, und zuletzt wurde die sittliche Indignation so perennirend, daß sie nur hin und wieder durch dunkle Drohungen und durch sentimentale Rückblicke unterbrochen wurde.

Den Wendepunkt in der Stimmung des Blatts bezeichnet der Austritt des Dr. Rutenberg, dem es allmälig zu radical wurde. Es war die Zeit, in welcher die constitutionelle Partei sich den Ausschweifungen der Demokratie gegenüber als conservative zu organisiren begann.

Die Hindernisse, welche der Durchführung der Demokratie entgegen traten, waren, wenn man von der Ungunst der Verhältnisse absieht, deren Nothwendigkeit auch der männlichste Entschluß nicht durchbrechen konnte, theils der böse Wille der absolutistischen Partei, theils die Schwäche der augenblicklich herrschenden Gewalten, theils die völlige Nichtsnutzigkeit der vorwärtstreibenden Demokratie. Die Nationalzeitung, deren Redacteure keineswegs zu den letzteren gehörten, hatten doch die Einseitigkeit, nur die erste der angegebenen Ursachen ins Auge zu fassen, die zweite nur halb: sie sahen die Schwäche nur in den Ministerien — was wir vollkommen zugeben — für die gänzliche Unfähigkeit der Constituante und die erbärmliche Beschaffenheit der Bürgerwehr hatte sie kein Auge. Sie kokettirte mit den Blättern, welche geradezu den Pöbel, und nur diesen, in beständiger Aufregung erhielten, und warf all ihren Unwillen auf die Reaction, die einer solchen Demokratie gegenüber nur zu berechtigt war.

Daß sie vom November an, wo sie einmal Partei genommen hatte, durch die Ereignisse sich weiter treiben ließ, und ihrer rothhäutigen Verbündeten beraubt, denen sie früher die bedenklichsten Waffen überlassen hatte, mehr und mehr an deren Stelle trat, kann ihr nicht weiter verdacht werden. Eben so wenig ihre Haltung in der deutschen Frage, deren Auffassung von Seiten des linken Centrums — derjenigen parlamentarischen Partei, welche der Nationalzeitung am nächsten steht — uns überhaupt unverständlich ist.

Natürlich aber war es, daß durch diese Richtung ein larmoyanter Ton und eine beständige Verbissenheit an Stelle der vergnügten Bravour trat, mit der sie im Anfang gegen die Feinde des Volks in die Schranken getreten war. Diese Melancholie wurde noch vermehrt theils durch den Mangel an bestimmtem Stoff, der sich bei einer derartigen resignirten Opposition immer geltend machen wird,

und dessen Gefühl den Verdruß steigert, theils durch den eigenthümlichen Styl, der zuletzt in den Leitartikeln vorherrschend wurde, und der mit seinen kurzen, durch Pausen des Schauders unterbrochenen Sätze lebhaft an Alexander Dumas erinnert, wenn er erzählt:

Es war Nacht.
Alles war still.
Man schlief.
Auch der Wind war nicht stark. U. s. w.

Eine artige Erfindung der Nationalzeitung ist die Zeitungsschau, ein Auszug aus den leitenden Artikeln der Berliner Zeitung, die, seitdem durch die lithographirten Correspondenzen der thatsächliche Inhalt derselben ziemlich abgegrenzt ist, den wesentlichsten Unterschied ausmachen. Nur sollte sie sich den ironischen Ton abgewöhnen, der zuletzt seinen Gegenstand verliert und ermüdend wirkt. Die deutsche Reform in ihrem neuesten Stadium hat es ihr nachgemacht.

Die Nationalzeitung verdient den Ruhm, unter allen specifischen Oppositionsblättern den anständigsten Ton eingehalten zu haben. Unter all' den neuen Zeitungen ist sie die gefährlichste Nebenbuhlerin der alten Plaudertaschen, die eigentlich nur noch die süße Gewohnheit der Morgenpfeife erhält.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Porträts aus der Berliner Universität.

4. Stuhr.

In kleinen Universitätsstädten verschwindet selten eine geistreiche Persönlichkeit. Das hiesige Zusammenleben der Studenten bewirkt, daß bald von diesem, bald von jenem Professor gesprochen wird; seine Vorzüge, seine Schwächen, seine Eigenthümlichkeiten werden hin und her discutirt; je eigenthümlicher er ist, desto mehr Reiz hat er für dies jugendliche Alter, das mehr angeregt, als belehrt sein will. In Berlin ist dies ganz anders. Man folgt hier dem allgemeinen wissenschaftlichen Zuge und den anerkannten wissenschaftlichen Größen; das Besondere, Individuelle bleibt unbeachtet zur Seite liegen. Und entschließt sich ja einmal einer, von dem noch Unbekannten oder Eigenthümlichen lernen zu wollen, er spricht nicht davon und es bleibt Alles beim Alten. Nirgends könnte man eine reichere Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Individualitäten kennen lernen und sich durch sie heranbilden, als in Berlin, und nirgends ist das Studium farbloser, als in Berlin, weil die Meisten diesen Schatz ungehoben lassen. An einer kleinen Universität hätte Stuhr leicht einen solchen Ruf gewinnen können, daß er sogar eine An-

ziehungskraft für die Universität gewesen sein würde. In Berlin ist er kurze Zeit emporgetaucht, jetzt muß man ihn zu denen zählen, die nur von wenigen gekannt, von noch wenigeren gehört werden. Die Eigenthümlichkeit seiner Richtung und ein nicht sonderlich anziehender Vortrag sind die Ursache eines Erfolgs, der zu der geistigen Bedeutung des Mannes in gar keinem Verhältniß steht. Stuhr's Vortrag ist noch verworrener, als seine schriftstellerische Darstellung; dabei ist sein Organ rauh und polternd, oft sogar für den, der es nicht kennt, ganz unverständlich; mit auffallender Heftigkeit stößt er einzelne Bemerkungen heraus, er wird leidenschaftlich, aufgebracht. Neben dieser Heftigkeit, die ihn während seines Lebens in viele unangenehme Verwickelungen gebracht hat, liegt in dem Ausdruck, namentlich der Augen und des Mundes etwas Weiches und Mildes, das den Beobachter den ersten Blick in den Reichthum seiner innern Natur thun läßt. Er unterscheidet sich darin von den meisten Gelehrten, daß ihm der wissenschaftliche Inhalt nicht kalt und leblos bleibt oder nur, wie in neuerer Zeit, durch den Geist der Kritik ein gewisses Leben erhält; er löst ihn sich unmittelbar in Ideen auf und zwar, wie aus der Form der Darstellung hervorgeht, in selbstgedachte, selbstdurchlebte Ideen. Außerdem ist er subjectiver als man es sonst in wissenschaftlichen Werken zu finden gewohnt ist. Er spricht gern von sich, aber nicht aus Eitelkeit. In seinem vierundzwanzigsten Jahre gab er unter seinem Namen ein Werk heraus: „Die Staaten des Alterthums und der christlichen Zeit in ihrem Gegensatze dargestellt;" im Jahre darauf unter dem Namen: „Feodor Eggo" das berühmt gewordene „Der Untergang der Naturstaaten." In diesem letztern erwähnt er in höchst reiner Weise jenes vorhergenannten als eines viel zu voreilig geschriebenen Werkes; es sei von einem gewissen Stuhr; es seien allerdings ganz gute Ideen darin, aber eine wunderliche und krankhafte Manier.

Peter Feddersen Stuhr ist 1787 in Flensburg geboren. Wie er selbst erzählt, lebte er bis zu seinem achtzehnten Jahr in schönen, ungetrübten Familienverhältnissen, ohne sich viel um Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu kümmern. 1805 ging er nach Kiel, um hier die Rechte zu studiren. In einer sehr zerrissenen Geistesstimmung, die theils durch übertriebenen Fleiß, theils durch Ueberdruß über das Trockne und Geistlose seiner bisherigen wissenschaftlichen Studien hervorgerufen war, begab er sich 1806 nach Heidelberg, wo er sich namentlich durch Görres und Schelling angezogen fühlte. In dieser Zeit senkten sich in seinen Geist die Keime der Ideen, deren weitere Ausbildung die Aufgabe seines Lebens war. Darauf brachte er mehrere Jahre mit Reisen zu und gab 1811 und 1812 die beiden oben genannten Werke heraus. 1812 machte er unter den Uhlanen der hanseatischen Legion den Feldzug mit und nahm nach dem ersten Pariser Frieden als Stabsrittmeister seinen Abschied. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba trat er in die preußische Landwehr ein. Von diesem Augenblick an ward er ganz Preuße; Preußen galt ihm als der Staat der Zukunft, als der Staat, in dem

seine Ideen und Ideale zur Verwirklichung kommen sollten. Trotz seiner conservativen, christlichen und preußischen Gesinnungen, trotz des Reichthums seiner Kenntnisse und Ideen, trotz seiner literarischen Productivität und Vielseitigkeit ist er von der Regierung Preußens nie begünstigt worden; er ist seit 1826 außerordentlicher Professor. — Seine wissenschaftlichen Werke beziehen sich theils auf Mythologie, theils auf neuere, namentlich preußische Geschichte, theils gehören sie, wie die beiden oben erwähnten, rein der Philosophie an. Von ihm erschienen sind: Abhandlungen über nordische Alterthümer, 1817; Brandenburgisch-Preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelm's des Großen, Kurfürsten von Brandenburg, 1819; Deutschland und der Götterfriede (gegen Görres „Deutschland und die Revolution" gerichtet), 1820; Sendschreiben an G. A. Stengel, 1820; Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung, 1831; die chinesische Reichsreligion und die Systeme der indischen Philosophie in ihrem Verhältniß zu den Offenbarungslehren, 1835; allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker, 2 Bände, 1836 und 1838; die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch dargestellt, 1832; der siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen politischen und allgemeinern militärischen Beziehungen, 1834; die Geschichte der See- und Colonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1839; das Verhältniß der christlichen Theologie zur Philosophie und Mythologie, 1842; die preußische Verfassungsfrage vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, 1847; die Phantasien des Herrn Gervinus und seiner Freunde über die Geschichte und die Verfassung Preußens, 1847; Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des siebenjährigen Krieges, 2 Bände, 1842.

Man sieht aus diesem Ueberblick, daß Stuhr sich namentlich viel mit den Mythen der Völker abgegeben hat. Die eigene Darstellung der Ideen eines Volkes über seine Vergangenheit ist, weil er aus dem unmittelbaren, durch Reflexion und Nachdenken noch nicht gebrochenen oder irregeleiteten Bewußtsein hervorgeht. Was durch die Thätigkeit des Verstandes heraustritt aus dem verborgenen Gähren des menschlichen Geistes, mag es durch Klarheit der Begriffe noch so ausgezeichnet sein, was als öffentliche Meinung erscheint, weil keine andere Meinung die Kraft gewonnen hat, in so klarer und bestimmter Form hervorzutreten, ist ihm durchaus nicht identisch mit dem Geist und der Idee eines Volkes. Darum ist es ihm ein Zeichen der Krankheit, wenn Gelehrsamkeit und ausgebildete Klarheit des Bewußtseins die Entscheidung über die Angelegenheiten des Lebens haben; darum spricht er von den „Phantasien" des Herrn Gervinus und behauptet, daß Preußen keine Sucht nach Constitutionen habe, daß die Deutsche Zeitung die Stimmung des deutschen Volkes nicht repräsentire; die Kenntniß der leitenden geschichtlichen Ideen sucht er eben noch in einer andern Quelle, als in dem, was

davon an das Tageslicht tritt, und so muß er natürlich auf den Mythos und die Religionsformen ein bedeutendes Gewicht legen.

Indem er gegen diejenigen kämpft, die ihre persönlichen Ideen ohne Rücksicht auf die historischen Verhältnisse der Völker durchzusetzen streben, indem er selbst gegen große Parteien kämpft, die dies unternehmen, auch wenn keine andere Partei auf dem Schauplatz der Oeffentlichkeit stehen sollte, beweist er sich als den Historiker. Vom Standpunkt des natürlichen Bewußtseins aus kümmert man sich nicht darum, ob das, was man erstrebt oder für recht hält, mit dem Geiste des Volkes übereinstimmt; diese Reflexion ist die eines Gelehrten. Die Absicht ist löblich: den Völkern sollen nutzlose Unruhen und Erschütterungen erspart werden; indem die weitere Entwicklung sich stets an das Gesammtleben eines Volkes anknüpft, wird keine der Ideen verletzt, von denen das Volk getragen wird. Wäre die Ausführung dieses Gedankens möglich, Revolution und Reaction würden unbekannte Dinge unter den Menschen sein. Aber wie ist sie möglich? Sind die Kenntnisse aller Fäden, die ein Volksleben zusammenhalten, irgend erreichbar? Wer will all die verschiedenen Interessen und Wünsche, die verschiedenen Bildungskreise und Sitten, die verschiedenen Grade des Talents und der Kraft in dem Leben eines Volkes berechnen und ermessen? Wir können bis zu einem gewissen Grade mit unserer Erkenntniß der Praxis voraneilen, von allen Dingen brauchen wir nicht uns durch wirkliche Erfahrung zu überzeugen, ob sie haltbar und passend sind; aber auch dies hat seine Grenzen, und es tritt ein Moment ein, wo ein Jeder mit seinen Ideen vor dem, was er für recht und angemessen hält, ins Leben treten und die Schule der Erfahrung durchmachen muß. Stuhr gehört keineswegs zu den Historikern, die das Bestehende erhalten wollen, weil es besteht; aber er geht zu weit, wenn er jedes individuelle Eingreifen in den Gang der Geschichte verdammt, denn er verlangt damit Unmögliches. — So ist er denn selbst auch keineswegs von individuellen Anschauungen der Geschichte frei zu sprechen. Wenn er behauptet, Preußen habe keine Sucht nach Constitutionen, so mag er, wenn man nur auf die Masse des Volkes, nur auf die Kopfzahl sieht, 1847 Recht gehabt haben; wenn er aber z. B. für die heilige Allianz schwärmt und in dem Bunde Preußens mit Rußland die Idee der endlichen und schließlichen Wiedervereinigung des Orients und Occident's feiert, so kann man wohl, ohne die Besorgniß, widerlegt zu werden, die Versicherung aussprechen, daß das preußische Volk, mag man es nun nach der Kopfzahl oder nach ständischer Gliederung nehmen, diese Schwärmerei nicht theilt. Aber auch abgesehen von solchen Einzelheiten, so geht gerade Stuhr mehr, als die meisten Andern, von allgemeinen Ideen aus, für die er sich begeistert, und die ihren Ursprung mehr in seiner Individualität, als in der Strömung der Zeit haben, woher es denn auch zu erklären ist, daß er, namentlich in der neusten Zeit, für seinen Ideenkreis wenig Empfänglichkeit gefunden hat. Und eben so wenig würde er sich jemals abhalten lassen, das, was

ihm an sich als recht und sittlich erscheint, darum fallen zu lassen, weil es etwa in dem Leben eines Volkes noch keine Wurzeln geschlagen hätte. Dieses Schwanken zwischen dem wirklich Geschichtlichen und seinen eignen Ideen tritt z. B. sehr bestimmt in dem Untergang der Naturstaaten hervor. Ihm ist das Princip der Demokratie in Griechenland und Rom — und dies beginnt ihm in Rom schon mit der Verfassung des Servius Tullius — das auflösende Princip, das Princip der Sünde, die Aristokratie das Princip der „freundlichen Gemeinschaft." Für diese, für das gemüthliche und einige Zusammenleben, schwärmt er so, daß er es ganz gerechtfertigt findet, wenn die Patrizier als Stand grausam und tyrannisch gegen die Plebejer waren, denn sie kämpften ja für eine herrliche Idee. Dennoch aber kann er sich auch von einer wahrhaft speculativen Auffassung der Geschichte nicht ganz lossagen; schon damals (1812) hegt er den Hegel'schen Gedanken, daß das Wirkliche vernünftig sei; und obschon er in seinem Herzen der Demokratie bitter grollt, so gesteht er doch auch wieder zu, vom geschichtlichen Standpunkte aus angesehen, sei es eine ganz eitle Frage, ob die Demokratie oder die Aristokratie das Recht für sich hatte; denn in der höchsten Anschauungsweise löse sich Alles unmittelbar in Nothwendigkeit auf, durch sein Dasein selber thue jedes sein Recht dar. Er begründet näher das Recht der Demokratie, indem er zugesteht, daß die Griechen ohne sie nicht ihre großen Leistungen in Wissenschaft und Kunst vollbracht haben, die Römer ohne sie nicht das erobernde und wahrhaft welthistorische Volk geworden sein würden; er gibt zu, wer sich vorzugsweise angezogen fühle durch ein freies Spiel der Kräfte, durch das Uebergewicht der menschlichen Fähigkeiten über die gemüthliche Seite, müsse sich für die Demokratie entscheiden; dennoch aber erklärt er sie in dem Grade für das sündhafte und verderbliche Princip, daß er sagt, von einer Ausartung der Demokratie könne man gar nicht reden, da sie schon an sich, in ihrem Princip, Ausartung sei. So steht bei ihm die geschichtliche Auffassung mit persönlichen Ansichten vom Sittlichen in Widerspruch.

Dem Naturprincip in der Bildung der Staaten stellt Stuhr das Princip der Freiheit — und diese bezeichnet er bald als Willkür, bald als Sittlichkeit — gegenüber. Bei einigen Völkern nun, wie bei den Griechen und Römern, findet er, daß das Naturprincip in einem gemüthlich gemeinsamen Leben bestanden habe, bei andern, wie bei den Deutschen, in einem feindselig abgeschlossenen; bei jenen ist ihm das Erwachen des Princips der Freiheit Abfall, bei diesen beginnt ihm damit die Zeit wahrhafter Sittlichkeit, bei den Deutschen mit dem unter den Karolingern geltenden Princip der Treue. — Diese Idee der gemüthlichen Einigkeit, des ruhigen und gottseligen Lebens ist es, die er mit besonderer Vorliebe sein ganzes Leben hindurch vertreten hat, am schärfsten und einseitigsten in „Deutschland und der Gottesfriede." In diesem Werk, das durch häufige Wiederholungen, durch verworrene Anordnung, durch einen starken pietistischen Beigeschmack und durch eine Art von geistigem Rausch, mit der es geschrieben ist, fast unlesbar

wird, ist Alles allein auf diese Idee bezogen. Die Wissenschaft und die Gelehrten werden geschmäht, die Kraft des menschlichen Verstandes verachtet, die Bestrebungen jener Zeit (1820), zur Freiheit und Einheit zu gelangen, verdammt; übrig bleibt nichts, als der Gottesfriede, der unter den Menschen wohnen soll, und der im Gegensatz zu Paris von Berlin aus sich über die Welt verbreiten wird. Welchen Inhalt dies „ruhige und gottselige Leben in aller Stille und Ehrbarkeit" haben wird, wissen wir freilich nicht, da die Beschäftigungen des Bauern, Handwerkers und Kaufmanns als eben so niedrig angesehen werden, wie die Bestrebungen der Wissenschaft als ohnmächtig. Nur durch den Frieden Gottes gewinnt die Wissenschaft ein Ziel und einen Einheitspunkt. Die Gelehrten sollen gebenedeit sein durch den Frieden Gottes und die Priester erkenntnißreich. Drei Zustände des menschlichen Lebens gibt es, die Unmittelbarkeit des Friedens, von diesem gelte der Name „Volk"; die Zeit des Zerfalls und der Sünde, in der vermöge des Gesetzes ein Schein des Friedens herrsche: der Staat; die Zeit des wieder hergestellten, durch Freiheit wiedergewonnenen Gottesfriedens: das Reich. Diese Eintheilung der Staatsformen schwebt ihm auch noch in neuester Zeit vor; er stellt sie der gewöhnlichen in Monarchie, Aristokratie und Demokratie, deren Eintheilungsprincip er als unwesentlich und äußerlich bezeichnet, entgegen. Auch jetzt noch hält er daran fest, daß der Staat des Gesetzes — und dieser in seiner vollendetsten Form ist die Republik — nur für ein in Sünde verfallenes Geschlecht sich eigne. Die einzige Aufgabe des Fürsten und der Reichsgenossen, worunter er die hohe Aristokratie versteht, ist die, den Frieden zu schirmen. Das gemeine Leben, die bürgerlichen Verhältnisse der Handwerker u. s. w., ihre Noth und Armuth liegen außer dem Bereich seiner Verpflichtungen; es ist eine thörichte Forderung, von den Fürsten zu verlangen, daß sie dafür sorgen sollen. Zu solcher Lieblosigkeit verflüchtigt sich die Liebe. — Der frömmelnd aristokratische Geist, in dem „Deutschland und der Gottesfriede" geschrieben ist, ist allerdings das Grundelement auch in Stuhr's späteren Schriften, hat aber viel an seiner Härte und Schärfe verloren. Namentlich hat Stuhr die Ansicht ganz fallen lassen, daß der Staat sich um die irdischen Dinge nicht zu kümmern habe. Es versteht sich von selbst, sagt er in der Schrift gegen Gervinus (1847), daß alle Richtungen des Staatslebens, auch die vereinzeltsten und äußerlichsten, selbst die Interessen der einzelnen Mitglieder des Staats in die Berathungen der Gemeindeversammlungen zu ziehen sind. Ja selbst die Neigung zu dem friedfertig stillen gemüthlichen Leben und der Haß gegen das freie Spiel der Kräfte scheinen insofern nachgelassen zu haben, als er die innere Berechtigung der Freiheitsbewegungen der neuern Zeit in dem öffentlichen Hervortreten und dem Kampfe der vorhandenen Gegensätze findet. Der Zustand des ewigen Friedens ist ihm jetzt das Ideal; ehe aber das Ende aller Tage erreicht ist, sollen die Gegensätze sich auskämpfen; nur so ist die Geschichte lebendig; das geschichtliche Dasein ist aber die wahre Bestimmung des Menschen.

Briefe eines deutschen Reisenden.

Aus Wien.

Schönen Dank, liebwerther Prediger von der Ferdinandsbrücke, für den sinnreichen Zuspruch in Nr. 23 der Grenzboten. Ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr im Hauptquartier die Fahnen hoch haltet und die Trommel der Vaterlandsliebe noch nicht mit dem schwarzen Tuch der Betrübniß gedämpft hat. Paukt muthig darauf los, aber redet nicht von unserem jämmerlichen Kleinmuth. Ihr solltet nur auf acht Tage nach Wien kommen und ich wette, der Prediger wird die „Backhahnerl" der Gemüthlichkeit mit schmerzlich verzogenem Munde essen, Kobold wird den Schnurrbart der Tapferkeit zu weicher Charpie zerzupfen und Ihr Beiden werdet mit dem Sost den guten Humor bewundern, mit welchem wir auf unserem Posten in Wien bisher ausgeharrt haben. — Sie verweisen mich auf die Philosophie von Mark Tapley; so bitte ich auch mit nächster Post um ein scharfes Beil, denn der Yankee, welchen Dickens mit dem guten Mark reisen läßt, war zu sehr matter of fact — man, um das „höhnische Lächeln" für eine ausreichende Magna Charta gegen nächtliche Schlangen-Haussuchungen zu halten. Vielmehr sprach er, den Tabaksaft der Verachtung aus dem linken Mundwinkel spritzend, also zu dem lustigen Tapley: Mark me, foreigner, es kommt wohl um Mitternacht eine Klapperschlange auf deine Bettdecke, oder setzt sich dir zu Häupten auf's Kopfkissen, Pfropfenzieher spielend und spionirt dich mit blutdürstigen Augen an, bet never mind, du hast ja ein scharfes Beil bei der Hand, nicht wahr? Well, du hauest ihr ganz ruhig den Kopf ab, lachst ein oder zweimal über den guten Sport und schnarchst weiter wie eine Säge, wenn sie im Urwald arbeitet.

Aber hier ist das Beil ont of the question, wie Tapley sagen würde, denn ob auch Wien seine Sümpfe und Schlangen hat, trotz einem amerikanischen Urwald, so erfreut es sich dafür der besten europäischen Verfassung, „des Belagerungszustandes, umgeben von konstitutionellen Versprechungen", wie neulich die Ostdeutsche Post spottete, und diese Verfassung, welche euch die gesetzlichen wie die ungesetzlichen Wege verbarrikadirt, begünstigt das Gewürm gegen die Menschen und erlaubt den letztern kaum ein höhnisches Lächeln anderswo als zwischen ihren vier Pfählen.

Wenn Sie nach Wien kommen sollten und ein Wirthshaus besuchen, so rathe ich Ihnen, sich in die sogenannte „Schwemme" zu setzen, das Zimmer der Fuhrleute, Holzhauer und Tagelöhner. Das Herz wird Ihnen aufgehen über die gute Natur und die kernige Naivetät des untern Volkes. Jedenfalls plaudert sich's angenehmer und sicherer mit dem Holzhauer, als mit dem Bürger aus der

innern Stadt. Wenn Sie dagegen in den civilisirtern Räumen Platz nehmen, so rath ich Ihnen zweierlei: erstens befleißigen Sie sich (außer beim Kauen) der Mundsperre, zweitens thun Sie Baumwolle in Ihre Ohren! Der Vollblutbourgeois begnügt sich nicht damit, Andersdenkenden das Maul zu stopfen: er hat eine wahre Wuth, überall mit lauter Stimme das Evangelium der Reaction zu predigen. Es könnte Ihnen geschehen, daß Sie die Herrschaft über Ihr Zwerchfell verlieren oder Ihren Gedanken à la Callot-Hoffmann durch Gesichterschneiden Luft machten, — und ich stehe nicht für die Folgen. Gestern z. B. trieb mich mein böser Genius zum Abendbrot in den „Bazar." Alles, Schwemme und Salon, war voll, ein einziger Sessel an einem runden, philisterbesetzten Tisch war leer und der Kellner nöthigte mich auf diesen Armensünderstuhl. Am Nebentisch strichen einige Offiziere sich den bierfeuchten Schnurrbart und erzählten italienische Heldenthaten. „Das Nest," sprach einer von einem Ort bei Mailand, „haben wir schön 'kriegt. Bomben und Granaten ringsherum aufgefahren — neing'feuert — das hat in 'ner halben Stund' so schön gebrannt wie die Wachskerzen bei der Metten — nachher sein's aussi kommen wie die Schwoben, wie die Wanzen, sag ich, — in Pantoffel, in Hemd und Unterröck — und die Unsrigen drauf Scheiben g'schossen, Jemine, Jemine, — und die Beute! Mein Franz (sein Fourier) hat mir'n andern Tag 'ne ganze Katz' mit Dukaten und Zwanzigern 'zeigt." — „So kriegt man die Zwanziger von die schuftigen Italiener wieder z'rück," lachte mein Nachbar. — „Aber in Ungarn geht's langsam," sagte ein Anderer, „und die Unsrigen," setzte er leise hinzu, „werden jetzt die Beute mit den Russen halbiren müssen." Die Offiziere waren, das zeigte ihre starke Mundart, neulich avancirte Corporäle. A la guerre comme à la guerre, dacht ich; pikanter waren die Herzensergießungen meiner bürgerlicher Umgebung. Ihr Vorredner war ein bauchiger Mann mit rothem Gesicht, das er in Pathos der Deklamation zu senken pflegte, wie ein Kampfstier, wenn er das Horn fällt. Als ich mich setzte, schlug er grade mit der Hand auf den Tisch und rief mit seiner malzfettigen Stimme: „Herunter mit die Köpf, herunter mit die Köpf, sag ich, und Ruh is." Nach einer Weile sah ich, daß er Niemand köpfen wollte, als Kossuth, Bàthyani, Bem, Dembinski, Iranyi, Görgey, Klapka, Vetter, Guyon, Perczel, die polnisch-ungarische, die deutsch-ungarische Legion, Fischhof, Violand, Goldmark, dann die Zeitungsschreiber, die Wühler überhaupt, weiter Niemand, „und Ruh is!" Er versicherte überdies, daß in Ungarn mehr Preußen, Sachsen, Polen und andere Landstreicher als wirkliche Ungarn gegen Oestreich thätig sind. — Ueber Fischhof, der im vorigen Jahr, als Präsident des Sicherheitsausschusses, mit der Frohnleichnamsprocession gegangen war, wurden besonders aromatische Witze gerissen, und der Vorredner beklagte, daß man mit ihm so viel Federlesens mache, statt ihn vor's Kriegsgericht zu stellen. Die Krone setzte dem Gespräch ein dürrer Graukopf auf, der mit der „Geißel" bemerkte, daß nur Schurken über zu viele

Spitzel (Denuncianten) sich beklagten, indem ein ehrlicher Mann sie nicht zu scheuen brauche. „Mich geniren's nit, mich nit," wiederholte er, indem er mit würdevoller Energie in das Mundstück seiner Pfeife biß. Ich that Baumwolle in meine Ohren, kaute geschwind fertig und bewerkstelligte meinen Rückzug.

Zur Schande Wiens sei es gesagt, daß unter der wohlhabenden Bürgerklasse die Denunciation seit Kurzem ein gewöhnliches Laster geworden ist. Auf der Stadthauptmannschaft und im Lokale der Militäruntersuchungscommission wimmelt es den ganzen Tag von wohlgekleideten Angebern und ich beneide die k. k. Beamten nicht um die Geduld und Fassung, welche sie, wie es heißt, aufbieten, um ihren Ekel vor dem Gezücht zu bemeistern. Ich würde mehr von ihnen halten, wenn sie weniger Fassung besäßen und ihren Ekel nicht überwinden könnten.

Es thut mir weh, Ihnen die Pestbeulen Wiens zeigen zu müssen, und damit Sie uns nicht zu sehr bemitleiden, will ich Ihnen gestehen, daß es den sogenannten Böswilligen auch nicht an humoristischen Entschädigungen fehlt. Ich meine die ungarischen Nachrichten, die man sich zuflüstert und süß findet wie Wasser aus den Strömen des Paradieses. Man denkt nicht daran, was aus Oestreich dabei werden soll, und freut sich über jeden Streich, den die Nemesis gegen die tückische Bornirtheit unserer Schwarzenberg'schen führt. Von Welden's Fiasko und Rücktritt haben Sie gehört; seine Rücksichtslosigkeit gegen die Soldaten, die er als Kanonenfutter traktirte und ins Feuer warf, wie dürres Reisig, hatte ihn zuletzt auch bei der Armee verhaßt gemacht. Haynau folgte ihm, Haynau der Brescianer, und begann damit, daß er in Preßburg gefangene ungarische Offiziere wie Räuber behandelte. Er hat Mednyanski und Gruber nicht einmal zu Pulver und Blei begnadigt, er hat sie gehängt. Aber bei Trentschin wurde Haynau, der ritterliche Haynau von dem Juden Danneberg (auch unter dem Namen Don Prado bekannt) aufs Haupt geschlagen.

Alle Zeitungen prophezeihten, die Thronentsetzung des Hauses Habsburg werde das Magyarenvolk erbittern und zur Loyalität zurückführen. Statt dessen brechen Husarentrupps aus Böhmen und Oestreich, wo ihnen jene That Kossuth's kein Geheimniß geblieben sein kann, mit romantischer Waghalsigkeit auf, schlagen sich von Schmugglern geführt, durch Büsche und Schluchten bis über die ungarische Grenze durch, um ihr Heimweh nach einem magyarischen Schlachtfelde zu stillen. Reisende aus Ungarn versichern, daß zwischen Polen und Magyaren noch immer das herzlichste Einverständniß herrsche. Es kommandiren im Ganzen nur drei Polen in Ungarn: Bem, Dembinski und Wysocki; die polnischen Hilfstruppen betragen höchstens 10,000 Mann, können daher unmöglich, wie man hier behauptet, die magyarische Armee terrorisiren. Eben so abgeschmackt ist die Behauptung der Wiener Blätter, daß die Ungarn an die russische Intervention nicht glauben wollen. Man erfuhr sie dort früher als hier; weitersehende Magyaren

mögen darüber ängstlich werden: auf die Masse des Volkes hat sie einen erbitternden, aber nicht entmuthigenden Eindruck gemacht.

Wie kommt es doch, daß jeder Schritt und Tritt der Magyaren romantische Echos weckt, daß ihr ganzes Thun und Treiben sich so chevaleresk und poetisch gestaltet, während in ganz Oestreich für Oestreich sich kein Hauch der Begeisterung regen will. Und wenn einst der Magyar von russischen Füßen zertreten und eingestampft ist, so werden Görgey, Kossuth und ihre Husaren im Munde des östreichischen Volkes fortleben, Zitter- und Harfenklang wird sie in jeder Schenke feiern, während Welden, Windischgrätz und Haynau vielleicht im Wurstelprater beim Marionettenspiel als komische Wütheriche figuriren werden.

Die Gesammtmonarchie appellirt an die materiellen Interessen. Es ist klar, wie Einmaleins, daß die materiellen Interessen den Zusammenhang der östreichischen Lande verlangen. Am Ende ist die leibliche Nothdurft der Kitt aller Staaten, aber wehe dem Staat, dessen ganze Seele die Nothdurft ist. Sie begeistert nicht, sie fanatisirt nicht, sie hilft nicht aus den Brandungen einer Krisis, wie die jetzige; die Rücksicht auf die materiellen Interessen verfärbt höchstens den Großhändler, wenn er die Kassandra durch die Grünangergasse stürzen sieht und schreien hört: Das Silber steht 25 Procent! Es fällt ihm darum nicht ein, sein Vermögen auf den Altar des Vaterlandes zu legen, sondern er kauft englische Papiere. So rächt sich die althabsburgische Verachtung jeder Idee, welche sich über den Gedanken der Disciplin und Subordination erhebt.

Wenn der Magyar siegen sollte, so wird die Macht der materiellen Bedürfnisse den Zusammenhang der östreichischen Lande ebenfalls fordern. Die Monarchie wird vielleicht auf kurze Zeit aus den Fugen gehen, und die getrennten Reiche werden sich wieder einigen, aber durch ein anderes Band als den eisernen Reifen des Schwarzenberg'schen Absolutismus.

Das Frohnleichnamsfest in Wien.

Den 7. Juni 1849.

Das Frohnleichnamsfest und der Appetit der Wiener erfreuen sich seit undenklichen Zeiten einer gewissen Celebrität in der christkatholischen Welt. Der Appetit ist geblieben trotz der Ungenießbarkeit unserer Zustände, aber das Frohnleichnamsfest hat viel von seinem Glanze eingebüßt, seit Oestreich seine Auferstehung feierte. Demokraten mit subjectiver Anschauung mögen es im vorigen Jahre idealisch schön gefunden haben. Da machte Nationalgarde und academische Legion Spalier, der Sicherheits-Ausschuß mit Fischhof an der Spitze hatte den

Ehrenplatz hinter dem Himmel, den sich die Geistlichkeit hier auf Erden zurecht gemacht hatte. Nur geweihte Tonsuren finden unter diesem Himmel Raum, und selbst der Kaiser muß sich bequemen, hinter demselben dreinzugehn; sein Auge sieht den Himmel offen, reizend wie den Schatten einer Eiche, wie einen bunten Sonnenschirm in schönen Händen, aber er darf darunter vor den glühenden Liebesblicken der Sonne keinen Schutz suchen. Und gerade am Frohnleichnamstage pflegt es in Wien sehr heiß zu sein, nach Einigen aus göttlicher Bosheit gegen die östreichischen Hofchargen, wahrscheinlich aber deswegen, weil der Feiertag in den Hochsommer fällt. Wie gesagt, im vorigen Jahre ging Fischhof an des Kaisers Stelle hinter dem rothen Himmel her; heuer sitzt er im Gefängnisse und sieht den ewig blauen durch die Gitterstäbe seiner Kerkerzelle.

Schandblätter, die zur Ehre Oestreichs nicht über die Grenze kommen, haben allerunterthänigst darauf aufmerksam gemacht, wie herrlich das heurige Fest mit dem vom vorigen Jahre contrastire, und daß Fischhof heuer jenen Platz occupire, der ihm von Rechtswegen gebühre. Die Schelme thun, als hätten sie erst jetzt wieder den Glauben an Gottes Gerechtigkeit wiedergefunden, und rufen pathetisch: Jetzt, da der Kaiser und Ruhe und Ordnung in Wien ist, werden die Gewerbe wieder anfangen zu blühen, und der Wohlstand in Saamen übergehn u. s. w. Das haben sie gesagt, wie Windischgrätz über Leichen eingezogen ist, wie Blum und Messenhauser erschossen wurde, wie der Reichstag in Kremsier auseinandergejagt und ein einiges Oestreich decretirt, und das 30. Siegesbulletin aus Ungarn angeschlagen wurde, das sagen sie bei jeder Gelegenheit, als ob auf jedem Düngerhaufen schnell Ananasse wüchsen, als ob Gott jeden Tag gelaunt wäre, aus Lüge Wahrheit zu machen, wie sein eingeborner Sohn in der Wüste aus Nichts Brot buk. Dabei wird aber das Brot täglich kleiner und die Noth größer, der Verdienst wird schmäler und die Polizei breiter und der Banknotencours niedriger und der Leichenberg höher und der Blutstrom tiefer, aber der „ritterliche" (?) Kaiser ist hinter dem Baldachin hergegangen, ergo — —

Das Volk liest wenig und merkt sich viel, und das Viele wird große dicke Aehren treiben wie Dreschflegel und Keulen und dann wird es ergo heißen. Das Volk hat ein gutes Gedächtniß, und wäre es so vergeßlich wie seine Regierungen, es würde diesen wenig nützen. Jeder Stein in Wien dient ihm zum Anhaltepunkt, und mögen sie Fischhof als Hochverräther erklären und in die Vergessenheit des Spielbergs einsargen, das Volk wird es nie und nimmer vergessen, daß er es war, der das erste freie Wort für Oestreich in Oestreich gesprochen.

Vor und hinter dem goldgestickten Baldachine bewegte sich der höchste Clerus des Landes, der eben hier versammelt ist, um in den großen Ruinen der Gegenwart das Wunderblümchen der katholischen Christenheit zu schirmen und zu pflegen, daß es nicht zu Grunde gehe. Die geistlichen Herren conferiren fleißig, aber das Volk hat keinen Sinn mehr für Trientinische Concilien. Es fürchtet

die Dünnen und die Dicken nicht mehr, seitdem es an den breitbeinigen Thronen gerüttelt, und scheert sich um die Bannblitze der Kirche nichts mehr, seit es dem profanen Donner der Kanonen Stand gehalten.

Heute aber war's gut, daß die Bischöfe anwesend waren; sie gaben dem religiösen Festzuge etwas theistisch=superbes, denn der monarchische Staat war mesquin=monotonisch. Der Glanz der östreichischen Krone ist durch Rostflecke entstellt. Rostet denn auch Gold durch Blut wie gemeines Eisen, oder war das Metall nie ächt gewesen? Ich weiß es nicht zu sagen, aber wer den Spectakel von sonst gesehen, der mußte, und hätte er seit 2 Jahren keine Zeitung gelesen, beim Anblick des heurigen Festes auf den Gedanken kommen: Es ist etwas faul in Dänemark.

Holla! He! Ihr Ordner des Zuges, Ihr reichbetreßten Hofmarschälle, Ihr goldbortirten Ceremonienmeister! wo bleiben denn heuer die ungarischen Magnaten mit den kostbaren Dolmans, an denen jede Schnur eine Perlenreihe und jeder Knopf ein Edelstein war? Wo steckt die italienische Garde, die Blüthe des lombardischen Adels, mit ihren feinen Gesichtern und goldenen Helmen und ihren herrlichen braunen Rossen? Und warum fehlen die hundert jungen Edelleute aus Ungarn mit ihren rothen silberverzierten Gewändern, den Zobel auf dem Haupte, und den Reiher auf dem Kalpak, und ihre silberweißen Rößlein, die sie sonst bäumen ließen, daß die Pflastersteine und die Frauenaugen Feuer sprühten? Und wo weilen denn die schönen Damen aus Polen, Ungarn und Italien, die sonst das Auge blendeten durch ihre Schönheit und mit feenhaftem Schmucke angethan ihrer Kaiserin und Königin zur Kirche folgten? —

Hör' auf zu fragen, toller Junge — wir haben keine Königin, und die Frau, die uns regiert, hat daheim in der Wirthschaft zu thun, derweil ihr Sohn den Kaiser spielt. O sie ist klug und kennt die Welt, und weiß, was sie dem Volke gilt, darum will sie nicht, daß der Schatten ihrer Gegenwart die Zukunftsblüthe ihres Sohns verdunkle. Die schönen Damen sind auch daheim geblieben. In Mailand und Brescia und Verona kniet die Signora in Trauerflor gehüllt im kühlen Dome und betet warm und heiß für sich und alle Welt, nur nicht für Oestreich. In Lemberg lugt die Frau des Edelmanns hinter den Fenstergardinen, ob kein russischer Sbirre sich blicken läßt, dieweil ihr Gemahl sich in der Stube mit den Freunden bespricht ob es noch nicht an der Zeit ist — und vor dem Thore ihres Schlosses sitzt die Edelfrau in Ungarn in Mitten ihrer Mägde, und zupft Charpie zurecht für blutige Wunden, und lauscht dem fernen Kanonendonner und betet für ihren Mann, für ihren Sohn, für ihre Knechte, und flucht dem Könige, der nicht mehr ihr König heißen soll.

Ja wohl — der Glanz der Krone ist verdunkelt durch blutige Flecken aller Art. Was heute noch an ihr schimmerte, war baar bezahlter Flitter an Hoflakaien, Generalen und Hofchargen, dann die Geistlichkeit, die sich selbst honorirt.

In der Wirklichkeit gibt's keine Kaiserkrone von Oestreich. Sie ist der abstrakte Gedanke der verschiedenen Königskronen, welche die Monarchie repräsentiren, und davon soll jede mit Bajonnetten ewig bewacht, mit Waffengewalt wieder und wieder erobert werden. Lieber aber wollt' ich — ein armer Abenteurer — eine Expedition gegen China unternehmen und mich in der Voraussetzung des Gelingens Kaiser Tschukin schelten lassen, als den Kaiser von Oestreich spielen, bevor ich nicht Italien, Galizien und Ungarn fest in der Tasche habe, hineingezwängt durch die innere Nothwendigkeit des Zusammenwirkens. Es lebe Kaiser Tschukin und das einige chinesisch-japanisch-mongolische Reich! —

Auf dem Graben stand ein Bataillon Grenadiere und gab die üblichen Salven. Ein paar Dutzend vereinzelte Schüsse im Stadtgraben abgerechnet, die ihren Widerhall bis an die äußersten Enden der civilisirten Welt fanden, hatten wir seit vielen Monaten kein Gewehrfener gehört. Manchem that's wohl und Manchem weh. Am Stephansplatz knallte seit Menschengedenken an diesem Tage die Bürgergarde mit ihren Büchsen so gut es eben gehn wollte. Heuer war's dort still. Die alte Bürgermiliz war von der naseweisen Nationalgarde in's Schlepptau genommen worden, und so sind beide in den Katarakten des Belagerungszustandes jämmerlich zu Grunde gegangen. Ob der Phönix mit schwarzgelbem, schwarzrothgoldnem oder gar russischgrünem Gefieder id est Cocarden, aus dem Grabe auferstehn wird, wissen die Götter. Heute mußten die ehrsamen Spießbürger sich bequemen, mit den gottlosen Proletariern und ihrer Teufelsbrut hinter den Spalieren Platz zu nehmen, und die Fußtritte der k. k. Soldaten über sich ergehn lassen. Das vergessen die Wiener dem Hofe nie, und wenn Bach-Schwarzenberg einmal in Anklagezustand versetzt werden sollten, muß dies der erste Paragraph der Klageakte werden. Mein Schneider stimmt dann für den Tod.

Wer mir vor einem Jahre von dem kriegerischen Geiste der Wiener gesprochen, den würde ich für den zweiten Narren Deutschlands erklärt haben — der König von Preußen war schon damals der erste — und jetzt! Nicht einmal auf die Feigheit der Städtebürger können sich die Fürsten mehr verlassen, nachdem die Wiener dem Windischgrätz und die Römer dem Oudinot Respect eingeflößt haben. Erst heute, als ich mich hinter den Spalieren herumtrieb, konnte ich neuerdings gewahren, daß die Wiener von einem gewissen militärischen Geiste wie besessen sind, trotzdem daß sie bis jetzt so übel dabei davongekommen waren. Wurde doch von jedem einzelnen Soldaten herumgeschnuppert, und alles beguckt und gemustert und bekrittelt! Die Kritik fiel sehr ungünstig für's Militär aus, und das war natürlich, denn die ganze Garnison besteht aus Rekruten. Die Offiziere sind auch meist Neulinge, unbärtige Muttersöhnchen, denen jetzt Raum gegönnt ist, die kleinen Tyrannen zu spielen und in ihren Mußestunden die Theorie des Constablerthums zu studiren.

Unsere weiland Nationalgardisten zupfen einander voll Schadenfreude rechts

und links am Aermel, die Töchter lehnten sich im Hochgefühl des Triumphes vertrauungsvoller an die Arme der entpuppten Studenten, nur die bösen kleinen Rangen kicherten gar unverschämt, als die Truppe selbst in den einfachsten Elementen des Exercitiums mit den Flinten schlotterte wie Schuljungen mit der Zunge. Der Major commandirte, die Offiziere errötheten, die Corporale stießen rechts und links — vergebens; die Masse konnte erst wieder nach vielem scandalösen Durcheinanderrennen in Colonnen zum Abmarschiren formirt werden, und auch dazu war manche unsterbliche Nationalgardenseele hinter dem Spalier behilflich, was die Offiziere noch röther und wüthender machte. Endlich ging's vorwärts. --

Die officiösen Leistungen wußten des andern Tages viel von dem „grenzenlosen, wahrhaft rührenden Jubel“ der Bevölkerung zu erzählen, und daß Gewerbe und Handel nun wieder blühen werden u. s. w. Ich habe nur Eine ungeheuchelte aber höchst unloyale Freude bei den Wienern beobachtet, darüber — daß die Truppen so schlecht exercirten — sich in keiner Beziehung mit der alten Nationalgarde messen können, von der verewigten akademischen Legion gar nicht zu reden. —ₙ—

An die Grenzboten.

Nestroy gibt in einer Posse die Rolle eines 13jährigen Jungen. An seinem Geburtstage zieht ihn der Vater auf den Schooß und frägt zärtlich, was sein kindliches Gemüth sich am meisten zum Angebinde wünsche. „Papa! ein Serail!“ antwortet der kleine Taugenichts. — Anständige Leute finden dergleichen sehr unanständig, müssen aber nichts desto weniger darüber lachen. Wird man es nicht auch unanständig finden, wenn wir jungen Leute in dieser bitterbösen Flegelzeit den Wunsch nach männlichem Humor und grauhaariger Philosophie aussprechen? In gewissen Kreisen — ja. Aber man wird dessen doch froh werden. Darum Dank für Ihren freundlichen Rath. Er war gut gemeint. Aber Sie irren sich, wenn Sie aus den Stoßseufzern unserer Berichte auf zerschlagene Gemüthszustände schließen. Nur Melancholiker und Hypochondristen schreiben Lustspiele, um jeden Rückstand von Heiterkeit als beschwerlichen Ballast über Bord zu werfen und dem Haifischrachen des Publikums Arbeit zu verschaffen. Der wahrhaft Heitere gibt von seinem Kapital nicht gerne etwas aus, er läßt es in der Teufe seines Herzens zu Zinsen anwuchern. So auch wir. Wir sind mit unserer Heiterkeit die größten Geizhälse geworden; Communisten im engen Freundeskreise verschließen wir unsere Schätze dem raubsüchtigen Pöbel.

Glauben Sie nicht an die Verzweiflung unseres Hasis in Berlin. Auf diesen Einen Weisen kommen dort tausend Narren, und da findet seine ernstumschattete Brille in dem hohlen Wellenschlage der Thorheit die kostbarsten Muscheln, gefüllt mit humoristischen Perlen. Diese behält er für sich, die schmutzigen Scha-

len gibt er der Brandung zurück. Und wenn alle Preußen über Nacht weise würden wie Hafis selbst, der Eine, Große, Unentschiedene in Sanssouci wird die große Reichsnarrenjacke bis an's Ende seines Lebens nicht ablegen, und Hafis wird in der Nähe dieser humoristischen Salzquelle nicht verschmachten dürfen.

Fast wie in Wien — uns verursacht der Humor schon Blähungen. Die Regierung füttert uns damit à crevez. Früher die Siegesbulletins, später die verschiedenen Kundmachungen über Standrecht, Kriegsrecht, Toilette, Anstand. Man muß an jeder Straßenecke Humor lassen. Und dann — Sie kennen doch so ziemlich unsern Wirkungskreis. Das Schreiben ist ewig Nebensache, wir handeln Thaten. Vormittags arbeiten wir im Bureau des europäischen Vereins „zur Verführung k. k. Unteroffiziere," da gibt's genug Spaß, denn wir haben die höchsten Damen zu Vereinsmitgliedern, dann correspondiren wir mit dem Mutterklub „zur Vertilgung aller Fürsten," dann empfangen wir Gesandte von den demokratischen Cravallen in Breslau, Elberfeld, Düsseldorf, Leipzig und Sachsenhausen, dann verfertigen wir Knallsilber, um Eisenbahnen in die Luft zu sprengen und Deutschland um 1000 Grad über seine eigene Fläche zu erheben, endlich leiten wir die polnisch-magyarisch-anarchisch-sozialistische Umsturzerhebung in Magyarien und übersetzen die französischen sozialistischen Broschuren für die ungarischen Schweinehirten. Ach Gott! gibt's da Spaß und Arbeit. — Und wenn uns alles das nicht aufrichten könnte, gibt uns nicht der Lloyd früh und Abend einen halben Bogen Possen zum Besten? Marquis, wie konnten Sie den Lloyd vergessen?

Nur Eines hat uns bisher gefehlt, um den Duft unsrer demokratischen Philosophie in mystischer Wolkengestaltung zu Allah emporsteigen zu lassen — guter türkischer Tabak. Aber auch dafür ist gesorgt. Durch unsre sichern Verbindungen haben wir Bem nach Siebenbürgen die Noth seiner hiesigen Verbündeten wissen lassen, und gestern erhielten wir in einer hölzernen Kanone, die wie ein roher Baumstamm aussieht, die wunderbarsten Tabaksblätter, die je von türkischen Proletariern gepflanzt wurden. Aus jedem Stengel erblüht uns ein Galgen, wenn wir von der Polizei ausgewittert werden. Sie sind zu allen unsern Genüssen freundlich eingeladen, wenn Sie die Langeweile in Leipzig überkommt.

Einer von den Wienern.

Der Belagerungszustand in Prag.

Wenn ich letzthin versprach, Ihnen über die ratio sufficiens unseres Belagerungszustandes ausführlich zu schreiben, so habe ich Unrecht daran gethan und Ihre Erwartungen ungebührlich hoch gespannt. Die echt katholische Ueberzeugung, die ich von der Unergründlichkeit der Rathschlüsse der östreichischen Regierung und von der Unerforschlichkeit ihrer Wege erlangt habe, erlaubt es mir nicht weiter, über hohe und allerhöchste Maßregeln zu grübeln. Der Mangel des östreichischen

Bewußtseins ist zwar bei uns allen sehr fühlbar, aber der Belagerungszustand jedenfalls ein vortreffliches Surrogat; wir wären vielleicht versucht, das „einige und starke" Oestreich im Monde zu suchen, wenn wir es nicht innerhalb des Belagerungsrayons finden würden. Wir sind zwar häufig sehr ungenügsam, und behaupten sogar, der östreichische Constitutionalismus röche allzusehr nach russischen Juchten; aber dann brauchen wir nur einige Male vor den Kanonen der Citadelle Wissehrad auf und nieder zu gehen, und uns fallen wieder allmälig die vergessenen Strophen der östreichischen Volkshymne bei. Diese stummen Sphinxe des Absolutismus wirken wunderbar auf unser Gemüth, unverstandene Entzücken schauern uns aus ihren finstern Mündungen an, und vor ihnen gewinnen wir wieder die Ueberzeugung, daß der habsburgische Staat noch die meisten göttlichen Eigenschaften besitze, die der römische Katechismus anführt. Er ist allmächtig in der Schußweite seiner Kanonen, er ist allwissend, denn die östreichische Polizei kennt noch immer unsere geheimsten Gedanken, und ohne ihr Wissen fällt kein Sperling vom Dache; er ist unveränderlich, denn er ist jetzt nach dem März 1849 wesentlich derselbe, wie er vor dem März 1848 gewesen; er ist gerecht, denn er belohnt die Guten mit Orden und Tapferkeitsmedaillen und bestraft die Bösegesinnten mit dem Standrecht; er ist sogar barmherzig, denn er begnadigt mitunter vom Strange zu Pulver und Blei. —

Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe geschrieben, wie die Czechen den romantischen Versuch, die versunkenen Schätze ihrer ehemaligen Herrlichkeit zu heben, in der jüngsten Zeit aufgegeben haben, weil sie den gegenwärtigen Besitz darüber in Frage gestellt sahen. In bitterer Enttäuschung erkannten sie sich als die Schatzgräber, denen man die Baarschaft aus der Tasche zog, während ihnen die Wünschelruthe das vergrabene Gold anzeigte. Die wirkliche Gefahr löste den Zauber, der sie in dem Irrgarten der Imagination festbannte. Der Nekromant wird seine Geister im Stiche lassen, wenn das Dach über seinem Haupte zu brennen anfängt; bei dem wirklichen Feuerlärm verlöscht die magische Flamme. Durch den 4. März 1849 wurden die Czechen gezwungen, von jener Geisterwelt, die sie aus dem heiligen Grabe der historischen Erinnerung heraufgeholt hatten, den Blick auf die Wirklichkeit zu wenden, die immer trüber zu werden drohte. Früher hatten sie den „Weltgeist" der Wiener nicht verstanden; er konnte sich nicht offenbaren dem isolirten von der Allgemeinheit abgefallenen Volksgeist, der sich der großen Arbeit der Gegenwart nicht ungetheilt hingeben, sondern nur sich selbst auf phantastische Weise realisiren will. Jetzt aber, nachdem sie einsahen, daß die slavischen Interessen nicht durch eine nationale Contrerevolution verwirklicht werden können, bekehrten sie sich zu dem „Weltgeist", und ließen sich auf seinen Namen taufen. Während sie ehedem die wohlgemeinte revolutionäre Despotie der Hauptstadt auf das Heftigste bekämpften, welche die östreichische Revolution innerhalb der Wiener Linien zu Ende zu führen dachte: so tritt jetzt die slovanská lipá von Prag selbst

im Namen der Gesammtheit auf, und fordert in ihrer schon letzthin besprochenen Petition für alle Völker Oestreichs die vom Reichstage entworfene Verfassungsurkunde. Sie hält sich nicht mehr für berufen, gegenüber der Allgemeinheit jener weltbeglückenden Phrase, welche die Wiener Demokraten im Munde führten, die Partikularität des Czechenthums zur Geltung zu bringen; sondern sie dachte vielmehr, jetzt sei die demokratische Mission für ganz Oestreich aus dem belagerten Wien nach Prag übergegangen, welches noch unter allen Städten der Monarchie sich am Freiesten bewegen könne und daher von dieser Freiheit auch einen fördersamen Gebrauch für das Ganze machen müsse. Die Petition der slovanská lipá konnte, da sie in dieser Fassung eine günstige Erledigung nicht erwarten ließ, zugleich den Sporn zur revolutionären Selbsthilfe des Volkes enthalten, und war, wenn sie überhaupt einen Zweck haben sollte, auch auf diese letztere Wirkung berechnet. Der entschiedene Ton, in welchem sie abgefaßt war, deutete mit Bestimmtheit darauf hin, daß man sich in den abschlägigen Bescheid, auf den man ohnehin rechnete, nicht mit stiller Resignation ergeben wolle. Vielmehr sollte diese Petition ein Ultimatum des Volkes an die Krone und zugleich das Programm einer künftigen Erhebung sein. Indem die Mitglieder der slovanská lipá und ihrer Filialen, wie begreiflich auf dem Lande Unterschriften für diese Petition sammelten, fanden sie auch Gelegenheit, auf das Volk vorbereitet einzuwirken, und derjenigen Gemeinden sich zu versichern, auf die man im entscheidenden Falle rechnen könnte. Ueber den Zeitpunkt einer Volkserhebung wird man sich noch kaum geeinigt haben; möglich ist es aber immer, daß man im heurigen Mai auf das Octroi vom 4. März 1849 eine Antwort des „souveränen" Volkes in Prag erfolgen lassen wollte, so wie das Volk auf das Octroi vom 28. April 1848 im vorjährigen Mai in Wien geantwortet hatte. Dies läßt sich aber mit Bestimmtheit behaupten, daß die Bewegung, wenn sie wirklich zum Ausbruche gekommen wäre, kein anderes Motto, als die Anerkennung der vom Reichstag entworfenen Constitutionsurkunde gehabt haben würde. Da die Kraft des Wiener Volkes gebrochen war, so dachte man daran, in Prag jene große, altöstreichische Bastille zu stürmen, in der die Volksgeister gefangen gehalten wurden und an ihrer Stelle den Grundstein zu jenem Pantheon zu legen, von dem der Reichstag bereits den Riß entworfen.

Diesem möglichen Fall wurde nun durch den Belagerungszustand vorgebeugt, der zur allgemeinen Ueberraschung am 10. Mai über Prag verhängt wurde. Die sogleich vorgenommenen Verhaftungen betrafen solche Personen, welche bereits an dem Juni-Aufstande betheiligt gewesen; jedoch scheinen, da einige schon wieder entlassen wurden, die Untersuchungen kein erhebliches Resultat haben zu wollen. Kaum hatte Khevenhüller in seiner Proclamation uns bekannt gegeben, „daß durch übereinstimmende Anzeigen und erhobene Thatsachen die revolutionären Pläne einer verbrecherischen Fraktion festgestellt seien," so war an demselben Tage die

Mythe einer neuen Verschwörung fertig gedichtet, und spukte in verschiedenen Varianten durch mehrere Journale. Daß aber der Hauptsache nach nur die Worte der slovanská lipá, welche freilich noch lange keine Thaten waren, die Verhängung des Ausnahmszustandes zur Folge hatten, kann man unter andern auch aus folgender merkwürdiger Geschichte entnehmen, welche uns in der „Národny Nowiny" erzählt wird: „Von 156 Gemeinden des Bunzlauer und Rakonizer Kreises war eine Deputation abgesendet worden, welche dem Kaiser eine Petition überreichen sollte, die in einem noch weit entschiedeneren Tone, als die von der slovanská lipá entworfene, abgefaßt war. Sie enthielt nämlich folgende Punkte: 1) Se. Majestät möge das Ministerium Schwarzenberg entlassen und vor ein Gericht stellen, weil es durch die Auflösung des Reichstages u. s. w. die Rechte des Volkes und die kaiserlichen Gelübde verletzt hätte; 2) die octroyirte Charte vom 4. März und alle von diesem Ministerium erlassenen Gesetze widerrufen; 3) ein neues Ministerium aus redlichen und volksthümlichen Männern bilden; 4) die vom Reichstag entworfene Verfassung als Verfassung Oestreichs proklamiren und auf deren Grundlage einen neuen Reichstag einberufen; 5) eine rasche Errichtung der neuen Justiz- und politischen Behörden verfügen.

Mit dieser Petition begaben sich die Deputirten, an ihrer Spitze H. Clemens Morawek aus Mscheno, am 17. Mai nach Schopka (bei Melnik), wo sich die dem dortigen Amte zugehörigen Glieder der Deputation die nöthigen Geleitscheine verschaffen wollten. Da jedoch der Schopkaer Amtsdirektor ihnen dieselben verweigerte, so beschlossen sie, die nöthigen Schritte beim k. k. böhmischen Landespräsidium zu machen; wurden aber unterwegs bei Lieben von einem Unbekannten angehalten, um ihre Geleitscheine befragt, und kaum daß sich Morawek seinerseits mit einem solchen ausgewiesen, von Kürassiren umringt, und in das k. k. Invalidenhaus bei Prag gebracht. Dort wurden sie nach langem Warten von einer militärischen Commission einzeln verhört, und genau durchsucht, die Petition ihnen genommen, die Deputirten aber, mit alleiniger Ausnahme des Herrn Morawek, in Freiheit gesetzt. Gleich am folgenden Tage machte die Deputation die nöthigen Schritte um Freilassung ihres verhafteten Collegen und um Rückgabe ihrer Petition, und wählte endlich — nach langem Hin- und Herziehen — aus ihrer Mitte drei Mitglieder, welche beim Justizministerium eine Klage wegen Verletzung des Petitionsrechtes und der persönlichen Sicherheit einbringen, und die Freilassung des Herrn Morawek, sowie die Rückstellung der Petition verlangen sollten. Während diese drei Abgeordneten nach Wien abreisten, wurde Morawek nach 4tägiger Haft freigelassen, und die Petition zurückgestellt, mit dieser zugleich aber durch Versehen einige Denuntiationsbriefe (?), in Folge deren der Deputation die erwähnten Unannehmlichkeiten widerfahren waren. Morawek folgte nun sogleich der Deputation nach Wien, wo beim Justizministerium auf Untersuchung und Bestrafung der an dieser rechtswidrigen Verhaftung und Behandlung schuldtragenden Personen ge-

klagt wurde. Das Justizministerium versprach ihnen Genugthuung. Am 30. Mai übergaben die Deputirten die Petition der 156 Gemeinden dem Gen. Adjut. Sr. Majestät, und erhielten in einer Audienz am 1. Juni vom Kaiser den Bescheid, daß dem Ministerium bereits eine allerhöchste Verfügung zugekommen sei, ehestens eine schriftliche Erwiederung abzufassen, welche der Deputation durch das böhm. Landespräsidium zugestellt werden würde." —

Ich weiß es, Sie erlassen mir gern die ohnehin nicht sehr interessanten Details unseres Belagerungszustandes und werden sich mit einigen allgemeinern Bemerkungen zufrieden stellen. Der Belagerungszustand ist seinem Wesen nach ein künstliches Idyll, ein anbefohlener Feiertag, an dem man von der geschichtlichen Arbeit ausruhen, und nur fromme Lieder, wie z. B. die Volkshymne singen soll. Wäre ich ein reicher Bourgois, oder auch nur ein armer Edelmann, dann würde ich über dieses Idyll mit Religion zu schreiben verstehen, und gelinde schwärmen von diesem seligen Indifferenzpunkt, in dem die fieberhaft bewegten Pulse des geschichtlichen Lebens verstummen, von diesem glücklichen Paradies, in das wir durch die Entschlossenheit eines kaiserlichen Generals wenigstens auf einige Monate zurückgeführt werden können, von dem geschichtlosen Quietismus, von diesem dolce far niente im Schatten der Kanonen, die uns alle zu dem allein seligmachenden Staate, von dem wir durch die Revolution abgefallen sind, wieder bekehren sollen. So aber muß ich mich damit begnügen, in der nüchternen Weise der Grenzboten eine ganz unromantische Schilderung derjenigen Arkadier zu entwerfen, die sich im Belagerungszustande selig fühlen.

Dem Adel zunächst ist wieder seine früher olympische Ruhe in vollem Maße zurückgekehrt. Jetzt darf die Canaille seine Palläste nicht mehr mit jenen wirren Lärm umtoben, den man die geschichtliche Bewegung nennt. Früher wurde er aus seiner standesgemäßen Weltverachtung auf so unangenehme Weise herausgerissen; die bewegte Menge konnte ihm nicht mehr gleichgiltig sein, da er gegen sie ankämpfen mußte. Jetzt kann er aber wieder eine Zeit lang über den Ernst, der die Massen bewegt, vornehm lächeln, ohne daß die Angst, die sich ehemals in den blassen Zügen malte, mit dieser Ironie contrastirt. Er kann sich wieder dem arkadischen Genuß seiner an sich werthvollen Existenz hingeben, und wieder ruhig wie früher seine Thiergärten, Pferdeställe und Bildergalerien besorgen. Denn er allein hat noch nicht das Paradies verloren, in dem der Mensch in einer heiligen Gemeinschaft mit Gott und den Thieren lebte, nur der Troß ist daraus vertrieben worden, um draußen im Schweiße des Angesichts sein Brot zu essen, und mit hungrigen Magen Geschichte zu machen. Ihm ist daher die Dialektik der Weltgeschichte mit ihren zahllosen „Gemeinheiten" ein Gräuel; die Vergangenheit steht ihm still in den Bildern seiner Ahnen, und in der üppigen Vegetation des Stammbaums gedeiht jenes vornehme Pflanzenleben, welches erst mit dem Baron anfängt. Es ist in der That merkwürdig, wie schnell sich der Adel den nachmärz-

lichen Angstschweiß von der Stirne getrocknet, und wieder die kalte Miene der vormärzlichen Verachtung angenommen hat. „Ich kann es Ihnen versichern,“ so sagte mir vor kurzem ein adeliges Fräulein, „daß der Advokat P..... (ein bekanntes Mitglied der Rechten im aufgelösten Reichstage) alle Clienten, die er unter dem Adel besaß, verloren hat, keiner der Cavaliere, die ihm früher so gewogen waren, spricht weiter mit ihm!“

Die Ruhe, die der Edelmann für das Privilegium des Müssiggangs, für das inhaltslose Spiel seines Daseins verlangt, beansprucht wieder der Bourgois für den ungestörten Verlauf seiner alltäglichen Geschäfte. In beiden Fällen ist das Leben ein ungeschichtliches Idyll, mag es nun in hohem Poussin'schen Styl, oder in vaterländisch-trivialer Weise durchlebt werden. Die große Arbeit der Geschichte greift verwirrend in das System der kleinen Arbeiten ein; sie nimmt die Massen in Anspruch, und verkümmert dem Einzelnen das isolirte Recht seinen eignen Weg zu gehen. Nicht nur dem Archimedes oder dem vereinsamten Forscher, auch dem Gevatter Schuster, Schneider und Handschuhmacher überrascht der ernste Geist der Zeit in seiner Werkstätte und zerstört ihm seine Figuren. Der Bourgois kennt nur den Quietismus sans phrase; er ist froh, daß er jetzt nicht alle Augenblicke ans Fenster treten muß, um zu sehen, was es draußen gibt. „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ dies ist sein Grundsatz in Sachen der Politik. Wo seine Werkstätte oder Schreibstube aufhört, da fängt für ihn die göttliche Vorsehung an. Für die Allgemeinheit schlägt ihm kein Herz, denn sie ist ein Begriff, und dieser kann für den Gedankenlosen nicht existiren. Die Revolution ist ihm eine Gotteslästerung, das Selbstvertrauen der Masse auf die eingeborne Kraft entspringt aus einem Mangel an Vertrauen zu Gott, und zu seinen gekrönten Stellvertretern auf Erden. Zum größten Unglück hat der Bourgeois den bösen Feind im eigenen Hause; es ist das Corps der Lehrlinge, bei dem der historische Sinn sehr ausgebildet ist, weil es ja die Musikcapelle der Revolution bildet. Aber auch diesen Gegner hält der Belagerungszustand in Zaum.

Am meisten genirt mich der Bourgois, wenn er neben seinem gewöhnlichen Gewerbe noch eine edle Liebhaberei hat, und z. B. Musik treibt. In diesem Falle erhält sein Quietismus einen aristokratischen Anstrich, einen Zug von Noblesse, die mit seinem übrigen Wesen nicht zusammenstimmt. Er will dann in der ganzen Welt die Stille des Concertsaales wiederfinden, und möchte sein Pst! den unbescheidenen Männern der Bewegung zurufen, damit Thalberg immerfort gefühlvolle Adagio's spielen könne. Ich kenne hier in Prag einen musicirenden Kaufmann, bei dem ich mich nach einem jeden wichtigen Ereigniß nach seinem Befinden erkundige. So fragte ich ihn nach dem 4. März: Nun, wie geht es Ihnen jetzt, Herr G.? „Seit gestern gut,“ antwortete er, „jetzt werden die Course wieder steigen.“ Die gleiche Frage richtete ich an ihn nach der Verkündigung des Belagerungszustandes. „Ich bin ganz zufrieden“ war die Antwort; „jetzt kann

ich doch eine Sonate von Chopin ruhig einstudiren, ohne daß ich fürchten muß, daß mich ein Straßenspectakel stört!"

Aber lassen wir diese Glücklichen, deren Seligkeit wir nicht theilen können, und wenden wir uns lieber den Trauernden zu. Sehen Sie, dort hinten in dem verlassenen Winkel der Kneipe sitzt ein Bruder Studio vor einem Glase Dünnbier, das er noch gar nicht angerührt hat. In seinen Zügen malt sich eine hilflose Wuth, ein elegischer Zorn, eine grimmige Melancholie. Ach, sie haben ihm auf der Hauptwache seinen Ziegenhainer genommen, weil dieser auch unter „die politischen Abzeichen" gehören soll; und er war ihm doch so lieb, es standen darin zierlich eingeschnitten alle Namen jener Verbindung, der er angehörte, und rund herum stand der Spruch: „Der Gott der Stöcke wachsen ließ, der duldet keine Philister!" — Der arme Junge! Er ist schon lange wieder von dem Forum an jenen Pflug zurückgekehrt, den er im März des vorigen Jahres auf dem Felde der Wissenschaften stehen ließ und ackert wieder mit der Ausdauer eines altöstreichischen Studenten weiter. . . . Und dann muß er auch obendrein in seinem Collegium absolutes Staatsrecht anhören, das der Professor aus seinen vormärzlichen Schulheften, die er noch gar nicht geändert, nach alt hergebrachter Gewohnheit gelassen herunterließt! — Ob sich unser Bruder Studio jetzt an den Schwank erinnert, den er vor mehreren Wochen mit andern lustigen Gesellen an demselben Tische ausgeführt? Da sangen die losen Jungen in dem: „Gaudeamus igitur" den einen Vers: „Vivat et respublica" so ungebührlich laut, daß einige Philister in der andern Ecke zusammenfuhren und die Sicherheitswache holen wollten, weil sie glaubten, die Burschen hätten die Republik ausgerufen. Der Scherz war harmlos, aber doch würde er ihn jetzt nicht zu wiederholen wagen, denn eben in diesem Augenblicke geht eine verstärkte Patrouille ganz nahe an den Fenstern der Kneipe vorbei, damit niemand darin die lateinische Republik ausrufen möchte.

Das östreichische Bewußtsein in der Armee und Regierung.

Wer bei der jetzigen östreichischen Armee einen östreichischen Geist vermuthen wollte, weil diese es unbestreitbar war, die Oestreich bis auf die jüngste Zeit zusammengehalten, würde gewaltig irren: den Kitt in der Armee lieferte beim Ausbruche der Märzrevolution einzig und allein die Aristokratie, und zwar eine doppelte, die ständische sowohl als die des militärischen Ranges; mit der Zersplitterung Oestreichs würde ja sowohl der Graf-General, wie der General überhaupt aufgehört haben. Die Aristokratie hat daher im vorigen Jahre, als es in Oestreich faktisch keine Regierung gab, das Gerippe dieses Staates als ihre Versorgungsanstalt zusammengehalten. Aber mit Stabsoffizieren allein läßt sich keine Revolution bändigen, man mußte sich des Heeres vergewissern. Auf welche Art und Weise konnte dies nun bei einem Bürgerkriege, wo man die Soldaten immer

gegen das Volk führen mußte, anders geschehen, als indem man dem Soldaten den Bürger als seinen Feind gegenüberstellte und der Armee den Geist der großen Compagnien und Banden des Mittelalters einflößte? indem man aus einer böhmisch-deutsch-serbisch-magyarisch-italienischen Armee, von welchen Nationen immer eine nach der andern im Aufstande sich befunden hatten, eine Wallensteinische schuf? Unsere wahnsinnigen Radikalen unterstützten eifrigst durch ihr ewiges Hetzen gegen die Truppen das Streben der Aristokraten, und den vereinigten Bemühungen der Aristokraten und Radikalen ist in kurzer Zeit das Unglaublichste gelungen. Die östreichische Armee ist innerhalb eines Zeitraums von einem Jahre aus einer Staatsarmee zu einem prätorianischen Heere, zum Selbstzweck geworden. Soldaten wie Offiziere betrachten den Staat blos als eine Anstalt, die zu nichts andrem da ist, als eine hohe Löhnung und Revolutionen zu garantiren, wobei man Contributionen erheben und Beute machen kann. Nicht einer der unwichtigsten Gründe zur Belagerungszustand-Erklärung so vieler Städte und Gegenden ist der, den Soldaten den Sold verdoppeln zu können, denn die Truppen in den Garnisonen wollen von der allgemeinen Beute, dem Staate, doch auch etwas profitiren. Der Gemeingeist der östreichischen Armee ist also der prätorianische, das Beiwort östreichisch ist rein zufällig. Am Schärfsten tritt dieser Charakter bei der italienischen Armee hervor. Wer Belege will, den verweisen wir auf Sedlitz' Soldatenlieder. Aber die Aristokratie hat sich selbst die Grube gegraben. Der Geist der Unzufriedenheit über die Bevorzugung des Adels beim Avancement ist bei der Armee täglich im Wachsen, denn der prätorianische Geist kann kein anderer als ein rein demokratischer, der Geist des Gleichmachens sein. Der Soldat beginnt sich zu fühlen, wird sich dessen bewußt, daß er Herr und Meister geworden. Welche Zukunft Oestreich daraus erwachsen kann, kann leicht geahnt werden. Das Staats- und Bürgerbewußtsein ist in der Armee gänzlich verwischt. Nur hie und da findet sich noch ein alter Corporal oder Feldwebel mit grauem Schnurrbart, in dem noch etwas von specifischem Oestreicherthum als Erbstück aus den Nationalkriegen der napoleonischen Zeit geblieben ist. Die edlen Elemente, die in der Armee sich finden, werden von der wilden Poesie des Kriegslebens und der Abenteuer, von der Romantik des Esprit du Corps absorbirt.

Doch wie soll der Mangel des Staatsbewußtseins bei der Armee befremden, die blos untergeordnetes Werkzeug sein soll, wenn man dieses Bewußtsein bei den obersten Staatslenkern, ja bei der Dynastie selber umsonst sucht? Das klingt fast absurd, ist aber nichts desto weniger vollkommen wahr. Der Staat wird blos als ein großes Waarenmagazin von Ländern betrachtet, in welchem Artikel sich jetzt machen, mit Profit kaufen und verkaufen läßt, und da eben ein rentables Geschäft in Deutschland und Italien in Aussicht steht, die eigenen Kapitalien aber dazu nicht ausreichen, so tritt man mit einem reichen Kapitalisten in Gesellschaft. Der östreichische Kaiser könnte sich mit größerem Rechte et Compagnie

schreiben, als der wahnsinnige Christian von Dänemark. Wenn sich der liebe Herrgott und die Franzosen nicht darein mengen, bekommen wir einen Länderschacher, daß sich der höchstselige Franz im Grabe vor Freude über den so treulich nachartenden Enkel dreimal umkehren wird. Oestreich intervenirt, als bedürfte es eines Aderlasses, um seiner überflüssigen Kräfte loszuwerden, mit 50,000 Mann im Römischen und Toskanischen, schickt Truppen an den Rhein und überläßt Ungarns Pacification der et Compagnie. Mit der heiligen Allianz ist's aus; man wird Preußen in die Compagnie nur aufnehmen, wenn die Noth dazu drängen sollte. Gelingt es Frankreich und die Türkei so lange einzulullen, bis man mit Ungarn und Italien fertig geworden, wie man's in Kurzem hofft, so liegt der Vorwand zum Kriege mit Preußen, welches nicht mehr zur Hammer-, sondern Amboßrolle bestimmt ist, schon in Bereitschaft. Daher der schnell abgeschlossene Vertrag mit der Türkei, daher die plötzliche Anerkennung der französischen Republik, daher der Protest gegen den Einmarsch in Jütland, wovon man bei gelegener Zeit Gebrauch zu machen gedenkt. Preußen und England werden nicht gefürchtet; in ersterem sorgt das Ministerium Manteuffel und Radowitz, in letzterem Cobden und Hume dafür, daß Rußland keine wesentlichen Hindernisse finde. Den Theilungsplan des östlichen Europa trägt Herr Schwarzenberg bereits in der Tasche. Von der deutsch-italienisch-türkischen Beute bekommt Oestreich, was sich von Italien möglicherweise nehmen läßt — daher die Anforderung an den Großherzog von Toskana abzutreten — dann von der nordwestlichen Türkei und von Preußen was es ungefähr auf einmal verdauen kann. Als Entschädigung erhält Rußland wahrscheinlich Galizien — die russischen Generäle geriren sich bereits darin als die Herren und erlassen Befehle und Verordnungen auf eigene Faust — die preußischen Ostseeländer und was ihm sonst in Deutschland und der Türkei zu nehmen gut dünken wird. Daß Oestreich bei all diesen Plänen nur das blinde Werkzeug des Czars ist, welches dieser zerbrechen wird, sobald es ihm ohne Gefahr thunlich scheinen wird, um als alleiniger Herrscher des Ostens und somit von ganz Europa dazustehen, sieht weder die Dynastie, noch die Regierung in ihrer verhängnißvollen Verblendung. Sie beurtheilen Rußland von ihrem eigenen Standpunkte als Vorfechter der Legitimität. Rußland bedient sich der Legitimität blos als Larve, denn es braucht nicht dafür zu kämpfen, wie die übrigen Dynasten Alteuropas — sie steht unangefochten da. Rußland hat mit den übrigen dynastischen Mächten nichts gemein, es ist keine Macht des Stillstands, es braucht nicht zu conserviren und zu vertheidigen, es hat eine höhere Aufgabe, die des Fortschritts. Freilich nicht des Fortschritts in unserem Sinn und Geschmack, denn es ist der Fortschritt zur Weltherrschaft. Umsonst hat Nikolaus nicht sein ganzes Leben und alle Kräfte Rußlands auf Heranbildung einer furchtbaren Armee gewendet, umsonst ist dem russischen Soldaten nicht eingeprägt worden, die Könige Europas wären blos die Unterknäse seines Czars. Die Berührung mit den Russen könnte bei den Mährern,

Slovaken und Serben unversehens, wie mit einem elektrischen Schlage eine Begeisterung für Mutter Slava erzeugen, die den östreichischen Staat in einem Momente zersetzen würde — Wer rettet dann Europa und die Civilisation? Struve oder Radowitz? Die Verblendung der östreichischen und deutschen Regierungen hat etwas Hochtragisches — der Gott der Bibel, „der die Weisen bethört und die Könige irre führt," scheint wieder das Heft der menschlichen Angelegenheiten ergriffen zu haben — ich glaube die Hand zu sehen, die an die Wände der europäischen Königssäle das „Mene" schreibt — aber die Könige können die Schrift nicht lesen. Justus.

Plaudereien aus Schlesiens Hauptstadt.

Die das liebe Vaterland in Kreuz und Quer durchschneidenden parallelen eisernen Schlangen und die auf ihnen dahineilenden Locomotiv-Ungethüme haben Raum und Zeit so sehr gekürzt, und den Menschen dem Menschen so viel näher gebracht, daß er mit erhöhtem Interesse verfolgt, was die zu Nachbarstädten gewordenen größeren Orte Deutschlands in Freud und Leid bewegt. Wir Breslauer lesen gern, was da draußen in Berlin, Dresden, Leipzig u. s. w. vorgeht, und betrachten es als eine Erholung, wenn die Nachrichten von daher nicht streng politischer Natur sind, sondern auch zur Abwechslung einmal andere Gegenstände — wäre es selbst ein bischen Medisance — behandeln. Da wir nun auswärts in Betreff unserer Stadt gleiche Ansichten und Gesinnungen wünschen und vermuthen, so ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, meinen Plaudereien einen Augenblick zuzuhören und selbst ein Bischen chronique scandaleuse mit in den Kauf zu nehmen. Zur Sache also. Der nervus rerum, oder deutsch gesagt, der Mittelpunkt, um den sich dieser Tage hier alles dreht, ist der Wollmarkt. Damit nun scheint Breslau seit einigen Jahren Unglück zu haben. Vergangenes Jahr schlechte Preise, fast keine Kauflust und fast zuviel Aufregung; diesmal gute Preise, viel Wollwollende, mehr und mehr Wurzel fassende Abkühlung und wachsender Conservatismus, und — die Cholera! Dieser fatale asiatische Gast, der noch unlängst unser Breslau so schwer heimgesucht hat, fängt bereits wieder an, sein Wesen zu treiben, und hat im Laufe vergangener Woche unter 137 dem Herrn Entschlafenen 81 Opfer gefordert. So etwas stimmt trübe. Einen noch peinlicheren Eindruck aber muß es machen, wenn man bedenkt, daß unter den vom Schauplatz des Lebens Abgetretenen fast doppelt so viel Frauen sind, als Männer. Was hat unsere arme Stadt verschuldet, daß man sie ihrer schönsten Zierde berauben will, und der Würgengel aus Osten unter denjenigen Ernte hält, die dazu bestimmt sind, das Leben zu verschönern und zu versüßen. Geht es so fort, so wird Breslau bald den wohlverdienten Ruf exemplarischer Reinlichkeit verlieren; die eben so geschmackvollen als zweckmäßigen langen Kleider, die heute so hübsch Straßen und Promenaden fegen und jeden Strohhalm mitnehmen, werden mehr und mehr verschwinden, wenn ihre holden Besitzerinnen dem Orkus verfallen, und wir haben dann die Unannehmlichkeit, in Staub und Koth zu waten, wenn nicht Jemand auf den glücklichen Gedanken fällt, durch irgend eine plausible Finanzoperation es dahin zu bringen, daß zu gehöriger Zeit in hinreichender Menge gegossen und gekehrt wird. Zwangsanleihen machen renitent, schon um deswillen, weil sie Zwang sind; deshalb Gnade, Gnade, allerdurchlauchtigste, großmächtigste Cholera! laß uns unsern lieblichen Damenflor und unsere Reinlichkeit.

Mit den Barrikaden und obligaten Schüssen hat Breslau den Ruf politischer Wichtigkeit errungen, und ist in eine neue Phase, in die des Belagerungszustandes getreten. In Folge dessen bemerkt man jetzt ein bedeutendes Uebergehen aus der rothen Farbe in die schwarz-weiße, eine fast unheimliche Stille an der Kornecke und ein vollständiges Verschwinden aller Literatur und Kunst an den Straßenecken, so wie auch aller Calabreser, langen Bärte und nachlässigen Toiletten. Breslau hat seine, amerikanischen Farmern gleichenden Heroen verabschiedet, und gibt sich Mühe, wieder „fein" zu werden. Verliert es bei dem Tausche?

Daß wir belagert sind, erfuhren wir zuerst durch einen Anschlag des k. Gouvernements und durch das kriegerische Ansehen, welches die Stadt gewann. Heute werden wir höchstens noch durch die vermehrten Wachen und die halbgespannten Hähne der Soldaten daran erinnert, bewegen uns jedoch im Uebrigen so frei und ungezwungen, wie man es nur verlangen kann. Selbst die politische Presse hat keine Einschränkung erfahren, und wenn eins unserer radikalen, aber eben nicht consequenten Organe die Flügel etwas eingezogen hat, so hat es dadurch einen Act der Klugheit begangen, der es vor dem Untergang rettete. Andere satyrisch oder humoristisch sein sollende Blätter, wie „Putsch," „Geißel" und das ästhetische „Wurst wieder Wurst" haben ihr kurzes Leben ausgehaucht, wobei Europa nach meiner Ansicht nichts verloren hat. Doch wer verloren hat, das sind die fliegenden Buchhändler, der kleine Putsch an der Spitze. Die schönen Tage des Ausschreiens der Extra- und sonstigen Blätter sind vorüber; lautlose Stille herrscht im Lager der Verbreiter der Tagesliteratur. Wohl bieten sie noch ihr „Abendblatt" an, doch die Commentare dazu haben aufgehört. Neulich wollte einer dieser Industriellen einen kühnen Griff thun, und hatte schon sein: „Ein Extrablatt der" über den Lippen, als ein Gensd'arm mit donnerndem: „Wart', ich werd' ihm helfen" auf ihn zutrat und den Extrablättler versprengte. Zu den Errungenschaften der neuesten Zeit wird wohl auch gehören, daß diese angehenden Kaufleute dahin zurückkehren, wohin sie gehören, d. h. in die Schule und unter die Zucht der Eltern.

Die Baulust ist dieses Jahr wohl an den Barrikaden hängen geblieben, denn man sieht fast keine neuen Häuser entstehen. Im Grunde genommen ist dies kein Verlust, denn es stehen trotz der ermäßigten Miethen ohnehin viel Wohnungen leer; zu bedauern sind nur die armen Leute, die dadurch ohne Verdienst bleiben. Theilweise könnte dem wohl durch städtische Bauten abgeholfen werden, und es wäre besonders nichts weniger als Luxus, wenn der mephitische Graben der Gartenstraße aus Breslaus Mauern verschwände und sein Fluidum in einen verschlossenen Kanal ergösse. Doch scheinen dies, vor der Hand wenigstens, fromme Wünsche zu bleiben. Woran wird's wieder liegen? An dem, wovon viele mehr verlangen, als sie haben. Nichts desto weniger wird jetzt eine Straße gepflastert, die zu den abgelegensten in der ganzen Stadt gehört und sich es wohl nicht im Entferntesten träumen ließ, dieser Ehre so bald theilhaftig zu werden. Unsere Schweidnitzer Vorstadt ist unstreitig der nobelste Theil — das Faubourg St. Germain von Breslau, aber wohlverstanden, nur bei Tage oder Mondschein. Zu jeder andern Zeit ist sie ein Tartarus von Dunkelheit, und nach längerem Regen ein Abklatsch der pontinischen Sümpfe. Sie ist demnach, freilich sehr wider Willen der Einwohner, nicht lichtfreundlich, hat aber dafür den Vorzug von einigen öffentlichen Gärten, welche auch in der Neuzeit sich die alte Anhänglichkeit bewahrt haben, und durch Anschläge, die man bequem ohne Brille lesen kann, den vergnügungssüchtigen Breslauer zu sich locken. Wer sich einen deutlichen Begriff von einer Wallfahrt machen will, der postire sich den Nachmittag eines heitern Sonntags an ein Fenster der neuen

Schweidnitzerstraße. Von da aus erblickt er einen ununterbrochenen Zug von Pilgern, die zwar nicht zu einem Heiligenbilde, wohl aber zu Liebich oder Weiß wandern, um dort bei vortrefflicher Musik und dito Essen und Trinken die Leiden der verflossenen Woche zu vergessen und sich Lebensmuth für die beginnende zu holen. So wie man aber überall nur durch Kampf zum Sieg gelangt, so auch hier; ehe der Vergnügensuchende das reizende Eldorado erreicht, muß er den oben erwähnten fatalen Graben passiren.

Doch nicht nur in die Gärten der genannten Vorstadt rufen die Placate an den Straßenecken; auch jenseits der Oder winkt Genuß, und unzählige Male durchschneidet die Fähre deren Spiegel, um das genußsüchtige Völklein nach Scheitnig, dem Weidendamm oder dem Wintergarten zu bringen. Eine solche Ueberfahrt hat, ist sie gleich kurz, das Gute, daß man, begünstigt durch die Enge des Raums, leichter Bekanntschaften anknüpft und so Stoff zu Betrachtungen sammeln kann. Auch ich wurde dadurch Zuhörer an einem für mich äußerst interessanten Gespräche. Der Inhalt desselben — es wurde, wie mir schien, von einigen hiesigen Bürgern geführt — betraf die in so schönen Formen hervortretende Bürgerschule zum heiligen Geist, und bald kam man von der Schale auf den Kern. Das Urtheil war ein sowohl für die Anstalt, als auch für die daran wirkenden Kräfte sehr ehrenvolles, was mich um so mehr freute, als es nicht nur streng wahr schien, sondern mir auch als Volksstimme gelten konnte, an der doch einer bürgerlichen Anstalt, wie die erwähnte, etwas gelegen sein muß. Mit einer Art von Stolz erwähnte man, wie nun der Herr Sohn bald französisch sprechen werde und sogar Hoffnung vorhanden sei, daß er es im Polnischen, was ebenfalls daselbst eingeführt werden solle, so weit bringen könne, um den Polaken im Großherzogthum und in Oberschlesien die nöthigen Wahrheiten in ihrer Landessprache vorzudemonstriren. Ja, meinte ein anderer, dem Anschein nach ziemlich gebildeter Mann, zu verwundern ist es doch, daß das polnische in unsern Schulen so wenig getrieben wird. Ich habe meine Jungen auf dem Gymnasium; aber so oft ich frage: was habt ihr auf, so höre ich von griechisch, lateinisch, hebräisch oder überhaupt von Sachen, bei denen ich nicht recht weiß, was sie einmal damit anfangen sollen. Mir wäre lieber, sie lernten solche Sachen, die sie können müssen, um in der Welt fortzukommen, und ich würde mehr Werth darauf legen, wenn sie mir gut schrieben und rechneten, hübsch zeichneten und fertig französisch und polnisch sprächen, was sie ja jeden Tag brauchen, als daß sie mir da über Büchern liegen, die ihnen nach meiner Ansicht nicht viel nützen. Hätte ich aus meinem Stillschweigen heraustreten wollen, so wäre es mir wohl nicht schwer geworden, die guten Leutchen zu überzeugen, daß gerade in Betreff der polnischen Sprache, die allerdings an unsern Schulen zu sehr in den Hintergrund getreten ist, neuerdings deren Einführung beim Magistrate in Anregung gebracht und vorzugsweise von den Rectoren der Gymnasien unterstützt worden sei. Doch ich zog vor, den Fluß der Rede nicht zu stören, die ja ohnedem einen für den Vater so wichtigen Gegenstand behandelte, und nutze dadurch vielleicht mehr, als durch gelehrtes Dociren und Argumentiren; denn kommen diese Zeilen in die Hände von Männern, die sich für die Sache interessiren, so werden sie doch vielleicht Nachdenken erwecken und das Gute fördern.

Sie waren letzthin nicht gut unterrichtet, als Sie meldeten, der Herr Hahn sei die Seele der in der Schlesischen Zeitung vertretenen Politik. Wie ich bestimmt zu wissen glaube, steht Voigt als sehr tüchtiger Geschäftsmann der Zeitung vor. Aber den Charakter derselben, sowie die Redaktion bestimmt und leitet allein der Dr. Moeche, von dem auch die gediegenen Leitartikel herrühren. Herr Hahn war und ist nur Mitarbeiter des Blattes, seine Artikel sind stets mit einem II gezeichnet und unterliegen der Entscheidung des Redakteurs.

Nicolaus v. Zobten.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Annehmen oder Ablehnen?

Offenes Sendschreiben an den deutschen Verein in Leipzig.

Sie haben, hochgeehrte Herren, ihre Auffassung von der Lage, in welche uns der von den verbündeten Regierungen Preußens, Sachsens und Hannovers vorgelegte Verfassungsentwurf versetzt, in einem Programm niedergelegt, dessen praktische Bedeutung Niemand verkennen wird, einmal, weil es der nahe bevorstehenden Versammlung deutscher Patrioten zu Gotha von zwei ehemaligen Reichstagsdeputirten, die es mit unterzeichnet haben, als Material vorgelegt werden soll, insofern man darin die Stimmung eines großen Theils der gebildeten Bevölkerung Sachsens ausgedrückt findet, sodann weil es für die Wahlen zum sächsischen Landtag den Maßstab zu geben bestimmt ist. Dieser praktischen Bedeutung wegen, die es wesentlich von den gewöhnlichen Adressen unterscheidet, erlaube ich mir, es einer nähern Kritik zu unterziehn. Es lautet folgendermaßen:

Der deutsche Verein hält 1) für gerathen, die von Preußen, Sachsen, Hannover vorgeschlagene Verfassung nicht unbedingt abzulehnen, weil durch sie noch ein letztes Mittel geboten ist, wenigstens einen Theil unserer Wünsche erfüllt zu sehen. Wir wollen aber zur Verwirklichung dieser Verfassung nur thätig sein, wenn 2) das, unseren sächsischen Verhältnissen völlig unangemessene, von Preußen octroyirte Wahlgesetz wenigstens in Sachsen nicht zur Anwendung kommt, und erwarten deshalb 3) von diesen Ständen, daß sie eine Revision dieses Reichswahlgesetzes zur Bedingung der ihnen durch königl. Proclamation vom 30. Mai vorbehaltenen Zustimmung zum Anschluß an den Verfassungsentwurf, so wie der ihnen zustehenden Wahl zum Staatenhause machen. 4) Unter denselben Bedingungen haben die Stände ferner eine Garantie dafür zu fordern, daß der endgiltige Abschluß der Verfassung wirklich durch den Reichstag erfolge und nicht etwa dessen freie Zustimmung wieder zur Täuschung werde durch den Vorbehalt einer Vereinbarung, die die letzte Entscheidung abermals einzig in die Hände der Regierungen legen würde. 5) Sind diese Bedingungen erfüllt, so wünschen wir, daß die Stände auf ein weiteres Zustimmungsrecht im Interesse des endlichen Zustandekommens der Reichsverfassung Verzicht leisten.

Zunächst fällt mir auf, daß die Instruction, welche Sie Ihren Abgeordneten ertheilen wollen, nur eine eventuelle ist. Für den Fall, daß die Regierungen auf Ihre Bedingungen eingehen, geben Sie den Kammern den Rath, auf einen weitern Einspruch zu verzichten; die entgegengesetzte Eventualität übergehn Sie mit Stillschweigen. Ihr Programm enthält also eine Lücke, welche ausgefüllt werden muß, wenn man es nicht etwa so deuten wollte, daß sie für diesen Fall

im Namen der constitutionellen Partei auf eine weitere Einwirkung auf die Politik überhaupt Verzicht leisten.

Es scheint mir von einer nicht genauen Auffassung des Regierungsentwurfs auszugehen, wenn Sie Sich wieder zwei contrahirende Parteien denken, das deutsche Volk auf der einen, die Staaten auf der andern Seite, zwischen denen die Verfassung vereinbart werden soll, und wenn Sie, aus der ganz richtigen Reflexion, daß bei einem Streit zwischen zwei Gleichberechtigten nothwendigerweise die Entscheidung einem Dritten zufallen muß, auf das ganz neue Institut eines Schiedsgerichts zwischen den Volksvertretern und der Regierung geleitet werden. Aber nach dem Plane der Regierungen soll die Revision der Verfassung keineswegs einem deutschen Reichstag übertragen werden, sondern den Centralständen derjenigen deutschen Staaten, welche sich dem preußischen Separatbündniß angeschlossen haben. Freilich ist Ihr Irrthum leicht zu erklären, einmal aus der Proclamation des Königs von Sachsen, nach welcher das Bündniß mit Preußen nur unter einem bestimmten Vorbehalt geschlossen wäre, während die offizielle Erklärung von einem solchen Vorbehalt nichts mittheilt, sodann durch die unbestimmten Redensarten, mit denen, ähnlich wie bei der octroyirten preußischen Verfassung vom 5. December, dem deutschen Volke die Meinung beigebracht werden soll, es habe noch eine wesentliche Stimme abzugeben. Sie, meine Herren, verlangen von der preußischen Regierung eine Garantie dafür, daß sie nicht auf einen Sonderbund ausgeht, sondern auf ein deutsches Reich, während die Regierung bereits so bestimmt als möglich erklärt hat, sie habe es allerdings auf einen Sonderbund abgesehen, wenn sie auch hoffe, derselbe werde sich so weit ausdehnen, daß man ihn ganz füglich „Reich" nennen könne. Auf diesen wichtigen Unterschied zwischen dem Berliner und Frankfurter Entwurf müssen wir unsre ganze Aufmerksamkeit richten: der eine geht von der Souveränität der einzelnen Staaten aus, und schreitet von ihr durch ein freies Bündniß zu einem Bundesstaat fort; der andere beginnt mit der Souveränität des Reichs, und überträgt kraft derselben den einzelnen Staaten diejenige Gewalt, welche ihnen noch bleiben soll.

Welcher von beiden Wegen ist der natürliche? — Mich dünkt, der erste, und daß wir im vorigen Jahr den unnatürlichen, ersten Weg gegangen sind, dies allein, und nicht etwa die politische Unreife des deutschen Volks, und nicht die Verschwörung der Fürsten ist Schuld daran, daß unsere Revolution gescheitert ist. Wenn im gegenwärtigen Augenblick das Volk den Rath befolgt, dem Sie ihm ertheilen, so ist nicht nur Gefahr, sondern fast Gewißheit dafür vorhanden, daß das unwürdige Spiel des vorigen Jahres sich wiederholt. Wie man im vorigen Jahr die Abgeordneten sämmtlicher Staaten zusammenberufen hat, um für Deutschland eine gemeinsame Verfassung zu entwerfen, ohne sich im geringsten zu fragen, ob nicht der eine oder der andere dieser Staaten sich in der Lage befinden würde, auch beim besten Willen auf eine solche Verfassung nicht eingehn zu können,

und wie daraus das klägliche Schauspiel sich entwickelt hat, daß ein Theil der Deputirten durch unwürdige Intriguen — ich erinnere an die Abstimmung der Schwarzgelben für das Suspensiv=Veto der Reichsgewalt — diese Verfassung illusorisch zu machen suchte — so, meine Herren, würde auch das Resultat eines neuen constituirenden Reichstags sein. Die Oestreicher von einem solchen auszuschließen, haben Sie kein Recht, und es ist eine Willkür, wenn Sie z. B. die Baiern, die nur für den Fall, daß Oestreich eintritt, an dem „Reich" theilnehmen wollen, wider ihren Willen dazu zwingen wollten. Sie haben sehr Recht, meine Herren, daß 39 Regierungen sich nie über eine gemeinsame Verfassung vereinbaren werden; wohl aber können sich zwei, drei vereinigen, und die politische Nothwendigkeit kann alsdann die andern zwingen, sich diesem Vertrage nachträglich anzuschließen. Der Zollverein ist ein Beispiel. Ein Vertrag zwischen Staaten aber, welcher die Souveränitätsrechte derselben alterirt, kann nur durch die einheitlichen Vertreter derselben, die Regierungen, abgeschlossen werden, nicht durch einen ständischen Congreß — wenn nicht vor diesem Congreß factisch die Existenz jener Staaten aufgehoben ist. Daß dies bereits geschehen wäre, darin lag der große, unheilvolle Irrthum des Jahres 1848.

Lassen Sie uns miteinander die Gründe in Erwägung ziehn, welche sich einer unbedingten Annahme des Berliner Entwurfs entgegenstellen. Sie kommen auf folgende drei Punkte heraus.

Erstens. Das Ehrgefühl der deutschen Nation sträubt sich dagegen, ein Werk aufzugeben, an welchem ihre edelsten Kräfte ein schweres Jahr hindurch in rühmlicher Anstrengung gearbeitet, aufzugeben den eigenen Willen gegen das Geschenk einer fremden Willkür.

Zweitens. Das in der Revolution entwickelte Rechtsbewußtsein wird verletzt durch den Inhalt dieser Gabe, in welchem — abgesehn von einzelnen, minder wichtigen Inconvenienzen — zwei der theuersten Ideen des Volks die Anerkennung versagt wird: der Volkssouveränität und der Einheit Deutschlands.

Drittens. Die Gabe wird noch weiter verdächtigt durch die Geber, und es läßt sich sehr wohl die Frage aufwerfen, ob nicht dieselbe Willkür, welche die Verfassung verlieh, sich unter Umständen auch veranlaßt fühlen dürfte, sie wieder zu nehmen, zu modificiren, oder wie es sonst gut scheint. Das Beispiel der preußischen Verfassung liegt zu nahe.

Erlauben Sie, daß ich alle diese Punkte einer nähern Prüfung unterwerfe.

Was den ersten betrifft, so können die Männer, deren unmittelbares Werk die Verfassung vom 28. März ist, nicht lebhafter von diesem Gefühl verletzter Ehre durchdrungen sein, als ich selber, als überhaupt jeder Deutsche, der mit Theilnahme den Anstrengungen der Nation, sich aus eigener Kraft zu constituiren, gefolgt ist. Unsere Wünsche, Hoffnungen, Ideen, zuweilen selbst unsere positiven Rathschläge, begleiteten die Arbeit der Nationalversammlung, und in diesem Sinne

können wir sagen, daß wir alle unsere Hände im Werk gehabt haben. Uns allen stieg die Glut des Zorns ins Gesicht, als mit dem Hochmuth einer physischen Uebermacht unsern Vertretern der Fehdehandschuh vor die Füße geworfen wurde.

Aber diese Glut — war sie nicht zugleich die Röthe der Scham? Wie war es möglich, daß der Nation auf eine so dreiste Weise Trotz geboten wurde, wenn sie es nicht selber mitverschuldet hatte? Wir dürfen uns vor dem Geständniß dieser Schuld nicht schämen, wenn uns nur ein, freilich bittrer, Rückblick auf unsere Vergangenheit vor neuem Fehlen bewahrt. Warum erhob sich nicht in dem Augenblick, als die preußische Regierung der Paulskirche ihr dreistes „Niemals!" entgegenschleuderte, die gesammte Nation einmüthig, ihr Palladium zu vertheidigen?

Weil dies Palladium, weil diese Verfassung, obgleich das Werk der Nation, dennoch den Willen keines Theils derselben vollständig ausdrückte; weil es auf Voraussetzungen aufgebaut war, die mit seinem Resultat in Widerspruch standen; weil nur die Ehre dafür sprach, während der Verstand stumm blieb. Es erhoben sich nur diejenigen für die Verfassung, nachdem sie abgelehnt war, welche bis dahin ihre heftigsten Gegner gewesen waren.

Im Inhalt der Verfassung lag die Möglichkeit ihres Falls. Theoretisch ging sie aus von der Einheit Deutschlands, und sollte als ein Rechtszwang gegen alle Renitenten gehandhabt werden; praktisch schloß sie einen Theil Deutschlands aus, welcher durch seine Theilnahme wesentlich dazu beigetragen hatte, daß sie so geworden war, wie sie geworden war. Sie wagte Oestreich nicht direkt auszuschließen, weil sie es rechtlich nicht konnte, weil sie von den Oestreichern mitberathen war; sie schloß es aber indirekt aus und ließ daher zu Oestreich ein ebenso unwahres als unsittliches Verhältniß bestehn. Theoretisch ging sie von der Allmacht der Reichsgewalt aus und von der Nichtigkeit aller einzelnen Staaten; praktisch konnte sie die Souveränität derselben, die nicht blos im dynastischen Interesse lag, sondern auch im Particularismus der Volksstämme, nicht brechen; sie ließ also zwischen der Reichsgewalt und den einzelnen Staaten ein ebenso unwahres als unsittliches Verhältniß bestehn. Theoretisch führte sie die Herrschaft der Volkssouveränität ein und gab dem Reich einen idealen Mittelpunkt; praktisch legte sie auf der einen Seite die Gewalt in die Hände des Königs von Preußen, des mächtigsten Kriegsfürsten von Deutschland, während sie auf der andern durch ihr Wahlgesetz eine Demokratie heraufbeschwor, von der man nach aller Wahrscheinlichkeit berechnen mußte, daß sie in ihren Forderungen so ausschweifend und zügellos als möglich sein würde. Nach der neuen Verfassung war der auf seine Hausmacht gestützte Kaiser und die in der Nationalversammlung vereinigte Demokratie in einer unhaltbaren, feindlichen Stellung, und nach der einen oder der andern Seite hin mußte der Ausschlag fallen. Sowohl die Linke als die Rechte hüteten sich sehr wohl, den Inhalt der Verfassung

bona fide zu adoptiren; beide rechneten auf eine wesentliche Revision durch den nächsten Reichstag, beide freilich in sehr verschiedenem Sinn.

Ich gehörte zu denen, die auf den gesunden Sinn des Volks vertrauend, auf eine Revision im conservativen Sinn rechneten und darum die preußische Regierung anfeindeten, weil sie eine neue Gewaltthat der gesetzlichen Entwickelung vorzog. Ich bin noch derselben Ansicht, aber ich darf mich der Wahrheit nicht verschließen, daß das thatsächliche Verhältniß jetzt ein anderes geworden ist.

Der Aufstand, welcher im Namen der Reichsverfassung ausbrach, war nicht für dieselbe, er ging von der demokratischen Partei aus. Er verfolgte Zwecke, die uns fremd sind. Er ging so weit, verrätherisch die Franzosen zu einem Bündniß aufzufordern *). Er trat feindlich auf gegen den bessern Theil des Volks, gebrauchte Mittel, wie sie sonst dem absolutistischen System vorgeworfen werden, und war außerdem so kopflos angelegt, daß dagegen selbst die Linke des Vorparlaments, das freilich unter viel günstigeren Verhältnissen zusammentrat, wie ein Senat weiser Männer erscheint. Die Naivetät, mit welcher die neue Reichsregentschaft ganz nach alter Weise Reichscommissäre und Befehle an die preußischen Generale abschickt, während selbst das Ministerium Römer ihr nicht blos den Gehorsam, sondern selbst das Asyl aufkündigt, macht das neueste Parlamentsspiel zu einer schlechten Farce.

Mit der Unterdrückung der sächsischen Bewegung, mit der Lossagung der Centralgewalt von den Beschlüssen der Nationalversammlung, und mit dem Ausscheiden der constitutionellen Partei war die letzte Hoffnung aufgegeben, die Reichsverfassung unmittelbar durchzuführen.

Es bliebe noch übrig, mit Resignation auf den augenblicklichen Erfolg sie „im Herzen zu tragen", wie die Spanier und Neapolitaner die Constitution von 1812. Aus zwei Gründen erscheint das bedenklich. Erstens ist die völkerrechtliche Lage Deutschlands der Art, daß die eine oder die andere neue Ordnung der staatlichen Verhältnisse nothwendig jetzt eintreten muß und wird. Außerdem macht es die Eigenthümlichkeit der Verfassung vom 28. März wenigstens höchst wahrscheinlich, daß in kürzester Frist die thatsächlichen Umstände sich so geändert haben werden, daß sie nirgend mehr paßt. Mit der Beendigung des ungarischen Kriegs wird die Lage Deutschlands eine so ganz andere, daß von den alten Voraussetzungen nicht mehr die Rede sein wird.

So haben wir keine Wahl, als, mit Aufgebung des Rechtsprincips, wie der ehrliche Römer ganz richtig sich ausdrückt, unter den möglichen Verfassungen

*) Man hat das mit dem Herbeirufen der Russen durch Oestreich entschuldigt; ich habe es selber gethan. Allein so sehr ich das letztere verdammen muß, so ist doch ein Unterschied, denn wenn Frankreich intervenirt, so ist es, um Theile von Deutschland abzureißen. Das wenigstens ist bei dem russischen Kaiser nicht vorauszusetzen.

diejenige zu wählen, die uns convenirt. Und auch darin hat Römer ganz Recht, daß zunächst jeder einzelne Staat danach fragen soll, was ihm das Heilsamste ist, denn wie die Sachen jetzt stehn, sind doch lediglich die einzelnen Staaten die Träger der sittlichen und gesetzlichen Ordnung, und die beiden Reichsregentschaften, im Augenblick die einzigen Vertreter von Deutschlands Einheit, die durch ihr gegenseitiges Verhältniß am besten ausdrücken, wie es mit dieser Einheit beschaffen ist, sind nur noch die Centralpunkte der deutschen Unordnung.

Der Mensch hat die Kraft, zu vergessen, wenn es ihn auch schmerzt. Werfen wir die Vergangenheit in die Winde! Das Geschehene macht kein Gott ungeschehen, aber der Mensch kann sich seinen Fesseln entreißen. Blicken wir nur in die Zukunft.

Da der radicale Aufstand in Baden und in der Pfalz am Vorabend seines Falls steht, so bleibt uns außer dem preußischen Entwurf nur noch Eine Eventualität übrig: der Sieg der großdeutschen Partei. Unter diesen besteht ein Theil freilich aus Theoretikern, in deren Atlas die Grenzen des deutschen Reichs nach der Akte von 1815 verzeichnet stehen, und die es unbequem finden, die Karte anders zu färben, oder die aus dem Arndt'schen Vaterlandsliede gelernt haben: Das ganze Deutschland soll es sein! Aber der eigentliche Kern der Partei ist Oestreich, das die Hegemonie rechtlich beansprucht, ist Baiern, das sie gleichfalls haben will, ist der König von Würtemberg, der keiner jüngern Dynastie den Vorrang einräumt, ist der Reichsverweser, der über seiner neuen Würde den Erzherzog nicht vergißt, — also eine Reihe sehr divergirender Absichten, die sich aber alle in dem Medium begegnen: Preußen soll nicht durch einen Bundesstaat seinen Einfluß vergrößern, und darum soll es, mit einigen Modificationen, bei der alten Bundesacte bleiben.

Diese Partei hat gerade soviel Aussichten als die preußische; sie hat in Preußen selbst einen starken Anhang, bis in die allerhöchsten Regionen, und der Sieg ist ihr gewiß, wenn die liberale Partei in Preußen, Sachsen und Hannover entschieden dem Project ihrer Regierungen entgegentritt, denn in diesem Falle ist die preußische Regierung gezwungen, sich Oestreich und Rußland in die Arme zu werfen. Welche von beiden Bestrebungen den Vorzug verdient, lasse ich hier unerörtert, an Sie aber, meine Herren, und an unsere ganze Partei richte ich die ernste Frage: welche von beiden steht dem Gagernschen Programm, das der Ausdruck unserer Ueberzeugung war, näher? — Die Antwort auf diese Frage und folglich die Entscheidung, kann nicht zweifelhaft sein. —

Ich gehe zum zweiten Punkt über. — Widerspricht der Inhalt der octroyirten Verfassung sosehr unseren Ueberzeugungen, daß wir sie darum nicht annehmen können? — Den Punkt von der Einheit Deutschlands glaube ich nach dem Obigen übergehen zu können; ich fasse nur den Widerspruch gegen die Volkssouve-

ränität in's Auge. — Ich habe gegen den Ausdruck, eine der schlechtesten Errungenschaften unserer Revolution, oft genug angekämpft. Jede Souveränität, d. h. jede unbedingte Gewalt, ist verderblich und unhaltbar, möge sie den Fürsten oder dem Volk vindicirt werden. In politischen Dingen gedeiht nur die bedingte Gewalt. — Allerdings gebe ich zu, daß der Berliner Entwurf in zwei wichtigen Bestimmungen auch dem vernünftigen Begriff von dem Recht des Volks widerspricht. Einmal, indem er in dem Fürstencollegium der Centralgewalt die vereinigte Macht der dynastischen Interessen zur Seite stellt, und es so der letztern leichter macht, sich dem Willen des Volks zu entziehen. Aber ohne dieses Zugeständniß waren die großen Regierungen nicht zu gewinnen, und — die Großdeutschen bieten ungleich weniger. Ist die Volksvertretung wirklich ein Ausdruck von dem Verstand der Nation, so wird der mit dem Fürstencollegium umgebene Reichsvorstand ihr so wenig Widerstand leisten können, als der alleinstehende Erbkaiser, der doch selbst nach dem Frankfurter Entwurf mit einem dynastischen Staatenhaus zu unterhandeln hatte.

Zweitens ist das provisorische Wahlgesetz ein schlechtes, vornämlich deshalb, weil es so complicirt ist, daß es nie populär werden, daß es den untern Volksschichten nie einen klaren Begriff von ihrer Stellung geben, ihnen also auch nie ein lebendiges Interesse an den Wahlverhandlungen einflößen werde. Sie haben ganz recht, meine Herren, wenn sie der Versammlung zu Gotha empfehlen, auf eine Modification desselben bei den Regierungen hinzuwirken — natürlich nicht in der Art, daß der Frankfurter Entwurf an die Stelle treten soll, denn nach diesem würde unter den gegenwärtigen Umständen ein Reichstag hervorgehen, dessen „souveräner Unverstand" Ihnen selbst, meine Herren, Gelegenheit zu scharfen Adressen geben würde. Verstehn Sie mich recht! ich halte das Frankfurter Wahlgesetz für das Ziel, auf welches wir hinzusteuern haben, zu welchem wir gelangen werden, wenn wir auf naturgemäße, gesetzliche Weise weiter schreiten. Ich glaube aber nicht, daß wir in diesem Augenblick dazu reif sind. Das Beispiel der sächsischen Kammern liegt zu nahe, als daß ich Sie daran zu erinnern nöthig hätte. Die Wahlen würden so ausfallen, daß sie nicht die Bildung der Nation, sondern die mittlere Proportionale zwischen der Bildung aller Einzelnen ausdrücken würden.

Was werden Sie thun, wenn die Regierungen auf ihren Antrag, das Wahlgesetz zu modificiren, nicht eingehen? — Nach meiner Ansicht ist die erste wesentliche Anforderung, die man an eine Volksvertretung zu stellen hat, diejenige, daß sie aus liberalen und gebildeten Männern besteht, daß Staatsmänner von einem großen und freien Blick sich in ihr geltend machen können, und daß sie mit Ernst und Gewissenhaftigkeit ihren Beruf, das wahre Interesse des Volkes bei der Regierung geltend zu machen, auffaßt und durchführt; die zweite, daß sie populär ist. — Ob wenigstens die erste Anforderung durch das octroyirte Wahlgesetz zu erreichen ist, kann freilich nicht von vornherein entschieden werden; ich habe

das Vertrauen zu meiner Nation, daß sie auch in diesen Formen sich geltend machen, daß sie selber auf gesetzlichem Wege sich zu freierern entwickeln wird. Freilich ist bei der factischen Unmöglichkeit, nach dem gegebenen Modus bei dem Steuersystem einzelner Landstriche zu wählen, gegründete Aussicht, daß auf Ihre Vorschläge eingegangen wird.

Ich schließe mit der Betrachtung des dritten Punkts. — Verdienen die Urheber der Verfassung Vertrauen, daß sie auch nur bei diesen beschränkten Concessionen stehn bleiben werden? — Ich antworte ohne Zögern: Nein! — Das Ministerium Brandenburg hat durch die eigenmächtigen Eingriffe in die von ihm selbst octroyirte Verfassung das Rechtsgefühl des preußischen Volks auf das schwerste verletzt, und wir sind nicht einmal davor sicher, daß es nicht in kürzester Frist einem noch viel schlechteren den Platz räumt.

Aber der Weg, den Sie vorschlagen, trifft nicht den Kern der Sache. Was soll von solchen Männern eine weitere Garantie helfen? Diese nachher aus höhern Staatsrücksichten zurückzunehmen, kostet nicht mehr Mühe, als von dem Verfassungsentwurfe abzugehen. — Ob es überhaupt thunlich ist, Differenzen zwischen den Repräsentanten und der Regierung durch ein Schiedsgericht (etwa das Staatenhaus) austragen zu lassen, bleibe dahingestellt. — Hier kommt es vorzugsweise darauf an: wieweit geht das Interesse unserer Partei mit dem der Verfassunggeber Hand in Hand? Soweit werden wir wohl darauf rechnen können, daß sie in ihren Anerbietungen aufrichtig sein werden.

Von den betheiligten Regierungen ist die preußische entschieden die aufrichtigste, denn ihr ist daran gelegen, auf die Dauer die Hegemonie in Deutschland zu haben, welche die Uebrigen ihr nur in der Noth des Augenblicks zugestehn. Es wird diesen also auf keine Weise unlieb sein, den Widerspruch ihrer Kammern und der liberalen Partei überhaupt zu weiteren Remonstrationen gegen die Verfassung zu benutzen, nicht aber in der Richtung, wie wir sie wünschen müssen, daß nämlich der Einfluß der Centralgewalt erhöht wird, sondern umgekehrt. Gleichzeitig wird die „fromme“ Partei in Preußen darauf bedacht sein, sich den alten Aliirten in die Arme zu werfen, und die großdeutsche Intrigue wird freies Spiel haben.

Nicht auf die Verfassung des neuen Bundesstaats kommt es zunächst an, sondern darauf, daß ein solcher unter Preußens Hegemonie zu Stande kommt. Wie auch seine Formen sein mögen, er ist unter allen Umständen der Anfeindung der russisch-östreichischen Allianz ausgesetzt, und eben dadurch genöthigt, sich dem Volk in die Arme zu werfen. Kommt der engere Bundesstaat vor Beendigung des ungarischen Krieges nicht zu Stande, so treten wir dann in die Zustände des Jahres 1847 zurück. Denken Sie daran, daß wir die Reichsverfassung, obgleich nicht in allen Punkten mit ihr einverstanden, gebilligt haben, weil sie aus dem Elend der Kleinstaaterei herausführt. Es kommt darauf an, auf welchen Theil ihres Programms sie den Accent legen: ob auf die bedingte Annahme, oder auf die bedingte Annahme. Denken Sie daran, daß bei dem bestehenden Wahlgesetz in Sachsen es sehr fraglich ist, ob unsere Partei in den nächsten Kammern, die über den Entwurf ihr Gutachten abgeben und im Fall der Anerkennung zum Staatenhaus wählen sollen, überhaupt ihren Platz finden wird. Wählen Sie, ob Sie die von Preußen projectirte Bildung eines Bundesstaats im Princip anerkennen, und nur auf die Form desselben reformirend einwirken, oder ob sie, ausgehend von der Idee der Einheit Deutschlands, ihn vereiteln wollen. Noch steht beides in Ihrer Macht.

Julian Schmidt.

Die Berliner Presse.

6. Die Reform.

Ungefähr gleichzeitig mit der Bildung der Actiengesellschaft für die Nationalzeitung, in den letzten Tagen des März, reiste Arnold Ruge nach Berlin, um mit einigen politischen Freunden gleichfalls die Gründung einer Zeitung zu besprechen, welche in derselben Weise der Träger des reinen „Humanismus" werden sollte, wie es in den Zeiten der abstracten Literatur die Hallischen, die deutschen und die deutsch-französischen Jahrbücher gewesen waren. Bekanntlich war der neueste Glaubensartikel dieses Philosophen, wie er sich aus seinem zweijährigen Aufenthalte in Paris entwickelt hatte, das Aufhören der nationalen Unterschiede in der Gemeinschaftlichkeit der Partei. Die „Humanen" in Frankreich, Deutschland, Polen, Ungarn u. s. w. sollten in eine enge Verbindung treten, um gegen die „Barbaren" in denselben Völkern mit vereinten Kräften zu Felde zu ziehen. Humanität und Barbarei wurden theils durch das politische Glaubensbekenntniß constatirt, theils aber, und das ist charakteristisch für Ruge, durch persönliche Bekanntschaft. Seine literarischen Gegner gehörten unzweifelhaft zu den Barbaren.

In Frankreich hatte im Februar die „Humanität" gesiegt; mehrere von den Männern, mit denen Ruge in Paris persönlich verkehrt hatte, waren bei der provisorischen Regierung betheiligt, und Herr v. Lamartine, der geistreichste Phraseur aller Zeiten, erließ fast einen Tag um den andern ein Manifest, welches den Anbruch des goldenen Zeitalters verkündigte. Alle Menschen sollten Brüder sein, mit Ausnahme der Tyrannen und ihrer Helfershelfer, alle frei und alle gleich. In Frankreich hatte das principielle Organ der Humanität also nichts weiter zu thun, als anzuerkennen, und die übrigen, halbbarbarischen Völker aufzufordern, sich von dem großen Strom der Bewegung, den die edelste aller Nationen über Europa ergoß, mit Hingebung und Vertrauen forttragen zu lassen.

Schwieriger war das Verhältniß zur deutschen Revolution. Es ging dieselbe eigentlich nicht aus einem „rein humanen" Interesse hervor, sondern wenigstens zum Theil aus einem „romantischen" Bestreben, aus der Idee der deutschen Einheit, welche Ruge schon mehrfach zu bekämpfen Gelegenheit gehabt hatte. Er hatte den Schleswig-Holsteinern vorgeworfen, daß sie in dem eitlen Trachten nach der Vereinigung mit einem staatlich ihnen eigentlich fern liegenden Ländercomplex die unmittelbare staatliche Befriedigung, welche Dänemark ihnen anbot, verschmähten; er war gegen den Bassermann'schen Antrag, eine Vertretung des deutschen Volks beim deutschen Bunde zu bewerkstelligen, mit allen Waffen des Spottes zu Felde

gezogen. Und doch war es dieser Antrag, dessen vorläufige Durchführung in der rohen Form des Vorparlaments der deutschen Bewegung die charakteristische Richtung gab, und es war der Aufstand in Schleswig-Holstein, der sie zu einer bestimmten Haltung nach Außen hin veranlaßte.

Ruge fand ein Mittel, diese Widersprüche auszugleichen Er hat es zwar nie bestimmt ausgesprochen, vielleicht nicht einmal bestimmt gedacht, aber seine ganze Stellung in Frankfurt hat es deutlich gezeigt: er betrachtete das Vorparlament, den Funfzigerausschuß und die Nationalversammlung nicht als die rechtliche Vertretung der deutschen Nation, sondern als den Centralausschuß der humanen, d. h. demokratischen Partei, der die Bewegungen derselben leiten und mit ihrer vereinten Kraft die Fürsten niederdrücken sollte. Die Nationalversammlung sollte planmäßig, auf geordnete Weise dieselben Zwecke verfolgen, welche Hecker mit seinen Freischaaren aufrichtiger aber zugleich planloser verfochten hatte.

Den hauptsächlichsten Eindruck von der Revolution aber erhielt Ruge, der, wie alle an Abstractionen gewöhnte Naturen, allzuleicht durch eine vereinzelte unmittelbare Erscheinung gewonnen und bestimmt wird, in Berlin. Es herrschte damals ein Zustand von Ungebundenheit und zugleich in den Wünschen und Anforderungen ein Uebermaß, wie es nur bei diesem leicht beweglichen Völkchen und in einem Augenblick des Rausches, erregt durch den unbegreiflichen Sieg über eine furchtbare Militärmacht, zu begreifen war. Gar zu leicht war man versucht, was eigentlich ein Zeichen der vollkommenen Schwäche und Haltungslosigkeit war, dieses wüste Auseinandergehen der Parteien, dieses Vorherrschen einer augenblicklichen Stimmung, dieses fortwährend wechselnde Hereinbrechen der einen oder der andern Leidenschaft, für Kraft zu nehmen. Viele sind noch nicht einmal durch die Novembertage eines Bessern belehrt.

Den Anfang der Reform machten also begeisterte Schilderungen von der uneingeschränkten Freiheit und Vernunft in Berlin. Wäre das Blatt sofort in Berlin erschienen, so hätte es innerhalb der damals noch in der Bildung begriffenen Parteien eine bestimmte Stellung genommen, aber Ruge's Privatverhältnisse knüpften es an Leipzig, und so traten die eigentlich leitenden Artikel, von Oppenheim und den übrigen Radicalen geschrieben, verspätet und in der ungenügenden Form von Correspondenzen auf.

Da Ruge bald mit seiner Wahl nach Frankfurt beschäftigt, später von seiner Thätigkeit als Parlamentsmitglied absorbirt war, so hatte das Blatt keine eigentliche Redaction. Es hatte nur das einzige Prinzip, überall, wo eine Bewegung gegen das Gouvernement ausbrach, dieselbe zu vertreten, ohne Rücksicht auf die Principien, aus denen sie hervorging. Daß man für die Italiener, die Ungarn und daher gegen Oestreich auftrat, stimmte mit den sonstigen Tendenzen, daß man sich aber auch für die Czechen und namentlich für den panslavistischen Congreß in der Pfingstwoche begeisterte, hatte lediglich seinen Grund in den Sympathien

für das Freiheitssymbol der Barrikaden, die hier gegen Windischgrätz aufgerichtet wurden.

Vor Allem aber überwog die polnische Sache. Die Polen vereinigen in sich den Gegensatz der intensivsten, ausschließlichen Nationalität — der Traum ihres Reichs ist ihnen der Mittelpunkt, um welchen die Welt sich dreht; und einer wahrhaft kosmopolitischen Praxis. Wo es diesseit und jenseit des atlantischen Oceans einen Aufstand gibt, sind sie sicher zu finden, sie intriguiren allenfalls am Missisippi dafür, eine Constellation der Weltpolitik hervorzubringen, wie sie die Restauration des Jagellonenreichs möglich macht. Wie auf die Barrikaden, so warfen sie sich auch auf sämmtliche demokratischen Journale. Beinahe ein Drittel der Reform — deren Umfang übrigens damals so klein war, als es unter den Umständen irgend möglich war, enthielt apologetische Correspondenzen aus Polen, und wunderlich genug nahm es sich aus, wenn die atheistische Reform selbst die religiösen Klagen der frommen polnischen Katholiken gegen die rationalistische Einwirkung des freigeistischen preußischen Gouvernements vertrat.

Selbst als auf das Andringen der Berliner Correspondenten die Reform nach Berlin verlegt wurde, dauerte die liederliche Wirthschaft fort, das Blatt erschien zuletzt im Umfang eines halben Bogens, bis es endlich der in Berlin residirende Ausschuß der demokratischen Vereine, in Verbindung mit der äußersten Linken der constituirenden Versammlung, zu seinem offiziellen Organ erhob. Es wurde ein ziemlich zahlreiches Redactions-Comité ernannt, Ruge selbst, dessen Stellung in der Paulskirche immer unhaltbarer geworden war, kam nach Berlin, das Blatt erweiterte sich zum Folio, und es kam Methode wenigstens in sein äußeres Ansehen. Die Helden, welche ehemals in der Mannheimer Abendzeitung gedonnert, fanden nun hier ihre Stätte. Hin und wieder versuchte noch Ruge, durch einige zierliche Manifeste und Portraits dem Ganzen einen Anstrich von Bildung zu geben, aber es war umsonst. Die Reform wurde ein radikales Blatt wie andere radikalen Blätter auch; es wiederholte sich in beständigen Wuthausbrüchen, und seine ewigen Denunciationen von Verschwörung, Intrigue und Contrerevolution fingen an, das Publikum zu ermüden; als es durch den Belagerungszustand unterdrückt wurde, blieb keine fühlbare Lücke: die Nationalzeitung, die nun etwas radikaler wurde, reichte hin, die Reform und Zeitungshalle zugleich zu ersetzen.

7. Die neue preußische Zeitung.

Sie hat den Ruhm, unter den größern Blättern das einzige zu sein, welches an Gemeinheit mit den radikalen Winkeljournalen wetteifern darf. Selbst die Neue Rheinische Zeitung, obgleich sie das Mögliche leistete, konnte darin nicht mit ihr rivalisiren.

Das Blatt zerfällt in zwei, durch den Feuilletonstrich von einander geschiedene

61*

Theile. Oben predigen die Kapuziner des modernen Pietismus das Evangelium von der allgemeinen Sündhaftigkeit dieser Erdenwelt, welche von Gott und seinen Gesalbten nichts mehr wissen will; sie rufen ihr Zeter über die Radikalen, Gemäßigten, die Frankfurter Versammlung, die sämmtlichen constitutionellen Stände, die Lichtfreunde, und fahren selbst ein Ministerium Manteuffel hart genug an, daß es so säumig ist, das Schwert der Gerechtigkeit gegen die Ketzer und Wühler zu handhaben; unten, im Berliner Zuschauer, ist das Asyl der Bummler, welche die Aufgabe haben, die Chronique scandaleuse der einzelnen Liberalen zu geben. Sie treiben sich in allen Bordellen und Winkelkneipen herum, von Morgens an bis tief in die Nacht, in sämmtlichen schlechten Häusern von Berlin, nur um zu lauern, ob nicht ein Liberaler hineingeht; sie wissen von jedem Einzelnen den Lebenslauf des Tages zu erzählen und verschmähen es nicht, seine schmutzige Wäsche zu durchwühlen, um Spuren seines sündhaften Wandels aufzufinden.

Scheinbar ist der Gegensatz groß genug, oben die Heiligen und unten die kleinen Kobolde, welche die unbußfertigen Sünder zwicken. Aber beides gehört zusammen, der Heilige wäre nichts, wenn er nicht die Verworfenheit im Speciellen verfluchen könnte, und dazu muß er sie kennen. Darum sind die schlimmsten Sünder später die brauchbarsten Heiligen, wie die ärgsten Diebe die besten Polizeispione abgeben. Wer lernen wollte, auf was für unerhörte Abscheulichkeiten der Mensch verfallen könne, mußte die casuistische Anweisung für Beichtväter studiren; darin waren sie alle detaillirt, bis zur Sodomiterei herunter.

An ihrer Spitze trägt die neue Preußische ein Landwehrkreuz mit der Umschrift: Mit Gott für König und Vaterland. Darum heißt sie im gewöhnlichen Leben die Kreuzzeitung. Ihr Redacteur, Assessor Wagner, gehört zu den „Propheten," einer religiösen Gesellschaft, die sehr mystisch sein soll. Des Sonntags liefert er ein Extrablatt, worin die guten, ehrlichen Landbewohner aufgefordert werden, die infamen Judenbengel, welche ihren allergnädigsten König und Herrn betrüben, gehörig durchzuprügeln.

Das Blatt ist sehr verbreitet, wie man es auch von den radikalen Blättern ähnlichen Schlages rühmen kann. Der Ton ist eben so cynisch roh und selbst in den Ausdrücken gemein. Diese Partei wird dadurch charakterisirt, daß Männer, wie Stahl, Leo u. s. w. eifrige Mitarbeiter an demselben sein sollen. Man rühmt zuweilen seine Consequenz, aber diese ist wohlfeil genug. Sie besteht darin, daß sie täglich wiederholt: alle Hunde, die mucksen, an den Galgen, ihren Weibern den Staupbesen, ihre Kinder ins Findelhaus. Ich weiß nicht, ob sie auch für Wiederherstellung des Ghetto und der Leibeigenschaft schwärmt; jedenfalls betet sie den russischen Kaiser an, und weist Gagern und Vincke ganz auf dasselbe Armesünderbänkchen, auf welchem Ottensosser und Vater Karbe sitzen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Literarische Neuigkeiten.

Das Centrum und meine politische Stellung in der aufgelösten zweiten preußischen Kammer. Von A. Wentzel, Präsident des Appellationsgerichts zu Ratibor. Breslau, Max u. Comp.

Der Verfasser rechtfertigt seine Partei gegen den Vorwurf, sie sei Schuld gewesen an der Auflösung der Kammern. Im Ernst hat wohl Niemand daran gedacht. Dennoch bleibt es zu beklagen, daß die Trennung, welche zwischen der äußersten Rechten und der Constitutionellen nothwendig stattfinden mußte, von einer Fraction ausging, welche in sich nicht stark und selbstständig genug dastand, um eine eigne Politik verfolgen zu können. Daran sind aber nicht diejenigen Männer Schuld, welchen ihr Gewissen nicht länger erlaubte, mit einem Bismark-Schönhausen Hand in Hand zu gehen, sondern die eigentlichen Führer der constitutionellen Partei, Vinke, Auerswald u. s. w., welche, nachdem ihr Zweck, die Anerkennung der Constitution vom 5. December, erreicht war, sofort daran hätten denken sollen, sich selbstständig zu organisiren. Die deutsche Frage gab dazu hinreichende Veranlassung. Früher oder später hätten dann die beiden Centren (ein Theil des linken Centrums wäre zur Linken übergegangen) zu einer Coalition kommen müssen. Aber die Reminiscenzen der Vergangenheit waren wichtiger über ihren Geist, als die politische Nothwendigkeit des Augenblicks.

Wir wollen den Verfasser über seine Ansichten selbst hören.

„Die Verfassung vom 5. December 1848 ist eine höchst liberale. Ihre Gegner sind die, welche sie wesentlich ändern wollen. Die Einen wollen darüber hinaus, die Anderen wünschen einen Standpunkt zu gewinnen, über den die Verfassung hinausgegangen war. In der Mitte zwischen ihnen stehen die, welche an der liberalen Verfassung vom 5. December 1848 aufrichtig festhalten wollen; sie könnten das nicht, wenn sie nicht selbst liberal wären.

„Ich glaube, daß die zweite Kammer in ihrer Majorität aus liberalen Constitutionellen bestand. Ich glaube dies insbesondere von der großen Mehrheit der rechten Seite des Hauses und von nicht Wenigen, die auf der linken Seite saßen. Zum Unglück war ein Theil dieser von mir gemeinten, die auf viele Neueingetretenen einen Einfluß ausübten, in der Nationalversammlung gewesen und dort zu weit gegangen. Der Vorwurf, den ich diesen Letzteren mache, besteht darin, daß sie es nicht über sich vermochten, diese ihre Vergangenheit zu ignoriren. Daß sie nicht unbefangen genug waren, zu erkennen, wie das Volk, dessen Vertreter sie doch waren, sich an die Verfassung hielt und nicht an den Conflict zwischen der Regierung und der früheren Nationalversammlung. Daß sie diesen nicht aus

Patriotismus zu vergessen vermochten, daß sie die geschichtlichen Thatsachen wie das Factum in einem Prozeß unter privatrechtlichen Gesichtspunkten beurtheilten.

„Daher kam es: daß diese Männer sich mit der entschiedenen Linken in eine Verbindung einließen, daß sie dieselbe principiell in der Opposition gegen das Ministerium unterstützten, daß sie sich nicht von vorne herein mit denen zusammenhielten, die ihnen als liberale Constitutionelle bekannt waren. Daß also die Einen nicht in dem Grade patriotisch waren, von sich ganz abzusehen, die Anderen nicht praktisch waren, das war die erste Veranlassung, daß sich nicht von vorn herein die Parteien so gestalteten, wie sie sich gestalten mußten, auf der einen Seite die, welche ehrlich ein constitutionelles Königthum wollten, auf der anderen die, welche es nicht wollten.

„Auf der einen die, welche keine Fortdauer der Revolution wollten, auf der anderen die, welche in der Fortdauer ihren Vortheil fanden. Bei einer solchen richtigen Sonderung der Parteien hätte es sich nicht um eine Versöhnung der Parteien, von der ich eben weitläuftig gesprochen, handeln können. Denn zwischen so geschiedenen Parteien gibt es nur einen Kampf und keine Versöhnung, und zwischen Fractionen einer großen, durch einen Grundgedanken verbundenen Partei, wie solche sich gestaltet hätten und gestalten müssen, bedarf es keiner Versöhnung.

„Ich habe aber die Hoffnung nicht aufgegeben, daß sich bei Revision der Verfassung alle ehrlichen, liberalen Constitutionellen zusammenfinden würden, wobei ich allerdings darauf rechnete, daß Manche, die in gemäßigten Fractionen der Linken saßen, dahin übergehen würden, wohin sie, nach dem, was sie sprachen, eigentlich gehörten, nämlich zur entschiedenen Linken.

„Ich kann von mir nicht sagen, daß ich zu denen gehört habe, die seit einer längeren Reihe von Jahren alles Heil für unser Staatsleben von schneller Gewährung einer Constitution, als dem einzig möglichen Heilmittel, abhängig gedacht haben. Diese Form war mir nicht das Höchste. Ich wünschte sie, aber mein Verlangen danach war nicht ein so brennendes, als bei vielen Andern.

„Allerdings trug ich in mir auch ein Gefühl für die wahre Freiheit, die ich immer darin fand und noch finde, daß nur das Gesetz und nicht die Willkür herrschen, daß ein Jeder nur jenem und nicht dieser unterworfen ist, und daß nur das Gesetz sei, was dem Bewußtsein des Volkes, nicht der Laune oder dem subjectiven Willen eines Einzelnen entspricht. Aber ich fand in der Geschichte Preußens eine Zeit, in der auch ohne Constitution die Reform so großartig vorgeschritten war, so viele andere Staaten hinter sich zurückgelassen hatte, daß ich an der Hoffnung nicht verzweifelte, auf diesem Wege auch zu einer Gestaltung unserer staatsrechtlichen Verhältnisse zu gelangen, die eine wahrhafte Vertretung des Volkes, einen sicheren Schutz gegen Willkür gewährten. Sah ich doch andererseits mein Ideal vielfach in den Staaten nicht verwirklicht, die sich eine Constitution auf anderem Wege errungen hatten.

„Die Revolution brachte uns in ihrem weiteren Verlauf die Verfassung vom 5. Dezember. Sie war octroyirt, aber das Volk hatte darauf geantwortet: wir wollen, daß hiermit die Revolution geschlossen sei. Wir waren in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten. Ich wurde zum Volksvertreter gewählt und nahm die Wahl an, mit dem freudigen Gefühl, daß eine Basis für die wahre Freiheit gewonnen sei, mit der freudigen Hoffnung, daß bei einer solchen Verfassung ein Herrschen der Willkür nicht zu fürchten bleibe.

„Auch hier nehme ich keinen Anstand, die Frage mit Nein zu beantworten: ob ich mich über den raschen Sprung aus dem absoluten Polizeistaat in eine so liberale Verfassung, wie die vom 5. December 1848 ist, gefreut habe?

„Ich habe es schmerzlich beklagt und werde es stets beklagen, daß man den Weg der Reform verlassen und dadurch, bei dem Eintreten äußerer Ereignisse, eine Revolution heraufbeschworen hat.

„Sie hat uns in politischen und sozialen Zuständen überfallen, die, wie ich fürchte, der baldigen festen Gestaltung eines Staatslebens mit freien Institutionen und einer festen starken Regierung wenig förderlich sind. Ich fürchte, es wird, ehe es dahin kommt, viel materielles Wohl zertreten werden, manches geistige Gut eine Zeit lang entbehrt werden. Noch manche anarchische Bestrebung wird erst mit Gewalt unterdrückt werden müssen, ehe die wahre Freiheit aus dem Kampfe hervorgeht. Aber ich halte es auch eben so entschieden für eine praktisch ganz müßige Betrachtung, was das Wünschenswerthe gewesen wäre.

„Wir hatten nun einmal diesen Sprung gemacht, das ist eine vollendete Thatsache. Der Standpunkt muß festgehalten werden. Die Verfassung vom 5. Dezember 1848 liegt uns vor; was sie bietet, muß man nun auch eine volle Wahrheit sein lassen. Ich unterscheide mich wesentlich von denen, die mit mir einen ruhigen Entwicklungsgang auf dem Wege der Reform gewünscht hätten, und deshalb es für die Aufgabe der Kammern halten mögen, die Verfassung in der Art zu revidiren, daß wir auf einen Standpunkt zurückgeführt werden, den wir auf dem Wege der Reform hätten einnehmen können. Ich halte ein solches Streben für verderblich.

„Ich bezweifle nicht, daß ein solcher Standpunkt das Volk befriedigt hätte, wenn wir auf dem Wege der Reform dazu gelangt wären. Aber wir können doch nun einmal nicht wegleugnen, daß wir eine Revolution gehabt haben, wenn ich auch den Straßenkampf in Berlin nur als einen beklagenswerthen Akt in dem großen weltgeschichtlichen Ereigniß ansehe.

„Und Freiheiten, die ein Volk durch eine Revolution erlangt hat, läßt es sich nur durch eine neue Revolution nehmen, selbst wenn sie auch für den größten Theil desselben nur eingebildete wären. Nur die Schranken gegen den Mißbrauch und zum Schutz der wahren Freiheit läßt es sich willig gefallen, deren Nothwendigkeit es erkannt hat.

„Wie mit den erlangten Freiheiten, an deren Genuß das Volk nicht gewohnt war, zu deren Genuß es eines sittlichen Haltes bedarf, der noch vielfach fehlt, damit aus der Freiheit nicht Anarchie, d. h. Freiheit ohne Ordnung, werde, wie mit diesen das Staatsleben zu regeln, das ist nach einer Revolution die schwierige Aufgabe. Und weil dies oft nicht auf dem friedlichen Wege gelingt, weil oftmals so viele Volksvertreter aus einer Revolution hervorgehen, die ihre egoistischen Zwecke verfolgen, die deshalb nicht wollen, daß die Revolution sobald als möglich geschlossen werde, so Manche, die ihre absoluten Regierungsgelüste an die Stelle einer absoluten Regierung setzen möchten, darum folgt so oft der Despotismus auf eine für die Freiheit unternommene Revolution. Es geschieht dies, weil der Despotismus eines Einzelnen immer noch erträglicher ist, als der Terrorismus der Anarchisten.

„Ich bin der Ueberzeugung, daß nichts leichter zu verderblichen Conflicten führt, als eine Verfassung mit sehr freien Institutionen und daneben mit einem Anhängsel von Möglichkeiten, sie durch Regierungsmaßregeln zu beschränken.

„Eine starke Regierung ist nach meiner Ansicht diejenige, der im vollen Umfange die Mittel gewährt sind, dem Gesetz nach allen Seiten hin die unbedingteste Anerkennung zu verschaffen. Im absoluten Staat ist der Wille der Regierung das einzige Gesetz. Im constitutionellen bringt nur der übereinstimmende Wille des Volks und der Krone ein Gesetz zu Stande. Die Regierung ist also stark, wenn sie mit den Mitteln versehen ist, Das durchzuführen, was so zum Gesetz geworden, und jede Bestrebung niederzuhalten, die etwas Anderes durchsetzen will. Wer ihr grundsätzlich die Mittel gewähren wollte, ihren nicht zum Gesetz erhobenen Willen durchzusetzen, würde sich mit dem Wesen des constitutionellen Staates in den entschiedensten Widerspruch setzen. — Auf diesen Grundsätzen beruht unser Programm."

Zum Schluß noch die Auffassung der gegenwärtigen Lage.

„Wenn eine Partei, der ich stets offen und mit Entschiedenheit entgegengetreten bin, Ereignisse heraufbeschworen hat, wie sie in den letzten Wochen hereingebrochen sind, dann bewahren sich nur Wenige den Standpunkt freier, unbefangener Beurtheilung.

„Gilt es dann allerdings, die Empörung mit Gewalt zu Boden treten, vor Allem kräftig und energisch handeln; müßten die Freunde der wahren Freiheit dieser auch das Opfer bringen, sich zeitweilig einer Beschränkung derselben zu unterwerfen, dann fehlt es nicht an folgenden Erscheinungen.

„Diejenigen erheben ihr Haupt, die da möchten, daß diese traurige Nothwendigkeit sich zu einem dauernden Zustand gestaltet. Die Schwankenden und Furchtsamen fühlen sich getragen und gesichert, indem sie sich auf die Seite stellen, auf der sie die Kraft und die Macht sehen. Viele redliche und wahrhaft constitutionelle Männer fassen nur den Moment ins Auge. Sie sagen: vorläufig lassen

wir es dahin gestellt; wie weit ihr, die sogenannten Centrum-Männer, mit uns einverstanden seid, das mag in anderen Zeiten einmal zur Sprache kommen. Für jetzt wissen wir nicht, ob ihr mit uns einverstanden seid über das, was der Augenblick erheischt, wir halten uns an die, von denen wir das wissen.

„Möge es der Regierung nicht blos gelingen, mit der Macht die sie besitzt, den Aufruhr niederzutreten; möge sie sich auch nie täuschen über die öffentliche Meinung im Lande. Wir haben Zeiten erlebt, in denen sie sich getäuscht hat. Ich denke dabei an die Zeit, in der sie sich über ihre Macht, Ordnung und Gesetz aufrecht zu halten, — wie ich glaube — durch das Geschrei einer Partei täuschen ließ, aber ich denke dabei auch an eine frühere Zeit, in der sie von einer andern Partei getäuscht wurde. Möge sie das Beispiel wiederholen, das sie, im Besitz der Macht, am 5. Dezember 1848 gegeben hat!“

Zur Rosenzeit.

Prolog von der Ferdinandsbrücke.

Ich weiß nicht, thut's das Sonnenlicht, oder die schöne Zeit der Rosen, oder ist etwas Lustiges in der Stadt passirt, aber alle Leute, die heut an mir vorübergehn, sehen aus, als ob sie innerlich lachten. Nicht übermäßig, nur ungefähr so, wie der arme Schulmeister lächelt, wenn ihn sein Herr Pfarrer einmal auf eine gemästete Gans einladet; es ist ein allerliebstes heimliches Lachen, es bedeutet offenbar: „heut thu' ich mir was Gut's, heut will ich froh sein und heut nix von Politik.“ Ja es muß an der Luft liegen, seht nur, wie elastisch sie ausschreiten, sogar der dicke Herr versucht ausdauernd sich mit den Beinchen im Schwunge vorwärts zu schnellen, sie wollen hinaus aus den engen Gassen, in's Freie, in's Grüne, unter das schöne blaue Zelt, das ihnen die Natur, die alte würdige Schenkwirthin ausgespannt hat. Und diese Kinder, nein diese Kinder, so viel Kinder hat Wien nie gehabt, als in diesem Revolutionsjahr. — Meine Herren, wir Alle wissen nicht, wohin es in diesem furchtbaren Jahr mit dem Kaiserstaat noch kommen wird, wenigstens in jener Vergangenheit, als man auf meiner Brücke noch von Politik sprechen durfte, sagten Einige: der arme Kaiserstaat kann's nicht aushalten, und Andere wieder: vielleicht thut er's doch noch einmal; aber wie es auch mit dem Staat Oestreich werde, eins steht fest, die Oestreicher hören nicht auf, darauf kann sich Europa verlassen; wenigstens meine Wiener werden da sein, so lange noch irgend eine Möglichkeit vorhanden ist, auf dieser Erde „menschlich mit Menschen umzugehn,“ wie ihr Nordländer sagt, oder

sich einen Jux zu machen, wie wir sagen. Wahrlich, wären die Wiener in allen Stücken so eifrige Patrioten, wie sie gute Väter sind, es stünde besser mit uns. Doch heut keine Melancholie. Alles ist wunderschön, der Himmel leuchtet von Gold, sogar die Donau versucht ihrem trüben Wasser durch den Silberschein kleiner Wellen ein Ansehn zu geben; die Männer sehn fröhlich und unternehmend aus, die Augen der Mädchen glänzen noch mehr als gewöhnlich, ihre knappen Mieder veranlassen in jungen Burschen loyale Empfindungen, welche mit Politik nichts zu thun haben, und die Kinder sind so bausbäckig, glücklich und rührend, wie die Kinder in Wien zu sein pflegen. Woher kommt es, daß der Anblick der Kinder bei uns beweglicher ist, als irgendwo? — Seht dies volle gesunde Leben eines kleinen Buben, wie kräftig und ehrlich ist er in seiner Liebe und in seinem Haß, wie stolz und sicher schwenkt er die Weidenruthe, sein Schwert, wie eifrig ist er das Unrecht zu rächen, das ihm oder seiner jüngern Schwester durch das bellende Spitzel am Eckstein zugefügt wurde? Wenn er aber groß wird, kriegt er vielleicht Kalbsaugen und einen Hängebauch, oder eine rothe Nase, oder Hühneraugen und Gemüthlichkeit. — Und dann ist noch ein andrer Grund, der einem das Herz schwer macht, wenn man einen recht kerngesunden Wiener Knaben ansieht und an seine Zukunft denkt, aber das gehört nicht hierher. — Guten Tag, Meister Hefftel, der Schneider! Ihr auch auf meiner Brücke und Ihr allein traurig, faltig im Gesicht, ein Hypochonder, was quält Euch lieber Meister? — Hefftel schüttelt schmerzlich den Kopf und sieht mit verzweifeltem Blick hinunter in die Donau, endlich sieht er sich mißtrauisch um und flüstert mir bebend ins Ohr: Der Schnitt wird unterdrückt; ich halt's nicht mehr aus, ich kann's nicht ertragen. Die Civilröcke mit einer Reihe Knöpfe sind verboten, die weiten Hosen ohne Stege sind verboten, die farbigen Mützen sind verboten, die breitkrempigen Hüte sind verboten, rothe Westen, rothe Halstücher, rothe Bänder sind verboten, umgelegte Halskragen sind verboten, die Knotenstöcke sind verboten, lockiges Haar ist verboten, was soll der Mensch noch anziehen, aufsetzen, um sich hängen? Es bleibt nur sehr wenig übrig, was noch erlaubt ist. Das Genie wird unterdrückt, auch der Schnitt steht unter Censur. Trägt man einen schwarzen Rock, so heißt es: er trauert über die verlorne Freiheit, marsch ins Loch; trägt man einen blauen: er war Legionär im letzten October, marsch ins Loch; zieht man einen weißlichen Sommerrock an, so brüllt die Commission: er ist ein heimlicher Turner, marsch ins Loch; und hat man gar keinen an, ist man hemdsärmlich, so schreien sie: er ist Communist, marsch ins Loch! Ins Loch kommt man unter allen Umständen, das ist eine schlechte Behandlung seiner Mitmenschen und wird auf die Länge unangenehm. — Fort von mir, Hefftel, Ihr seid ein Malkontenter. — Weiß Gott, ich bin's, murrte der Schneider und schlich traurig nach der Leopoldstadt. — Dank euch, ihr guten Generäle, die ihr Wien regiert, ihr versteht es, die Bevölkerung einer großen Stadt zu ziehen; die dreifarbigen Kokarden wißt

ihr zu confisciren, Schneider und arme Studenten versteht ihr zu ärgern, aber den verderblichsten Feind eures Regiments, das Lächerliche, welches über euren kleinen, patriarchalischen, dickköpfigen Maßregeln schwebt, könnt ihr durch keine Füssiladen wegbringen. Verbindet immerhin mit dem Lächerlichen das Schreckliche, ihr macht euch selbst dadurch nicht größer, und je kleiner ihr jetzt das Volk zu machen versucht, desto mehr wird es euch einst hassen und verwünschen.

Als vor einem Jahr die Rosen blüthen, ging der Strom der öffentlichen Meinung nach Westen, nach der fremden, dämmernden, unbekannten Gegend, die man das Land der Freiheit nannte, damals trug Groß und Klein, der Hausbesitzer und der Arbeiter, die deutsche Trikolore und ballte die Faust nach der Burg; jetzt sind wir klüger geworden, jetzt denuncirt man unehrerbietige Worte und krümmt den Rücken, sobald man in die Nähe des Kaiserschlosses kommt, jetzt geht der Gegenstrom der gemeinen Sympathien nach Osten, und die höchsten Wellen, die er wirft, lecken respektvoll die Füße des Thrones! Was ist dabei zu wundern? Das war von je so und wird ewig so sein. Wer sich stark zeigt, dem folgt die blöde Menge mit ihrer Verehrung, ihren Sympathien; der Akademiker auf der Weintonne, oder der General auf der Trommel, wer am lautesten mit den Beinen an seinen hohlen Sitz schlägt, dem jauchzt der große Haufe der Unwissenden, Eigennützigen, Schwachen begeistert zu. Jetzt wird der Wiener Bürger durch seine „gute Gesinnung“ lästig. Glaubt mir, wenn die Rosen zum dritten Mal blühen werden seit dem März 48, wird derselbe Mann thun, was wir jetzt thun, er wird das militärische Regiment der Stadt verwünschen und über seine schnurrbärtigen Erzieher lachen. Das ist ganz in der Ordnung; denn alle diese Blüthen der öffentlichen Stimmung in Wien, die rothen Rosen der jugendlichen Schwärmerei von 48 und die weißen Rosen der loyalen Unterthänigkeit von 49, sind im Großen betrachtet, nichts als Zeichen einer Fortbildung der Nation, der Beweis eines naturkräftigen Lebens, ja umsomehr, je wunderlicher und einseitiger sie sich zeigen. Denn aus den Gegensätzen entwickelt sich der Fortschritt der Völker, nicht aus der geraden Linie einer schwärmerischen Fraktion. Unsere akademische Legion war ein Moment und Vater Welden ist das zweite; fragt im Juni des nächsten Jahres, was aus beiden geworden ist.

Je reißender der Strom nach einer Richtung geht, desto stärker und furchtbarer wird auch der Gegenstrom. So ist's im Leben der Nationen. — Nicht so ist es bei meiner Donau. Gelbe Donau, Herrin unsers Lebens, die du alle Völker an deinen langen Ufern mit einem festen Bande zusammenschnürst, du rinnst ewig thalab von Oestreich nach Ungarn; ewig spülst du die Blumenblätter, welche der Wiener spielend in dich hineinwirft, in Pesth an das Ufer; das Blut, welches in Pesth als ein rother Bach zu dir fließt, das trägst du nicht nach Wien zurück, und doch sehen, fühlen, greifen wir's; es liegt auf den Steinen der Straße, auf den Bänken des Praters, es fliegt in der Luft, es brennt in den

Blättern der Zeitungen, es schwimmt in der Röthe des Himmels, ja, es liegt auch in dem Kelche der Rosen, es ist Bruderblut, welches dort rinnt, und wir emfinden es bei Tag und Nacht.

Seht, der Tag ist so schön und die Menschen so froh, und doch ist es in Wien unmöglich zu sagen: nichts von Politik!

Zur neuesten Geschichte Ungarns.

III.

Ich sitze im Geiste nach Jahren im Lesesaal einer deutschen Bibliothek. Vor mir ein Schrank voll Bücher groß und klein, dick und dünn, in Einbänden von allen Farben, und auf dem Simse des Schrankes eine Tafel, darauf geschrieben steht: Die Revolutionen Deutschlands vom Jahre 1848 bis 1849. — Es mögen an tausend Bände sein, und mich gelüstet, die Titelblätter anzuschaun. Da finde ich wohlgeordnet die verschiedenen Berliner und Wiener Revolutionen, dann die sächsische, bairische, die badische, die Breslauer, Elberfelder, Düsseldorfer — und von der Sachsenhäuser zwei voluminöse Bände, der dritte ist eben ausgeborgt. Ich schäme mich der vielen Dummheiten, welche hier unsern Kindeskindern überliefert werden schwarz auf weiß, und bücke mich, um mein Erröthen zu verbergen nach einem ehrwürdigen Foliobande, der ganz zu unterst auf einem Gestelle einsam dasteht, in Schweinsleder gebunden mit rothem Randschnitt, Messingecken und Messingspangen. Es ist die Geschichte der ungarischen Revolution und des ungarischen Freiheitskampfes gegen Oestreich und Rußland. Ob der Band aus Unkenntniß oder Verständniß des Bibliothekdieners zu den deutschen Unsterblichkeiten gerathen ist, weiß ich nicht zu sagen.

Wie so kömmt's, daß der Kampf in Ungarn so groß, so achtunggebietend, die Erhebung des gebildetsten Volkes der Erde dagegen so kleinlich, so -- jämmerlich war? — Mein armes theures Deutschland! worin du gefehlt und gesündigt, das werden dir dieselben gelehrten Männer in umfangreichen Werken am besten zu erklären wissen, die selber gefehlt und gesündigt haben gegen dich, die dich und sich betrogen haben aus zu großer Ehrlichkeit, die noch auf die Großherzigkeit einzelner hochgeborner Menschen bauten, nachdem sie den Glauben an den gesunden mäßigen Sinn ihres Volkes aufgegeben hatten. Was aber Ungarn so stark machte in seinem Kampfe gegen ein Riesenreich, das – ein kindesmörderischer Pelikan — sich selber die Brust aufschlitzte, um seine Jungen im Blute zu ersäufen; wie es kam, daß es sich in Ungarn zu Schlachten und nicht

zu Cravallen, zu Siegen, aber nicht zu Barrikadenkämpfen gestalten konnte, das will ich hier versuchen, auseinander zu setzen.

Ich werde nicht sprechen vom juridischen Rechte der Magyaren — einen heiligeren Kampf als den des deutschen Volkes in diesen Jahren hat es in der Geschichte nie gegeben; ich werde auch nicht sprechen von den Männern, die an der Spitze der Bewegung stehn — auch in Deutschland wird es nicht an Männern fehlen, die Größe des Momentes zu erfassen; ich will auch nicht sprechen von den wahnsinnigen Maßregeln der Regierung — sie werden überall leicht den Kopf verlieren; mit Einem Worte, ich will mich in keine Parallele einlassen zwischen der deutschen und der ungarischen Erhebung, so lehrreich auch dieses Thema werden könnte; ich will hier blos die Eigenthümlichkeiten Ungarns und seiner Bewohner zu schildern versuchen, welche ihren Kämpfen gegen ein wohlausgerüstetes eingeübtes Heer sehr zu Statten kamen, und dem deutschen Leser einiges Interesse abgewinnen können. Sie werden bald sehn, daß diese Eigenthümlichkeiten im Ganzen nicht eben sehr beneidenswerther Natur sind, so poetisch sie sich auch darstellen.

Die humusreiche Schwärze des Bodens ist die Lichtseite des Landes. Der Landmann, der ein Feld sein eigen nennt, ist mehr dessen Rentier als dessen Bebauer. Er pflügt nicht, und säet nicht, und erntet nicht, und ißt sein Brot nicht im Schweiße seines Angesichts und schlägt somit dem Fluche Gottes vom ersten Schöpfungsjahr ein Schnippchen. Im Frühjahr kommen Caravanen dürftiger Mährer über die Grenze und der Slovake kömmt mit Weib und Kind in die fruchtbaren Ebenen des Magyaren. Sie bebauen ihm gegen Lohn sein Feld, im Herbste schneiden sie ihm sein Korn. Er selbst reitet mit seinen Jungen des Morgens und in der Abendkühle hinaus auf den Acker, um nachzusehen, und im Schatten einer Kukuruzstaude seine Pfeife zu rauchen. Im Winter zehrt er dann wie ein Murmelthier an seinem Fette und an dem seines Schweines, an Brot ist kein Mangel auf dem Tische, und an Holz nicht im riesenhaften Ofen. Die Tabakostaude blüht im Gärtchen vor der Thüre, und die Rebe streckt ihre Augen zum Fenster hinein. Was kann ihm da der Krieg so Arges anthun? Steckt ihm in Gottes Namen die Hütte in Brand, so zieht er mit Weib und Kind von dannen. Ihm folgt sein Pferd treu wie sein Hund, das Dach stürzt ein, der Ofen bleibt, und liegt das Feld ein Jahr lang brach, so wird es das Blut der Feinde nur noch fruchtbarer machen.

Unter solchen Verhältnissen ist der Landsturm leicht organisirt, wenn hervorragende, im Lande geachtete Persönlichkeiten das Landvolk zu fanatisiren verstehen. Denn so träge der Bauer auch ist, dem Boden ein paar armselige Kohlköpfe abzuringen, so rührig ist er, wenn es sich um den Kopf eines Feindes handelt. Dazu hat er den Willen, die Kraft und das Temperament. Die alten Türkenkriege leben in Legenden und Gesängen unter dem Volke fort, und braucht es jetzt

eines geehrten Namens ihn zu begeistern, nun denn — Kossuths Name ist geehrt und gekannt bis in die einsamste Hütte der Pußta (Haide).

Als das Debrecziner Parlament die Thronentsetzung des Hauses Habsburg aussprach, da brachen alle östreichischen Regierungsblätter in einen Schrei des Jubels aus; denn jetzt, quikten sie, sei Habsburg des Sieges gewiß, der Bauer werde nicht mehr kämpfen gegen seinen König und der Husar keinen Streich mehr führen gegen die heilige Krone. Laßt darum hallelujah singen in allen Kirchen, schickt die Russen wieder heim wo sie nöthig sind, die Stephanskirche werde schwarzgelb angestrichen, ein paar arme Teufel mögen begnadigt werden -- zu Pulver und Blei, und die Kaiserin Mutter mag in die Küche laufen und es den Mägden verkünden *), daß Kossuth sich selber vernichtet habe! —

Wohl ist es wahr, daß dem Ungar das Königthum heilig ist als der Inbegriff der Tapferkeit, des Heldenmuths, des Ritterthums. Was aber das Königthum im Lande so groß gemacht hat, waren nicht die Pygmäengestalten des Hauses Habsburg, die vor oder nach der Huldigung zu Wien nach Preßburg fuhren, sich den Mantel des heiligen Stephan umhängen ließen, der sie zu Boden drückte, die Krone sich aufs Haupt setzten, und das Schwert nach allen vier Himmelsgegenden schwangen, so gut es die Kraft ihres Armes erlaubte, und dabei eitel schworen, dem Lande ein guter König zu sein und treu zu regieren nach der alten Verfassung. In diesen Nachkömmlingen ehrte der Magyare nichts als das Andenken an die gekrönten Kämpen der Vorzeit, die seine Väter zum Siege geführt hatten. Und an dieser Verehrung rüttelten die ungarischen Könige aus dem Hause Habsburg gewaltig, seitdem sie nichts thaten, als die Kassen des Landes in die Wiener Hofkanzlei schleppen, um damit die Beamten zu bezahlen, die gegen die Freiheit Ungarns und der Monarchie arbeiten mußten. Das Wort Republik ist daher dem gebildeten Magyaren bei weitem nicht so schrecklich als man in den Antichambres zu Schönbrunn gern glauben möchte, und der gemeine Mann — o du liebe Einfalt! Haben doch die Croaten die Aula für eine böse Frau gehalten, die Mutter vieler böser Buben, der man den Kopf abschneiden müsse zum Frommen des Banus; warum sollte man, so lange es Noth thut, dem ungarischen Bauer nicht weiß machen können, die Republik sei eine Königin, groß wie Maria Theresia, für die er kämpfen müsse gegen die Oestreicher? Und wenn's schon einen König geben muß, warum nicht lieber Kossuth als den Wiener Jüngling mit den deutschen rothen Höslein und dem grünen Vormund aus Moskau? Um's Haus Habsburg-Lothringen kümmert sich kein Mensch im ganzen Lande. Das ist vorbei.

---

*) Als im October v. J. die telegraphische Nachricht nach Olmütz kam, Wien sei im Sturm genommen, vergaß die Erzherzogin Sophie im freudigen Entzücken so sehr ihre Würde, daß sie im reizendsten Negligé hinablief in die Küche, und den Mägden die große Mähr verkündete. So erzählen die guten Bürger von Olmütz.

Wenn sich unsere deutschen Brüder „draußen" die Mühe nehmen, Wiener undeutsche Blätter zu lesen, dann werden sie daraus ersehen, daß alle Tage Husaren zu uns herübergelaufen kommen „weil sie das Gewissen drückt"! — Wenn Sie den Zeitungen nicht glauben wollen, wenn Sie sich sogar erkühnen, diesen Zweifel in einem k. k. östreichischen Gasthause laut werden zu lassen, so hat der Gastwirth die Verpflichtung, Sie als „Böswilligen" arretiren zu lassen. Darum sagen wir Ihnen über die Grenze hinüber ganz leise ins Ohr, daß die Wiener Zeitungen in diesem wie in vielen andern Dingen Lügner sind. Der Husar von seinen Kameraden, aus seinem Lande fortlaufen hinüber zu den Kaiserlichen, weil drüben Einer König von Ungarn genannt wird, der die Krone des heiligen Stephan noch nicht gesehen hat?! Nie und nimmermehr. Der Husar ist der verkörperte Magyarismus; auf der Haide ist er geboren und groß gezogen, auf der Haide hat sein Rößlein das Licht der Welt erblickt und ist mit ihm aufgewachsen, dort hat er die ersten Zigeuner gehört, dort hat er zum ersten Mal den Csárdás getanzt, dort hat er das erste Mädchen geküßt, dort will er leben und sterben, denn dort wohnt sein Gott.

Ja — sein Gott, sein Magyar Isten, der sich vor der ganzen Welt nur um Ungarn zu kümmern hat, der als ein Ableger der großen Weltgottheit blos in Ungarn lebt und herrscht. Sie sehen Freund! Der Mann ist stolz und theilt nicht einmal seinen Gott mit andern Völkern; er hält sich und sein Land für bedeutend genug um die intellektuellen Fähigkeiten eines eigenen Gottes ausschließlich in Anspruch nehmen zu müssen. Zu diesem seinem Privatgott betet der Husar, wenn er in die Schlacht reitet, „der hat ihn noch nie verlassen." —

Bei Gödöllö an der Straße von Pesth nach Debreczin wurde im März d. J. eine Schlacht geschlagen, vielleicht die blutigste und entscheidenste von allen. Von hier erst beginnt die große ungarische Ebene, die sich ohne Unterbrechung bis an die Theiß und drüber hinaus nach Debreczin erstreckt und dann wieder drüber hinaus. Bis hieher hat das Elementarfeuer noch Hügel aufgeblasen, die als zusammenhängende Kette später erstarrt sind, und Gödöllö ist der Schlußpunkt dieser Hügelreihe. Windischgrätz sah sich nach der „siegreichen" Schlacht bei Kapolna genöthigt, Schritt vor Schritt bis hieher zurückzugehn, um zu einem Ruhepunkt zu gelangen, wo sich wieder mit Muße ein Bulletin schreiben und eine feste Stellung einnehmen ließe. Das Terrain konnte nicht besser gewählt sein, um die Heeresmassen, welche über die Theiß herüberbrachen, zum Stehn zu bringen. Die waldigen Hügel strotzten von östreichischen Bajonnetten, jeder Baum beherbergte ein paar Jäger, die Häupter der Anhöhen waren mit Geschütz gekrönt, und an den Seiten schimmerten die Kuirasse der schweren Reiter durch die Büsche. Jellachich commandirte den linken Flügel, Schlick den rechten, der Fürst in Person befehligte das Centrum. Ihm gegenüber stand Görgey.

Dieser kannte die Positionen der Oestreicher und wußte sie ihrem ganzen

Werthe nach zu schätzen, aber er kannte auch den Werth seiner Leute. Nachdem er alle Dispositionen zur Schlacht getroffen, ritt er zu einer Abtheilung Husaren, die seitwärts in Reih und Glied aufgestellt waren, und das Zeichen zum Angriff erwarteten.

„Wo ist der Offizier? Wer commandirt euch Brüder?"

Ein alter Wachtmeister ritt vor mit silberweißem Haar. Die Offiziere waren sämmtlich bei Kapolna gefallen.

„Bruder Husar," redete ihn der junge General an, „du siehst dort den Berg mit den Bäumen, du siehst auch die Reihen der Oestreicher und das Blinken ihrer Bajonnette und ihre plumpen Reiter und ihre Kanonen, die auf uns gerichtet sind und bald Feuer speien werden. Dieser Hügel, siehst du, muß von euch genommen werden. Es werden Viele von euch fallen, vielleicht die Hälfte, vielleicht die Meisten, vielleicht auch Alle, aber ihr seid bestimmt, das Vaterland zu retten, ihr werdet das eurige thun und Gott steh' euch bei."

Der Wachtmeister salutirt und wendet sich zu seinen Leuten. Er zeigt ihnen, was ihm der General gezeigt hat, er widerholt ihnen dessen Worte. Dann wendet er den Blick zum Himmel und spricht laut und vernehmlich: „Dich aber, ungarischer Gott, will ich heute nur um Eines bitten. Hilf' uns nicht bei unsrem Unternehmen, aber — (und er droht dem Himmel mit der Hand), hilf auch den Oestreichern nicht. Dort in jenem Gehölz laß' dich nieder (und er weist dem Herrgott seine Position an bei Seite), dort bleibst du und siehst zu, und — ich versprech' dirs heilig, du wirst deine Freude haben, wie deine Husaren arbeiten werden."

Kaum hat er geendet, so wird das erste Zeichen zum Angriff gegeben — die Husaren setzen sich im Sattel zurecht; zweiter Ruf — die Säbel fahren aus der Scheide; zum dritten Mal — da sprengt der Haufe vor im wilden Carriere, Roß und Reiter liegen gedehnt auf dem Boden, die Kanonen donnern, die Büchsen knallen, die Schwerter blitzen, Staub und Pulverdampf umnebeln das Auge, aber mitten durchs Höllenfeuer stürmt die tolle Schaar den Berg hinan, jagt die Reiter und die Jäger und die Kanoniere in die Flucht. Die Kanonen schweigen, sie sind in ihren Händen, der Tag ist entschieden. Kossuth, der die Schlacht selbst mitgemacht, drückt Görgey an seine Brust und ruft begeistert: „Jetzt ist Ungarn gerettet, denn wir haben ein Heer, mit dem sich die Oestreicher nicht messen können."

Der alte Wachtmeister und die Hälfte seiner Leute sind gefallen. —

So kämpfen ungarische Husaren. Es gibt keine Waffengattung im östreichischen Heere, die sich mit ihnen messen kann, sei's in Reiterkühnheit und Gewandheit, in Präcision des Manövers, in strenger Subordination, Sauberkeit und Verläßlichkeit. Es gibt aber auch keinen Offizier im östreichischen Heere, der den Vorzug dieser Truppe nicht ohne Widerrede anerkennt, und wer einmal bei

den Husaren gedient hat, wird sich bei andern Regimentern nie recht heimisch fühlen.

Auch andere Länder haben diese Waffengattung in ihren Heeren eingeführt, aber es sind eben nur preußische, französische, russische Reiter mit ungarischen Schnürröcken. Es fehlt der Geist, das Pferd und — der Magyar Isten. Darum erkennt sie der ungarische Husar auch nicht als Brüder an, und wenn er mit ihnen im Kampfe zusammenkam, begegnete er ihnen meist mit einer verächtlichen Nonchalance. So erzählt man sich, daß in den französischen Kriegen das Bivouac preußischer und ungarischer Husaren einmal hart an einander zu liegen kam. Ein Preuße kam herüber und wollte „mit dem ungarischen Bruder gemüthlich anstoßen." Der aber strich sich den Schnurrbart, wies das Glas barsch zurück und sagte:

„Was Bruder? — Nix Bruder. — Ich Husar — du Hanswurscht!

Man nehme diesen Ausdruck nicht als Prahlerei. Der Husar ist kein Fanfaron wie ein französischer Chasseur, aber er lebt im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit wie ein Grenadier von der alten Kaisergarde. Ihm sind der Dolmany, der Csákó und die Csizmen *) an den Leib gewachsen, es ist das Feiertagscostume des Magyaren auch außer Dienst, es ist die Nationaltracht ins Militärische übersetzt, und weil er weiß, daß dies bei andern Völkern nicht der Fall ist, gilt ihm die Husarentracht bei Nichtungarn so viel wie Comödientand, wie Bedientenlivré, und der Mann hat logisch gar nicht Unrecht.

Der Husar ist von Natur gutmüthig, wie der Magyare im Allgemeinen. Der pünktlichste Mann im Dienst ist er zugleich der lustigste Bruder in der Schenke, der seinen Krug Wein nicht allein leeren wird, wenn dem böhmischen oder deutschen Reiter an seiner Seite das Geld schon früher aus der Tasche geflogen ist. Nur Ein zweibeiniges Geschöpf gibt es unter der Sonne, das dem Husaren verächtlich und hassenswerth erscheint, wie kein Thier des Waldes und des Sumpfes. Das ist der Banderialhusar, dieses Zwittergeschöpf von Croat und Ungar, diese Carricatur des Husarenthums, die den Reiterdienst an der Grenze versieht, wie der Croat als Infanterist. Nie hat ein ungarischer Husar mit einem Banderialhusaren getrunken, nie wird er mit ihm an Einem Tische essen, nie auf Einer Streu schlafen. Eine Schlange wird er zertreten, wo er sie trifft, einen Wolf wird er jagen im Gebirge, mit einem Büffel sich balgen auf sumpfiger Haide, mit einem elenden Roßdieb raufen um das Halfter eines Pferdes; den Banderialhusaren aber, den spukt er an, wo er ihn trifft.

Bei Hatvan war's, wenn ich nicht irre, oder bei Tapolya Biczke, da standen zum ersten Male in diesem Kriege, vielleicht zum ersten Male seit Menschengedenken, ungarische Reiter den Banderialhusaren in der Schlacht gegenüber. Wenn

*) Dolmány spr. Dolmánj, eine Art Ueberwurf. Csákó spr. Tschákó, ungarische Kopfbedeckung. Csizmen spr. Tschismen, ungarische Stiefeln.

Blicke tödten könnten, dann hätte es keines Kampfes bedurft, denn die Augen der Husaren sprühten Haß und Tod gegen die unwürdigen Gegner, die sich ihnen zu stellen wagten. Da schmettert die Trompete zum Angriff, und in demselben Augenblicke, von gleichem Gedanken erfaßt, stoßen die Husaren die schweren Säbel zurück in die Scheide, und mit einem Fluche, so gräßlich, wie ihn die deutsche Sprache nicht wiederzugeben vermag, stürzen sie ohne Waffe mit verhängtem Zügel los auf ihr verzerrtes Spiegelbild, das ihnen der Zufall in den Weg gestellt. So heftig, so unwiderstehlich war der Stoß, daß die armen Croaten gegen die Rasenden von ihrer Waffe keinen Gebrauch machen konnten. Sie stürzten rücklings von den Pferden, die sich mit ihnen überschlugen, oder wurden mit den Fäusten aus dem Sattel zu Boden geworfen; was rennen konnte, suchte sein Heil in der Flucht. Die Husaren verschmähten es, sie zu verfolgen, beklagten sich aber bitter bei ihren Offizieren, daß man sie solchem Gezücht gegenüberstellen konnte. Die Mädel aus dem Dorfe, oder der Schatten ihrer Sporen, wie sie sich ausdrückten, hätten eben so gute Dienste gethan gegen — — nun folgt ein ganzes Heft Grenzboten voll der exquisitesten Flüche.

Diesen Haß gegen den berittnen Grenzer nimmt der Husar mit in sein Grab, und das Sterben würde ihm viel saurer sein, wenn er nicht gewiß wüßte, dieser Sorte „drüben" nicht mehr zu begegnen. Es sind wenig Tage her, da wurden zwei Verwundete ins Wiener Militärspital gebracht, der Eine war von der berüchtigten Sorte, der andere ein zu Tod getroffener Husar pur sang. Nach einer Weile trat der Chef des Hospitals in die Krankenstube, wo beiden das Schmerzenslager gebettet war, und erkundigte sich, ob hier die beiden Husaren untergebracht wären. Nur Einer, ruft der Ungar, dem die Frage im Todeskampfe zu Ohren gedrungen war. Hier! — Richtet sich auf, sinkt zurück und stirbt. — —

Wo mag sein Rößlein jetzt weilen? Erschlagen ward's nicht. Es stand noch fest auf allen Vieren, als sein Reiter ihm vom Rücken weggeschossen wurde. So mag's wohl jetzt schon todt sein, todt vor Hunger und Kummer. Es war so fromm und sanft, und wieder so wild und ungestüm wenn der Trompeter mit dem rothen Federbusch zum Angriff blies. Der Vater des Husaren wird ein Vaterunser beten für den gefallenen Sohn, die Schwester drei Sonntage lang nicht zum Tanz in die Schenke gehn; die Mutter sich krank weinen, aber der Doctor aus der Stadt wird ihr eine Medicin geben, und sie wird wieder gesund werden; die braune Stute aber hat kein Futter mehr genommen aus fremden Händen, und ist gestorben drüben bei den Gevattersleuten, die einer alten Bekannten gerne einen Winkel im Stalle einräumten. Als sie eines Morgens vor der Hausthür stand mit blutigem Sattel, zerzauster Mähne und zerrissenem Riemzeug, da merkten sie's gleich, daß ihnen die Braune keine Hand voll Hafer kosten wird. „Das arme

Thier! Einen Stein könnt' es erbarmen! Herr Jesus, laß es drüben seinen Herrn wieder finden. Amen!" —

Rheinische Demokraten werden diese rührende Anhänglichkeit eines Thieres, die vertthierte Subordination eines zu Tode gehetzten Gaules nennen. Gegen solche Ausdrücke müssen wir uns aber im Namen aller Husarenpferde aufs feierlichste verwahren, so feierlich, wie sich der östreichische Correspondent, das Organ Schwarzenbergs und des Wiener Hofes im Namen aller Esel gegen die Zusammenkunft Gagerns und seiner Freunde in Gotha verwahrt hat. Den Menschen überrascht oft die Liebe im Traum, in einer Postkutsche, in der Oper, bei einer Quadrille; wo aber ein Thier die ganze Macht instinktartiger Zuneigung einem Menschen zuwendet, da muß es durch Positiveres als durch die Laune des Augenblicks bewegt werden. Sie lächeln Madame! und nennen eine solche vierbeinige Liebe egoistisch. Mag sein, aber dafür hält sie länger Stich. Das Husarenpferd darf seinen Reiter lieben ohne zu erröthen, denn es wird ihm mit Liebe in gleichem Maße entgegenkommen. Das Ich des Husaren ist, so lange er lebt, die zweite Person, sein Pferd ist die erste. Er trinkt nicht und müßt' er verdursten, bevor sein Pferd nicht versorgt ist; er ißt nicht und müßt' er verhungern, so lange es nicht Heu oder Hafer zwischen den Zähnen knabbert, und bevor das Roß nicht seine Streu hat geht er sicherlich selber nicht zur Ruh! Der Husar hält sich für so klug, wie nur irgend einen Menschen auf der Welt, sein Pferd aber hält er für noch klüger als sich. Er muß wohl seine Gründe dazu haben, denn er sitzt Stunden lang im Stalle neben ihm, und spricht mit ihm und erzählt ihm Geschichten von Arpad und Mathyas und stellt Fragen und replicirt auf die Antwort, die Niemandem außer ihm verständlich ist, und vergißt auf die Kameraden und das Wirthshaus, und wenn er dann aus dem Stalle herauskriecht, macht er ein zufriedenes Gesicht wie ein fleißiger Student nach einer profitablen Vorlesung. Aber ins Wirthshaus zu gehn, ist schon zu spät — „die Schmeichelkatz hat ihn einmal wieder über Gebühr aufgehalten" — nun denn in Gottes Namen kauft er sich noch eine Blase voll Tabak und — um einen Groschen Seifengeist für die Schmeichelkatz.

Ja — Seifengeist für's Pferd, das macht eine große Ziffer in der Rubrik seiner Ausgaben. Heu und Hafer gibt das Regiment, aber damit wird noch lange kein Pferd stark und gesund; es braucht Seifengeist für seine Glieder, und das bezahlt der Mann aus seinem Beutel. Seifengeist für's Pferd, das ist seine Leidenschaft. Er könnte mit Gott schmollen, daß der Plattensee nicht voll dieser stärkenden Essenz ist, um seinen Freund dahin ins Bad zu schicken.

„Sehn Sie, Anno neune" — so erzählte mir ein alter pensionirter Oberst, der von jedem Mann aus seiner Truppe ein Dutzend Geschichten wußte — „da hatte ein Korporal von unserm Regimente einen feindlichen Major gefangen. Sie waren beide gut beritten gewesen, und mein alter Jóśi — Gott hab' ihn selig

und sein Pferd — hatte lang zu thun, bis er den Franzosen aus dem Sattel brachte. Dann hob er ihn manierlich auf, und brachte ihn zu mir mit aller Höflichkeit, und ich empfing ihn auch, wie sich gebührt für einen Edelmann. — Mein alter Jóſi — Gott hab ihn selig und sein Pferd — war längst beim Regimentsinhaber vorgemerkt für die silberne Medaille. Jetzt nehm' ich meine eigene vom Spenser und sag': Na! willst de Jóſi? Er aber, der alte Fuchs — nein, sagt' er, gestrenger Herr Obersch. Für was? sagt er, gestrenger Herr Obersch. Wenn mich der Herr Feind gefangen hätte, er — mich, er — den Jóſi, dann hätt' er Medaille verdient; aber ich? — von wegen ihm?! — Bitt' ich unterthänigst gestrenger Obersch, um einen Zwanziger Seifengeist für mein Ferd." — —

Ich könnte Ihnen noch viel schnackiges Zeug erzählen, wie ich es vom alten Obrist an langen Winterabenden zu hören bekam, aber das würde zu weit führen. Ich wollte die Eigenthümlichkeiten Ungarns schildern, durch welche es möglich wurde, daß der zottige Pudel Revolution hinter dem Ofen anschwoll zum bösen Dämon eines verheerenden Krieges und bin nicht über die Husaren hinausgekommen. Nächstens von den Csikósen, Gulyásen und Kanászen, deren Namen nicht einmal in Deutschland gekannt werden.

Die Grenzboten über Ungarn.

Als die östreichische Regierung die russische Hilfe in Anspruch nahm, um Ungarn zu „pacificiren," wurde sie zu diesem Bündniß voll Bitterkeit und Demüthigung außer dynastischen Gründen auch durch den Umstand gedrängt, daß eine schnelle Unterwerfung Ungarns die einzige Möglichkeit war, den Kaiserstaat zu erhalten. Die Zerrüttung der Finanzen war sehr bedrohlich geworden. Fürst Schwarzenberg wenigstens und Bach scheinen befürchtet zu haben, daß ein jahrelanges, vielleicht unglückliches Kämpfen nicht nur die Autorität der Krone auf's Höchste gefährden, sondern alle Schrecken eines Staatsbankrotts herbeiführen werde. Denn ein monatliches Deficit von 10—15 Millionen Fl. C. M. vermochte Oestreich nicht mehr bis zum December 1849 auszuhalten, ohne auseinanderzufallen, es wird für den Staat bereits jetzt kaum möglich, allmonatlich diese Summe aufzutreiben, die Bank ist in der That ausgesogen und bankerott, von einem Staatscredit ist bei Oestreich nicht mehr die Rede, selbst die Einnahmen auf welche das Budget für 49 noch gerechnet hatte, sind sehr hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Wenn es dagegen gelang die Revolution des Ostens im Lauf weniger Wochen zu beenden und die italienische Armee vollzählig über die

revolutionären Staaten Mittelitaliens zu wälzen, so war nach ihrer Ansicht noch die Möglichkeit gewonnen, den Kaiserstaat aus seiner finanziellen Auflösung herauszuheben. Auf die Ehre kam es ihnen nicht sehr an, wo es sich um das Leben handelte. Diese Auffassung der Verhältnisse, welche man den unglücklichen Politikern — gewiß nicht um sie zu erniedrigen — unterstellen kann, ist an sich ganz richtig, weise aber ist sie doch selbst nicht, in Beziehung auf die Finanzen. Allerdings ist die schleunige Pacification Ungarns für Oestreich eine Lebensfrage, aber eine Unterwerfung durch russische Truppen machte den Kampf zu einem Vertilgungskriege, sie muß eine Vernichtung der Capitalien, eine vollständige Lähmung aller productiven Kräfte Ungarns und für die Zukunft eine tödtliche Feindschaft der Magyaren zur Folge haben, welche nichts aus ihrer Geschichte zu vergessen pflegen. Die Krisis, welche dem Kaiserstaat droht, wird möglicherweise noch auf kurze Zeit verschoben, vermieden wird sie nicht. — Durch dies russische Bündniß aber hat der ungarische Krieg für das östreichische Volk und für Deutschland eine ganz andere Bedeutung bekommen. Der liberale Oestreicher sieht mit Entsetzen alle Consequenzen einer solchen Brüderschaft mit dem absoluten Rußland auf sich hereindringen, und die übrigen deutschen Völker wissen, wozu Oestreich und Rußland ihre Arme gebrauchen werden, sobald sie mit Ungarn fertig sind. Und so ist jetzt die unnatürliche Stellung der Parteien die, daß viele Oestreicher und die deutschen Völker eine rasche und vollständige Unterwerfung der Ungarn nicht wünschen, ja als ein großes Unglück für sich fürchten. Die Liberalen in Oestreich sympathisiren entschieden mit den Ungarn. Auch unser Blatt hat in seinen östreichischen Correspondenzen diese Stimmung ausgesprochen. In dem vorangehenden Artikel, mit dem wir dieses Heft schmücken, mögen die Leser der Grenzboten einen Beweis finden, wie auch ehrliche Patrioten in Deutschöstreich die traurigen Verhältnisse ansehen. Es ist eine totale Verzweiflung an der Lebensfähigkeit des jetzigen Regiments, ein bitterlicher Schmerz über die Irrthümer und Sünden der Regierung, welcher das ermüdete, gedrückte Volk in nervöser Abspannung gegenübersteht, die hinter den Zeilen der glänzenden Schilderung zu finden ist. — Die übrigen Deutschen, welche noch auf die Concentration Deutschlands zu einem Bundesstaat hoffen, haben wenigstens ebenso großen Grund, den östreichischen und russischen Einfluß auf unsere Verhältnisse paralysirt zu wünschen. Es ist für die bedenkliche und zögernde Politik Preußens ein unermeßliches Glück, daß ihm der ungarische Krieg noch Monate Frist gibt, sich mit den kleineren Staaten zu vereinigen. So sind die Magyaren allmälig Bundesgenossen Deutschlands geworden. Aber nur Bundesgenossen unserer Furcht, wohl auch unserer romantischen Neigungen, nicht aber unserer vernünftigen Ueberzeugung. Je schlechter die Regierung Oestreichs an dem Leben ihrer Völker handelt, desto besser wird allerdings das Recht der Ungarn, alle Freiheiten gegen sie zu verfechten, je mehr der östreichische Staat in den Absolutismus der Vergangenheit zurückge-

drängt wird, desto geringer ist sein Recht, die Prärogative dieser starken und heißblütigen Nation zu vernichten und dieselbe mit den übrigen Stämmen Oestreichs in ein gleiches Joch zu spannen. Aber eine Republik Ungarn ist zwischen Russen, Türken, Kroaten und — Deutschen gegenwärtig ein Unding, die politische Verbindung mit Oestreich darf, so lange Rußland lebt, auch nicht auf die kürzeste Periode unterbrochen werden, wenn nicht Deutschöstreich und Deutschland auch ihre Südgrenze mit russischen Schlagbäumen besetzt sehn wollen. Und vorläufig ist die Dynastie Habsburg noch das Band, durch welches das erzürnte Ungarn an Deutschland gehalten wird; die Sympathien und Interessen des östreichischen Volkes haben noch lange nicht die männliche Stärke erlangt, um frei das freie Ungarn mit sich zu verbinden und an sich festhalten zu können.

Wir können nicht wünschen, daß Rußland durch Vernichtung der ungarischen Kraft sich für seine Staatsgrundsätze neues Terrain und durch die Sympathien der Ruthenen und südlichen Slaven eine neue Herrschaft gründe; wir dürfen auch nicht wünschen, daß der Kaiserstaat durch ungarische Siege in Trümmer geworfen werde, denn sein Erbe würde Rußland sein. Wäre noch die Möglichkeit eines billigen Vertrages unter den kämpfenden Parteien, so könnte man alle Sehnsucht, alle Wünsche darauf richten, aber leider ist ein solcher unmöglich geworden. Die Vernichtung des liberalen Magyarenthums, oder der Tod des Kaiserstaats wird die Folge dieser ungeheuren Operationen sein.

Fällt der Magyar, so häuft sich auf dem Haupt der Deutschen die ungeheure Pflicht, den Streit mit dem absoluten Osten allein auszukämpfen, es bleibt aber dem Deutschöstreicher die Aussicht, dem zerschlagenen Leib Ungarns neues Leben einzuhauchen; siegt der Magyar, so fällt der Kaiserstaat durch Bankerott. Nicht nur der Thron der Habsburger, auch das Leben der östreichischen Völker wird tödtlich getroffen, wenn sein geschäftliches Verkehrsmittel, welches alle Kultur trägt und hält, den Werth verliert. Wenn die Banknoten Oestreichs in der That so tief sinken, als sie nach dem kaufmännischen Verhältnisse der Bank schon jetzt gesunken sein müßten, so hören die Völker Oestreichs auf zu existiren, und was aus der schauervollen Auflösung aller menschlichen Verhältnisse herauswächst in die Zukunft, wird sehr traurig und schrecklich sein. Und deshalb haben wir Deutsche, welche wir keine Oestreicher sind, gegen unseren Vortheil, gegen die Sympathie unseres Herzens, trotz dem tiefen Groll, den wir gegen das Regiment und die Principien der Habsburger hegen, ja trotz alledem haben wir die Verpflichtung, den östreichischen Waffen Erfolg zu wünschen. Wie man auch diese Ueberzeugung aufnehmen mag, eigennützig soll man sie nicht schelten

Die Redaktion.

Das Grenzregiment der Likkaner.

Zu Oestreichs treuesten und tapfersten Schaaren zählen unstreitig die Likkaner Grenzer. Die mobilen Bataillone des Likkaner Grenzregiments und dessen Landsturm haben sich vor Wien und in Ungarn furchtbar gemacht, den gewichtigsten Klang jedoch hat der Name Likkaner in Italien. Keinen östreichischen Soldaten fürchtet der Lombarde und Sardinier so sehr, wie die kroatischen und slavonischen Grenzer; unter diesen aber zunächst die Likkaner, Otoczaner und Gradiscaner! „Licani, Otocani, Gradiscani, tutti cani!!" ist ein im letzten Kriege neu erwachsenes italienisches Sprichwort.

Die Likkaner sind ein urwüchsiges Gebirgsvolk, wenig gebildet, aber bedeutend bildungsfähig, von äußerst kräftigem Körperbau, in jeder Hinsicht abgehärtet, knochig und sehnig, meist hochgewachsen, doch in der Regel hager und von fahler, fast leidender Gesichtsfarbe. Ihre Köpfe sind härter, ausdrucksvoller als in den übrigen kroatischen Grenzen, nicht selten von einem sehr leidenschaftlichen Gepräge. Im Kriege ist der Likkaner kühn, äußerst gewandt, von Jugend auf übt er sich selbst in den Waffen, vom Alter der Mannbarkeit an wird er in Reih und Glied gestellt und ordentlich exerziert. Am besten läßt er sich beim Ueberfall, beim Angriff, beim Sturm verwenden; seine List und Behendigkeit, das Imposante und Erschreckende seines wilden Hervorbrechens, befähigen ihn ganz besonders zu dem ersteren. Seine Lebensweise in der Heimath läßt ihn die härtesten Strapatzen, Mangel und Entbehrung während des Krieges leicht ertragen. Der Likkaner führt daheim in seinen Bergen ein mühsames, arbeitsvolles Leben, dem magern Boden vermag er nur wenig abzutrotzen, ja bei aller Anstrengung muß er nur zu häufig bittere Noth, ja Hunger leiden! Die Likka ist der zumeist gegen Westen vorgeschobene Theil des östreichischen Grenzcordons*), gebirgig, unwirthlich und fast unwegsam, einer Masse von beinahe jährlich wiederkehrenden Elementar-

---

*) Der östreichische Grenzcordon zerfällt in vier Hauptttheile mit folgenden Unterabtheilungen.

A. Die siebenbürger Militärgrenze mit den Szeklergrenzhusaren.

B. Die Banatergrenze mit den drei Regimentern: 1) Deutschbanat-Pancevaer, 2) Illyrischbanat oder Weißkirchner und 3) Wallachischbanat oder Karansebescher.

C. Die slavonische Militärgrenze, zu welcher das Peterwardeiner, Broder und Gradiskaner Regiment mit den Stabsorten: Mitrowitz, Winkowze und Neugradiska gehören.

D. Die kroatische Grenze; dazu zählt man folgende Grenzregimenter: 1) das Kreuzer, 2) das St. Georger, 3 u. 4) das erste und zweite Banalregiment, 5) das Oguliner, 6) das Sluiner, 7) das Otozaner, 8) das Likkaner Grenzregiment.

ereignissen auf eine bedauerliche Weise ausgesetzt. Die angrenzenden bosnischen Hochgebirge, das morlachische Gebirge an der dalmatinischen Grenze und die kreuz und quer durch das Ländchen gehenden Stöcke und Ausläufer des Chemerniczа und Kapellagebirges machen das Klima rauh, hemmen halbe Jahre lang die Communication und suchen die wenigen fruchtbaren Thäler zu ihren Füßen mit Ueberschwemmungen und Lawinenstürzen heim. Die Likka hat freilich nur zwei bedeutendere Flüsse, die Unna und die Korbava, doch gibt es eine Masse kleiner Bäche mit ganz unbedeutenden Quellen, welche durch Schnee und Regen aufgeschwemmt, unendlich schädlich und gefährlich werden können. Diese kleinen Bäche vermögen in angeschwollenem Zustande schöne Strecken urbaren Landes zu versanden, sie schwemmen die fruchtbare, oft mit unbeschreiblicher Mühe und großem Kunstfleiß aufgeführte Dammerde von den Hügeln und Gebirgsplateaus und vernichten so in wenigen Stunden die Anstrengung und die Kosten vieler Jahre.

Der erste Hauptfluß, die Unna, entspringt an der Basis des Chermerniczagebirges aus einem kaum zugänglichen Felsenkessel und wirft sich in jähem Sturze wohl 50 Klaftern von den Gebirgsklippen herab, wasserreich genug, um unsern ihres Ursprungs ziemlich große Fahrzeuge tragen zu können. In ihrem nächsten Fortlauf bildet sie theilweise die natürliche Grenzscheide mit der Türkei, was besonders bei dem Umstande, daß sie mit rapider Schnelligkeit strömend nur äußerst selten zufriert, den Cordonsdienst der Likkaner ungemein erleichtern hilft. Unangenehmer macht sich die zweite Wasserader der Likka ihren Anwohnern, die Korbava. Bei Bissnc entspringend und durch die Vereinigung mit dem grünwässrigen Pecinabache verstärkt, verliert sie sich bei Herksic in tiefe Erdschlünde, und sehr häufig geschieht es, daß bei dem Anschwellen der Korbava sich die Herksicer Mündungsschlünde verstopfen und das in größeren Massen zuströmende Wasser nicht mehr aufnehmen können; dann bildet sich in wenigen Tagen ein förmlicher See von einer Tiefe mehrerer Klaftern, der oft einige Jahre lang liegen bleibt, bis sich die Schlünde von Herksic endlich durch den Druck der Wasser wie von selbst öffnen.

Bei einer dergestalten Beschaffenheit des Bodens muß der Fruchtertrag geringfügig ausfallen, so zwar, daß nur die Zuschüsse aus den k. k. Aerarialgetreidemagazinen in minder ergiebigen Jahren den armen Grenzer der Likka vor der bittersten Noth, ja vor dem Hungertode zu schützen vermögen. Hafer ist das Haupterträgniß der magern, schwer zu kultivirenden Ackerböden; aus Hafermehl bereitet der Likkaner seine gewöhnlichste Speise, die Pogacza, -- ein dünner, ungegohrner Brotteig, über Kohlen oder in heißer Asche gebacken. Roggen gibt die Likka sehr wenig, dafür etwas mehr Waizen, und dieser ist auffallender Weise troz des schlechten Ackerlandes und des ungünstigen Klima's besonders schön, reiner, sogar schwerer und ergiebiger als jener, welchen die hochgepriesene Kornkammer Ungarns, das gesegnete Banat, hervorbringt. Da nun die Früchte nicht

in hinreichender Quantität producirt werden, und deren Preis ein verhältnißmäßig hoher ist, bleibt dem Grenzer in dürftigeren Jahren keine andere Aushilfe als sein Viehstand, welcher jedoch leider in ganz schlechten Jahren gleichfalls unendlich herabzukommen pflegt. Die Pferde sind klein und schwächlich aussehend, aber doch von ziemlicher Kraft, sehr ausdauernd und behend. Auch das Hornvieh, des Likkaners größter Reichthum, hat nicht das glänzendste Aeußere, woran wohl Mangel an Pflege, Unausgiebigkeit des grünen Futters und die wenige Sorgfalt für Veredlung der Racen Schuld ist, dessenungeachtet aber ist es von einer überraschenden Nutzbarkeit. Das Schaf der Likka ist von besserer Gattung, am besten aber gedeihen die Ziegen, deren das ärmste Haus mit Leichtigkeit eine große Menge hält, ebenso vom Federvieh. Der Puterhahn wird am häufigsten gehalten, oft in merkwürdig großen Schaaren und als Festtagsbraten am allermeisten geschätzt. Die Schweinezucht treibt man in der Likka weniger als in allen übrigen Bezirken der kroatischen und slavonischen Militärgrenze. Zur überflüssigen Vermehrung der ohnedies leicht eintretenden Noth trägt des Likkaners Leichtsinn, seine geringe Sorge um seine und der Seinen Zukunft nicht wenig bei. Gleich nach der Erndte zehrt der Likkaner, ohne einen Blick in die Zukunft zu werfen, brav drauf los, vertrödelt einen guten Theil seines spärlichen Fruchterträgnisses, um für den Erlös recht viel Wein, der in der Likka nicht wächst, sondern aus Dalmatien importirt wird, anschaffen zu können. Dafür weiß er aber auch den größten Mangel mit stoischer Resignation zu ertragen; wenn ihm sein Haferbrot ausgeht, wird er sich ohne Murren mit Wurzeln und Kräutern begnügen. Uebrigens liebt der Likkaner leidenschaftlich die Jagd, welche neben dem Fischfang für viele Familien eine gute Erwerbsquelle abgibt.

Seine Kleider macht sich der Likkaner selbst, die rindsledernen Bundschuhe (Opanken) höchsteigenhändig, bei Verfertigung der Linnen und des groben Tuches hilft ihm das Weib. Die gewöhnliche Kleidung der Likkaner ist jener der Bosnier und Serbier ähnlich, nur einfacher und ärmlicher, charakteristisch ist die Kopfbedeckung, indem man hier selten türkische Käppchen, oder slavische Rundhüte sieht, sondern fast durchgehends rothe, langherabhängende Mützen mit gewaltigen Troddeln, ähnlich denen, welche in den meisten Gegenden Spaniens getragen werden. Fast auf jeder dieser Mützen findet man Halbmond und Stern eingestickt, doch nicht als Symbol des Islam, sondern als ein traditionelles Wappen des alten Illyriens. Die Uniform der regulirten Likkaner-Grenzer besteht in braunen Tuchröcken mit gelben Aufschlägen und weißen Knöpfen, blauen eng anliegenden Hosen nach ungarischem Schnitt, Tschischmen und Czako's, ihre Bewaffnung gleicht der des übrigen k. k. Linienmilitärs. Das Likkanerregiment stellt, wie die übrigen kroatischen Regimenter, welche mit Bosnien grenzen, seine Abtheilung Serezaner, welche gewöhnlich die äußersten Cordonsposten beziehen. Auf die Beschaffenheit, den Schnitt und die Farbe der Unterkleider wird im Dienst gar nicht

gesehen, der obligate rothe Mantel, die Kappe, die rothe mit einer Unzahl von Bleiknöpfen verzierte Weste, hauptsächlich aber die Bewaffnung, die lange Flinte, der haarscharfe Handzar und zwei Pistolen machen den Serezaner. Das Serezanerkorps ist gewissermaßen die Elite der Grenze: die schönsten, kräftigsten, bestverhaltenen Männer werden dazu ausgehoben, welche in eigener Kleidung und eigenen Waffen ohne anderes Entgeld den beschwerlichen Cordonsdienst verrichten, nur daß ihr Haus und Hof steuer- und abgabenfrei bleibt.

In der Likka herrschen zwei Confessionen in ziemlich gleichem Verhältniß, die katholische und die griechische nicht unirte. Die Sprache ist die serbische und wird äußerst rein gesprochen. Für Volksbildung hat die Militärregierung der Likka, welche in der Stabsstadt Gospic ihren Sitz hat, wenig gethan, die nationalen Schulen sind im Zustande trauriger Verwahrlosung; besser eingerichtet, dagegen unbeliebt und von wenigem Nutzen sind die deutschen Kompagnieschulen. Der Likkaner ist im Allgemeinen bildungsfähig, begreift sehr schnell und hat großen Hang zu nationalen, besonders historischen Poesien, welche gleichwie bei den Serben zur Gusle abgesungen werden. Die Likka dürfte noch immer eine ergiebige Fundgrube für noch unedirte, herrliche Volkspoesien abgeben. Andreas Kacic und Vuk Stefanovic haben hier mit Erfolg geschöpft. —

Briefe eines deutschen Reisenden.

Aus Wien.

Glück auf! die russische Allianz schlägt hier zusehends tiefere Wurzeln und wächst mit Gottes Hilfe zu einem ehrwürdigen, weitschattenden Baum; bald überhängen seine Zweige den östreichischen Zaun und werfen auch dem guten deutschen Reich einige Forderungen fauler Aepfel in den Schooß.

Willkommen, Prinz Luitpold, willkommen, Herr v. der Pfordten in Wien! Sie werden sich überzeugt haben, daß Oestreich von Nikolai's Gnaden wieder faktisch und rechtlich die erste deutsche Macht ist. Herr D'Aspre spaziert à la Hohenstaufen durch Welschland und ein Feldmarschall-Lieutenant Schwarzenberg marschirt mit 20,000 Mann nach Baden, ein Beweis, daß „die östreichische Regierung den deutschen Zuständen wieder ihre Aufmerksamkeit schenken kann.“ Oestreich erklärt die Wahrung des Bundesfriedens für seine Sache, oder für Sache der Centralgewalt, was gleichbedeutend ist. Oestreich ist aus Deutschland nicht herausoctroyirt. Gottlob! Die Großdeutschen haben gesiegt und wie gesiegt? Ich fürchte, daß sie unter der Last ihrer Lorbeeren erliegen. Nicht nur das ganze Deutsch-

land soll es sein, sondern das ganze Mitteleuropa und ein Stück Asien obendrein. Nicht blos das ganze Oestreich, sondern auch das ganze Rußland gehört zum deutschen Staatenbunde.

Also stellen Sie das Haus Wittelsbach wie ein frommes Marienbild in den Schatten der mitteleuropäischen Bundesreiche und es ist für ewige Zeiten vor dem Blitzstrahl der Revolution geschützt, vor Hagelschlag, Markfäule und Mediatisirung. Auch das bairische Volk und das deutsche Volk gelangen dadurch zur ewigen Ruhe. Amen!

Herr v. d. Pfordten, der bairische Minister, soll 14 Tage hier bleiben; es gibt also bedeutende Arbeit. Die Herrn stricken an einem großdeutschen schwarzgelbgoldenen Bande, welches über den Wittelsbacher Wipfel hinweg um den Zähringer Fürstenstamm sich schlingen soll. Wenn nur die Würtemberger nicht so verteufelt gescheidt und wenn die Reutlinger Demokraten etwas lustiger wären. Die Rothen hat man hier sehr lieb; „die sind doch offen und ehrlich", sagt man. Struve und Blind haben für Großdeutschland gewirkt; einem Koujon, wie der Römer in Stuttgart, kann man nicht zu Leibe, und er macht Einem das Leben so sauer wie früher Gagern. —

Pfordten ist ein Biedermann, der als Leipziger Professor Juris, für mehr als römisches Recht geglüht hat und zu Ronge's Zeiten gegen die Ultramontanen das Schwert ziehen wollte. An den Deutschkatholiken gefiel ihm das Wörtchen „deutsch"; mit den Ultramontanen versöhnt ihn das großmäulige Wort „großdeutsche." Aus dem Professor ist ein Minister geworden, aber den Umgang mit Diplomaten hat er im Ministerium Oberländer schwerlich zu lernen Gelegenheit gehabt. Pfordten wird Niemanden für einen Diplomaten halten, der lieber Bier als Thee trinkt, einen guten Händedruck verführt und ein gemüthliches Lächeln im Gesicht hat. Hamlet's Wort, „that a man may smile, and smile, and be a Sch......." wird theoretisch leichter beherzigt als praktisch. Der Umgang mit Professoren ist dagegen für den gewöhnlichsten Diplomaten Kleinigkeit. Ich wünsche, mich zu irren, allein ich fürchte, der biedere Pfordten ist leicht zu bestechen, wenn man sich an die Großmuth seines guten deutschen Herzens wendet und dazu ein recht undiplomatisches einfältiges Gesicht macht. Letzteres wird dem Fürsten Schwarzenberg nicht schwer fallen.

Lieber Pfordten, wird er collegialisch beginnen, Sie sind unser Nothanker, Sie werden das Deutschthum in Oestreich retten. Die preußische Intrigue hat uns Rußland in die Arme geworfen. Europa weiß, wie uns das Herz dabei blutet, obgleich wir bei näherer Bekanntschaft mit dem Czaren gefunden haben, daß er den Ideen deutscher Bildung in der That nicht mehr feind ist, als wir selbst. Mais, vous savez la force des choses... Haben Sie nicht selbst in Ihrer echtdeutschen meisterhaften Kammerrede schlagend nachgewiesen, daß nur das deutsche Principat uns vor dem slavischen Fatum bewahren kann? Ich versichere,

wenn ein Hohenzoller heute Reichsvorstand wird, so erwachen wir morgen als Czechen, Hannaken, Serben, Russen, was weiß ich? Wir suchen ein Glas Wasser und finden Wodky; wir greifen nach einem Haselstock und sieh da, er nennt sich Kanthschu; wir wollen Guten Morgen sagen und herauskommt — Nix deitsch. Wär es nicht schrecklich? Was sollte dann aus den Reformen im Beamten und Unterrichtswaffen bei uns werden, mit denen Pipitz so fleißig sich beschäftigt, was aus der Verfassung vom 4. März? Und welchen unseligen Nachbar hätten Sie dann an Oestreich! Dagegen kann Oestreich, vereint mit Baiern u. s. w. — Preußen und Rußland in die Schranken rufen. Sie behalten freien Spielraum im Innern, Sie mögen die Kammern auflösen oder nicht, Oestreich deckt Sie nach allen Seiten so gut und besser wie Preußen, Sachsen deckt, und die Völker wird das Band der materiellen Interessen mit allen andern Banden aussöhnen...

Worin die „materiellen Interessen", die ein großdeutsches Hauptargument des Ministerraths Hermann aus München bilden, eigentlich bestehen? Erstens, in der Aufhebung der Zollschranken zwischen Tyrol und Baiern. Die guten Tyroler freuen sich schon jetzt darauf. Ihnen wäre die Vergünstigung zu gönnen. (Die Frage ist nur, ob Deutschland mit seiner Zukunft dafür zahlen soll.) Die loyalen Tyroler haben die Gewohnheit, bei jedem politischen Anlaß, er sei welcher Natur er wolle, Hoch! zu schreien. Ihnen ist Alles recht, wenn es in gemüthliche Phrasen eingehüllt aufgetischt wird. Verfassung oder nicht Verfassung, Großdeutschland oder Kleindeutschland, Kaiserthum oder Directorium, alles eins, — vorgesetzt, daß Ihr „Hansel" oder sonst ein Prinz die Sache mit einer kleinen Nebendosis goldener Berge vorträgt und sie mit dem vertraulichen Du anredet, so schreien sie: Hoch wie unsere Berge! Sie haben sich seit Jahren heiser geschrien; in diesem Falle wüßten sie doch wofür.

Zweitens, in den gelobten Ländereien, die im eroberten Ungarn süddeutschen Einwanderern versprochen werden. Die Idee ist Stadion's und nicht uneben. Sie kommt aber zu früh oder zu spät. Oestreich will mit Hilfe deutscher Colonisten Ungarn bändigen, den Magyaren ein Gegengewicht geben, und zwischen Nord- und Südslaven einen trennenden Keil schieben. Um diesen Zweck zu erreichen, müßte wenigstens die Hälfte des bairischen Volkes, in einer gedrungenen und wehrhaften Masse einwandern. Die Colonie müßte sich selber vertheidigen. Oestreich, welches 300,000 Sachsen in Siebenbürgen preisgeben mußte, würde einige tausend deutsche Bauern an der Theiß gegen die nationale Eifersucht von Slaven und Magyaren nicht einmal unter vormärzlichen Zuständen zu schirmen vermögen, — viel weniger, nachdem es aus Maryarien ein zweites Polen gemacht haben wird. Oder soll der deutsche Colonist sich dort von Rußland protegiren lassen und mit den Batuschkas Brüderschaft trinken oder, wozu Vetter Michel's Natur am meisten neigt, seinen Kindern magyarische Sporen und Dol-

man anziehen? Nein, der deutsche Landmann, der seine Heimath einmal aufzugeben entschlossen ist, trage die Wiege seiner Kinder lieber nach Pensylvanien.

Auf ein paar hundert Meilen Entfernung mehr kommt es nicht an. Der weite Ocean ist keine Kluft, sondern eine Brücke zwischen Alt- und Neudeutschland. Selbst unter den Rothhäuten wird er sich nicht so verloren fühlen, wie auf den Pußten, aus deren Grunde das Blut der Völkerhetze zum Himmel um Rache schreit ....

Doch Predigen ist eitel. Und spräche Schwarzenberg zehnmal offener und burlesker als meine Phantasie ihn sprechen ließ, er würde den Professor und Minister Pfordten doch gewinnen, denn Pfordten muß bereits mit unheilbarem Großdeutschthum geschlagen sein, sonst hätte er unmöglich als Ritter „der glorreichen 1000-jährigen Partikulargeschichte", als Paladin der bairischen Politik, nach Wien kommen können.

Großdeutschland hat nur noch einen Lindwurm zu erlegen, und der heißt: Magyarien. Es ist wahr, aller Unternehmungsgeist, alle Ritterlichkeit, alle Energie stehn auf magyarischer, alles Zopfthum auf östreichisch-russischer Seite — ich werde dies Thema nächstens ausführlich behandeln — aber die slavisch-östreichische Sündfluth wird den stolzen Felsen untergraben; die ungeheuere Majorität der Flinten- und Kanonenkugeln wird abstimmen und das Magyarenvolk zum Schweigen bringen, auf ein Jahrfünf wenigstens. Dann wird Oestreich den deutschen Zuständen eine noch größere Aufmerksamkeit schenken als jetzt. Es wird ja hoffentlich nicht an einem zeitgemäßen Krawall da oder dort in Mitteldeutschland fehlen, der die Hilfe der ersten deutschen Macht wünschenswerth erscheinen läßt. Diese wird sogar genöthigt sein, wie Rußland in Ungarn, die eigenen Feinde auf deutschem Gebiet zu bekämpfen. Der Kreuzzug wird nicht gegen das constitutionelle Unwesen gerichtet sein, — behüte, — nur gegen die Umsturzpartei, welche, unter dem Vorwande, für eine Verfassung zu kämpfen, mit communistischem Zahn an den Wurzeln der Gesellschaft nagt. Und dann wird ein Tag kommen, da man sagen wird: Das Jahr 1848 ist ein schöner Traum gewesen.

Wenn Sie wüßten, welche Pläne in den Salons unserer militärischen Diplomatie mit gemüthlicher Offenheit besprochen werden, so würden Sie meine Worte nicht als Schwarzmalerei belächeln, wie Sie jetzt wahrscheinlich thun. — Trösten wir uns mit dem Sprichwort: Man soll den Tag nicht vor dem Abend tadeln.

Kleine Briefe der Grenzboten.

Die Cholera in Breslau. Eine Anfrage von H. T. in Breslau. — Vor einem Jahr strich das Gespenst der Cholera durch die Straßen und Wohnungen Breslaus, viele Opfer hat sie damals gefordert und die Bewohner von Breslau athmeten tief auf, als der Würgengel von ihnen schied. Aber zu leicht war es ihr geworden in unseren engen Gassen, den hohen finstern Häusern, den schmutzigen und unreinlichen Wohnungen der massenhaften Armuth ihre Beute zu fassen. Sie kam wieder; und das Grauen und Entsetzen der letzten Wochen, welche wir durchlebt haben, vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Das schwarze Gespenst trat in den heißen Tagen zuerst einzeln auf, es kauerte zusammengedrückt an den Bettpfosten armer Leute, dann wuchs es größer und immer größer, sprang von Giebel zu Giebel, huschte Trepp auf, Trepp ab, zeichnete ganze Wohnungen, ganze Häuser mit dem Kreuz des Todes, endlich breitete es seine Riesenflügel über die gesammte Stadt aus und warf seine Opfer zu Hunderten auf den Todtenkarren. Siebzig, achtzig, hundert Leichen an einem Tage! Das Volk schrie entsetzt: der schwarze Tod! und zitterte vor dem Untergange der Stadt, auch dem Herzhaften wurde ängstlich zu Muth, wenn er die Anzahl der Särge sah und die Verwüstung so vieler Familien. Vergebens versuchten die Aerzte durch alle möglichen Reizmittel das schnelle Aufhören der Lebenskraft an ihren Patienten zu hemmen, die Einen geben Opium und Phosphoräther, Andere veratrum album, ein junger demokratischer Arzt Lewy glaubte endlich gar im Höllenstein das Radicalmittel gefunden zu haben. Die Seuche spottete aller Arzeneien, im Verlauf von 4 bis 5 Stunden verwandelte sie den Gesunden in eine Leiche. Unerklärt in ihrem Wesen, geheimnißvoll das tödtliche Gift in die Adern des Erkrankenden tröpfelnd, riß sie Alt und Jung, Reich und Arm mit ihren Krallen zu Boden. Viele tüchtige Männer hat Breslau verloren, die Universität, die Beamtenwelt, der Arbeiterstand haben gleichen Grund zur Trauer. Noch ist die Anzahl der Erkrankungen sehr groß, aber die intensive Wuth der Krankheit ist verringert; der Verlauf der Krankheit ist langsamer, und der Heilkunde wird Gelegenheit, mit einigen Erfolg gegen den Dämon zu kämpfen. Ihr Blatt macht es sich zur Aufgabe, die bedeutenden Erscheinungen des deutschen Lebens dem Publikum darzustellen; — können Sie uns Breslauern etwas Sicheres über die Natur und das Wesen der gespenstischen Erscheinung mittheilen, welche unsere Stadt in Trauerfarbe gehüllt hat, so thun

Sie es. Was unsere Aerzte lehren, ist so widersprechend und so ungenügend als möglich. Kennt man die Ursache der Cholera? Kennt man den Verlauf der Krankheit in den innern Organen des Menschen? Gibt es auf dem weiten Erdenrund kein Heilmittel, welches sie vertreiben kann?

Das Wesen und die Heilung der Cholera. Die Redaction entspricht dem Wunsch des geehrten Einsenders und gibt ihm auf seine Fragen die Antwort, welche bei dem gegenwärtigen Standpunkt der medicinischen Wissenschaft gegeben werden kann. Wir haben das Recht, einiges Vertrauen für unsere Auskunft in Anspruch zu nehmen, da sie von einer der Autoritäten herrührt, welche in neuster Zeit im Gebiet der Heilkunde als Reformatoren aufgetreten sind, und welche dadurch, daß sie die gesammte Heilkunde auf eine vernünftige und sichere Grundlage gestellt haben, eine totale Umwälzung der alten Heilmethoden und eine Vernichtung der anmaßenden Charlatanerie unwissender Aerzte herbeiführen werden.

Es wird in einer Zeit, wo ein ehrlicher Mann alle Ursache hat, um die Gesundheit seines Körpers besorgt zu sein, unseren Lesern Interesse gewähren, über die neue Richtung und den bedeutenden Fortschritt, welche die Heilwissenschaft in unserer Zeit gefunden hat, Näheres zu erfahren. In einem der nächsten Hefte werden die Grenzboten dies in Anspruch nehmen.

Aus dem Folgenden wird unser anfragender Freund sehen, daß die Wissenschaft den letzten Grund der Cholera noch gar nicht, den Entwicklungsproceß der Krankheit im Körper nur zum Theil kennt. Deshalb können auch die zu reichenden Mittel noch nicht mit Sicherheit als radikale betrachtet werden. Ein wichtiges Ding für unsere Medicin ist die Ehrlichkeit, hat man sich erst klar gemacht, was man nicht weiß, so ist Hoffnung da, daß fortgesetztes Beobachten und Forschen das Fehlende ergänzen wird. — Das Heilmittel, welches unsere ärztliche Autorität empfiehlt, stimmt — nebenbei gesagt — in der Hauptsache, in der Anwendung einer Menge warmer Flüssigkeit mit der Heilmethode, welche in Paris als glänzendes Mittel gefeiert wird. Der französische Arzt heilt durch heißen Thee von Kamillen u. s. w. in ungewöhnlich großen Massen genommen. Das Nähere darüber haben in diesen Tagen die meisten deutschen Zeitungen mitgetheilt. — Wir lassen Einen, der weiser ist, als wir, selbst reden:

„Das Wesen der Cholera ist bis jetzt den Aerzten noch ganz unbekannt geblieben, nur zwei wichtige Veränderungen sind regelmäßig in den Leichen von Cholerakranken gefunden worden, welche einiges Licht auf diesen Krankheitsproceß werfen. Die eine derselben besteht in entzündlicher Affection der Darmschleimhaut (vorzugsweise des dünnen Darmes), und zwar in sehr verschiedenem Grade, mit Ausscheidung einer enormen Menge von wässrigen Bestandtheilen des Blutes; die andere besteht dagegen in einer Entartung des Blutes und zwar in der Regel in so bedeutender Eindickung desselben, daß die Circulation erschwert und selbst gehemmt wird. Die letztere Veränderung, die Eindickung des Blutes, welche höchst wahrscheinlich durch

den großen Wasserverlust des Blutes im Darme hervorgerufen wird, ist insofern die wichtigere und die zunächst zu berücksichtigende, als durch sie die Stoffwechsel in den Organen aufgehoben und somit der Tod herbeigeführt wird. Die Frage, welche von diesen beiden Veränderungen die frühere sei, ob die Darmaffection erst die Blutentartung, oder umgekehrt diese jene nach sich ziehe, läßt sich noch nicht mit Sicherheit beantworten. Doch sprechen viele Sectionsbefunde für das Entstehen der Blutalteration aus der Darmaffection. Alle übrigen beim Kranken und Leichname wahrnehmbaren Veränderungen lassen sich aus den genannten beiden Entartungen erklären.

Was die Heilung der Cholera betrifft, so ist bis jetzt von den Aerzten ganz erfolglos gegen diese Krankheit und zwar mit den verschiedenartigsten Mitteln gekämpft worden. Die einen bestrebten sich die Ab- und Aussonderung im Darme zu hemmen, die andern suchten dagegen die unterdrückte Haut- und Nierenthätigkeit zu beleben, und noch andere bemühten sich durch starke Erregung der Herzthätigkeit den Blutkreislauf wieder ordentlich in Gang zu bringen, ohne dabei aber zu bedenken, daß das so dicke Blut, wenn das Herz auch noch sehr drückt und pumpt, doch nicht durch die feinen Aederchen des Körpers geschafft werden kann. Das Natürlichste dürfte aber wohl sein, zuvörderst der gefährlichsten, todbringenden Erscheinung, der Störung der Blutcirculation, zu begegnen, also das Blut zum Fließen überhaupt wieder tauglich, das eingedickte Blut flüssig zu machen, damit die Stoffmetamorphose, das Leben, nicht aufhöre. Dies kann aber nur durch Einführung des Wassers in das Blut ermöglicht werden, und deshalb ist Wasser (vorzüglich heißes, weil dieses schneller in die Blutgefäße aufgenommen wird und eine auflösendere Kraft als das kalte Wasser hat), gleich zu Anfange der Krankheit (nicht etwa erst dann, wenn Patient schon im Sterben liegt) in großer Menge und in kurzen Unterbrechungen immerfort, wenn es auch anfangs wieder ausgebrochen wird, getrunken (und auch durch Klystiere beigebracht), das beste und rationellste Mittel gegen die Cholera. Die Darmaffection zu heben überlasse man nur ruhig der Natur, diese scheint besser für die irritirte Schleimhaut des Darmkanals zu sorgen, als die Aerzte mit ihren gewaltigen aber nichtsnutzigen Mitteln. Der Unterzeichnete sah im Jahr 1830 zu Warschau in Militärspitälern die glänzendsten Erfolge von der Behandlung der Cholera blos mit heißem Wasser. Daß aber diese Behandlungsweise weder bei den Kranken noch Aerzten Eingang finden wird, davon ist derselbe fest überzeugt: Denn wie sollte gewöhnliches Wasser, das nicht einmal in der Apotheke bereitet wird, so große Dinge thun können?"

Prof. Bock in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.



